
HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Arnold von Tideböhl.

Einundvierzigster Jahrgang.

XLVII. Band.

Riga.
Jonck & Poliewsky.
1899.

Inhalt.

Bd. XLVII.

Kriegstagebuch
des Frhrn. Reinhold v. Vietinghoff*) vom J. 1806/7.

Den 23. December 1806 kam ich beim Tartaren Regiment zu Pferde an, nachdem ich eine unangenehme und langweilige Reise bei dem schlechtesten Wege und veränderlichsten Wetter über Wilna, Grodno, Bialastock und diesen Theil Preußens gemacht hatte. Das Regiment fand ich in dem Dorfe Duchui nicht weit von dem Städtchen Snedowa, wo das Hauptquartier des General Majors Baggohuwud war, der die Avantgarde komandirte. Das Hauptquartier von General Beningsen mit dem General-Staabe befand sich in dem Städtchen Nowogrodeck etwa 6 Meilen hinter uns entlegen. Den 25. erhielt unser Regimentschef Oberstl. Knorring den Auftrag eine Expedition auf das Städtchen Brocka zu machen. Durch die Spitzbuberey eines Juden, der unser Wegweiser war, langten wir in der Nacht um 12 Uhr bei dem schändlichsten Wetter, anstatt nach Brocka vor dem Städtchen Ostrowa an. Da Knorring hier Feinde vermuthete so ließ er gleich recognosciren und überzeugte sich auch balde davon. Der Jude erhielt seinen Theil und Knorring forderte gleich 2 freiwillige Offiziere mit 20 Mann auf um das französische

*) Wahrscheinlich Reinhold Johann Peter Frhr. v. Vietinghoff, Erbherr auf Werrafer und Immafer, geb. 1770, † als Oberstlieutenant in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Das vorliegende Tagebuch verdanken wir der Güte des Herrn Landraths H. von Bock. D. Red.

Piquet zu attakiren, während welcher Zeit er das Städtchen wolle ordentlich recognosciren lassen. Ich als neu angekommener Offizier wollte keinem diese Aufforderung cediren, sondern unternahm dieses Geschäft mit einem Kornet und den 20 Mann, wozu Knorring noch 20 Kosaken hinzufügte. Bis auf 20 Schritt gieng ich während heftigem Schießen auf das Piquet los, theilte alsdann meine Mannschaft, gab die eine Hälfte dem Kornet mit dem Befehl von der einen Seite gleich einzuhauen, wenn er hören würde, daß ich von der andern Seite mit einem Hura attakiren würde. Wir hatten uns auf dieser Art bis auf etwa 100 Schritte unter beständigem heftigen schießen genähert, als wir mit einem Hura die Atake machten und auch zu gleicher Zeit einhieben. Wir warfen das Piquet sogleich, machten 9 Gefangene, säbelten viele nieder und bemerkten durch die Erleuchtung des Wachtfeuers wie der Rest nach dem nahgelegenen Reistel [?] zerstreut sich zurückzog und von dort wieder zu schießen anfing. Das ganze Piquet konnte ungefähr 60 Mann stark gewesen seyn und bestand aus lauter Tirailleurs. Das Schießen der Franzosen hörte gar nicht auf und die Kugeln pfiffen mir beständig um die Ohren, eine Musik die ich noch nicht gehört hatte. Knorring ließ Apell blasen, wir mußten uns zurückziehen und ich überlieferte ihm die gemachten Gefangenen. Er hatte durchs recognosciren erfahren, daß in dem Städtchen mehrere tausend Mann feindliche Truppen, Infanterie und Cavallerie, lagen, die da anfingen ihre Mannschaft zusammen zu ziehen und ihre Front zu ordnen und hielt es daher für rathsamer sich in aller Stille davon zu machen. Die Dunkelheit der Nacht und das heftige Schneegestöber waren Schuld daran, daß ohnerachtet des heftigen Schießens nur ein Soldat leicht blessirt und mein Pferd durch den Fuß geschossen wurde. Nachdem wir den 26. Morgens nach Snedowa zurückgekommen waren, erhielten wir den Befehl, da die Armee nach Altpreußen marschire, zur nunmehrigen Avantgarde wieder zu eilen. Diesen Marsch mußten wir längst der Chaine der französischen Vorposten machen und da traf es sich einigemahl, daß wir, besonders des Nachts beym Patronilliren mit sie ins Handgemenge geriethen. Sie zogen aber jedesmahl den Kürzeren, denn wir verstanden mit unsern leichten Pferden und mit unsern Piken besser zu flanquiren und zu arbeiten, und stachen und säbelten so manchen vom Pferde. Bey einer

solchen Jagd traf es sich, daß ich mit einem französischen Offizier zusammen kam. Er zug auf mich los mit der Pistohle in der Hand und den Säbel am Arm und auf etwa 10 Schritt feuerte er auf mich, und griff auch gleich nach seinem Säbel. Die Kugel pfiff mir dicht vorbey; ich wandte mein Pferd etwas und ließ ihn mit sein schwerfälliges ungewandtes Thier vorbey rennen, worauf ich ihm nachsetzte und einige derbe Andenken mit meinem Säbel auf dem Kopf gab. In dem Städtchen Knischin erhielten wir den 1. Januar 1807 den Befehl nach Bialostock zu marschiren um in der dortigen Gegend alle Marodeurs und Traineurs aufzufangen, sie an ihre Commandos abzufertigen und die gute Polizei und Ordnung im Rücken der Armee wieder herzustellen. Den 20. Januar wurde ich aus Bialostock von Knorring als Courier zu General Beningsen abgefertigt. Ich machte eine Reise von 48 starken Meilen durch Alt-Preußen und fand das Hauptquartier von Beningsen in dem Dorfe Jankendorf zwei Tage Märsche von Allenstein, von wo er sich zurückgezogen hatte. Ich fand im Hauptquartier auch unsern alten General Knorring und Graf Tolstoy, die mich sehr gütig empfingen und an denen ich auch Briefe abzugeben hatte. In der Nacht zwischen dem 22. und 23. brach die Armee auf und ging nach Wolfsdorf, die folgende Nacht nach Frauenstein, und den 25. Morgens ganz früh nach Landsberg. General Knorring nahm mich diese drey Märsche auf seinen Schlitten, erzählte mir so manches von unserer jetzigen Lage und beschrieb mir die Fehler die B. in seinem Operationsplan bis jetzt gemacht, konnte es ihm aber gar nicht vergeben daß er Allenstein verlassen und nicht dort eine Schlacht geliefert habe. Man behauptete, daß unsere Armee auf dem Rückmarsch von Allenstein an gegen 25,000 Mann verlohren habe. Es ist auch sehr begreiflich, denn die französische Armee folgte uns auf dem Fuß und schlug sich mit unsere Arieregarde in einem fort herum und hatte allso immer den Vortheil des Angriffs. Den letzten Rückzug bis Landsberg hatte der Feind uns nicht verfolgt. Gleich nach dem Ersten fanden er sich aber ein und griff unsere Avantgarde in 3 Colonnen an. In demselben Augenblick wurde ich von Bennigsen wieder abgefertigt und erhielt auch zugleich Aufträge an General Essen den I. Die Kanonade war schon sehr stark geworden, wie ich aus der Stadt fuhr und ich konnte außerhalb

derselben von einer Anhöhe alles deutlich übersehen. Hernach habe ich erfahren, daß der Feind geschlagen worden und daß ein guter Freund von mir Michel Golitzin, Adjutant bey Graf Tolstoy, und Oberster Priauda*) geblieben sind, deren Verlust mir sehr nahe gegangen ist. — Ich fand auf meiner retour das Regiment nicht mehr in Bialostock, sondern in dem Städtchen Klein Plotzk, wo es wieder zur 6. Division gestoßen war und dort in der Avantgarde sich befand. Bis den 2. Febr. standen wir mit der 6. Division noch unter dem Befehl des General-Lieutenants Essen des I., erhielten aber an diesem Tage den Befehl uns von seinem Corps zu trennen und zur Hauptarmee zu Bennigsen zu stoßen. Unser Divisionscommandeur Generalmajor Sedmoratzky brach auch an demselben Tage auf und traf den 13. Febr. in Bischofstein ein, wo er auf erhaltenen Befehl sein Hauptquartier nahm und die Division nach der gegebenen Dislocation verlegte. Generalmajor Otto Knorring kommandirte die Avantgarde, bey welcher sich unser Regiment befand, nahm sein Hauptquartier in Selburg und zog mit seinen Truppen die gehörige Chaine. Auffallend ist die unterschiedene Lebensart mit dem Bauer in Neuostpreußen gegen den Bauern in Ostpreußen und im sogenannten Ermelande. Ersterer lebt sehr armselig in schlechten Rauchstuben mit seinem Vieh zusammen, aber dem ohnerachtet doch noch immer besser als sein Nachbar unter russischem Scepter. Der Bauer in Altpreußen hingegen und besonders im Ermelande, lebt in reinlichen Stuben, hat seinen Kachelofen, hübsche Fenster, seine Wanduhr, hübsche Bilderchen, trinkt seinen Caffe, ißt Mittags und Abends Fleisch und trinkt sein Bier dazu. Seine übrige Wirthschaft ist mit viel Ordnung eingerichtet; mit einem Wort man bemerkt Wohlstand bey ihm. Ueberdem ist er gastfrey und freundlich gegen einen jeden. — Den 14. Februar ritten wir mit Generalmajor Knorring und einem kleinen Comando nach dem Dorfe Rosberg um den Feind zu recognosciren. Wir fanden ihn dort ziemlich stark und 3 Kanonen, schickten einige Flanqueurs heraus, ließen uns aber in weiter nichts ein, sondern marschirten zurück. Ein Rittmeister von uns, der mit die Flanqueurs ritt, war so brav daß er bis auf 6 Schritt auf einen französischen Flanqueur jug; da

*) Der letzte männliche Sproß des livländischen Adelsgeschlechts v. Priauda. Die Red.

aber ein breiter Graben ihn hinderte herüber zu setzen, holte er seine Pistole heraus und so schossen beyde mehrere mahl einer auf den andern. — Den 15. ging unser Oberstl. Knorring mit meiner Eskadron und noch einer, wiederum nach Rosberg. Wir griffen das Dorf von verschiedenen Seiten an, fanden aber wenig Wiederstand, weil ein kleines Comando Cavallerie bald reißaus nahm. Der Feind hatte unsren Anmarsch erfahren und sich früher zurückgezogen. Wir verfolgten ihn eine halbe Meile und kehrten alsdann nach Rosberg zurück und verzehrten mit vielem Apetit das Mittagsmahl, welches der französische Oberster Colmar bey dem dortigen Geistlichen bestellt hatte. Den 18. gieng Generalmajor Knorring und unser Knorring mit meiner Eskadron und 2 andern Eskadronen von unserm Regimente, 2 Cosaken Regimenter und 60 Scharfschützen nach Allenstein um es zu recognosciren und wo möglich zu nehmen. Wir hatten einen Weg von 6 Meilen zu machen. So wie wir nahe genug waren, schickte unsere Avantgarde gleich Flanqueurs heraus und fing das Vorposten Gefecht mit aller Lebhaftigkeit an und drängte den Feind bis ans Thor der Stadt zurück, wo er aber von seinen Tirailleurs gedeckt sich setzte und uns scharfen Wiederstand that. Generalmajor Knorring beorderte gleich unsere Scharfschützen voraus, die gemeinschaftlich mit unserer Avantgarde so brav und meisterhaft das Thor angriffen, daß es bald vom Feinde gereinigt war und wir in die Stadt sprengen konnten. Der Feind wurde nun von einer Gasse zur andern getrieben bis er endlich zur Stadt herauslief, vorher aber derben Wiederstand that und sowohl in den Gassen als aus den Fenstern der Häuser und von den Dächern fortwährend auf uns schoß. Wir verfolgten ihn einige Werste, kehrten aber alsdann nach Allenstein zurück. Obgleich der Feind 3 Kanonen und viele Tirailleurs hatte, die verzweifelt auf uns schossen; so haben wir doch wenig verlohren. Wir machten 18 Gefangene und befreiten aus der französischen Gefangenschaft einen russischen Offizieren und 85 Gemeine von verschiedenen Regimentern. Um auf unserm Rückmarsch nach Selburg nicht abgeschnitten zu werden, so wurde ich mit einem Comando außerhalb der Stadt etwa 2 Werst an einem Walde gestellt. Der Feind hatte dort noch eine Kolonne versteckt gehalten — jenseit dem Fluß — die auf uns an zu schießen anfing. Die Kugeln flogen uns aber über den

Kopf, nur eine gab meinem Kornet eine solche Contusion daß er vom Pferde geworfen wurde und mehrere Minuten wie todt liegen blieb. Er erholte sich aber balde wieder. Indem ich auf meinem Posten stehe, höre ich Apell blasen und gleich darauf einen meiner Unteroffiziere rufen, daß französische Cavallerie aus dem Walde rücke. Ich ritt vorwärts um mich davon zu überzeugen und sah, daß es nur ein französischer Offizier war, der mit einem Trompeter wahrscheinlich als Parlamentaire ritt. Er kam langsam auf mich zugeritten und ließ öfteren Apell blasen, worauf ich ihm winkte näher zu kommen. Er war den Morgen als Parlamentaire nach Gudstadt geschickt worden. Ich lieferte ihn mit verbundenen Augen an General Knorring ab, der ihn mit einem Convoi bis zu die feindlichen Vorposten schickte. Hierauf marschirten wir nach Selburg zurück und ließen bloß ein Cosaken-Regiment in Allenstein. — Auf unserm Marsch mit der Division zu Beningsen hatte ich und Rittmeister Kochius den 9. Febr. uns nach Königsberg abgebeten, weil wir nur 8 Meilen davon entfernt waren und gerne sehen wollten. Wir fanden dort alle Wirthshäuser und viele Privathäuser so besetzt, daß wir nach langem suchen endlich ein kleines Zimmer in einen Privathause fanden. Die Theuerung war sehr groß. Nachdem wir uns gut amüsirt hatten und unsern Einkauf gemacht, reisten wir den 12. wieder ab. Wir nahmen unsern Weg über Preußisch Eilau um das Schlachtfeld der merkwürdigsten Schlacht, die am 26. Januar vorfiel, zu besehen. Es war ein schauerlicher Anblick beym hellen Mondschein — denn wir waren die Nacht angekommen — das Schlachtfeld zu sehen, auf welchem wenigstens noch 2000 Leichen lagen, obgleich von denen umliegenden Aemtern Leute zum begraben bestellt waren, die von dem Tage der Schlacht an sich damit beschäftigten. Die meisten Leichen lagen nackend, einige hatten wenige Kleidungsstücke an und wenige waren noch bekleidet, außer die französischen Kürassiere, die ganz geharnischt sind und wahrscheinlich unter heftigem Kartätschenfeuer gerathen waren, denn sie lagen eine ganze Strecke, neben dem Pferde der Reiter in voller Rüstung. Außer den Leichen war das ganze Feld wie besäet mit erschossenen Pferden und herumliegenden Munitionsstücken aller Art. Unter deren Leichen konnte man die Franzosen sehr gut erkennen, denn ihr Körper war viel weißer und sie lagen alle — beinahe müßte ich

sagen in einer theatralischen Stellung. Die Zahl der franz. Leichen war ungemein viel größer als die der Russen. Ein solches Schlachtfeld zu sehen ist ein rührender und erschütternder Anblick. Wie viele schöne Männer lagen nicht entseelt dort, die jetzt dem Staate entrissen sind. Wie viele Eltern, Geschwister, Weiber, Bräute und Geliebte weinen nicht über den Verlust der ihrigen und verfluchen den verheerenden Krieg. — Man sagt, daß bey Preusch Eilau von beyden Seiten gegen 50000 Mann geblieben sind, von welcher Zahl die Franzosen weit über 30,000 Mann verlohren haben. — Bis den 7. März war nichts wesentliches vorgefallen. Wir sind in dieser Zeit hin und her marschirt um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, haben täglich den Kanonendonner in den Entfernung gehört, haben aber weder ein Scharmützel auch nicht einmal ein kleines Patrouillengefecht mit dem Feinde gehabt. Vom 7. März bis den 12. May haben wir so ruhig gestanden als in Friedenszeiten und waren in sehr hübsche preußische Dörfer verlegt, die nicht viel schlechter sind als unsere kleinen Städte Rußlands. In dieser Zeit hat blos der Cosaken-General Platow sein Wesen getrieben, den Feind in einem fort beunruhigt und viele Gefangene gemacht. Von unserm Regiment wurde abwechselnd nur eine Eskadron auf die Vorposten geschickt. Den 12. May traf mich die Reihe und ich ging mit meiner Eskadron und 40 Mann von einer andern Eskadron nach die Dörfer Freudenberg und Rosberg, wo ich bis zum 18. stand. Es fiel weiter nichts vor als daß sich täglich bey mir mehrere französische Ueberläufer meldeten. Den 18. mußte ich nach dem Dorfe Tollacken marschiren, wohin sich unser Regiment versammeln sollte. Den 23. wurden wir Eskadroncommandeurs in der Nacht zum Regimentscommandeur gerufen, der uns die geheime Nachricht mittheilte, daß den andern Morgen um 5 Uhr die ganze französische Armee längst dem Fluß Alle auf allen Punkten attakirt werden soll und gab den Befehl uns in Bereitschaft zu halten, weil er den Morgen um 2 Uhr mit dem Regiment ausrücken würde. Unser Oberstl. Knorring war zum Unglück für uns nicht beym Regiment, sondern mehrere Meilen davon entfernt um seinen kranken Fuß zu pflegen, wodurch wir leider nicht bey der Attake von Gutstadt gegenwärtig waren, denn unser Regimentscommandeur hielt sich wohlweislich mit dem

Regiment in einer solchen Entfernung, daß wir überall das Schießen am andern Morgen deutlich hören aber nichts sehen konnten. Die Attake ist ungemein glücklich vor sich gegangen, der Feind wurde überall zurückgedrängt, bis hinter den Fluß Pasarge getrieben und Gutstadt genommen; die ganze Obose und viel Gepäck fiel in unserer Hände und bey dieser glücklichen Begebenheit hatten wir nicht einmal das Zusehen, sondern erfuhren alles durch andere, welches uns ungemein ärgerte. Ein paar hübsche Anekdoten haben sich bey der Einnahme von Gutstadt zugetragen. Einer unsere Generale erhielt den Befehl durch einen abgeschickten Adjutanten, ein französisches Lager anzugreifen. Er hielt es aber für rathsamer es nicht zu thun, sondern auf seinem Fleck stehen zu bleiben. Derselbe Adjutant kommt mit dem Befehl wieder zu ihm, daß der General mit seinem Regiment auf einen andern wichtigen Posten marschiren sollte. Mittlerweile hatte er aber bemerkt, daß der Feind das Lager selbst verlassen habe; er versichert also dem Adjutanten, daß er nach dem ersten Befehl zuerst das Lager attakiren müsse. Obgleich nun der Adjutant ihn zu überzeugen sucht, daß das Lager leer sey, so läßt er sich doch nicht abhalten, sondern attakirt das leere Lager mit Kanonen und in aller Form und läuft zuletzt Sturm darauf. Nachdem er es nun so meisterhaft eingenommen hatte, so freut er sich mit seinen Offizieren ungemein über die ausgeführte Bravour und im Springen und Tanzen schreien sie alle durcheinander „Nun können wir doch auch sagen daß wir brave Kerls sind; nun haben wir doch auch Pulver gerochen." Ein anderer General, indem er mit seiner Colonne marschirt, sieht er eine feindliche, sehr viel schwächere Colonne auf einer Anhöhe stehen. Alles bittet ihn selbige zu umzingeln und gefangen zu nehmen. Er will es aber nicht glauben, daß es Feinde sind, obgleich man es ganz deutlich sehen konnte. Nach langem Ueberlegen entschließt er sich endlich 2 Bataillone zum recognosciren hinzuschicken. Wie diese ankommen, werden sie mit einem Kugelregen empfangen und müssen sich zurückziehen. Obgleich er sich nun vollkommen überzeugt hatte, daß es der Feind sey, so wagt er es doch nicht den halb so starken Feind gerade anzugreifen, sondern schickt ihm reitende Artillerie in die Flanke. Diese mußte durch einen dazwischen liegenden Morast einen großen Umweg nehmen. Sobald nun der Feind es bemerkt und sieht

daß man es nicht wage ihn zu attakiren, so zieht er sich in Gegenwart des Generals durch eine einzige Lücke die ihm noch offen war durch und entschlüpft auf der Art seinem unvermeidlichen Untergang. Wenn unsere Generale in der Art handeln, ist es dann wohl möglich, daß man irgend einen Feind besiegen kann, geschweige denn einen so klugen und erfahrenen Feind als der Franzose ist? — Den 25. und 26. mußten wir längst der Alle hin und her marschiren um die Communication zu erhalten und den 27. früh erhielt unser Knorring den Befehl mit seinem Regiment und einem Cosaken-Regiment nach dem Gute Bergfried, an der Alle gelegen, zu marschiren und von dort fleißig Patrouillen gegen den Feind zu schicken und seine Bewegungen zu beobachten. Den 28. May wurde ich mit 15 Mann von meiner Eskadron und 20 Cosaken als Patrouille geschickt und erhielt den Befehl bis am Fluß Pasarge, der von Bergfried 4 Meilen entlegen ist, zu gehen und unfehlbar den Feind zu entdecken. Das Gut Bergfried liegt hart an der Alle. Diese mußte ich zuerst passiren um meinen Weg nach der mir gegebenen Marschroute bis zur Pasarge verfolgen zu können. Ich marschirte den Morgen um 7 Uhr aus mit gehöriger militärischer Vorsicht und von guten Wegweisern geführt und langte gegen Mittag bis an der Pasarge an, ohne etwas vom Feinde entdeckt zu haben. Da ich Befehl hatte durchaus den Feind zu entdecken, so ging ich über der Pasarge etwa noch eine halbe M. bis zu einem Dorfe, ließ aber auf beyden Seiten flanquiren und recognosciren. Indem ich mich in dem Dorfe bey den Bauern nach dem Feinde erkundige — welche mir eben versicherten, daß nirgends etwas vom Feinde zu sehen wäre — kam einer von denen Flanqueurs, die mir rechts waren, mit der Nachricht angesprengt, daß ein Commando feindlicher Cavallerie von etwa 12 Mann auf uns zugeritten käme. Ich machte mich gleich mit meiner Mannschaft aus dem Dorfe in der Absicht dieses kleine Comando anzugreifen, sehe aber daß der andere Flanqueur von derselben Seite auch auf mich zugejagt kommt. Er erzählte mir, daß außer diesem kleinen Commando einen ganze Eskadron, feindlicher Cavallerie hinter einem Berge der nicht weit vom Wege lag, sich ziehe, um uns den Weg abzuschneiden. Hier war nun nicht länger zu warten und ich befahl meinem Comando im scharfen Trab den Rückweg zu nehmen. Die beyden Cosaken, die ich

auf der andern Seite hatte flanquiren lassen, kamen ventre a terre auf mich zugesprengt, und berichteten, daß in einem Dorfe etwa eine Werst vom Wege auch eine Eskadron feindlicher Cavallerie sich eben zu Pferde setze um uns zu attakiren. Nun ließ ich ausgreifen was die Pferde laufen konnten, weil es Tollheit gewesen wäre sich mit dieser Uebermacht in Gefecht einzulassen. Wie ich mich auf der Art der Pasarge wieder nähere und einen Berg noch zu umreiten habe um auf der Brücke zu kommen, werde ich von einigen 30 Mann Chasseurs a Cheval, die sich dort im Hinterhalt gelegt hatten, mit dem Säbel in der Hand angegriffen. Ich kommandire gleich Rasipnoi Ataka (ungeschlossene oder auseinander geworfene Attake) und warf mich ihnen mit so einer Gewalt entgegen, daß meine Mannschaft gleich 7 vom Pferde stieß und niederhaut und 2 Gefangene macht; die übrigen zogen aber aus. Nun eile ich über die Brücke und verfolge meinen Rückweg en cariere. Die beyden feindlichen Eskadrone verfolgten mich, in der Entfernung von etwa einer Werst, beinahe eine halbe Meile mit aufgehobenem Säbel. Da sie aber bemerkten, daß unsere Pferde leichter und schneller waren, so gaben sie den Versuch auf, uns einzuholen. Wie ich mich in Sicherheit befand, ritt ich wieder im Schritt und erfuhr von meinen beyden Gefangenen daß sie schon in der Entfernung bemerkt wie ich angekommen sey und ihr kommandirender Major sich schon im voraus gefreut uns alle ohne Gegenwehr zu fangen und daher seine Mannschaft versteckt gehalten. Jetzt nahm ich meinen Rückweg nach meiner Marschroute, nach welcher ich einen anderen Weg zurück zu gehen hatte. Gegen Abend, wie die Sonne untergehen will, lange ich bey demselben Dorfe wieder an, welches ich den Morgen passirt hatte und welches eine ¼ Meile von Bergfried lag und blos durch die Alle getrennt war. Ich finde das Cosaken-Piquet nicht mehr dort, das den Morgen da stand, welches mir sehr auffiel und erkundige mich dieser wegen genau bey den Bauern. Sie versicherten aber mir alle, daß das Piquet eben wäre abgenommen worden und daß sowohl unser Regiment als das Cosaken-Regiment sich noch nicht in Bergfried befände. Ich ging also geruhig weiter, entließ meine Avantgarde und Arieregarde und freute mich, nachdem ich meinen Marsch von 10 Meilen gemacht und den ganzen Tag nichts gegessen hatte, balde an Ort

und Stelle zu seyn. Indem ich so gehe, bemerke ich nicht weit von Bergfried auf meiner Seite des Flusses zwey Vedettes zu Pferde, die von weitem wie unsere Dragoner aussehen. Ich glaubte, der Ort wäre verstärkt und nähere mich diesen Vedettes bis auf 400 Schritt ohne etwas zu ahnden. In dem Augenblick thut aber einer derselben einen Signalschuß, und ich sehe obgleich es schon ziemlich schummer war, wie mehrere durcheinander laufen, sich zu Pferde setzen und auf uns langsam zu geritten kommen. Nun erkannte ich erst den Feind; ich ließ rechts um machen und ging in vollem Trabe wiederum längst der Alle zurück. Meinen Plan zur Retirade machte ich in aller Geschwindigkeit, denn ich hatte zum Glück die Charte im Kopf und wußte wohin Knorring sich zurück ziehen konnte. Nach diesem Plan mußte ich entweder eine Fährte suchen um durch den Fleiß zu kommen, oder eine Brücke, denn auf alle Fälle mußte ich links gehen. Diesen Plan theilte ich meiner Mannschaft mit; die Cosaken und besonders ihr Uraednik behaupteten aber, daß ich wiederum rechts gehen müsse um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen. Ich gebot ihnen Stillschweigen und mich zu gehorsamen und reite im scharfen Trapp vorwärts indem ich mich beständig umsehe und bemerke, daß höchstens eine halbe Werst hinter mir ein starkes Commando feindlicher Cavallerie in voller Cariere mit aufgehobenem Säbel und einem Geschrey mich verfolgt. Ich lasse auch ausgreifen was die Pferde nur laufen konnten und indem ich in das Dorf herein reite, wo ich mich nach dem Cosaken-Piquet erkundigt hatte, bemerke ich glücklicher Weise eine Fährte durch den Fluß. Ich sprenge gleich das steile Ufer herunter und werfe mich mit meinem Commando in den Fluß. Das Wasser ging uns bis an der halben Lende. Wir kommen glücklich an das andere Ufer, finden es aber sehr schlecht herauf zu reiten und so sumpfig und lehmig, daß die Pferde Mühe hatten die Beine herauszuziehen. Mittlerweile hatte das feindliche Commando (Chasseurs a Cheval) das entgegengesetzte Ufer erreicht, hatte abgesessen und fing auf uns derbe an zu schießen, meine beyden Gefangenen hielten es für besser jenseits des Flusses zu bleiben und empfahlen sich mir mit einem Freudengeschrey wie sie ihre Kameraden erkannten. Die Cosaken wollten sie gleich niederstoßen; ich verbot es ihnen aber. Mit vieler Mühe hatte ich mich endlich mit meinem Commando

aus dem Sumpf und Lehm herausgearbeitet, während welcher Zeit fortwährend auf uns geschossen wurde. Wir zerstreuten uns schnell in dem am Ufer nahgelegenen Walde, wo ich das Commando wieder sammelte und bis am Rande desselben ging, denn er war auf dieser Stelle nicht breit. Ich ritt mit einem Cosaken heraus zum recognosciren. Kaum hatte ich mich aber einige hundert Schritte entfernt und eine kleine Anhöhe bestiegen, als ich längst dem großen Wege sehr viel Infanterie bemerkte, die rund um sich ihre Schildwachen ausgestellt hatte. Natürlich eilte ich gleich zurück und ging mit meinem Commando rechts in den Wald hinein, verfolgte am Rande desselben in der Art daß ich immer verborgen blieb, meinen Weg und mußte einige mahl durch fatale Moräste baden. So ritt ich beinahe $1^1/_2$ Meilen und entdeckte fortwährend bey jedem Dorfe, das ich aus dem Walde sehen konnte, feindliche Truppen mit ihren Schildwachen. Nachdem ich bey dem letzten Dorfe, wo ich noch den Feind entdeckte, am Rande des Waldes mich sachte fortschleiche, stoße ich auf einemmahl bey einem Kreutzwege auf ein feindliches Infanteriepiquet von 6 Mann und einem Unteroffiziern. Sie hatten aber nur Zeit einmal abzufeurn und wurden von meinem Commando gleich darauf niedergesäbelt und mit die Piken zusammen gestoßen, worauf wir uns schnell davon machten, weil ich bemerkte, daß aus dem Dorfe sich mehrere Infanterie herauszog. Nicht weit davon im nächsten Dorfe, das wir in der Entfernung passirten, bemerkte ich keine Schildwache mehr; ich schickte zwey meiner besten Tartaren zum recognosciren und erfuhr daß es zwar jetzt von Truppen leer sey, daß aber etwa vor einer viertel Stunde ein ziemlich starkes Commando französische Cavallerie durchgegangen und nicht weit davon mit der Arrieregarde von russischen Truppen sich herum geschossen habe. Ich vermuthete gleich, daß es die Arrieregarde von unserm Oberstl. Knorring sey, der sich mit seinen beyden Regimentern von Bergfried nirgends anders zurück ziehen konnte als auf diesen Weg und überzeugte mich nach näherer Erkundigung auch davon. Obgleich nun meine Pferde sehr ermüdet waren, so wünschte ich nichts so sehnlich als diesem feindlichen Commando unerwartet in den Rücken fallen zu können, dadurch sie in Verwirrung zu bringen und K. seinen Rückzug auf der Art zu erleichtern und zu decken. Daher wagte ich es noch nicht mich auf dem großen

Wege mit meinem Commando zu zeigen, sondern nahm aus dem Dorfe einen ehrlichen Bauern zum Führer, der mir für ein gutes Trinkgeld versprach mich durch den Wald so sicher und gut zu führen, daß ich das feindliche Commando unbemerkt balde einholen könnte. Es währte auch keine halbe Stunde so hörte ich schon viele Pistolenschüsse, sah balde darauf wie der Feind auf einer Fläche mit K. seiner Arieregarde scharmuzirte und diese sich zurück zog. Da ich nun am Rande des Waldes unbemerkt, vom Tummelplatz höchstens 300 Schritt entfernt war, so machte ich meinem Commando bekannt, daß ich gesonnen sey den Feind im Rücken zu attakiren, ermahnte meine Leute zur Tapferkeit und versicherte ihnen, daß wir dadurch unserm geliebten Chef seinen Rückzug so decken würden, daß er vom Feinde gewiß nicht mehr beunruhigt werden wird. Mit meiner braven Mannschaft machte ich hierauf sogleich einen Choc auf den Feind, den er im Rücken sich gar nicht erwartet hatte und der so glücklich ausfiel, daß wir ihn auch gleich in der größten Unordnung brachten. Der Offizier, der K. seine Arieregarde kommandirte, erkannte mich mit meinem Commando, griff den in Unordnung gebrachten Feind mit erneuerter Kraft und Muth von vorne an und wir waren beyde so glücklich, daß wir einen großen Theil des Feindes auf den Platz legten und den andern in den Wald vertrieben, wo wir ihn weiter nicht verfolgen konnten. Meine Freude über diesen glücklich ausgeführte Coup war ungemein groß. Ich blieb bey der Arieregarde bis zum Dorfe Altwartenburg, wo wir in 1½ Stunden eintrafen, ohne vom Feinde mehr beunruhigt zu werden und wo K. Halt machte. Sogleich gieng ich zu ihm um mich zu melden und ihm meine besonderen Avantures dieses Tages zu rapportiren. Er fiel mir vor Freude um den Hals da er mich wieder sah, denn er sowohl als alle meine Kameraden hatten mich mit meinem Commando für unvermeidlich verloren gehalten, — dankte mir herzlich für meinen letzten glücklich ausgeführten Coup und gab mir seine Hand darauf, daß er mich gewiß dafür zum Orden vorstellen würde. Um Mitternacht brachen wir wieder auf und gingen noch 3 Meilen bis zum Dorfe Krokau, wo wir uns bis zum andern Morgen einquartirten. Ich dankte meinem Himmel alles glücklich überstanden zu haben, dem Rath der Cosaken bey Bergfried nicht gefolgt zu seyn und mich im warmen Zimmer von den Strapazen

dieses Tages erholen zu können. Das Abendessen (um 2 Uhr des Morgens) schmeckte mir ungemein gut und noch besser das Glas Punsch, welches K. mir geben ließ, worauf ich mich schlafen legte und mich nicht erinnern kann so gut geschlafen zu haben. Wenn man mit hungrigem Magen von 7 Uhr des Morgens bis 2 Uhr des andern Morgens immer zu Pferde sitzt und einen Weg von 14 Meilen unter so vielen Gefahren abgelegt hat, so schmeckt einem wohl das Essen und noch besser der Schlaf.

Den 29. May Morgens früh um 5 Uhr brach Knorring mit die beyden Regimenter auf und marschirte über Selburg bis zum Dorfe Medien, welches Dorf eine halbe Meile von Heilsberg entlegen ist. Die Schlacht bey Heilsberg war schon den Morgen angefangen, indem die Franzosen unsern rechten Flügel attakirten. Wir erhielten Befehl in Medien die Pferde abzufüttern, während welcher Zeit die Soldaten und wir uns Essen kochten. Gegen 3 Uhr Nachmittag marschirten wir nach Heilsberg, kamen dort in einer Stunde an, blieben aber auf dieser Seite der Stadt mit mehrern andern Regimentern stehen. Die Kanonade und das kleine Gewehrfeuer dauerte unaufhörlich fort. Das Gewühl diesseits der Stadt war unbeschreiblich. Viele Regimenter marschirten nach dem Schlachtfelde und andere kamen von dort zurück. In einem fort wurden schwer und leicht blessirte Offiziere und Soldaten vom Schlachtfelde gebracht, deren Jammer qualvoll anzuhören war. Die Obosen von der ganzen Armee fuhren durch einander und zogen sich allmählig nach dem Wege nach Bartenstein. Ich befahl meinem Joseph das aller nothwendigste, was ich sowohl an Kleidung als zur Nahrung gebrauchen würde, in einem Mantelsack auf seinem Pferde mitzunehmen, weil kein Regiment die Erlaubniß hatte irgend ein Fuhrwerk hinter sich herfahren zu lassen. Daher ließ ich auch die Feldkessel der Eskadron auf ein Pferd packen und so mitnehmen. Gegen 6 Uhr Abends erhielt unser Regiment Befehl durch der Stadt nach dem Schlachtfelde zu marschiren. Knorring führte uns selbst und stellte uns in der 2. Linie etwa 200 Schritt gerade hinter dem Grodenschen Husarenregiment. Die Kanonenkugeln und Kartätschen flogen uns ziemlich um die Ohren, die meisten pfiffen uns aber über den Kopf. Mein getreuer Joseph stand hinter der Front meiner Eskadron und verließ mich nicht. Ich befahl ihm aber im Fall wir zur Attake

gehen würden, zurück zu bleiben und sich außer der Schußweite zu stellen, weil er das Regiment nachdem immer wieder finden würde. Die gegenseitigen Baterien spielten in einem fort und das Baterienfeuer gieng so regulär und schön und unaufhaltsam, daß ich es noch nie schöner beym Exerzieren der Garde in Petersburg gehört habe. Man konnte deutlich hören — denn für Rauch war nichts zu sehen und überdem standen wir hinter einem Anberge — wie die französischen Kolonnen zurückgedrängt wurden, denn der Schall des Artilleriefeuers entfernte sich allmählig immer weiter und weiter. Jetzt wurde unserm Regiment eine andere Stellung angewiesen und wir marschirten mehr rechts und nahmen auf der rechten Flanke in der ersten Linie unsern Platz ein. Wir sahen deutlich jetzt was wir vorhin gehört hatten, wie nähmlich die französischen Kolonnen von unsern Kolonnen gedrängt wurden, wie verschiedene unserer Kolonnen die feindlichen mit dem Bajonet und einem Hura angriffen, sie schmissen, zerstreuten und einen großen Theil auf den Platz legten. Eine von unsern Infanterie-Kolonnen, die uns am nächsten war, wurde von einem feindlichen Dragonerregiment attakirt, bevor selbiges noch einhauen konnte, nahmen wir es mit unserem Regiment in die Flanke und machten so eine scharfe und glückliche Attake auf sie, daß wir sie gleich schmissen und sie zerstreut auszogen. Wir verfolgten sie bis vor die feindlichen Linien, legten mehr wie hundert auf den Platz und zogen uns darauf mit Ordnung auf unsere angewiesenen Posten zurück. Der Feind wurde von unserer Infanterie immer weiter und weiter getrieben und die verschiedenen Attaken unserer Cavallerie waren alle so glücklich und kernhaft, daß der Feind sich fortwährend retiriren mußte. Es war bereits schummer und beinahe dunkel geworden. Ein apartes Kommando, wozu unser Major Sobolewsky mit seiner Eskadron hinzukommandirt wurde, unter dem Befehl des Generalmajor Baron von der Pahlen erhielt Ordre den Feind zu verfolgen. Unser Regiment mußte sich wieder nach seiner ersten Stelle in der 2. Linie hinbegeben. Ich hatte die Freude an diesem Nachmittage mehrere alte Freunde und Bekannte bei der Garde, die ich seit Petersburg nicht gesehen, wieder zu finden, als meinen Vetter Loewenwolde, Baron Arps, die beyden Kahlens und mehrere andere bei der Chevalliergarde, und Reutern, Sabellin und andere Offiziere bey den Leibhusaren. Es thut

einem wahrlich wohl in einem so kritischen Augenblick wie auf einem Schlachtfelde während der Schlacht, alte Bekannte und Freunde wiederzufinden. Die Freude des Wiedersehens ist weit herzlicher und das umarmen weit inniger als in einer anderen Lage. Während dem daß Pahlen den Feind verfolgte zogen sich die Regimenter in ihre ersten Linien zurück. Man hörte nur noch in der Entfernung und sehr schwach das Flintenfeuer, selten einen Kanonenschuß und sah hin und wieder einige Leuchtkugeln fliegen. Gegen 12 Uhr ohngefähr wurde es aber ganz still. Wir blieben alle auf unseren angewiesenen Plätzen stehen und hatten weder für uns noch für die Soldaten zu essen; den Pferden ließen wir die Torben mit Hafer aufhängen. Ich trank mit einigen Offizieren ein Glas Arrac und legte mich vor der Fronte auf der Erde schlafen. Diese Nacht war eine der unangenehmsten die ich in dieser Campagne erlebt habe, denn nicht allein daß es äußerst kalt war, sondern es fing auch sehr stark an zu regnen und die Erde wurde so kotig — denn wir standen auf einem gepflügten Felde — daß wir nicht allein von oben sondern auch von unten balde ganz durchnäßt waren und nicht einen trockenen Faden auf dem Leibe hatten. Knorring, der schon seit mehreren Wochen einen so kranken Fuß hatte, daß er keinen Stiefel anziehen konnte, war demohngeachtet doch immer im Pantoffel mitgeritten und wohnte auf der Art der heutigen Schlacht bey; beim Regen in der Nacht konnte er es aber länger nicht aushalten, sondern ritt nach der Stadt um sich dort auszutrocknen und auszuruhen. Unser Regimentscommandeur hatte sich aber schon früher entfernt. Halb erstarrt von Kälte und Nässe erwachten wir mit kleinem Tage. Ohngefähr gegen 5 Uhr den Morgen als am 30. May, brachte uns ein Adjutant den Befehl, daß wir zum Konnoi Polski Regiment stoßen und der General Kahowski uns eine andere Stellung mit seinem Regimente anweisen würde. Knorring und unser Regimentscommandeur waren noch nicht zurückgekommen, unser Major Sobolewsky war mit seiner Eskadron bey Pahlen und die übrigen 4 Eskadrons kommandirte allso Major Dongiola als der älteste. General Kahowsky führte uns gegen den rechten Flügel des Feindes, stellte unser Regiment auf eine Anhöhe und sein Regiment links von uns hinter einem Anberge. Unser Regiment mußte Flanqueurs herausschicken, die dicht vor die Linien des Feindes flanquirten

und denselben herauszulocken suchten. Dieser hatte aber nicht Lust das gestrige Gefecht heute zu erneuern. Wir wurden von vorne und in der Flanke stark von feindlichen Batterien beschossen; das Regiment und besonders die Leibeskadron litt viel. Ein Flanqueur brachte die Nachricht, daß gerade auf unsere rechte Flanke eine feindliche Batterie von 8 Kanonen gerichtet sey. Major Dongiola hielt es daher für besser uns etwas zurück und aus dieser Richtung zu stellen und ließ uns, nachdem er vom Generalen die Erlaubniß erhalten, bis unter einem Anberge zurückgehen. Hier waren wir nun nicht so sehr den Kugeln ausgesetzt, verlohren weniger Menschen und Pferde als in der vorigen Stellung und konnten doch denselben Nutzen stiften. Unser Regimentscommandeur fand sich hier auch wiederum ein. Der Feind schien keine Lust zu haben heute mit uns anzubinden, denn er schickte nicht einmal unseren Flanqueurs andere entgegen. In der Art standen wir beinahe noch eine halbe Stunde, erhielten aber alsdann Befehl uns zurückzuziehen und linkerhand am Fluß eine Batterie zu decken, die mein alter Freund der Gardeartillerielieutenant Baron Taube kommandirte. Wir hatten allso ganz ohne allen Nutzen auf dem ersten uns angewiesenen Platz gestanden und ohne etwas unternehmen zu können umsonst viele Menschen und Pferde verlohren. Die ganze Gegend, auf der wir zuerst diesen Morgen standen bis zu der Batterie, wohin wir zurückgehen mußten, war mit Leichen und Schwerverwundeten wie besäet, deren Angstgeschrey und Jammern um Hülfe einem das Herz zerriß. Das Gemetzel in dieser Gegend war gestern Abend mörderlich, denn die Franzosen, die alle besoffen waren, versuchten wie Wahnsinnige vorwärts zu dringen, wurden aber durch unsere braven Truppen nicht allein zurückgehalten, sondern auch zurückgedrängt. Wie wir bey der Batterie ankamen, besuchte ich meinen guten Taube. Wir umarmten uns stillschweigend mit Thränen in den Augen; der wahre Ausdruck herzlicher inniger Freude. Von hier aus konnte man die ganze Fläche mit ihren Anhöhen und das Schlachtfeld mit einem Blick übersehen. Beningsen oder eigentlich Steinheil hatte meisterhaft die ganze Gegend verschanzt und alle Anhöhen mit Batterien bespickt. Es war dem Feinde ohnmöglich bey der größten Geschicklichkeit und Bravour uns herauszukriegen und zu verdrängen und er muß am gestrigen Abend ungemein viel verlohren haben.

Meine beyden guten Bekannte und Freunde Major Brewern und Major Ulrich waren blessirt. General Koschin, General Warneck und mehrere Staab- und Oberoffiziere sind geblieben, sowie verschiedene Generale und sehr viele Staab- und Oberoffiziere verwundet sind. Außer wenigen Batterien, die da spielten, fiel heute nichts vor. Es war ein schöner Anblick beyde Armeen auf einer so großen und gut übersehbaren Fläche mit allen Batterien zu sehen. Es heißt, die Franzosen sollen 130,000 Mann und wir 110,000 Mann stark gewesen seyn. Ein Schauspiel zwey so große Armeen auf einer Fläche zu sehen ereignet sich selten. — Den Morgen auf Taube seiner Batterie war mein erstes Geschäft mich am Feuer auszutrocknen und bey ihm warmen Thee mit Arrac zu trinken, welches meine fast erstarrten Glieder erwärmte und mich ungemein labte und erquickte. Denselben Abend nach Sonnenuntergang und wie es schon fast dunkel geworden war, setzte unsere Armee sich allmählich in Marsch und zog nach Bartenstein zu. Es hieß Bonaparte habe hinter seiner ersten Linie seine Truppen im Stillen abmarschiren lassen und wolle auf einer Stelle, die nicht stark genug besetzt war, durch — und gerade nach Königsberg gehen.

Noch eine Anekdote von dem General der bey Gudstadt das leere Lager attakirte. Er erhält Befehl von seinem Divisionskommandeur mit seinem Regiment eine Stellung einzunehmen und den Feind dort aufzuhalten. Er bittet um Gotteswillen in kläglichen Ausdrücken ihn mit diesem Auftrag zu verschonen, weil sein Regiment dort viel verliehren und er sein Leben gewiß einbüßen würde. Der Divisionskommandeur lächelt über seine ängstlichen Geberden und sagt ihm „nun da Sie zu sehr Poltron sind um meinen Befehl auszuführen, so schicken sie ihren Regimentscommandeur mit dem Regiment dahin." In voller Freude befiehlt er seinem Regimentscommandeur dahin zu eilen, der als ein braver Kerl auch sogleich geht; indem er eben das Regiment auf den angewiesenen Platz richten will, nimmt eine Kanonenkugel ihm das eine Bein weg.

Den 31. May des Morgens auf unsrem Marsch nach Bartenstein wurde unsre Arrièregarde, in welcher unser Regiment sich befand — so wie wir beym avanciren immer in der Avantgarde und beym retiriren immer in der Arrièregarde waren —

scharf vom Feinde attakirt. Wie wir aber in Bartenstein angekommen waren und uns gestellt hatten, ließ der Feind uns in Ruhe, bis zum anderen Morgen blieben wir ruhig stehen ohne daß etwas vorgefallen wäre. Knorring, der durch seinen kranken Fuß zu sehr litt, konnte es nicht länger aushalten mit dem Regimente zu reiten, sondern fuhr zur Obose um Ruhe zu haben und sich kuriren zu können.

Den 1. Juny zog sich unsere Armee bis Schlippenbeil zurück. Die Arièregarde wurde ununterbrochen vom Feinde attakirt. Nachdem wir einige Stunden ausgeruht, die Soldaten gegessen hatten und die Pferde gefüttert waren, setzte die Armee sich wieder in Marsch und ging ziemlich ruhig bis eine halbe Meile von Friedland und in der Nacht bis Friedland.

Den 2. Juny vor Tagesanbruch marschirten wir mit der Arieregarde auch bis Friedland und kamen dort bey klarem Tage an, hörten auch schon das Schießen unserer und der feindlichen Jäger, womit die Schlacht sich an diesem Tage anfing. Die Franzosen hatten mit Tirailleurs ein hervorstehendes Gehege auf ihrer rechten Flanke am Fluß besetzt und verursachten uns dadurch vielen Schaden. Ein Jägerregiment, das ihnen entgegengeschickt wurde, zerstreute gegen sie seine Scharfschützen und so schossen sie gegenseitig beinahe eine Stunde aufeinander. Da das Regiment nicht stark genug war die feindlichen Tirailleurs zurückzudrängen, so erhielt es noch Verstärkung durch ein Jägerbataillon, griff mit diesem gemeinschaftlich den Feind an, trieb ihn zurück und reinigte in weniger als einer halben Stunde dieses Gehege; unsere Jäger zogen sich aber gleich darauf wieder zurück. Das Schießen hörte mehrentheils auf unserer linken und der feindlichen rechten Flanke auf und man hörte nur blos eine Kanonade aus einzelnen Kanonen. Der Feind besetzte hernach noch zwey mahl dasselbe Gehege auf seinem rechten Flügel mit Tirailleurs, die aber jedes mahl zurückgetrieben und herausgeschmissen wurden. Auf unserm linken Flügel hatten wir mehrentheils Infanterie- und nur einige Cavallerie-Regimenter stehen. Französische Infanterie und auch wenige Cavallerie stand diesem Flügel hart am Rande des Waldes gegenüber. Auf unserm rechten Flügel standen mehrere unserer Cavallerie-Regimenter en echec aufgestellt und ihnen gegenüber ebenfalls am Rande des Waldes fast die ganze französische Cavallerie in

7 Colonnen aufgestellt. Gegenseitig waren schon verschiedene Cavallerie-Attaken vorgefallen, mehrentheils von unserer Seite, bey welchen wir jedes mahl den Feind geschmissen, zerstreut und viele auf den Platz gelegt hatten. Die französischen Attaken waren ohne Erfolg, denn sie wurden immer zurückgetrieben. Eine unserer Attaken, die das großfürstliche Ulanen-Regiment machte, glückte ebenfalls nicht, denn es wurde zurückgeworfen und zog sich mit Unordnung und vom Feinde verfolgt bis zu seiner Linie zurück; der verfolgende Feind wurde aber vom Alexandreischen und Grodenschen Husarenregiment so stark in die Flanke genommen, daß kaum die Hälfte zurückkehren konnte. Bey einer der Attaken, die mein alter Freund und Schulkamerad Generalmajor Baron Diedrich von der Pahlen mit dem liefländischen Dragonerregiment, wovon er Chef war, auf französische geharnischte Kürassire machte, blieb er auf einer traurigen Art; seine Bravour hatte ihn bey der Attake etwas zu weit von seinem Regiment vorausgeführt; mit aufgehobenem Säbel jägt er auf den französischen Obersten, seinen Gegner, um ihm einen Hieb übers Gesicht zu versetzen; dieser verläßt sich auf seinen Harnisch und seine eiserne Haube, zieht das Gesicht ein, empfängt den Hieb ohne Schaden, und stößt in demselben Augenblick seinen Pallasch Pahlen durch den Leib. Pahlen will sein Pferd wenden, hat aber kaum mehr die Kraft dazu und erhält noch einen Stich von der Seite, der auch durch und durch geht und ihn gleich vom Pferde streckt. Das Regiment rächte aber seinen Todt und verarbeitete das feindliche Regiment auf so einer derben Art, daß wenige davonkamen. — Die französische Armee hat sehr viele dieser geharnischten Kürassierregimenter, die besonders brav sind, weil sie sich weder für die Kugel noch für den Hieb so sehr zu fürchten haben. Eine scharfe Flintenkugel macht auf 50 Schritt kaum einen Eindruck in dem Küraß. Dies soll die Probe seyn, ob der Küraß gut ist oder nicht. — Ohne daß etwas wichtiges vorgefallen wäre dauerte das einzelne Kanonenfeuer, das Schießen der Tirailleurs und unserer Jäger auf unserer linken Flanke und einigen Attaken auf unserer rechten Flanke bis gegen 4 Uhr Nachmittag, welche Attaken aber von keinem Erfolg waren, indem wir auf unserm rechten Flügel schwächer waren als die Franzosen und uns allso bey jeder Attake zurückziehen mußten. Die französische Cavallerie retirirte sich jedesmahl bey denen von

uns gemachten Attaken bis in den Wald, ordnete sich dort und nahm nachher wieder ihren vorigen Posten ein. Zu bemerken ist, daß die französischen Truppen, besonders die bravsten Regimenter, alle besoffen waren, welches uns sehr zu nutzen kam, denn ihre Cavallerie that schwache Hiebe mit einem besoffenen Gesicht. Nach der Schlacht erfuhren wir, daß hinter dem Walde eine Fläche gewesen sey, auf welcher der Feind alle seine Manoeuvres preparirt und geordnet habe. — Bey einer der Attaken fiel eine hübsche Geschichte vor. Zwey Cavalleriegenerale, die mit ihren Regimentern nah aneinander standen, befinden sich nicht weit von der französischen Cavallerie. Der ältere von den beyden macht dem andern den Vorschlag, den Feind gemeinschaftlich zu attakiren. Letzterer ein braver Kerl hat auch nichts dagegen und so gehen beyde Regimenter zur Attake im vollen Trabe. Wie sie vom Feinde noch 150 Schritt entfernt sind, um die letzte scharfe Attake in voller Carriere zu machen, so kommandirt ersterer, als der älteste, zu dieser Attake beyde Regimenter. Kaum sind sie aber von der Stelle in voller Cariere gegangen, so läßt er sein Regiment Halt machen, zurückschwenken und geht im vollen Trabe zurück. Der jüngere setzt aber, da er es zu spät bemerkte, als ein braver Kerl die Attake fort und verliehrt, da er keinen Succours hatte, sehr viele Menschen. Der ältere entschuldigte sich nachher damit, daß es schade sey sein schönes Regiment vom Feinde zusammenhauen zu lassen. — Ohngefähr um 4 Uhr Nachmittag erhielt unser Regiment Befehl über den Fluß, der 2 Pontonbrücken hatte, durch die Stadt nach dem Schlachtfelde zu gehen. Wir mußten hinter unsern linken Flügel, wo uns mehrere Kugeln vorbeypfiffen, vorbey, und nach unserm rechten Flügel marschiren und wurden in der ersten Linie, die en echec stand, gestellt, hatten rechts das Grodensche und Alexandreische Husarenregiment und links das Mitausche Dragonerregiment. Hinter uns aber in der zweiten Linie das Kiewsche Dragonerregiment. Verschiedene Generale als Kalagriwof, Uwarow rc. ritten die Fronte unseres Regiments herunter und freuten sich über dasselbe. Ersterer kommandirte die Cavallerie des rechten Flügels und der andere die des linken Flügels. Balde darauf erhielt unser Regiment den Befehl, Flanqueurs gegen die feindliche Cavallerie zu schicken und, wenn diese sie verfolgen würde, mit dem ganzen Regiment eine Attake auf den Feind zu machen. Die

Flanqueurs ritten bis zur feindlichen Linie und flanquirten ihnen vor der Nase beinahe eine halbe Stunde ohne daß die sich rührte. Es muß ihnen doch am Ende zu ärgerlich geworden seyn; sie fingen am Ende Jagd auf unsere Flanqueurs an zu machen, die sich allmählich auf eine geschickte Weise zurückzogen und auf der Art ein ganzes feindliches Dragonerregiment bis zu unserer Fronte hinlockten. Der Feind war jetzt nahe genug um die Attake zu machen. Es wurde allso ik mesta rasipnaia ataka kommandirt. Wir schmissen uns mit aller Schnelligkeit auf den Feind, umzingelten ihn und unsere Soldaten arbeiteten so gut, daß viele auf den Platz gelegt wurden und die übrigen in Unordnung zurückeilten. Mit unsern leichten Pferden holten wir die Fliehenden balde ein und machten ihrer sehr viele noch nieder, zogen uns aber darauf in unsere alte Stellung wieder zurück. Außer einer glücklichen Attake, die vom Alexandreischen Husarenregiment gemacht wurde, fiel auf unserm rechten Flügel jetzt nichts mehr vor. Kolagriwof behauptete auch, daß die Schlacht so gut wie gewonnen sey und daß der Feind sich gleich zurückziehen würde. Die Kugeln von der feindlichen Infanterie reichten bis auf einige nicht zu uns hin und wir standen ohne etwas vorzunehmen noch etwa eine halbe Stunde auf dem uns angewiesenen Platz. In dieser Zeit zündete der Feind ein Dorf an, welches in der Mitte seiner Linie sich befand und deckte durch den Rauch noch mehr seine Manoeuvres. Wir bemerkten demohnerachtet, daß ein großer Theil der feindlichen Cavallerie rechts abmarschirte und sich hinter dem brennenden Dorfe nach ihrem rechten Flügel zog. Die Kanonade auf ihrem rechten Flügel und auf unserm linken fieng an heftiger zu werden. Unser Regiment erhielt jetzt Befehl — etwa um halb 6 Nachmittag — nach unserm linken Flügel hinzumarschiren. Eigentlich hätte der General — welcher den andern bey der Attake stecken ließ — statt unserer dahin gehen sollen, denn er erhielt zuerst den Befehl dazu. Er bat aber um Gottes willen sein schönes Regiment zu schonen und ein schlechteres zu schicken; — eigentlich lag ihm seine Person mehr am Herzen als sein Regiment. Wie wir beym linken Flügel ankamen, so wurde uns unsere Stelle in der zweiten Linie hinter der Infanterie angezeigt, und wir wurden auch gleich mit einem Regen von Kugeln und Kartätschen verschiedener Gattung vom Feinde bewillkommt. Nicht lange standen wir müssig, denn Uwarow

schickte uns durch seinen Adjutanten den Befehl eine feindliche Batterie zu attakiren. Wir machten die Attake, aber ohne Erfolg, und mußten mit großem Verlust wieder zurück. Das Kanonenfeuer nahm jetzt auf eine unerhörte Art zu und die französischen und unsere Batterien spielten so fürchterlich, daß es einem unaufhörlich starken Donner und das Bataillonfeuer der Infanterie dem Wirbelschlag von vielen Tausend Trommeln glich. Unser Regiment stand beinahe im Kessel der feindlichen Batterien. Die Kanonenkugeln, Kartätschen, Bomben, Granaten, Leuchtkugeln und Flintenkugeln flogen und zerplatzten uns um die Ohren, so daß man zwischen dem Platzen einer Kugel zur andern nicht eins schnell zählen konnte, und daß man unterm Hagel zu stehen glaubte. Mehrere Bomben, die vor unserer Fronte in die Erde schlugen und ein Loch von 4 Fuß tief machten, stiegen senkrecht mit einer Säule von feiner Erde wieder in die Höhe. Sie zerplatzten uns über dem Kopf und von der zurückfallenden lockern Erde wurden wir ganz beworfen und beschmiert. Die Hitze von dem unaufhörlich heftigen Feuer der Batterien war so groß, daß man selbige mit einem ungeheuern Backofen vergleichen könnte, vor welchem man steht und daß der Schweiß einem vom Gesicht lief. Der Gestanck von Pulver, denen blessirten und andern Ausdünstungen war unausstehlich. Der Rauch und Dampf vom Pulver nahm so überhand, daß man nicht 50 Schritt vor sich sehen konnte und daß die Augen einem schmerzten. Mit einem Wort es war so fürchterlich, als wenn die Hölle ihren Rachen aufgethan hätte um uns zu verschlingen. Noch nie hatte ich so etwas beigewohnt, denn alle die Scharmützel, das coup de main bey Allenstein, die Schlacht bey Heilsberg, die sehr heiß war, konnte man einen Spaß hiergegen nennen. Es war mir — aufrichtig gesagt — äußerst dumm zu Muthe und doch erlaubte es mir meine Ambition nicht, solches zu zeigen, und noch weniger auszuziehen wie es unser Regimentscommandeur und mehrere unserer Offiziere thaten. Ich nahm mich zusammen und zeigte meiner Eskadron, daß ich mir aus alledem nichts machte und indem ich die Fronte hin und her ritt ermahnte ich sie brav zu seyn und meinem Beyspiel zu folgen. Ich hielt ihnen schöne Reden, so gut es gieng, vom Heldentod fürs Vaterland und von dem Schimpf, wenn man als Poltron davonläuft, und erhielt doch dadurch — besonders aber

durch meine braven Unteroffiziere, deren ich hinter jedem Zuge einen mit dem Befehl gestellt hatte, daß wenn ein Soldat ausziehen würde ihn gleich niederzusäbeln — daß meine Eskadron gut stand und nur dann bloß einer mit dem Pferde ruckte, wenn sein Nebenmann durch eine Kanonenkugel vom Pferde gerissen wurde. So brav ich mich zeigte, so betete ich doch im Stillen. In dieser Lage bekamen wir von Uwarow durch seinen Adjutanten den Befehl noch eine Attake, geradeaus, auf eine feindliche Batterie zu machen. Wir sahen nichts vor uns wie Flammen und Rauch und mußten allso buchstäblich den Befehl gehorsamen, obgleich uns nicht angezeigt war, welche Batterie attakirt werden solle. Die Attake fingen wir im scharfen Trapp an und waren kaum 70 Schritt geritten, als wir auf unsere eigene Infanterie stießen. Wir machten Halt, weil die Infanterieglieder so geschlossen waren, daß wir keine Lücke zum Durchgehen fanden. Generalmajor Knorring, der die Infanterie vor uns kommandirte, wunderte und ärgerte sich, daß wir auf ihm die Attake machten und befahl uns zurückzugehen und unsere Posten wieder einzunehmen. Major Sobolewsky, der unser Regiment als ältester kommandirte — denn der Regimentscommandeur mit mehreren Offizieren hatte sich schon früher und in dem Augenblick davon gemacht, wie die erste Kanonenkugel im Regiment traf — sagte dem General, daß er von Uwarow den Befehl erhalten geradeaus eine Batterie zu attakiren, bey dem Rauch aber nicht habe sehen können, daß unsere Infanterie vor wäre. General Knorring befahl uns nochmals zurückzugehen und wollte die Verantwortung auf sich nehmen. Wir mußten allso unsere vorige Stellung wieder einnehmen und dort unthätig dem Hagel der Kugeln ausgestellt stehen. Die Kanonade, obgleich es unglaublich scheint, wurde noch heftiger und näherte sich uns. Die Infanterie fieng an zu weichen und retirirte sich bis zu uns und wir mußten allso bis auf die gehörige Distance uns auch zurückziehen. Der Feind avancirte in einem fort, hatte unsern linken Flügel tournirt und zog einen Theil seiner Truppen nach dem Städtchen. Um nicht abgeschnitten zu werden mußten wir stärker retiriren. Mehrere Regimenter geriethen in Unordnung; der Feind attakirte scharf und wir retirirten in einem fort. Es war schon fast dunkel geworden. Durch die Stadt und über die Pontonbrücke sich zurückzuziehen war eine Unmöglichkeit, weil unser

linker Flügel tournirt war, doch hatten mehrere Regimenter sich dort früher retirirt. Es blieb uns allso keine andere Retirade übrig als durch den Fluß. Wir sahen jetzt Artillerie mit ihren Pulver- und Patronenwagen und mehrere Cavallerie- und Infanterie-Regimenter mit Unordnung sich nach dem Fluß zurückziehen. Wir, sowie die übrigen Regimenter, erhielten auch Befehl sich zurückzuziehen, welches aber mit Ordnung geschah. Indem unser Regiment sich so zurückzog, nahe bei einer Windmühle, wurde mein Lieutenant Soblotzky neben mir durch eine Kanonenkugel, die ihm den halben Kopf wegnahm, vom Pferde geworfen. Er rührte nicht ein Glied. Er war ein sehr braver Offizier, ritt in dem Augenblick dicht neben mir an meiner linken Seite und sprach mit mir über den heutigen unglücklichen Tag. Die Kugel, die ihm das Leben nahm, muß nahe an meiner Brust vorbeygeflogen seyn, denn das war das Geschäfte eines Augenblicks, das Pfeiffen der Kugel hören, wie sie gleich darauf an etwas anschlug, Soblotzky schwieg und ich eine besondere Pressung in der Brust bemerkte, ich sah mich nach ihm um — sein Pferd lief ohne Reiter und er lag auf dem Gesicht ausgestreckt. Die Pressung in der Brust verwandelte sich bey mir nachher in heftigsten Schmerz, den ich mehrere Tage nachdem nicht los werden konnte. Wir zogen uns bis zum Fluß zurück und sahen wie die Artillerie und viele Regimenter, theils schon herüber waren, theils durchgiengen. Auch wir giengen jetzt durch den Fluß, der uns bis am halben Sattel reichte. Ich rettete noch einen Infanterieoffizieren, der sich an meinen Mantel hieng und den ich so schwimmend herauszog; er konnte mir nicht genugsam danken. Man sagt, daß bey dieser schnellen Retraite und beym Durchmarsch durch den Fluß viel Infanterie ertrunken sey. Die Stelle, wo wir durchritten, war die flachste. Viele unserer Kanonen konnten am jenseitigen Ufer nicht heraus, weil die Pferde zu schwach und ermüdet waren. Wir retteten 18 dieser Kanonen; das Alexandreische Husarenregiment soll aber 32 gerettet haben. — Beningsen, der die ganze Zeit bis 7 Uhr sich mit dem Generalstaabe im Städtchen befunden und geglaubt die Schlacht sey gewonnen, ließ schon die Dislocation der Regimenter anfertigen und ärgerte sich wie er hörte, daß die Baterien wieder zu spielen anfiengen. Er erfuhr aber gleich darauf, daß der Feind scharf heranrücke, unser linker Flügel tournirt sey und wir uns zurück-

ziehen müßten. Ueberhaupt habe ich nie eine solche Unordnung gesehen und geglaubt, daß selbige möglich sey. Ein jeder wollte befehlen, der sich älter glaubte als ein anderer Regimentschef; ein jeder suchte sein Regiment zu schonen. Die Regimentschefs und Comandeurs konnten thun was sie wollten, denn man sah äußerst wenige Generale in der Schlacht. — Auf der andern Seite des Flusses stellten wir unsere Fronte auf, die aber aus nicht mehr als dem halben Regiment, 3 Staaboffizieren und 8 Oberoffizieren bestand. Außer dem Lieutenant Sobloßky, der blieb, waren die übrigen alle davon gegangen, in welcher Zahl mein Kornet sich befand, der, wo keine Kugeln pfiffen, für einen braven Kerl gehalten seyn will. Ich war der einzige Offizier bey meiner Eskadron. — Alle alten Offiziere, sowohl Cavalleristen als Infanteristen, die viele Schlachten beygewohnt haben, und bey Austerlitz, Pultusk und Preußisch Eilau gewesen sind, versichern einstimmig, daß sie so ein höllisches concentrirtes Feuer als dieses bey Friedland, noch nie erlebt hätten. Die heißeste Schlacht war ohnstreitig bey Preusch Eilau. Das Feuer bey Friedland auf unserm linken Flügel war aber noch weit heißer. Außer einigen Generalen, mehreren Staaboffizieren und sehr vielen Offizieren, die theils geblieben, theils schwer verwundet worden, hatte mein alter Freund Brewern, Major beym Veloferoschen Regiment, das Unglück, daß ihm das Bein durch eine Kugel abgerissen wurde. Wellis hat ihn bis zur halben Lende amputirt und versichert, daß er bey dieser schweren Blessur so frisch sey wie man es nur wünschen konnte und daß er gewiß davon kommt, wenn er nur Ruhe und Pflege haben kann. Er blieb auch in Friedland, weil wir leider keine komode Lazaretwagens haben und der Offizier keine Equipage haben darf und zog lieber die Gefangenschaft und vielleicht gar Mißhandlung des erbitterten und besoffenen Feindes vor, als auf einem Bauerwagen durch das schütteln und rütteln verbluten zu müssen. — General Essen der I. und General Steinheil, die mit einander sprachen, erhielten durch eine Kanonenkugel, die zwischen sie durchflog, eine heftige Contusion, so daß sie beyde das Schlachtfeld verlassen mußten.

Daß Beningsen bey Friedland eine Schlacht geliefert hat ist unbegreiflich, da das Schlachtfeld für uns so unvortheilhaft wie möglich war. Unsere in Schlachtordnung aufgestellten Linien hatten

den Fluß im Rücken und standen auf einer Fläche allem Geschütz blosgestellt. Zum Schlachtfelde konnte man nicht anders kommen als über die beyden Pontonbrücken und durch die Stadt, und zwar sehr langsam, weil die Pontonbrücken schlecht waren und die Straßen in der Stadt nicht allein eng, sondern durch dem beständigen hin- und hermarschiren und fahren so angefüllt waren, daß man mit Mühe sich durcharbeiten konnte. Wohin sich allso retiriren, wenn es so unglücklich gieng wie heute? Die französische Armee stand mit ihrem Rücken an einen Wald angelegt und hatte, wie schon früher bemerkt, hinter demselben eine Fläche, wo sie alle ihre Manoeuvres ordnete. Unser Geschütz konnte nicht sehr auf sie würken, weil sie im Anfange sich im Walde versteckt hielt und blos ihre Tirailleurs zeigte. Ihr rechter Flügel war durch den Fluß gedeckt und der linke durch Cavallerie und durch den daranstoßenden Wald. Im Fall einer Retirade konnte die französische Armee diese ohne großen Verlust machen. Wenn Beningsen sich hinter den Fluß gesetzt, so hätte der Feind uns nichts anhaben können. Wie unsere Armee sich mit Schnelligkeit am Ende der Schlacht bis zum Fluß retirirte, haben einige französische Generale Bonaparte den Rath gegeben, Cavallerie scharf nachsetzen zu lassen und uns entweder in den Fluß auf einem mahl zu treiben oder an dessen Ufer niederzusäbeln. Es war auch unbegreiflich, daß man uns so ruhig durch den Fluß ziehen ließ und der Feind uns nicht weiter verfolgte. Bonaparte hat seinen Generals aber geantwortet, er kenne den Fluß und wisse, daß er keine Fährte habe und zu tief sey um durchzugehen, die russische Armee würde beym vergeblichen Versuch das Gewehr strecken und so würde er den Feind ohne Gemetzel zu Gefangenen machen. Wie er aber nachher gehört, daß unsere Armee durch eine Fährte glücklich entkommen sey, hat er für Aerger gewütet. — Nachdem habe ich erfahren, daß es garnicht in unserm Plan gewesen, nach der Schlacht von Heilsberg, noch eine Schlacht zu liefern, sondern daß wir uns haben bis zur Pregel zurückziehen wollen und dort eine Position nehmen. Was die Veranlassung zu der unglücklichen Schlacht bey Friedland gewesen war, wo wir ungemein viel verlohren, weiß bis jetzt noch niemand. Bonaparte soll den Morgen früh noch zwey Kolonnen, zusammen von 30,000 Mann, Verstärkung geschickt haben, die ohngefähr um halb 6 Uhr den Abend angekommen,

wodurch die Schlacht auf unsrem linken Flügel um diese Zeit so heftig wurde. Ohne dieser Verstärkung hätte er nie die Schlacht gewonnen.

Nachdem wir bey der Retirade durch den Fluß gegangen waren und auf der andern Seite bey einem Dorfe den Ueberrest unseres Regiments ordneten, erhielten wir Befehl längst dem Wege nach dem Walde zu marschiren und unsern übrigen Truppen zu folgen. Es war etwa Mitternacht. Der Wald war mit vielen Tausenden von unserer sich mit Unordnung retirirenden und zerstreuten Infanterie angefüllt, die überall in demselben Feuer aufmachten um ihren nackten Körper sowohl zu erwärmen, als ihre durchnäßten Kleider zu trocknen, denn den armen Soldaten, die zu Fuß waren, reichte das Wasser bis an die Schultern. Der ganze Wald, der durch das viele Feuer wie iluminirt erschien, ertönte von Geschrey und rufen, denn die Offiziere suchten ihre Regimenter und Bataillons wieder zu sammeln. General Korff gab unserm Regiment den Befehl halt zu machen, die zerstreute Infanterie aus dem Walde heraus zu jagen und nicht eher weiter zu marschiren als bis der Wald von allen Traineurs und Marodeurs gereinigt sey. Hierbey muß ich bemerken, daß unsere Armee in dieser Campagne eine unglaubliche Menge Marodeurs und Traineurs hatte, die weiter nichts thaten als in den Dörfern herum schleichen um zu plündern und zu rauben, und besonders ihr Vergnügen darin fanden des Nachts ihre geladene Flinten auszuschießen, so daß man nie wissen konnte, ob es dieses Gesindel war oder der Feind, der einen überfiel. Der Feind hatte hierdurch den Vortheil, daß er immer genau wußte wohin sich unsere Armee zog — denn wir wollten manchemal in aller Stille und heimlich des Nachts weiter gehen um eine andere Position einzunehmen — brauchte also keine Spions und hätte uns sehr leicht überfallen und vielen Schaden zufügen können. Man mochte hinmarschiren wohin man wollte, entweder in der Colonne oder in abgetheilten Detachements oder mit Patrouillen, so fand man längst dem ganzen Wege und besonders in den Dörfern viele hunderte ja bis tausende dieser Marodeurs, besonders aber bey denen Retiraden. Ihre Zahl kann man dreust bis auf 50,000 Mann angeben. Welche Hülfe für der Armee, wenn diese Menschen in der Fronte gestanden hätten. Sonst wußte die

russische Armee nichts von dieser Unordnung, denn der Soldat erhielt dasjenige richtig was ihm zukam; es waren Lazarett Wagen und Fuhren, die die Blessirten und Kranken fortbrachten und fliegende Lazarette welche sie aufnahmen. Kein Soldat durfte sonst seines Bedürfnisses wegen auf die Seite gehen ohne es seinem Unteroffiziier zu melden, der mit ihm gehen und ihn wieder nach seiner Stelle führen mußte. Ueberdem hatte jedes Regiment seine Arieregarde, welche die dem ohnerachtet noch nachgebliebenen auffammeln mußte. In dieser Campagne war es aber ganz anders. Der Soldat bekam weder seine Gage zur rechten Zeit, noch seine Portions, mußte also aufs plündern denken. Wir hatten weder Lazaret Wagens noch irgend eine andere Fuhre bey den Regimentern als Bauernwagen, sogenannte Vorspankas, und diese sogar äußerst wenige, welche die ganz schwer Blessirten aufnahmen, deren Geschrey bey jedem Stoße des Wagens erbärmlich war. Auf dem Marsch bekümmerte man sich nicht drum, wenn Soldaten ihres Bedürfnisses wegen oder aus Mattigkeit zurückblieben und wenn man sie längst dem Wege zu hunderten hingestreckt liegen sah. Aus den Schlachten und kleinen Affairen schlichen sich die Soldaten fort, die da vorgaben blessirt zu seyn oder eine Contusion erhalten zu haben. Der blessirte Soldat wurde anstatt sonst von einem Soldaten jetzt von 5, 6 und mehreren vom Schlachtfelde geführt. Bey dieser Unordnung konnte es nicht anders seyn als daß die Zahl der Marodeurs und Traineurs unglaublich zunehmen mußte. Der alte General en Chef Knorring hat gleich im Anfange genug hiegegen geeifert, aber ohne Erfolg. Hätte Beningsen seinen Rath gefolgt, so würde diese Unordnung gleich aufgehört haben. Er gab ihm nehmlich den Rath, für erste aufs schärfste darauf zu sehen und zu halten, daß der Soldat alles dasjenige was ihm zukommt richtig und ohne Abzug erhalte, und alsdann in der Armee den gemessenen Befehl auszugeben, daß wenn noch Marodeurs und Traineurs gefunden würden, den 10. Mann vor der Fronte erschießen und den 5. zu Tode Spitzruthen jagen zu lassen; den Compagnie Commandeur aber und den Regimentschef ohne Ansehn der Person zum Gemeinen zu degradiren. Dieses Mittel war freilich äußerst streng aber auch das einzigste und ein Beispiel nur statuirt, wäre hingereicht um diese Unordnung auf einmal auszurotten. Es war

wahrlich ein ärgerlicher Anblick so viele Soldaten in der größten Unordnung und ohne Commando sich längst dem Wege und in den Dörfern herumtreiben zu sehen, so wie es wiederum ein kläglicher Anblick war die schwer und leicht blessirten Soldaten unverbunden und einige darunter sterbend neben dem Wege liegend zu finden und unter Anflehen um Hülfe sich vorwärts schleppen. — Der Auftrag von General Korff, den Wald von Marodeurs zu reinigen, gelang uns erst gegen Anbruch des Tages und mit unsäglicher Mühe, denn wir mußten sehr behutsam mit diesen Menschen umgehen, weil wir viel schwächer waren als sie, und der russische Soldat bey einer solchen Retirade sich an den Befehl eines Offiziers nicht viel kehrt. Ein Lieutenant vor uns, der mit 20 Mann auf einen Haufen von etwa 50 nackenden Infanteristen reitet und ihnen befiehlt sich anzuziehen und weiter zu marschiren, wäre beinahe aufs Bajonet von sie genommen worden. Indem sie nach ihren Flinten griffen und den Lieutenant umzingelt hielten, kommt glücklicher Weise ein Infanteriemajor von ihrem Regiment dazu und bringt die wüthenden Menschen mit vieler Mühe zur Besinnung. — Durch das Durchwaten durch den Fluß durchnäßt und erstarrt, beym starken Regen, der die ganze Nacht dauerte, auch von oben bis aufs Hemd durchnäßt, hatten wir beym Treiben dieser Marodeurs nicht einmal so viel Zeit uns beym Feuer etwas zu erwärmen. Blos ein äußerst gesunder und starker Körper kann solche Fatiguen aushalten. In der Art marschirten wir bis Allenburg und zwar immer in der äußersten Arieregarde.

Den 3. Juny Morgens früh wurde unsere Arieregarde attakirt; es blieb aber beym scharmuziren. Denselben Abend gingen wir bis Welau unter beständigem scharmuziren mit dem Feinde und unserer Arieregarde. In der Nacht zogen wir uns über der Pregel zurück.

Den 4. Morgens ganz früh marschirten wir von Welau eine Meile, wo wir unsere Truppen ausruhten und bis zum Abend stehen blieben. Denselben Abend wurden wir unter dem Befehl des Generalen Kahofsky mit dem Konnoi Polski Regiment zur 14. Division beordert, und marschirten bis zum Dorfe Eschernenky.

Den 5. gieng General Kahowsky mit diese beyden Regimenter

bis dem Amte Melauken an der Königsbergschen Straße gelegen. Auf dieser Straße kamen eine große Menge russischer und preußischer Marodeurs gezogen, die bey der Einnahme von Königsberg sich davon gemacht hatten, so wie sehr viele preußische Pagage. Diese Marodeurs erzählten uns, daß hinter ihnen die preußische Arieregarde, mehrentheils aus Husaren, einem Bataillon Fuselier und einigen Kanonen bestehend, unter dem Befehl des Husarenmajor Zythen, marschiere, welche Arieregarde vom Feinde verfolgt würde. Auf diese Nachricht wurde ich vom Generalen Kahofsky mit meiner Eskadron und 24 Mann mit einem Lieutenant vom Kounoi Polsky Regiment als Patrouille geschickt um den Feind zu entdecken. Nachdem ich $1\frac{1}{2}$ Meilen geritten war, stieß ich auf die preußische Arieregarde und erfuhr von dem Major Zythen, daß er im beständigen kleinen Scharmützel mit dem Feinde, vorwärts marschiere. Ich gieng diese Arieregarde vorbey bis zum Feinde, den ich zufolge meiner Ordre durchaus entdecken sollte. Es waren reitende Jäger und rothe Husaren. Ich fing an mit sie zu scharmuziren, drängte sie etwas zurück und nahm darauf meinen Rückmarsch, weil ich den Befehl hatte dem Generalen über alles balde Nachricht zu geben. Major Zythen dankte mir ungemein für meine thätige Hülfe, und versicherte mir, mich bey seinem Generalen dafür so gut zu rekomandiren, daß derselbe mich zum Pour le merite vorstellen würde. Ich dankte ihm für seinen guten Willen und dachte bey mir, mit dem Orden wird es sich wohl noch halten lassen. Bey diesem kleinen Scharmützel verlohr ich einen sehr guten Towarisch. Seine Bravour hatte ihn zu weit geführt und er wurde vor meinen Augen, und eher daß ich ihn retten konnte, niedergesäbelt. Die Franzosen verfolgten die preußische Arieregarde in einiger Entfernung durch den Wald bis an der Fläche, wo unsere beyden Regimenter standen, wagten es aber nicht weiter zu gehen, sondern zogen sich zurück. Bei diesem Lerm verlohr ich eine hübsche Reitstute, die ich einige Tage vorher erst gekauft und die mir 51 Dukaten kostete. Mein Feldgepäcke, das ich mit ihr verlohr, kann ich wenigstens 50 Dukaten rechnen. Die Stute war durch dem hin und her rennen und durch dem Lerm der preußischen Oboise, scheu geworden, hatte sich von dem Soldaten, der sie führte, losgerissen und lief gerade dem Feinde in die Hände.

Den 6. mußte General Kahofsky, auf erhaltenen Befehl, nach dem Dorfe Kaiserkirch mit unseren beyden Regimentern marschiren, weil Bagration in Gefahr stand mit seinem Corps vom Feinde abgeschnitten zu werden. Die preußische Ariieregarde und noch 2 preußische Dragonerregimenter vereinigten sich mit uns. Alle Päße wurden gut besetzt und Patrouillen und Flanqueurs überall hingeschickt um den Feind zu entdecken. Es dauerte auch nicht lange so zeigte er sich. Bagration marschirte in dem Augenblick ruhig hinter uns vorbey und gieng zum Hauptcorps. Die Patrouillen und Flanqueurs fiengen an mit dem Feinde zu scharmuziren und wir erhielten Befehl uns allmählig zurückzuziehen. Indem die Franzosen vordrangen machten unsere beyden Regimenter die Retirade en echec Eskadronweise über eine große Fläche, beinahe 2 Meilen. So wie der Feind aber von der Attake abließ, gingen wir in der Colonne bis etwa eine Meile von Tilsit, wo Bagration mit seinem Corps halt gemacht hatte und wo wir ohne vom Feinde beunruhigt zu werden bis zum andern Morgen stehen blieben. Den 7. Juni brachen wir sehr früh auf und marschirten schon um 5 Uhr Morgens durch Tilsit und über der Brücke nach unserer angewiesenen Lagerstelle. Nachdem die ganze Ariieregarde und alles Gepäck herüber war, wurde die Brücke bis zur Hälfte abgebrannt. Gegen Abend mußten wir nach unserem linken Flügel marschiren und dort hart am Fluße en bivaque stehen.

So wie beym avanciren unserer Armee unser Regiment stets in der Avantgarde sich befand, so waren wir wiederum beym retiriren immer in der Ariieregarde und haben den Feind so zu sagen von Heilsberg an fast auf dem Rücken getragen. Er gab uns weder Zeit etwas zu schlafen noch auszuruhen und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, denn kaum waren wir vom Pferde gesessen um diese an der Hand grasen zu lassen, so hieß es auch gleich wieder zu Pferde. Ließen wir uns beym Halt machen etwas Essen oder Kaffe kochen, so wurde selbiges nie fertig, weil wir gleich wieder weiter mußten. Der Hunger trieb uns am Ende so weit, halb gekochtes und gebratenes Fleisch zu essen und solches als einen Leckerbissen anzusehen. Meine gesunde Constitution hat mich glücklich durchgeholfen, denn ich bin bey alle dem immer gesund geblieben; viele Offiziere und Soldaten, die es nicht

aushalten konnten, bekamen bösartige Fieber. Diese ununterbrochene Unruhe, bey welcher wir uns weder satt essen noch unsere ermatteten Glieder ausruhen konnten, ans absatteln der Pferde nicht denken durften und kaum Zeit hatten sie mit einigen Mundvoll Gras zu erquicken, — Hafer hatten wir schon lange keinen mehr, — das buivaquiren oft auf sumpfigen Stellen und bey dem schändlichsten Regenwetter, griff uns und unsere Pferde am Ende so an, daß wir matt wie die Fliegen wurden. Der Reiter wankte auf seinem Pferde und schlief so gut wie es gieng, und das Pferd stolperte und wankte unter der geringen Last des Reiters. In diesem Zustande kamen wir im Lager unter Tilsit an und dankten dem Himmel etwas Ruhe genießen zu können, weil der Feind sobalde nicht über den breiten Fluß gehen konnte, der sehr gut mit Batterien und Jägern besetzt war. Das ganze Proviantwesen hat sich in dieser Campagne auf eine unverzeihliche Art gegen die Armee versündigt und sich dadurch unglaublich bereichert; ich habe alle Ursache dem Himmel zu danken, daß ich damals aus dieser Räuberbande herausgetreten bin, in welcher ich so unschuldiger Weise herein gerathen war. Sie enthielten dem gemeinen Mann und Offizier die Gage vor und gaben noch weniger die zukommenden Rations- und Portionsgelder, die wir noch bis diesen Augenblick nicht erhalten haben. Wovon sollte man also leben. Die Magazine von Proviant, Fourage und allen erforderlichen Amunitionsstücken fürs Militaire, in Heilsberg, Bartenstein, Schlippenbeil, Friedland, Allenburg und Welau, die angefüllt seyn sollten, wurden bey der Retirade alle verbrandt. Hätte man nicht aus diesen Magazinen die Truppen früher versorgen können? Auch bey der Retirade war noch so viel Zeit um wenigstens die Amunitionsstücke zu vertheilen. Es war aber nicht im Plan des Proviantswesens, denn gewiß befand sich nicht der hundertste Theil des Angezeigten in diesen Magazins und nachdem sie aufgebrandt waren, konnte angegeben werden wie viel und was sie wollten.

Die Franzosen waren uns so schnell gefolgt, daß wie die Brücke bey Tilsit noch im vollen Brande war, sie schon die Stadt besetzten. Außer einige wenige Schüsse, die französische Tirailleurs bis es Schummer wurde auf uns über den Fluß machten, welche aber von unserer Seite nicht beantwortet wurden, fiel nichts weiter vor.

Den 8. wurde Fürst Lobanow vom Großfürsten zu Bonaparte geschickt um Friedensunterhandlungen anzufangen. Der Großfürst fuhr aber selbst zum Kaiser, der eine Meile von Tilsit sich befand.

Den 9. schickte Bonaparte Duroc in derselben Absicht zu Beningsen.

Den 10. kam der Großfürst zurück und schickte gleich wieder Lobanow zu Bonaparte.

Den 11. war Duroc wieder bey Beningsen.

Den 12. kam der Kaiser an. Duroc wurde denselben Nachmittag gerade an den Kaiser geschickt und der Waffenstillstand auf monathliche Auffündigung wurde unterzeichnet.

Den 13. Juni kam unser Kaiser mit Bonaparte auf der Hälfte der Memel zusammen. Es war dazu ein Pram gebaut, worauf ein Häuschen von Brettern stand. Beyde fuhren zu gleicher Zeit von ihrem Ufer ab und es traf sich, daß Bonaparte beym Prahm zuerst anlangte. Wie der Kaiser auch nicht mehr weit davon entfernt war, nahm Bonaparte den Hut ab, welches ersterer erwiderte, erwartete seine Ankunft mit entblößtem Kopf und reichte ihm die Hand um ihm auf den Prahm zu helfen, führte ihn aber gleich darauf ins Häuschen, wo sich beyde 2 Stunden ohne Zeugen besprachen. Hernach wurde der Großfürst hinzugezogen und balde darauf Prinz Murat. Von unserer Seite wurde hierauf Beningsen, Uwarow, Fürst Lobanow und Graf Lieven und von französischer Seite Ney, Duroc und Soult vorgestellt. Der Kaiser und Bonaparte trennten sich mit heitrem Gesicht und ersterer landete mit seinem Bruder an unserm Ufer Hand in Hand im Gespräch begriffen und mit einem Gesicht voll Zufriedenheit und Heiterkeit. Wie der Kaiser an unserm Ufer landete, wurde er mit einem drey mahligen Hura empfangen, so wie Bonaparte an seinem Ufer mit einem vive l'Empereur. Man bemerkte, daß in dem Augenblick, daß wie unser Kaiser bey dem Prahm landete und Bonaparte ihm die Hand reichte, die an ihrem Ufer versammelten französischen Offiziere Zeichen der Freude von sich gaben und in die Hände klatschten.

Den 14. zog der Kaiser nach der Stadt Tilsit. Zu folge getroffener Convention gehen beyde Armeen zurück und der Kaiser behält blos seine Garden und von denen nur ein Bataillon bey sich in der Stadt zur Wache, sowie Bonaparte auch nur seine

Garden bey sich behält. Unser Regiment erhielt Befehl nach die Flecken Schelel und Obelino in russischer Grenze in die Quartiere zu gehen. Wir marschirten auch denselben Tag aus dem Lager und kamen den andern Tag daselbst an. Die russische Grenze fängt sich eine halbe Meile jenseits Taurogen an. So wie wir in unsere Grenze rückten, fanden wir überall Elend und Armuth. Es ist ein unglaublicher Unterschied zwischen den Bauern in preußischer und den in russischer Grenze. Jener hat äußerst gute Wohnungen, Vieh und Pferde beinah mehr als er braucht, lebt gut und reinlich und ist besonders gut eingerichtet in seinem Hause, mit einem Wort man bemerkt überall den Wohlstand; und doch soll der Bauer im sogenannten Ermelande und in der Gegend, die wir durchzogen sind, garnicht zu vergleichen seyn mit den um Danzig und weiter herauf wohnenden Bauern. Der gleich beym Anfange der russischen Grenze wohnende Bauer lebt in elenden baufälligen Hütten, hat bey derselben wenige oder fast garkeine Nebengebäude, besitzt höchstens ein Pferd und ein paar Kühe, überall sieht man Mangel und Elend, sogar auf dem Gesicht der Einwohner, sowie Schmutz und Unsauberkeit in jedem Winkel der Hütte.

Den 1. July hatte ich die Freude, daß mein Hans mit meiner Britschke, meinem Reitpferde und meinen übrigen Sachen ankam. Knorring hatte die Regiments und Offiziers Obose beym schnellen Vordringen des Feindes bis hinter Wilna gehen lassen. Da ich durch den Marsch ganz abgerissen war und mir seit Heilsberg so viele Bedürfnisse fehlten, so war es mir sehr angenehm meine Equipage und meine Sachen wieder bey mir zu haben. Den 5. erfuhren wir aus dem Hauptquartier, daß der Kaiser und Bonaparte beym Abschiede in Tilsit folgende Ordens ausgetheilt haben. Unser Kaiser hat an Bonaparte, Prinz Murat, Talleirand und Berthier den Andreas-Orden gegeben, sowie Bonaparte an unsern Kaiser, dem Großfürsten, Minister Budberg, Fürst Kurakin und Graf Lieven das Großkreutz der Ehrenlegion und an den Flügelmann der Preobrashenschen Garde das Zeichen dieses Ordens. Platow erhielt von Bonaparte eine mit Brillanten reich besetzte Dose mit dessen Portrait. Den 9. July marschirten wir aus Schelel, trafen den 25. in Wilna ein, marschirten den 27. weiter und bezogen den 12. August das uns angewiesene Lager bey Orcza.

Den 15. August inspectirte General Lwow unser Regiment und den 31. hielt Graf Buxhöwden General-Revue über der ganzen Division. Einige Tage darauf erhielt die Cavallerie Befehl bis zur Ankunft des Kaisers in Cantonirungs-Quartiere in nah gelegene Dörfer zu rücken, um unsere heruntergekommenen Pferde auffüttern zu können. Den 3. Oktober bezogen wir wieder unser Lager, weil der Kaiser in Orcza eintreffen sollte. Den 4. war die ganze Division zur Ankunft des Kaisers aufgestellt und stand in Parade von 9 Uhr den Morgen bis 8 Uhr den Abend. Den 5. traf der Kaiser früh Morgens in Orcza ein und befahl, daß die Division um 12 Uhr Mittag zur Revue fertig seyn sollte. Er traf auch pünktlich ein, ritt die Fronte entlängst herauf und wie er bey unserm Regiment ankam gab er seine Zufriedenheit über selbiges Knorring zu erkennen. Hernach marschirte die ganze Division dem Kaiser unter klingendem Spiel und Schmettern der Trompeten im Parademarsch vorbey. Der Kaiser wiederholte Knorring seine Zufriedenheit über die Verbesserung des Regiments und versicherte ihm, daß selbiges sich so zu seinem Vortheil verändert habe, daß er es nicht wieder kenne. Nach dem Cerimonialmarsch bezog jedes Regiment sein Lager. Der Kaiser ließ alle Regimentschefs und Regimentscommandeurs zu sich zu Mittag einladen, und setzte seine Reise nach dem Essen nach Sklow weiter, um dort die 7. und 8. Division zu besehen. Graf Buxhöwden gab den schriftlichen Befehl ab, daß der Kaiser mit unserer Division sehr zufrieden sey, allen Regimentschefs, Staabs- und Oberoffizieren seinen Dank sage und dem gemeinen Mann befohlen, einen Rubel auszutheilen und ein Glas Branntwein geben zu lassen. Den 6. Abends spät kam der Kaiser aus Scklow zurück. Ich hatte das Glück, daß ich ihn mit meiner Eskadron escortiren sollte. Wie ich mich aber bey ihm meldete, verlangte er es nicht, dankte mir und entließ mich gnädigst. Ich gieng darauf in den Coursaal, wo ich unsern geliebten Monarchen sehr heiter und froh sah. Der Kaiser hielt sich etwa eine Stunde in Orcza auf, unterhielt sich auf das herablassenste mit allen Regimentschefs und trat darauf seine Rückreise über Witepsk an.

Chad Gadya.

Aus dem Englischen übersetzt von M. von Stryk.

„Und wenn dich dein Kind heute oder morgen fragen wird: Was ist das? sollst du ihm sagen: Der Herr hat uns mit mächtiger Hand aus Aegypten, von dem Diensthause geführt. Denn ... erschlug der Herr alle Erstgeburt in Aegyptenland ... und die Erstgeburt meiner Kinder löse ich.“ (Exodus XIII. 14, 15.) Chad Gadya! Chad Gadya! Nur ein Zicklein von der Ziege.

Der Hausgottesdienst des Passahfestes nahte endlich seinem Ende. Der Vater hatte bei dem wunderlichen, den Schluß bildenden chaldäischen Rezitativ gestutzt: Nur ein Zicklein, nur eines, das mein Vater gekauft hat für zwei Zuzim! Chad Gadya! Chad Gadya!

Der junge Mann lächelte matt über die Zierlichkeit des alten Herrn in kurzem Rock, Direktors der Dampfschiffgesellschaft im modernen Venedig, der völlig verständnißlos für die Ungereimtheit, salbungsvoll die volltönenden chaldäischen Silben hervorrollte und sich dabei auf die vorschriftsmäßigen Kissen stützte.

Und eine Katze kam und verschlang das Zicklein, das mein Vater gekauft hat für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Er war einigermaßen neugierig zu wissen, was sein Vater ihm nach Schluß des Gebetes sagen würde. Während des zweiten Theiles war er erst hereingetreten; wie gewöhnlich ungefragt und unerwartet, aus Wien kommend und höchlich erstaunt, daß es gerade der Passah-Abend war und daß die unvordenkliche Andachtsübung genau wie in seinen Kinderjahren vor sich ging. Bei der Seltenheit seiner Besuche zu Hause war es ein merkwürdiges Zusammentreffen, und als er sich schweigend und ohne die Gebete durch die Begrüßung zu unterbrechen in den Familienkreis setzte, hatte er eine lebhafte, künstlerische Empfindung der verschiedenen Lebensmöglichkeiten; hatte doch der witzige französische Roman, der ihn im Eisenbahnkoupé so unterhalten, ihm die Gewißheit gegeben, daß das menschliche Leben, abgesehen davon, daß es den

„esprit“ mit rohem Material versorgt, dennoch seine fröhliche Berechtigung hat. Der rothgoldene Sonnenuntergang über den Bergen; das Heimwärtsschwimmen im Mondschein den Kanale Grande hinunter; die wohlbekannten Paläste, die ihm so traumhaft und märchenstill erschienen, als sei er nicht in der Seestadt geboren; die lustigen Erinnerungen an Goldmarks neueste Oper gestern Abend im Opernhause, die beim Heraufsteigen der großen Treppe sein Ohr verfolgten, und dann dies jähe Versetztsein in den Osten, in die todten Jahrhunderte, zu Jehova, der sein auserwähltes Volk aus Aegypten führt und ihm befiehlt, durch alle Zeiten mit ungesäuertem Brod die eilige Reise durch die Wüste zu feiern.

Wahrscheinlich betrübte den Vater dieser klare Beweis der Gleichgiltigkeit des Sohnes gegenüber den Ueberlieferungen, die ihm selbst so theuer waren, obgleich es dem alten Manne lange schon zur bitteren Wahrheit geworden, daß seines Sohnes Wege nicht seine Wege, und seines Sohnes Gedanken nicht seine Gedanken waren. Seit lange schon wußte er, daß sein Sohn ein Sünder in Israel, ein Epikuräer, ein Spötter, ein selbstsüchtiger Sinnenmensch, ein Liebhaber der Junggesellenviertel und des fieberhaften Treibens der europäischen Hauptstädte, ein Verächter der Speisegesetze und Ordnungen, ein Jünger des Verbotenen war. Durch des Vaters Brille betrachtete sich auf diese Weise der Sohn, und bitterer ward das schwache Lächeln um seinen ausdrucksvollen Mund, nervöser zuckten seine langen weißen Finger.

Und doch dachte er liebevoll seines alten Vaters; er bewunderte die Ausdauer, die ihm Reichthum eingetragen, die Großmuth, mit welcher er seinen Reichthum ausgab; die Redlichkeit, die allen Versuchungen widerstanden und diese Familienvereinigung so heimathlich, so fromm und einfach erscheinen ließ, wie in der Vergangenheit, als noch das Ghetto vecchio und nicht dieser Palast am Kanale Grande ihr Heim bedeutete. Der Becher Weines für den Propheten Elijah stand so kindlich erwartend da wie immer. Seiner Mutter Gesicht strahlte von Liebe und Wohlwollen. Seine Brüder und Schwestern saßen um den Tisch wie Pfeile aus einem vollen Köcher, jedes auf seine Weise glücklich und mit dem Schicksal zufrieden. Ein Hauch von Frieden und Ruhe, Glauben und Frömmigkeit umwehete den Tisch.

Und ein Hund kam und biss die Katze, die das Zicklein

verschlungen hat, das mein Vater gekauft hat für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Und plötzlich überwältigte ihn der Kontrast dieser wohlthuenden Ruhe und seines unsteten Lebens wie mit einer großen Fluth von Hoffnungslosigkeit; salzige Thränen füllten seine Augen. Nie wird er obenan sitzen an seinem Tisch, um diese Gottesfurchtkette, die die Menschenalter aneinander schließt, weiterzuführen. Nie wird seine Seele warm eingehüllt sein in diesen Dunstkreis von Glauben und Vertrauen. Keines Weibes Liebe wird ihm gehören, keine kleine Kinderhand wird in seiner ruhn. Als Geächteter wird er durchs Leben schweifen und trostlosen Blickes hineinschauend, wo warmes Heerdfeuer leuchtet, — vorüberziehen — der ewige Jude der Seelenwelt. Wie hatte auch er gelitten, er der Neueste der Neuen, der Träumer der Träume, der Forscher der Probleme! Vanitas vanitatum! Omnia vanitas! Der Neueste unter den Neuen? aber es war ein alter Jude, der dieses gesagt und ein anderer hat ausgesprochen: besser ist der Tag, da ein Mensch stirbt, als der, da er geboren wird! wahrlich ein hohnvoller Beweis für des Predigers eigenen Grundsatz, daß es nichts Neues unter der Sonne giebt. Und er wiederholte sich die großen Grundsätze:

„Eitelkeit der Eitelkeiten, sagt der Prediger, alles ist eitel! ein Menschengeschlecht geht vorüber und ein anderes kommt, aber die Erde bleibt ewig.

Alle Flüsse fließen in das Meer, aber das Meer ist doch nicht voll; zu dem Orte woher die Flüsse kommen, kehren sie zurück. Das Ding, das war, ist das, welches sein wird und das, welches gethan ist, ist das, welches gethan wird und es ist nichts Neues unter der Sonne. Was krumm ist, kann nicht gerade werden, was fehlt, kann nicht gezählt werden, denn viel Wissen bedeutet viel Schmerz und wer das Wissen mehrt, mehrt den Schmerz."

Ja Alles, Alles ist wahr! Wie verstand der jüdische Geist das Herz der Dinge zu treffen, so daß sogar diejenigen Völkerschaften, die ihn haßten, Trost in seinen Psalmen fanden. Kein Sinn für Formenschönheit; der Schluß des Buches der Priester, welche Verwirrung und schwache Wiederholung, gleich den letzten Zuckungen eines Weissagungsanfalls. Kein Kunstsinn, nur Sinn für die Wirklichkeit! und doch hatte er einst geglaubt, die Griechen

mehr zu lieben. Seit seiner Kindheit hatte er sich nach verbotenen Gütern gesehnt! hatte gebebt beim Anblick jenes einsamen Marmorbildes eines Mädchens, das über den umgebenden Wall zum Ghetto hinübersah. Am Schrein des Schönen hatte er gebetet, hatte über die Renaissance geschwatzt; er hatte geschrieben mit der ausgiebigen Anpassungsfähigkeit seines Stammes — französische Gedichte mit hellenischer Inspiration, — halb empfundene, halb geheuchelte, fein ausgemeißelte Lyrik — jetzt zeigte ihm eine urplötzliche Eingebung, daß er sich niemals wirklich in der Kunst wiedergegeben, mit Ausnahme allenfalls jener rohen, unter Zola's Einfluß geschriebenen, italienischen Novelle, die von der Welt verdammt wurde, weil sie von den Thränen nichts wissen konnte, die solch rückhaltloses Aufdecken des Lebens gezeitigt.

Und ein Stab kam und schlug den Hund, der die Katze gebissen, die das Zicklein verschlungen, das mein Vater gekauft hat für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Ja, im Herzen war er Jude; die Kindheit im Ghetto, die dauernde Vererbung, hatten seine Erregungen und Antriebe wie mit Zauberbanden gebunden. Chad Gadya! Chad Gadya! Die alte Melodie entfesselte tausend Gedankenverbindungen in ihm. Wie in vorbeifliegendem Panorama schaute er das Innenleben eines lockenköpfigen Kindes, das im engen Umkreis des Ghetto zwischen den malerischen Häusern herumstreicht. In seiner Seele glühte ein Wiederschein von des Kindes hoher Festesehrfurcht. Wie hübsch diese sinnreiche Folge von Passah und Laubhütten, von Neujahr und Tabernakel.

Dieses Fortleben des alten Orient im modernen Europa. Dieses Leben in der Seele der Vorfahren, wie wenn man im Tabernakel unter ihren Zelten wohnte. Es trieb ihn mit seinem Vater zu singen, sich in einen befranzten Mantel zu hüllen, in die rythmisch leidenschaftliche Bewegung des Gebetes sich zu schwingen, in der Synagoge aufs Angesicht zu fallen! Warum hatten seine Brüder je getrachtet, sich aus der fröhlichen Knechtschaft des Ghetto zu befreien? Seine Einbildungskraft beschwor das Vergangene vor seine Seele: das eine Feld, umgeben vom Budensäulengang; die schwarzbärtigen Hebräerkaufleute in langen Röcken; die eisernen, um Mitternacht geschlossenen Gitter; die Wächter, in Barken die offene Kanalseite umrudernd, die gelbe Mütze? das

gelbe „O" auf der Brust? Ehrenzeichen! Denn es ist edler, verfolgt, denn Verfolger zu sein. Warum hatten sie sich nach Befreiung gesehnt? ihr Dasein war in sich geschlossen, in sich vollendet. Aber nein, sie waren ruhelos, zum Wandern verdammt! Er sah den ersten Strom zu Anfang des 13. Jahrhunderts sich nach Venedig ergießen; deutsche Kaufleute, dann Levantiner, unfähig die Handelstadt des 15. Jahrhunderts zu erbauen; er sah den späteren Einzug der vor der Inquisition auf der Halbinsel Fliehenden, ihr durch den Glaubensgenossen Daniel Rodriguez, den damaligen Konsul der Dalmatischen Republik, vermitteltes Obdach unter des Löwen Flügel — einen Augenblick ruhte sein Geist bei diesem Daniel Rodriguez, einem gewichtigen Skelett. Er gedachte der unbegrenzten Behendigkeit der Juden, den härteren Urtheilssprüchen sich zu entziehen, ihrer schlauen, passiven Weigerung sich in Mestre anzusiedeln, ihrer schließlichen Verbannung in den Ghetto. Wie viel unversiegbare Energie kochte in diesen seinen widerspruchsvollen Vorfahren, die den Gleichmuth des Ostens und die Heißblütigkeit des Westens in sich vereinigten. Diese Schwärmer, die sich doch nur mit der Wirklichkeit befaßten; diese Gedankenfürsten, die sich ihrer Umgebung bemächtigen, weil sie niemals mit Ideen rechneten, die sich nicht in Handgreifliches verkörpern lassen. Wirklichkeit? das war die Seite des jüdischen Geistes, die wenigstens mit den Griechen Verwandtschaft aufwies. Und er, dem seines Vaters Welt ein leerer Schatten war, fühlte doch diesen angeborenen Haß gegen die Wolkenreiter, die Wortgaukler; auch sein Idealismus bedurfte zur spielenden Entfaltung der festen Messe.

Wäre er verfolgt worden, hätte sein Vater ihm nicht überall die Wege zum unbezahlten Schriftstellerthum geebnet, vielleicht wäre er dieser lähmenden Erkenntniß der leeren und schaalen Nichtigkeit des Lebens enthoben. Auch er hätte vielleicht seine Freude gehabt am Ueberlisten des christlichen Verfolgers, am Häufen der Dukaten? ja jetzt sogar schüttelte es ihn bei dem Gedanken, daß diese Strazzaroli, diese erzwungenen Verkäufer halbwerthiger Waare leben mußten, um den verblichenen Purpurmantel der Herrlichkeit Venedigs zu kaufen: er erinnerte sich in der Zusammenfassung einer ehemaligen Volkszählung gelesen zu haben: Männer, Frauen, Kinder, Mönche, Nonnen und — Juden. Nun, die Dogen waren abgethan,

Venedig eine trübselige Ruine und die Juden lebten großartig in den Palästen seines stolzen Adels. Er maß mit dem Blick den prächtigen, langgestreckten Speisesaal mit seinen Friesen und Malereien an Wänden und Lage, seine Palmen; erinnerte sich des alten Schildes über dem Steinportal: ein kletternder Löwe, mit fliegendem Engel. — und des vormaligen lateinischen Gesetzes, das den Juden verbot, in Venedig Schulen zu gründen und bei Strafe von 50 Dukaten und sechs Monaten Gefängniß, das Geringste in der Stadt zu lehren. Und doch hatten die Venezianer Etwas von den Juden gelernt: daß das einzige, ewigbleibende Gut in der menschlichen Energie besteht. Alle anderen Nationen hatten ihre Blüthezeit gehabt und waren gewelkt. Nur Israel schritt vorwärts, muthig in ungeschwächter Kraft. Es war sehr wunderbar! ja war es nicht ein Wunder? vielleicht giebt es in Wahrheit eine israelitische Mission, vielleicht waren sie wirklich das auserwählte Volk Gottes? Die Venezianer hatten Prachtbauten und Gemälde ausgeführt und waren dahingegangen, um sie den Touristen zum Beschauen zu hinterlassen. Bis auf wenige Dichtungen und sehnsuchtsvolle Kirchenweisen, haben die Juden nichts für die Jahrhunderte geschaffen und dennoch sind sie stark und fest, eine Schöpfung in Fleisch und Blut, staunenswerther und dauernder, als irgend Etwas in Stein und Bronze. Und war das Geheimniß dieser Ausdauer und Kraft was anderes, als ein geistiges? anderes, als ihre tiefinnerste Gewißheit Gottes, ihr frагloses Vertrauen in ihn, daß er seinen Messias senden werde zum Wiederaufbau des Tempels; sie wieder aufrichten werde zum herrschenden Volk. Wie typisch sein eigener alter Vater, der so heiter sein Chaldäisch sang, nach außen der Modernste der Modernen, zu Hause ein Jünger und ein Heiliger. Ach! könnte auch er sich an solch festem Glauben halten! seine innerste Seele war im Einklang mit dem brütenden, unbeweglichen Osten, selbst mit dem Mystizismus der Kabalisten, mit den Verzückungen der Asketen, ja mit der phantastischen, wahnsinnigen Extase der Derwische, die er in türkischen Moscheen tanzen gesehn. Auch ihn hatte manchmal das Gefühl einer befriedigenden Bedeutung der Dinge berauscht, eines Zusammenhanges mit dem Urquell des Lebens, den man ohne Zweifel in den eleusinischen Geheimnissen gesucht, den die Weisen Indiens vielleicht gefunden, dessen Nachklang, von den westlichen Nationen

unbegriffen, durch die Jahrhunderte fortlebte. Doch auch ihm fehlte das Verständniß dafür und oft hätte er seine Stirn an der Wand zerschmettern mögen, wie in buchstäblichem Kampfe gegen dieses verwirrende Lebensräthsel; ja das war die Hölle: seine Seele entstammte dem Osten, aber sein Hirn gehörte dem Westen. Sein Verstand war genährt an den Brüsten der Wissenschaft, die alles eintheilt und nichts erklärt. Aber — die Erklärung? — das Wort selbst — ist leer — alles ist nichtig. Man beweist die Dinge, indem man A in den Ausdrücken von B und B in den Ausdrücken von A wiedergiebt. Wer kann die Erklärung erklären? In der Verzückung vielleicht würde man das verstehen, was hinter der Erscheinung liegt. Aber auch so wäre das menschliche Wesen aus seinen Bethätigungen zu beweisen, und die Bethätigungen sind oft unwahr, bedeutungslos! Nein, er konnte nicht glauben, sein Verstand war reuelos. Und wenn Israel bewahrt blieb, warum mußte Venedig untergehn?

Und ein Feuer kam und verbrannte den Stab, der den Hund geschlagen, der die Katze gebissen, die das Zicklein verschlungen, das mein Vater gekauft hatte für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Er gedachte der Ausdauer, die erforderlich gewesen, um diese wundervolle Stadt zu erbauen; der unsichtbaren seegetauchten Holzpfeiler, der unerschöpflichen Kunstschätze; Kirchen, Gemälde, Bildwerke, nicht minder dunkler Menschenarbeit entstammend, obgleich nur wenige der ungezählten, todten Hände ihre Namen gezeichnet; wieviel unermeßliche Kraft in diesen Palästen versteinert. Carpaccios Gemälde glitten an seinem Geistesauge vorüber, Tintorettos — Urkunden todter Generationen, — dann ganz unvermittelt die noch bedeutenderen Gemälde des großen Vermayen in Wien: alte Landgefechte mit Armbrust, Speer und Arquebuse; ehemalige Seeschlachten mit dem Galeerendurcheinander. Er gedachte der an ihre Ruder gefesselten Galeerensklaven; des Schweißes und des Blutes, die die Geschichte erfüllt haben. „So kehrte ich zurück und nahm wahr alle Bedrückung unter der Sonne und die Thränen derer, die betrübt waren und keinen Tröster hatten." Und eines der neuesten Bilder fiel ihm ein, das schöne nackte Weib, das seiner Familie das Glück geraubt hatte. Der Künstler war todt aber unsterblich; das Weib, einst reich und gefeiert, jetzt auf der Straße;

Nichtigkeit alles. Liebe, Ehre, Unsterblichkeit! alle Wege münden in Nichtigkeit; welchen Nutzen bringt dem Menschen die Arbeit, die er hier unter der Sonne geleistet? —

Nein, es giebt nur einen Wandel, es giebt nur Vergessen, der Weiseste hat das immer erkannt. Die Katze, die das Zicklein verschlang und der Hund, der die Katze biß und der Stab, der den Hund schlug und das Feuer, welches den Stab braunte und so endlos weiter. Halten nicht die Ausleger dieses für den Sinn der Parabel — das Vergehen der alten Reiche, Aegypten, Assyrien, Persien, Griechenland, Rom? Kommentatoren, lächerliche Leute! Dieses unaufhörliche Bücherschmieden! Durch welche Wildniß zweckloser Logik wandert der jüdische Geist seit Jahrhunderten! Die zahllosen Bände des Talmud und seiner Parasiten! Die unzählbaren, nunmehr nutzlosen Gesetzesbücher, über die nun todte Augen trübe geworden! ebenso viel Geduld und Fleiß, wie erforderlich waren um Venedigs Kunst zu schaffen, und mit wieviel geringerem Ergebniß? Das Auserwählte Volk! wirklich? und sind sie so stark und gesund? Wahrhaftig, ein hübscher Gedanke in seinem Gehirn!

Zerrüttet durch den schweren Druck der Jahrhunderte währenden Inzucht, vieler Menschenalter der Verfolgung, — zerrüttet auch durch die vielen angenommenen Sitten und Sprachen, die verschiedenen Nationalitäten, die sie sich angeeignet — mußte seine Seele nicht einem Pergamente gleichen mit den Inschriften aller Völker? wie ungeschickt erschien ihm dieses Sichanklammern an das Leben. Zufrieden sollte das Volk sein, das sich seines Absterbens bewußt ist, und in ihm war sein Volk vielleicht zu dieser Zufriedenheit gereift? Bebte in ihm die Vorahnung seines Stammes, war er das Pfand fürs spätere Israel, der Race, die stets den Gegensatz suchte, die im Glauben Erstling, auch im Zweifel die erste war, die kühnste, das leere Herz der Dinge zu durchbohren? Wie ein verwaister Wind, heimathlos um die verlorene Stätte schweifend! Wissend das alles Illusion und Betrug ist! die Juden, die allerbetrogensten, angelockt zu einer Lebensaufgabe voll Opfer und Geringschätzung, — hätte er nur die Hoffnung gekannt, die seines Volkes Leiden geweiht! so aber war es eine Schlange, keine selige Hoffnung, die er im Busen genährt. Einsam, einsam fühlte er sich. Eine weite schwarze Oede! ein unmauerter See, ein scharfer Felsen

im gefrorenen Meer; auf hohem Berge eine Tanne! Mit allem abgeschlossen haben, — den Seufzern, dem Schluchzen, den Thränen, der Muthlosigkeit, den düsteren, schleppenden Elendstagen, den Leidensnächten! Wie oft hatte er schon sein Gesicht zur Wand gekehrt, zu sterben willens. War es der geistaufreibende Einfluß dieser todten Steinstadt oder der See, — Turgeniew hat Recht, nur die Jugend sollte sich herwagen, nicht solche, die mit Virgil „der Dinge Thränen" geschaut. Und nun fielen ihm Catulls Zeilen ein, die traurige, edle, erhabene Klage der klassischen Worte, gleich dem unterdrückten Weinen eines starken Mannes: Sonnen gehen auf und unter; wenn uns einmal das Licht entschwindet, ist ununterbrochene Nacht.

Er dachte Virgils auf einer Landschaft mit Zypressenlinien, die wie majestätische Hexameter sich fortbewegten. Auf der Terrasse eines antiken Palastes erblickte er die ins Geländer geschnitzten Fabelthiere; die grünfunkelnde Eidechse auf dem Gartenwall; die ehemalige Sonnenuhr und die Grotte mit dem Marmorspringbrunnen; das kühle grüne Dunkel eines Zypressengrabes mit seinem berückenden Schattenfarbenspiel. Eine unsichtbare Amsel flötet zu Häupten; er schreitet den Gang entlang unter den Steinaugen der Steingottheiten und schaut hinaus auf die unter blauem Himmel ruhende Landschaft, die grünen sonnebeschienenen Hügel, die weißen sich schmiegenden Dörfer, die grauen Olivenbäume. Wer betrat einst diese klösterlichen Terrassen? mittelalterliche, leidenschaftliche, übermüthige Prinzessinnen, leise tretend und Seide und zarte Düfte nach sich ziehend. Ein Gedicht wollte er daraus machen! O die Lieblichkeit des Lebens! sie besang ein einheimischer Sänger in dieser lieben, sanften, venezianer Mundart:

Die Welt ist ja so schön,
Weil sie so mannigfaltig,
Gründlich kennt der sie nicht,
Der diesem widerspricht.

Ja die Welt ist wahrlich schön und mannichfaltig. Terenz hat Recht, es giebt genug der Lust- und Schauspiele. Wir Menschen sind einander Beides.

Eine wohlthuende Wärme durchglühte ihn, für einen Augenblick klammerte er sich ans Leben, und die zahllosen Fühlhörner der Außenwelt drangen hervor ihn zu umstricken.

Und ein Wasser kam und löschte das Feuer, das verbrannt hatte den Stab, der geschlagen hatte den Hund, der gebissen die Katze, die verschlungen hatte das Zicklein, das mein Vater gekauft hatte für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Aber die Gluth verblaßte und trüb und hoffnungslos zog er sich zurück, denn nun wußte er, was ihm fehlte. Das Heidenthum genügte ihm nicht, er brauchte — ihn hungerte nach — Gott, dem Gott seiner Väter. Tausend Jahre des Glaubens ließen sich nicht abschütteln. War es Vererbung, die in ihm diese unvermittelte räthselhafte Eingebung von Gott bewirkte, beim Duft der Rose, beim Schall eines Kindeslachens, beim Anblick einer schlafenden Stadt; die in seinem Herzen eine Wärme und in seine Augen Thränen aufsteigen ließ und in seiner Seele ein Gefühl erhabener Schönheit und Heiligkeit des Lebens? Aber den Gott seiner Väter konnte er nicht haben, und sein eigner Gott war entfernt und zweifelhaft, und nichts, was die neue Wissenschaft geboten, war noch mitinbegriffen in seinen Organismus; noch hätte er nichts davon seinen Nachkommen übermitteln können. Was sagt Weißmann über die ererbten Eigenschaften? Nein, gewisse Racen bringen gewisse Glaubensformen hervor, und bevor Du die Race vernichtest, kannst Du ihren Glauben nicht tödten. Welch grausames Trauerspiel, diese auf einen östlichen Stamm gepfropfte westliche Kultur. Der Einklang der Lebenssaiten gestört, Herz und Hirn in Streit gebracht. Aber die Natur ist grausam. Er dachte an die durch Gewittersturm vernichtete Weinernte des vorigen Jahres, der grauenerregenden Armuth der Bauern und der Padrones. Er sah einen gefangenen Tintenfisch vor sich, den er nach Luft schnappend auf dem Sande des Lido bemerkt, fast menschlich hatte sein Keuchen geklungen. Das hatte ihm die Erhabenheit der unbegrenzten Linie von Strand und See verdorben und den seltsamen Zauber der weißen Segel, die auf den Steinen des Hafendammes hinzugleiten scheinen. Seine Seele begehrte Gerechtigkeit für den plumpen Tintenfisch. Er konnte nicht begreifen wie die Menschen in einer auf sich selbst gestellten Geisteswelt leben konnten, welche den größten Theil der Schöpfung ausschloß. Wenn Leiden läutert, wie geläutert müßten dann überangestrengte Pferde, verhungerte Katzen sein! das Wunder der

Schöpfung, warum war es vollzogen, für junge zum Ertrinken verdammte Hündchen? Nein, der Mensch hat, alles vermenschlichend, einem tugendlosen Weltall die Tugend angedichtet, auf einen großen reuelosen Mechanismus die sittlichen Ideale übertragen, welche die Beziehungen vom Menschen zum Menschen leiten. Religion und Kunst spiegeln die Welt um den Menschen, der doch nur eine unwichtige Beigabe ist. Es war böse Wissenschaft in gute Kunst verwandelt, und sein eigen Volk zwar war Urheber dieser Verwirrung. Und Abraham sprach zu Gott: „Wird der Richter der ganzen Erde nicht recht thun?" Anfänglich hatten die Götter die Macht gemeint, aber die Menschenseele verlangte nach dem Recht. Vom Kreislauf des menschlichen Daseins hat der Mensch die Idee des Guten abgezogen und einen Gott daraus gebildet, um es thörichter Weise umzudrehn und zu fragen, warum er das Böse gestatte, dessen Begriff nie entstanden wäre! und weil Gott die Güte ist, darum ist Er die Einheit. Er erinnerte sich der scharfen Analyse Kuenens. Nein, nicht mehr denn Farbe und Musik ist das Sittengesetz, des Universums innerstes Geheimniß. Religion ist für den Menschen da, nicht der Mensch für die Religion; in der Schlußauflösung ist sogar Gerechtigkeit ein sinnloser Begriff. Was ist — ist allein. Des Künstlers Lebensauffassung ist die einzig richtige. Der Künstler, der alles und nichts glaubt. Die Religion verdreht unbewußter Weise alles. Das Leben an sich ist einfach genug, — eine dem Wachsthum, der Reife, dem Untergang unterworfene biologische Erscheinung. Der Tod ist kein Geheimniß. Leiden keine Strafe, noch die Sünde was anderes, als das Ueberleben der niedrigeren Eigenschaften aus der höheren Phase der Entwickelung, oder häufig der berechtigte Widerspruch des natürlichen Ich gegen künstliche Gesellschaftstugendlehren. Die Glaubensbekenntnisse haben die Dinge aus ihrer ursprünglichen Einfachheit herausgequält. In ihm dauerte die alte Sehnsucht fort und das war genug. Gott, Gott — er war Gott — berauscht, ohne Spinozas Ruhe und Spinozas Gewißheit. Gerechtigkeit, Erbarmen, Liebe — etwas zu Begreifendes! Er wußte, es war eitel blinde Vererbung, die ihm das Leben vergällt. — O des Hohnes — und daß er ohne dieses Nichtigkeitsbewußtsein herrlich und in Freuden hätte leben können! Aber seine Seele verwarf alle Selbstbegleichung und Lösung, die seine Freunde befriedigte: das All-

zureichende der Wissenschaft, der Kunst, der Freude, des menschlichen Schauspiels; er durchschaute mit der Einbildungskraft unerbittlichem Innenblick, die Trugschlüsse des Optimismus; widerstrebte dem Geblendetsein durch Platonismus und Hegelianismus; widersetzte sich dem Standpunkt der Schöngeister und Künstler und der selbstzufriedenen deutschen Gelehrten, wie den konventionellen Predigern — verlangte Gerechtigkeit für das Einzelwesen bis hinunter zum Sperling, und eine Bedeutung und einen Zweck im Lauf der irdischen Geschicke — und wußte doch dabei, daß der Zweck, das Ziel nicht minder eine vermenschlichte Auffassung des Kernes aller Dinge, wie Gerechtigkeit und Güte. Aber die Welt ohne Gott ist ein schönes herzloses Weib, kalt und fühllos. Ihn verlangte nach dem Aufblitzen der Seele. Er hatte in der Natur experimentirt, in Farben, Formen — Räthsel alles! Worin hatte er nicht geforscht, — alles dieselbe leere Oede. Die Natur hatte er geliebt, in Naturschwärmerei beinahe den Frieden gefunden; im berauschenden Duft von Gras und Blumen, in der Seeluft und dem Wellenrauschen; im entzückenden Kampf mit den kalten, salzigen Wogen, die grün und weiß gefleckt sich aneinander schleudern! — nicht gegen einen Himmel zu vertauschen. Aber die Begeisterung verblaßte immer wieder und der alte Hunger nach Gott kehrte zurück. Zeitweisen Frieden auch hatte ihm Spinozas Gott gespendet, der ewig unbegrenzte, von welchem alle starren Ewigkeiten nur ein armseliger Ausdruck sind, und den zu lieben nicht in sich schließt, daß man von ihm wiedergeliebt werde. Herrlich war es in Anbetung dieses himmlischen Lichtes sich aufzuschwingen. Aber der Glanz machte gefrieren, er entzündete nicht. Er verlangte vom ewigen Wesen, daß es von seinem Dasein wußte, ja daß es ihm ein leises Zuflüstern sende: Ich bin keine übersinnliche Erdichtung! Gehorsam, Anbetung! — Stundenlang hätte er auf den Steinfliesen liegen, seine Kniee im heißesten Gebet abnützen können! O Luther, o Galileo! Feinde des Menschengeschlechts! wie weise von der Kirche, Abtrünnige zu verbrennen, die der Seele Heimath verbrennen wollen, die von der Liebe und den Schätzen der Jahrhunderte gesättigte Heimath der Geister, — und die arme Menschenseele, nackt und bebend mitten unter den unzählbaren kalten Welten, allein lassen. O Napoleon, Erzfeind, der die Ghettos öffnete, wo die Juden in bescheidenem, schlichtem Frohsinn an dem Sabbath-

feuer kauerten — und der die Last des Weltalls über sie hereinbrechen ließ.

Und ein Ochse kam und trank das Wasser, welches verlöscht hatte das Feuer, welches verbrannte den Stab, welcher schlug den Hund, der gebissen hatte die Katze, die verschlungen hatte das Zicklein, welches mein Vater gekauft für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

In Wien, von wo er gekommen, träumte ein Israelite, den die moderne Kultur niederdrückte, den alten Traum vom jüdischen Staat, einem modernen Staat, einer Zusammenfassung aller großen durch die Arbeit der Jahrhunderte gewonnenen Grundsätze. Von merkwürdiger Farbe sollte dieses Chameleon sein. Jüdische Kunst, jüdische Architektur sollten geboren werden. Wer weiß? er aber, der für Mazzini gewirkt, der seinen Held den höchsten der Erfolge, den Sieg erringen gesehn, er wußte! er wußte, was dabei herauskommen würde, selbst wenn es käme. Er begriff das Schicksal Christi und aller Idealisten, die dazu verurtheilt waren, ihre Personen angebetet, ihre Lehren aber verworfen zu sehn, sogar in Bekenntnissen und Staaten, die gleich nationalen Monumenten gegründet schienen, um ihren Sieg zu verewigen! aber der jüdische Staat wird nicht einmal entstehen. — Erst gestern war er seinen Wiener Brüdern in der Leopoldstadt begegnet, im schmutzigen Kittel und galizischen Seitenlocken; im Prater, im prunkvollen Glanze strahlend, in prächtigen Fuhrwerken und mit funkelnagelneuen Lakaien, dieses sonderbare Volk, das für Andere Städte aufbauen kann, aber nimmer für sich selbst; das beides zu sein behauptet, eine Religion und eine Nationalität, und häufig keines von beiden ist! Geschichte, du Zerrbild! Moses, Sinai, Palästina, Jesaia, Esra, der Tempel, Christus, die Verbannung, die Ghettos, die Judenverfolgungen — alles, um die österreichischen Witzblätter mit Scherzen zu versorgen über Viehhändler, deren Nasen groß genug sind, Operngläser zu stützen. Und angenommen, es erschiene ein anderes, wundersames, neues Glied, um sich an die Zauberkette zu schließen, — die glücklichen Juden des neuen Staates würden hineingeboren werden als Kinder eines reichgewordenen Mannes, unbekümmert um das Ringen der Vorfahren, sich dem Luxus hingebend, dickbäuchig und engherzig im Wohlleben. Der Tempel wird neu gebaut — und nachher? der Architekt wird die

Rechnung schicken. Die Menschen werden speisen und sich mit Rippenstößen Rauchkabinet-Anekdoten erzählen. Besuchte Kleidermagazine wird es geben, die Synagoge wird diejenigen verfolgen, die größer werden als sie, die Priester vom Fach werden zu einer Beifallklatschenden Menge vom Geistigen schwatzen; vom Vortheil der Politiker und Kapitalisten wird die Presse abhängig sein; die kleinen Schriftsteller werden boshaft sein denen gegenüber, die sie nicht zu den großen rechnen; die Leiter der großen Theater werden ihre Geliebten obenan stellen. Ja die Ochsen werden das Wasser trinken und Jerusalem wird dick und fett werden!

Denn was krumm ist kann nicht gerade werden! — Menanders Komödien kommen frisch vom Druck, die Sprüche Salomonis, so neu wie die Morgenblätter. Nein, er konnte nicht träumen. Mögen die jüngeren Völker träumen! Der älteste der Stämme wußte es besser. Der Stamm, der zu allererst den Traum des tausendjährigen Reiches träumte, hat ihn zuerst verworfen. Aber war es denn auch ein schöner Traum? jeder unter seinem eignen Feigenbaume, wirklich, fleischlich, träge, der Geist entwichen. Omnia vanitas, auch dieses ist Eitelkeit!

Und der Schlachter kam und schlachtete den Ochsen, der getrunken hatte das Wasser, das gelöscht hatte das Feuer, das verbrannt hatte den Stab, der geschlagen hatte den Hund, der gebissen hatte die Katze, die verschlungen hatte das Zicklein, das mein Vater gekauft hatte für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Noch nie hatte er über den Sinn dieser Worte nachgedacht, sie immer nur mit dem Schluß der Andacht in Zusammenhang gebracht: Alles vorüber! Alles vorüber! sie schienen zu klagen und, bei der gekünstelten Musik, grenzenlose Enttäuschung, grenzenlose Beruhigung zu enthalten. Ein Aufwinden, ein Beendigen; überwundene, abgethane Dinge, ein überstandenes Fieber, eine vollendete Aufgabe, ein verstummtes Geschrei, eine Abschiedsglocke, ein kurzes Händefalten zum Schlafen, — Chad Gadya! Chad Gadya!

Ein Schleier lag über dem Kampf ums Dasein, der zwecklosen Aufeinanderfolge der Zeitalter; dem Vergehen der alten Reiche, wie es die Geschichtsforscher erkundet, und der neuen Reiche, welche ihrerseits vergehen würden, bis die Erde selbst, wie der

Naturforscher herausgeklügelt, untergeht in Kälte und Finsterniß. Ebbe und Fluth, Feuer und Wasser, Wasser und Feuer! er gedachte der Päpste, Könige, Kreuzfahrer, Klosterbrüder; der Bettler, der Bauern, der Lehrer; des weltlichen Treibens in Paris, Wien, London, Rom, Berlin, Newyork, Chikago! Des hoffährtigen Lebens in den reichen Vierteln; der Kranken auf ihrem Schmerzenslager, des Geplappers der Zigeuner, der Armen in ihrem Schlamm; der Soldaten, der gesunkenen Mädchen, des Elends der Dienstboten in den Wirthshäusern; der Verbrecher, der Wahnsinnigen! Er dachte an die zahllosen russischen Horden, das sprossende Leben auf den in chinesischen Flüssen wimmelnden Böten; das heitere japanische Schmetterlingsdasein, die unbekannten Wilden in Mittelafrika; die orientalischen Völkerschaften, in Zelten schlafend oder ruhelos auf heißen Dächern sich hin und her wälzend; die Neger, die zu so furchtbarer Frage in den Vereinigten Staaten herangewachsen — und daß jedes einzelne dieser Völker, ja eine jede Gemeinschaft innerhalb eines Volkes, sich selbst als den Mittelpunkt des Alls und dessen Liebe und Pflege wähne! Das Ziel, der Endzweck der Völker, nicht klarer als das des Einzelnen und nicht göttlicher, als das Leben des Insekts, — und der gewaltige Zug der Geschichte nichts als ein Zucken im Dasein einer der kleinsten unter einem Haufen Welten in der Unbegrenztheit fernerer Konstellationen. Ohne die stereoskopische Täuschung, auf die das Leben seines Vaters sich gründete, konnte er nicht leben, sein Gesichtspunkt war hoffnungslos allgemein. Alles erschien ihm gleich groß und staunenswerth, ja — und alles gleich klein und gewöhnlich. Kants starres endloses Nicht-Ich? Bah, eitel Kothklümpchen, die in tollem Schwunge wirbeln und sich dabei erhitzen. Nichts anderes, als das sich drehende Fleckchen im Glase unreinen Wassers. Ein Krümchen nasser Erde enthält Berge und Seen, malerisch genug für mikroskopische Touristen. Eine Billion Krümchen nassen Kothes sind nicht ehrfurchtgebietender als deren Eines; die Geologie, Astronomie, Chemie — alles enthalten in den Kothfleckchen, die ein vorbeirollender Wagen verspritzt. Ueberall ein Gesetz und eine Bedeutungslosigkeit! Die Menschen? wunderliche Seeungeheuer, im Bett eines Luftozeans herumkriechend, außer Stande aufwärts zu schwimmen, häßlich ausstaffirt in Häuten, die sie anderen Geschöpfen gestohlen. Ebenso thöricht, unparteiisch besehen — wie die drolligen, künstlich ihrer Umgebung angepaßten

Wesen, die er im Aquarium schaute. Kants innere Moral: auflösbar in einem Cholerakeim, jenem eigenartigen rosa Netzwerk, das unter dem Mikroskope der Karte Venedigs gleicht. Ja das Natürliche und Lächerliche sind eins. Weshalb sich in Spinozasche Ehrfurcht bannen? vielleicht sah Heine, dieser andere Jude, richtiger, und des Menschen letztes Wort über das Weltall, in welches er ungefragt geschleudert worden, könnte ein Auslachen dessen sein, der ihn ausgelacht, ein Lachen unter Thränen.

Ja er ahnte die Zukunft der Geschlechter so gut wie seine eigene. Alle werden ihr Kämpfen und Ringen fortsetzen bis sie zur Selbsterkenntniß gelangen. Wie dem zum Manne erwachsenen Kinde die Schuppen von den Augen fallen, werden sie sich plötzlich fragen, was das alles sei, und werden erkennen, daß sie durch blinde Gewalten fortgerissen worden zu Arbeit und Streit und Mühsal, und dann werden auch sie vergehen; die starken und kindlichen Völkerstämme werden sie vernichten, denn die Natur bringt stets neue Kräfte aus ihrem unerschöpflichen Born hervor. Im Unbewußten liegt ihre Stärke und wenn eine Nation innehält, um sich auf ihr Recht zur Herrschaft zu besinnen, ist ihre Herrschaft schon dahin. Der alte Palästiner Hebräer, der seine Schafe Jehovah opfert, welche Granitgestalt im Vergleich zu seiner eigenen Beweglichkeit und Behendigkeit. Ein oder zwei Jahrhunderte wird es die Welt noch erfreuen, sich durch ihre niedrigsten Geister in Litteratur und Kunst zu spiegeln, mitschwingend zum Pathos und zum Malerischen aller Perioden des unenträthselten menschlichen Daseins auf diesem seltsamen kleinen Planeten; während die alten geozentrischen Tugendlehrer, sich kindisch an die veränderte Erdgeschichte anklammernd, ihr Leben rein erhalten. Aber alles, alles wird vergehn!

Von draußen wurde eine heitere Musik hineingeweht. Leise stand er auf, trat zum Fenster und blickte in die Nacht hinaus. Ein voller Mond hing senkrecht und niedrig in den Himmeln, so daß er ein irdischer Gegenstand zu sein schien im Gegensatz zu den umhergestreuten Sternen! Gefunkel über Gefunkel, und in dieser leuchtenden italienischen Luft hatte er das Gefühl, als gehöre er zu ihnen und wirbele in der schimmernden Gesellschaft auf einer dieser zahllosen Kugeln durch grenzenlose Weiten! Ein breiter silbergrauer Streifen Mondlicht lag auf dem dunklen

Wasser und löste sich in Reihen tanzender Goldstückchen auf. Den Kanal niederwärts umschwärmten schwarze Gondeln eine lustig mit hellen, bunten Laternen geschmückte Gondel, von der die Musik ertönte.

Funikuli, Funikula — sie schien mit dem Geist des Frohsinns zu tanzen. Ein junges Paar stand Hand in Hand; er wußte, es waren Engländer, dieses absonderliche, glückliche, sichere Handelsvolk. In ihm erbebte Etwas, er dachte an Verlobte, an Jugend, Kraft. Aber wie ein hohles Echo war es, eines weit entlegenen Bedauerns — ein schwanker, unbestimmter Sonnenaufgang, golden über den Bergen der Träume. Nun begann eine schöne Tenorstimme Schuberts Ständchen zu singen, es klang wie Töne hoffnungsloser Leidenschaft. Das Sehnen der Motte nach den Sternen — des Menschen nach Gott. Tod, Tod, koste es was es wolle, Tod — dieses gespensterhafte Kreisen um die Aeußerlichkeiten des Lebens zu enden. Unerträglich, sei es auch nur einen Augenblick länger, das Leben ohne Gott! Im Busen dieses schwarzen Wassers wird er Ruhe finden! Ohne ein Wort wollte er nun die Treppe hinuntergleiten.

Und der Engel des Todes schlug den Schlachter, der geschlachtet hatte den Ochsen, der getrunken hatte das Wasser, das gelöscht hatte das Feuer, das verbrannt hatte den Stab, der geschlagen hatte den Hund, der gebissen hatte die Katze, die verschlungen hatte das Zicklein, das mein Vater gekauft hatte für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Man wird ihn zufällig ertrunken finden, denn wie sollte die Welt verstehen, die noch nie träge gewesen ihn zu richten, daß ein Mann im Besitz von Jugend, Reichthum und eines werdenden Schriftstellernamens sich das Leben nehmen würde. Die Seinigen werden denken, es sei ein Geist gewesen, der so stumm und leblos am Sebertisch gesessen, — und wahrhaftig, war er denn was anderes als ein Geist? man braucht nicht zu sterben, um außerhalb des warmen Lebenskreises mit vergeblich ausgestreckten Armen zu flattern. Ein Gespenst — er war immer ein Gespenst gewesen. Seit seiner Kindheit waren diese sonderbar festen, sicheren Leute gekommen, um mit ihm zu reden und zu gehen, und er war an ihnen vorbeigehuscht wie ein unwirklicher Geist, dem sie

ihre eigenen Fleisch- und Blutzwecke unterschoben. Als Kind war ihm der Tod schrecklich erschienen, — rothe Würmer auf weißem Fleische kriechend. Jetzt hielten seine Gedanken immer bei dem frohen Augenblick des Geistaufgebens. Noch Leben jenseits des Grabes! warum? ist doch die Welt nicht weit genug für ein Leben! es wiederholt sich unaufhörlich, — Bücher, Zeitungen, welche Langeweile! wenige sauber zusammengefügte Gedanken, denn es ist nichts Neues unter der Sonne. Das Leben gleicht einer von einem Blödsinnigen volltönend mit Lärm und Wuth erzählten nichtigen Geschichte. Shakespeare hat hierfür wie für alles, den höchsten Ausdruck gefunden.

Leise stahl er sich durch die halb offene Thür, schritt durch den weiten Vorsaal, voll Teppichen und Bildnissen vormaliger Venezianer im Waffenschmuck, die breite Treppe hinunter in den ausgedehnten Hof, der unheimlich geisterhaft erschien, als er ein Streichholz anzündete, um das Wasserportal zu finden, und seinen eigenen Schatten, sich riesenhaft die gerippten Dächer entlang beugend, in das weite Halbdunkel lauern sah. Leise öffnete er die große Thür und trat hinaus in die weiche Frühlingsluft. Alles war still. Der schmale Seitenkanal hatte einen Schimmer von Mondlicht. Der gegenüberliegende Platz war schwarz mit einem lichten Punkt von einem erleuchteten Fenster. Oben in dem engen Streifen dunklen blauen Himmels flog ein Häuflein Sterne, wie schöne weiße Vögel, durch das sammetweiche Dunkel. Traurig leckte das Wasser gegen die Marmorstufen und eine Gondel, am Pfosten befestigt, grüßte freundlich zu ihrem schwarzen Schatten im Wasser hinunter. Er schritt bis dahin, wo die Wasserstraße den tieferen Kanal traf, und ließ sich mit geräuschlosem, unterdrücktem Geplätscher hinuntergleiten. Er fühlte, daß er kämpfte, aber er besiegte den natürlichen Willen zu leben. Als er zum letzten Male sank, vermischte sich ihm das Räthsel der Nacht, der Sterne und des Todes mit einem eigenthümlichen Wirrwarr kindischer Erinnerungen über das Lebenswunder, und ein vergessenes hebräisches Wort des sterbenden Juden entrang sich seiner röchelnden Kehle: Höre Israel, der Herr unser Gott, der Herr ist der Einige.

Durch den offenen Thorweg tönten die letzten Worte die Hymne und des Gottesdienstes: Und der Einige Heilige

kam, gesegnet sei Er, und schlug den Engel des Todes, der geschlagen hatte den Schlachter, der geschlachtet hatte den Ochsen, der getrunken hatte das Wasser, das gelöscht hatte das Feuer, das verbrannt hatte den Stab, der geschlagen hatte den Hund, der gebissen hatte die Katze, die verschlungen hatte das Zicklein, das mein Vater gekauft hatte für zwei Zuzim. Chad Gadya! Chad Gadya!

Des Vaters Zimmer.

Mir ist, ich seh dich noch, du trautes Zimmer!
Ich trete ein mit tiefbewegtem Sinn:
Es gleitet hell der Morgensonne Schimmer
An blaugeblümter Wandtapete hin;
Im Lichte glänzt der Waffenschmuck wie immer —
Nichts fremd im Raum! verändert nichts darin!
Dort hängt der Knotenstock am Lederreife,
Und hier im Winkel lehnt die Tabakspfeife.

Sein Stehpult hier! da stand er in der Frühe,
Wenn ich zum „guten Morgen“ zu ihm trat.
Ob Winter herrsch', ob Sommersonne glühe,
Es fand ihn nie ein Morgen träg' und matt,
Kaum blieb ihm nach des Tages Last und Mühe
Ein Abendstündlein für das Zeitungsblatt;
Dann las, in seinen Sorgenstuhl gelehnet,
Er von der Welt, die sich da draußen dehnet.

Und hier, wo wir ihn oftmals lesend schauten,
Liegt noch die Bibel auf dem alten Fach.
Hier standen meine Schwesterlein, die trauten,
Wenn Abends er das „Vaterunser“ sprach...
Mich täuscht ein Wahn mit süßen Schmeichellauten,
Als wandeln sie dort lebend durchs Gemach,
Als könnt' ich ihre lieblichen Gestalten
Noch einmal in den trunk'nen Armen halten!

O holdes Gaukelbild, du mußt zerstieben,
Die theure Heimath ist ja längst verkehrt:
Der Vater, beide Schwesterlein, die lieben,
Sie ruhen still im kühlen Schooß der Erd';
Zerstreuet sind, die übrig noch geblieben —
Kein liebend Herz schlägt mir am alten Herd...
Mein Vaterhaus, leb wohl, leb wohl für immer —
Es hausen Fremde in des Vaters Zimmer!

Helene von Engelhardt.

Baltische historische Litteratur.

Die livländische Geschichtslitteratur im Jahre 1895, 1896, 1897. Von Oberlehrer Dr. A. Pölchau. Riga, N. Kymmel 1896. 1897. 1898. 8°.

Geschichte der Stadt Libau von Alexander Wegner. Mit 4 Plänen. Libau, Verlag von R. Puhze 1898. 8°. 154 Seiten.

Geschichte der Stadt und Landschaft Fellin von 1210—1625. Im Auftrage der Felliner litterarischen Gesellschaft herausgegeben von F. Amelung. Mit 2 lithogr. Karten. Fellin 1898. 8°. 231 Seiten. (Als Beilage zum)

Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft für die Jahre 1890 —1895. 8°. Ebenda.

Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik, 1895, 1896. Herausgegeben von der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst. Mitau 1896. 1898. 4°.

Archiv der Familie von Stackelberg. I. Band. Quellen aus dem Majoratsarchiv zu Isenhof nebst einem Anhange. St. Petersburg 1898. 159 Seiten.

Wie in jedem Jahre hat auch heuer Oberlehrer Dr. Arthur Poelchau für das verflossene Jahr einen Bericht über die livländische Geschichtslitteratur herausgegeben, eine mühsame und fleißige Arbeit, auf welche die Aufmerksamkeit der Interessenten wieder einmal gelenkt werden soll. In der Natur derartiger Publikationen, die jährlich in derselben Form erscheinen und deren

Inhalt durch den Titel voll erschöpft wird, liegt es, daß sie nicht jedesmal in litterärischen Anzeigen besonders angeführt und gewürdigt zu werden pflegen. Mir liegen zur Zeit die drei letzten Jahrgänge vor. Sie unterscheiden sich von den früheren dadurch, daß sie nur eine Nomenklatur enthalten und darauf verzichten, Inhaltsangaben der angeführten Arbeiten zu geben. Mit dieser Aenderung kam der Verfasser einigen wiederholt öffentlich und privatim geäußerten Wünschen nach und beseitigte durch sie eine oft als störend empfundene Ungleichartigkeit der Berichterstattung, die angesichts der sehr großen Menge von Anführungen und weil doch nur ein Theil derselben mit Inhaltsangaben versehen werden konnte, garnicht zu vermeiden war. — Je mehr die historische Litteratur der Ostseeprovinzen anwächst und je weiter wir uns von dem Jahre 1878, dem Erscheinungsjahr der zweiten Auflage von Winkelmann's „Bibliotheca Livoniæ historica" entfernen, in welcher die gesammte historische Litteratur der vorausgehenden Zeit übersichtlich verzeichnet ist, um so werthvoller werden Pölchaus Berichte. Erst eine neue Auflage von Winkelmanns „Bibliotheca" oder ein die seit 1878 verflossenen Jahre umfassender Nachtrag könnte sie wieder entbehrlich machen. In dem Berichte für 1891 hat Poelchau die Absicht ausgesprochen, die Fortsetzung des Winkelmann in Angriff zu nehmen, wenn er die nöthige Unterstützung in den Kreisen seiner Berufs- und Fachgenossen finde. Ob der Plan seiner Verwirklichung entgegen geht oder ob er fallen gelassen ist, weiß ich nicht. Der Hoffnung aber möchte ich doch an dieser Stelle Worte leihen, daß, wenn auch dieses Jahrhundert ohne Fortsetzung des Winkelmann dahingehen sollte, doch wenigstens noch im ersten Vierteljahrhundert nach der zweiten Auflage desselben, also bis zum Jahre 1903, eine solche fertiggestellt werden möge.

Das auf die Neige gehende Jahr 1898 hat uns zwei Stadtgeschichten gebracht, die, so verschieden sie auch in Anlage, Form und Ausführung sind, doch beide ein beredtes Zeugniß für die Heimathsliebe der Verfasser ablegen und als verschiedene Zweige an dem einen Baume der geschichtlichen Erkenntniß unseres Landes mit Freuden zu begrüßen sind. Die Geschichte der Stadt und Landschaft Fellin von 1210—1625 von F. Amelung und die Geschichte der Stadt Libau von Alexander Wegner sind verdienstvolle, dankenswerthe Arbeiten, die den Beweis liefern,

daß nicht nur in den Mittelpunkten unseres geistigen Lebens, in den großen Städten mit ihren reichen Hilfsmitteln, sondern auch abseits von der Heerstraße der geschichtliche Sinn lebendig ist, und daß dieser sich nicht nur im Sammeln historischen Materials bekundet, sondern daß sich auch Männer finden, die den Muth und die Kraft haben an die Verwerthung des Gesammelten zu brauchbaren Darstellungen heranzutreten. Es muß hervorgehoben werden, daß geschichtliche Darstellungen wie die vorliegenden keineswegs immer eine besonders dankbare Aufgabe bilden. Handelt es sich um die Geschichte einer kleinen Stadt oder eines kleinen Gebietes, so ist auch der Leserkreis ein entsprechend kleinerer, der äußere Erfolg ein bescheidenerer, und doch bedarf es oft eines nicht geringeren Fleißes und nicht geringerer Mühe, die Geschichte eines eng begrenzten Gebietes zu schreiben, als sie die Bearbeitung größerer Themata von allgemeinerem Interesse erfordert. Es verdienen daher die Arbeiten der genannten Verfasser nach dieser Richtung vollste Anerkennung. Ein schöner Erfolg wäre ihnen beschieden, wenn ihr Beispiel zur Nachahmung reizte und jede unserer Städte, auch jede kleine, ihren Historiographen fände. Bisher haben, soviel mir bekannt, nur Riga, Reval, Narva und Hapsal sich wirklicher Darstellungen ihrer Stadtgeschichte erfreuen dürfen.

Wenn ich Libau vorhin auch zu den kleinen Städten gerechnet habe, so erwächst mir daraus kein Vorwurf. Die allerneueste Entwickelung dieser Handelsstadt, ihren fast amerikanischen Aufschwung seit der Eröffnung der Libau-Romnyer Eisenbahn hat der Verfasser nicht mehr zur Darstellung gebracht. Vor dieser Zeit ist aber Libau auch nur ein überaus bescheidenes, stilles Landstädtchen gewesen. Vergleichen wir die Geschichte der beiden in Rede stehenden Städte, Libau und Fellin, so finden wir, daß sie ihre Rollen im Laufe der Zeit getauscht haben. Klein ist zwar Fellin auch stets gewesen. Es hat aber auf eine verhältnißmäßig bewegte Geschichte zurückzublicken. Hier lag das stattlichste Ordensschloß Livlands; Fellin war die erste und angesehenste Komturei des Landes. Von den ersten Estenkämpfen der deutschen Einwanderer im 13. Jahrhundert bis zu dem heißen Ringen der Schweden und Polen um den Besitz Livlands im 17. Jahrhundert wurde Fellin in alle großen Begebenheiten und Katastrophen unserer Landes-

geschichte hineingezogen, und die im Vergleich zu heute so außerordentlich dünn gesäte Bevölkerung des Landes mußte dem Städtchen eine die heutige weit überragende Bedeutung geben. Gleichsam ein Anner des gewaltigen Ordensschlosses, behielt es diese Bedeutung, so lange eine mittelalterliche Burg noch als eine wichtige Festung galt. Daher die erbitterten Kämpfe um Fellin, seine wiederholten Belagerungen im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts. Seitdem Livland aber schwedisch geworden war, büßte der Name Fellin seine Bedeutung ein und wird in der Geschichte des Landes kaum mehr genannt. Mit dem J. 1625 schließt Amelung seine Darstellung. — Libau dagegen begann erst um diese Zeit aus dem Dunkel seiner ersten Anfänge herauszutreten. Erst 1625 erhielt der Ort Stadtrecht. Die Entwickelung Libaus war ganz an die Kurlands gebunden. Wie Kurland erst später als die übrigen Livlande kolonisirt wurde und während der ganzen Ordenszeit hinter diesen in jeder Beziehung zurückstand, so sind es auch nur überaus dürftige Nachrichten, welche uns Wegner aus dieser Zeit über Libau mitzutheilen vermag. Erst die kurze Blüthe des Herzogthums Kurland im 17. Jahrhundert zeitigte auch das allmähliche Emporkommen Libaus. Eine wirklich erfreuliche und stetige Entwickelung nahm Libau aber doch erst im 18. Jahrhundert, obwohl die Stadt auch unter den Verheerungen des Nordischen Krieges schwer zu leiden gehabt hatte. Mit dem Aufhören der Selbständigkeit Kurlands trat aber wieder ein unaufhaltsamer Rückgang des Handels ein, der sich erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts langsam zu heben begann. In fast einem Jahrhundert, erzählt Wegner, wurde der Schiffsverkehr der Jahre 1780—1784 mit je über 300 ausgehenden und ankommenden Schiffen nur zweimal erreicht (1831 und 1832), um erst von 1873 an dauernd übertroffen zu werden. In diesem Jahre begann mit der Eröffnung der Eisenbahn die neueste Phase der Entwickelung Libaus.

Wegner's Geschichte der Stadt Libau ist schlicht und ansprechend geschrieben, die Disposition sehr übersichtlich, die Ausstattung angemessen. An den Rand gesetzte Inhaltsangaben erleichtern das Nachschlagen und das Wiederfinden bereits gelesener Abschnitte, eine sehr empfehlenswerthe Unterstützung der aufmerksamen Lektüre. Entsprechend dem Entwickelungsgange und der

Bedeutung Libaus in den verschiedenen Zeitabschnitten, wird die sogenannte angestammte Periode, die Ordenszeit, kurz auf den ersten dreizehn Seiten abgemacht. Ausführlicher ist das 17. Jahrhundert behandelt, am eingehendsten natürlich die Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte. Ein Blick auf die ans Ende des Buches gesetzten Anmerkungen, welche die Seiten 135—152 füllen, zeigt wie sorgsam, fleißig und sachlich der Verfasser verfahren ist. Er bietet eine wirklich vollständige Uebersicht der Stadtgeschichte in allen ihren Aeußerungen. Die politischen Ereignisse, die Verfassungsentwickelung, das kirchliche, gesellige und kommunale Leben kommen gleicher Weise zur Geltung und Darstellung. Beigegeben sind drei Pläne der Umgebung und eine Ansicht der Stadt vom Jahre 1705. Vermißt habe ich einen modernen Stadtplan, ohne den die topographischen Mittheilungen des Verfassers dem Fremden doch nicht verständlich werden. Das Buch hat jedenfalls darauf Anspruch, auch außerhalb Libaus gelesen und kennen gelernt zu werden.

Einen ganz anderen Charakter trägt die Geschichte der Stadt und Landschaft Fellin von Amelung. Sie ist gleichfalls eine sehr fleißige, brauchbare Arbeit. Was der Verfasser an Nachrichten über die Komturei und die Stadt Fellin finden konnte, hat er hier zusammengetragen und nach jeder denkbaren Richtung zu verwerthen gesucht. Wenn nicht zufällig noch neue Quellen erschlossen werden sollten, so dürfte das Thema der Geschichte Fellins als durch den Verfasser völlig erschöpft bezeichnet werden. Im Unterschiede von Wegners Geschichte Libaus tritt Amelung mit einem schwerfälligeren und etwas anspruchsvollen wissenschaftlichen Apparat auf den Plan. Umfangreiche Exkurse, in denen einzelne Fragen genauer untersucht werden, unterbrechen den Gang der Darstellung. Die Anmerkungen nehmen einen großen, vielleicht einen etwas zu großen Raum ein. Sie zeugen von der ausgebreiteten und gut gewählten Lektüre des Verfassers. Aber gerade diese scheint ihn dazu verführt zu haben, hier und da von seinem eigentlichen Thema abzuweichen und sich in Erörterungen allgemeineren Charakters zu verlieren. Wenn bei der Lektüre seines Buches das Interesse des Lesers gelegentlich erlahmt, so liegt die Schuld nicht daran, daß die Geschichte Fellins zu eingehend behandelt ist — diese Gründlichkeit entspricht vielmehr vollkommen den Zwecken und Aufgaben,

die der Verfasser sich gestellt hatte, — sondern in gelegentlichen Uebergriffen auf Gebiete, die mit dem zur Behandlung stehenden Thema nur lose oder garnicht zusammenhängen. Als Beispiel nenne ich den Exkurs 2 über die livländischen Ordensritter im 13. Jahrhundert, der nur Betrachtungen ganz allgemeiner Natur enthält. Zum Theil sind die Abschweifungen, wie auch die ganze Komposition der Arbeit daraus zu erklären, daß diese aus Vorträgen entstanden ist, die, in der Felliner litterarischen Gesellschaft gehalten, in möglichst wenig veränderter Form zur Wiedergabe gelangen sollten. Um so dankbarer wird man dem Verfasser für die reichen Mittheilungen sein, die sich auf Stadt und Gebiet Fellin beziehen. Amelung hat sich nicht damit begnügt, das bisher gedruckte Material, in, wie es scheint, lückenloser Vollständigkeit bearbeitet zu haben, sondern auch von Erfolg gekrönte archivalische Forschungen in Reval angestellt. Ein Anhang „Fellinensia im Revaler Stadtarchiv von 1563—1598“ giebt die Ausbeute an Urkunden wieder. Auf die Einzelheiten der verdienstvollen Arbeit kann ich hier nicht eingehen. — Erschienen ist sie als Beilage zum Jahresbericht der Felliner litterarischen Gesellschaft für die Jahre 1890—1895. Mit Genugthuung müssen wir diese kräftige Lebensäußerung der Gesellschaft auch aus dem Grunde begrüßen, weil sie zeigt, daß die Schließung des Landesgymnasiums, der schwerste Schicksalsschlag, der Fellin treffen konnte, der Pflege geistiger Interessen in dieser Stadt keineswegs das Grab gegraben hat. Hoffen wir, daß es der Felliner Gesellschaft vergönnt sein möge, nach Ablauf des nächsten Quinquienniums wieder mit einer Publikation hervorzutreten.

Zu den oft erwähnten altbekannten periodischen Publikationen unserer gelehrten Gesellschaften ist seit einigen Jahren das Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik, herausgegeben von einer Sektion der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst, hinzugekommen, und hat sie, an Gediegenheit und Reichhaltigkeit des Inhalts ihnen mindestens ebenbürtig, in Bezug auf die Ausstattung an Format, Druck, Papier und Kunstbeilagen weit in den Schatten gestellt. Das Aeußere des Jahrbuchs macht einen durchaus vornehmen Eindruck. Zur Anzeige liegen das 3. und 4. Jahrbuch für 1895 und 1896 vor, jenes 1896, dieses erst 1898 erschienen. Die beiden Heften als Kunstbeilagen eingefügten

farbigen Wappenbilder in großem Quartformat zeichnen sich durch sorgfältige, künstlerische Ausführung aus. Der Inhalt ist so reichhaltig, daß unmöglich auf alle einzelnen Arbeiten eingegangen werden kann. Einen breiten Raum nehmen die genealogischen Artikel über einzelne Familien ein. Neben ihnen finden wir aber auch eine ganze Reihe kleinerer und größerer Aufsätze, die von allgemeinem Interesse für unsere Geschichte, ja über diese hinaus, sind. Es scheint, daß das Jahrbuch allmählich wirklich die Sammelstätte für genealogische Notizen und Mittheilungen wird, die bisher, soweit sie sich auf private Familiengeschichte bezogen, überhaupt nicht an die Oeffentlichkeit traten, soweit sie fürstliche Dynastien oder Personen von geschichtlicher Bedeutung betrafen, in die verschiedenen baltischen Zeitschriften verstreut wurden. So finden wir Arbeiten über die Familie Plettenberg, Biron, eine Notiz über Magnus von Holsteins Wittwe, über die Herkunft des O.M. Wolthuß von Herse. Aus dem Jahrbuch für 1895 erwähne ich noch die sehr umfangreiche, auf mühsamer Urkundenforschung basirende Arbeit des Freiherrn E. v. Fircks: Die Ritterbanken in Kurland nach dem Original-Protokolle von 1618—1648 — und einen sehr ansprechenden Aufsatz des Grafen Karl Emich zu Leiningen-Westerburg über Ex-Libris (Bibliothekzeichen), den außer einigen Holzschnitten eine gute Abbildung in Lichtdruck als Kunstbeilage ziert. Das Jahrbuch für 1896 enthält unter anderem drei lesenswerthe Aufsätze von allgemeinem Interesse: Die Heiligensymbolik in der Heraldik von Frhr. Armin von Foelkersam; der Landesbevollmächtigte in Kurland von Frhr. Alexander von Lieven und das After-Lehen in Livland, eine rechtshistorische Studie von Astaf von Transehe. Daß die Redaktion des Jahrbuches sich nicht allzustreng an die Grenzen bindet, welche ihm durch seinen Titel gezogen zu sein scheinen, sondern auch einer guten wissenschaftlichen Arbeit wie der zuletzt genannten, die ebenso in einer juristischen oder historischen Zeitschrift hätte Platz finden können, die Aufnahme nicht versagt, wird der Verbreitung des Jahrbuches und damit der Steigerung der Mitgliederzahl der genealogischen Sektion gewiß zu statten kommen.

Ein Blick in das Jahrbuch für Genealogie genügt, um eine Vorstellung davon zu gewinnen, welch außerordentlich reicher Schatz an historischem Material in den baltischen Familienarchiven noch

verborgen liegt und erst sehr allmählich weiteren Kreisen zugänglich wird. Gerade das giebt dem Jahrbuch seinen eigenthümlichen Werth, daß es die Familienarchive mehr als bisher für die Allgemeinheit nutzbar macht und die Bekanntschaft mit ihnen vermittelt. Daneben ist es aber auch mit Freuden zu begrüßen, wenn einzelne Familien sich zu besonderen Veröffentlichungen in größerem Maßstabe entschließen. Eine solche liegt in dem ersten Bande des von Axel von Gernet herausgegebenen Archivs der Familie von Stackelberg vor. Derselbe enthält Quellen aus dem Majoratsarchiv zu Isenhof. Einen solchen Reichthum an Aktenstücken von geschichtlichem Werthe wie das Isenhofer Archiv werden allerdings nur wenige Gutsladen aufzuweisen haben. Derselbe rührt vorzugsweise aus dem Nachlasse dreier Glieder der Familie Stackelberg her, die sich im Dienste der russischen Krone als Diplomaten hervorgethan haben. Es sind das der jüngere Otto Magnus v. St., der 1772—90 die russischen Interessen in Polen vertrat und das vollste Vertrauen Katharinas II. genoß; sein Sohn Gustav, der in der napoleonischen Zeit an den verschiedensten Höfen, auch in Berlin und Wien, akkreditirt war und an den Arbeiten des Wiener Kongresses theilnahm, und schließlich Ernst, der Großsohn des Otto Magnus, der Rußland bis 1861 in Turin, dann in Wien vertrat und 1870 in Paris starb. Daß der Nachlaß solcher Männer, einem Familienarchiv einverleibt, diesem eine ganz besondere Bedeutung geben muß, liegt auf der Hand. Das Isenhofer Archiv charakterisirt der Herausgeber folgendermaßen: „So liegen im Archiv 59 Schreiben der Kaiserin Katharina an den Grafen Otto Magnus Stackelberg, die Konzepte von 101 Berichten des letzteren an die Kaiserin, 6 Briefe des Großfürsten Paul an den Grafen Otto Magnus, 6 Briefe der Großfürstin Maria Feoderowna, 2 Briefe Friedrich des Großen, 6 Briefe des Königs Stanislaus August von Polen, 3 Briefe des Prinzen Heinrich von Preußen, je ein Brief des Prinzregenten Karl von Schweden und des Kurfürsten Friedrich August III. von Sachsen, ferner Schreiben von Potemkin, Panin, Subow, Ostermann, Besborodko, Browne, Lobkowitz u. a. m. an Stackelberg, ebenso die Konzepte von Briefen des Grafen Otto Magnus an verschiedene Staatsmänner (so etwa 50 an Potemkin), Entwürfe von Denkschriften, politischen Akten und Berichten und schließlich

einige Instruktionen. Aus dem Nachlaß des Grafen Gustav Stackelberg sind u. A. die Konzepte von gegen 2000 Gesandschaftsrelationen desselben in das Archiv übergegangen. Der Nachlaß des Grafen Ernst Stackelberg ist reich an Privatbriefen. Das auf die Gütergeschichte bezügliche Material des Majoratsarchivs geht bis in die angestammte Periode hinauf."

Die vorliegende Publikation leitet der Herausgeber mit einem kurzen Abriß der Familiengeschichte derer von Stackelberg, insbesondere der Linie Jaegel-Isenhof, ein. An ihn schließen sich Regesten von Privaturkunden aus der Zeit von 1511—1876, kleinere Familienaufzeichnungen und das Reichsgrafendiplom für Otto Magnus jun. v. J. 1775. Dann folgen recht interessante diplomatische Aktenstücke aus dem Nachlasse des Otto Magnus: Berichte an die Kaiserin, und Schreiben derselben an ihn, zum Theil eigenhändige in der merkwürdig unorthographischen Form des Französischen, welche der Schreibweise der Kaiserin eigenthümlich war. Von kulturhistorischem Interesse ist die Instruktion des Grafen Otto Magnus für seine beiden Söhne und deren französischen Erzieher. Weiteren Mittheilungen aus dem Stackelbergschen Familienarchiv dürfen wir mit Spannung entgegensehen.

A. Bergengrün.

Erklärung.

Herr H. von Samson-Himmelstjerna hat den dankenswerthen Mittheilungen über „Die Kaiserlich Finländische Oekonomische Sozietät 1797—1898" (im 10. und 11. Hefte der „Baltischen Monatsschrift" 1898) Anmerkungen hinzugefügt, in deren 22., 23. und 28. er das ungünstige Gegenbild, in dem die Kaiserlich Livländische Gemeinnützige und Oekonomische Sozietät während

ihrer ersten Jahre verglichen mit der verwandten Gesellschaft Finlands ihm erscheint, auf meine, vorläufig in beschränkter Oeffentlichkeit erschienene, Schrift „Georg Friedrich Parrots Jugendleben", St. Petersburg 1897, stützen zu können wähnt. Weil mir zur Ergänzung meiner Quellenforschung für diese Schrift seitens der K. Livländischen Gemeinnützigen und Oekonomischen Sozietät die freie Benutzung ihres Archivs gestattet worden, setzt er voraus, ich hätte alles mitgetheilt, was in den Sozietätsakten an Spuren erspriesslichen Wirkens — wenn auch nur in den fünf ersten Jahren ihres Bestehens — zu finden gewesen, und schliesst aus meinem Schweigen, daß solche Spuren mir eben nicht begegnet seien. Ihren Mangel führt er darauf zurück, daß die Livl. Sozietät ungleich der Finländischen nur in ihrem beschränktesten Kreise ihr Wesen getrieben, in das sie niemand habe hineinblicken und dreinreden lassen; daß sie der Pflicht sich nicht bewußt gewesen, für die Allgemeinheit zu handeln und diese zu ihren Bestrebungen heranzuziehen, von ihren Absichten und ihrem Wirken der Oeffentlichkeit Rechenschaft zu geben.

Der Herr Verfasser übersieht bei seiner meiner Sorgfalt rühmlichen Voraussetzung, daß die Aufgabe eines Biographen des ersten beständigen Sekretärs der Sozietät von der eines Geschichtschreibers der Gesellschaft verschieden ist und sein muß; daß der Biograph auf das zur Kennzeichnung seines Helden erforderliche und dienliche Material sich zu beschränken hat und den weiteren Rahmen, von dem sein Bild umfaßt wird, d. h. die Verhältnisse, in denen die darzustellende Persönlichkeit lebt, nur so weit ausführen darf, als sie noch unbekannt sind oder die Entwickelung der Persönlichkeit und ihre Lebenslage beeinflussen. So weit habe ich das in den Sozietätsakten gefundene Material in meiner Schrift verwerthet, und durfte für das bereits Bekannte auf die Litteratur verweisen, wie ich S. 97 gethan: „Ueber Parrots Thätigkeit in der Sozietät geben die von ihm in Heften*) herausgegebenen „Verhandlungen" und der erste Band der diese Publikationen ablösenden „Abhandlungen der Livländ. Gemeinnützigen und Oekonomischen Sozietät, hauptsächlich die Landwirthschaft in Liefland betreffend," Riga 1802, alle Auskunft," und S. 70, Anm. 2, habe ich das erste Heft der genannten Verhandlungen vom J. 1797 bibliographisch

*) Ich hätte sagen können: in Jahresheften.

genau angeführt, dessen Inhalt zudem Winkelmann, Bibl. Liv. hist. Nr. 4211 mit den Worten: „Nachricht von der Entstehung, Verfassung und Fortgang der livl. gemeinnützigen und ökonomischen Sozietät" angiebt. Hätte der Herr Verfasser diesen Hinweis verfolgt, so wäre der ganze erste Absatz seiner 23. Anmerkung, die Klage über den völligen Mangel an Publizität, als jeder thatsächlichen Unterlage entbehrend wahrscheinlich ungeschrieben geblieben. Denn die Sozietät veröffentlichte jährlich eine Rechenschaftsablegung durch den Buchhandel.

Diesen gedruckt vorliegenden und auf unseren Bibliotheken erhältlichen Rechenschaften hätte der Herr Verfasser ferner entnehmen können, daß die Livl. Sozietät noch im Jahre 1801 nach Parrots Rücktritt vom Sekretariat, also zu einer Zeit, die außer dem Bereich meiner Erzählung lag, durch Erwählung fünf neuer Ehrenmitglieder sich abermals erweiterte; zu den 1797 erwählten sechs, unter denen die Pastoren A. W. Hupel und Klapmeyer, der Schriftsteller und Hauslehrer Friebe und der Regierungsrath Parrot waren, traten 1801 G. F. Parrot, nun Professor in Dorpat, Apotheker Grindel, die Aerzte Dr. Stoffregen, Dr. Dyrsen, Dr. Huhn, alle vier in Riga. Von elf Ehrenmitgliedern gehörten demnach neun nicht dem livländischen Adel an und waren bürgerlichen Standes und Berufes. Somit, will mir scheinen, ist das vom Herrn Verfasser der Livländ. Sozietät zu Theil gewordene Charakteristikum beschränktester Exklusivität für die ersten Jahre nicht in den Thatsachen begründet.

Endlich hätte der Herr Verfasser beim Einblick in die gedruckt vorliegenden Rechenschaftsberichte einen großen Theil der 81 in den ersten fünfeinviertel Jahren der Livl. Sozietät ihr eingereichten und in ihr berathenen Vorschläge und deren Schicksal kennen gelernt und hätte wahrgenommen, daß sie in beträchtlichem Maße und in überraschender Weise mit den vom Verfasser gemeldeten und rühmlichst hervorgehobenen Thätigkeitserweisen der Kaiserl. Finländischen Oekonomischen Sozietät sich decken.

Jeder Leser, der die Nachprüfung anstellt, und, wie ich hoffe, auch der Herr Verfasser wird erkennen, daß die 28. seiner Anmerkungen in der Luft schwebt.

Prof. Dr. Friedr. Bienemann.

Litterärische Streiflichter.

Eine originelle Erscheinung auf dem Gebiete der historischen Litteratur ist die Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts.*) Es ist keine Geschichtserzählung, sondern ein Ueberblick über die Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Tode Kaiser Wilhelms I., der uns in diesem Buche von mäßigem Umfange geboten wird. Der anonyme Verfasser ist kein Historiker von Fach, sondern ein Freund und Liebhaber der Geschichte, der mit scharfem Blicke in den Entwickelungsgang der Menschheit und das Aufsteigen und Sinken der Völker sich vertieft und deren Ursachen nachgesonnen hat. So erhalten wir eine Art Philosophie der Geschichte, bei der die wichtigsten Thatsachen als bekannt vorausgesetzt werden. Nicht neue Forschungen, sondern eigenartige Ansichten und eine von dem Hergebrachten oft sehr abweichende Auffassung sind die charakteristischen Eigenschaften des Buches. Der Verfasser ist ein wahrhaft gebildeter Mann von sehr selbständigem Urtheil und vorzüglicher politischer Einsicht; durch frappirende Parallelen aus der neueren Zeit weiß er sehr oft Erscheinungen und Persönlichkeiten der ältesten Geschichte aufs Hellste zu beleuchten und rückt andrerseits durch Vergleichungen des Neuen mit dem Alten jenes in eine historische Ferne. Nach dem großen Niebuhr hat zuerst Mommsen mit durchschlagendem glänzenden Erfolge die römische Geschichte in solcher Weise behandelt. Diese Methode der Veranschaulichung und Lebendigmachung vergangener Zeiten ist gewiß richtig und wirksam, aber sie bedarf doch großer Umsicht und Ueberlegung, um nicht falsche Züge namentlich in die Geschichte des Alterthums hineinzutragen, sie nicht durch Modernisirung zu entstellen. Ganz hat selbst Mommsens Genie diesen Fehler nicht vermieden und auch unser Autor ist ihm nicht immer entgangen. Er hat sich die besondere Aufgabe gestellt, die gesammte Geschichte stets mit Berücksichtigung des deutschen Volkes zu behandeln und deutsche Verhältnisse zur Vergleichung heranzuziehn, er findet überall Analogien zu deutschen Erbfehlern, deutschen nationalen Untugenden.

*) Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 8 M.

So ist diese Weltgeschichte recht eigentlich als ein mahnendes und warnendes historisches Exempelbuch für das deutsche Volk zu betrachten und darin liegt seine Eigenthümlichkeit. Die verschiedenen Epochen der Weltgeschichte sind nicht gleichmäßig behandelt, am Eingehendsten und Interessantesten ist die Darstellung der alten Geschichte, besonders die Entwickelung des römischen Volkes ist vorzüglich gezeichnet, sie entspricht dem auf den Staat gerichteten Sinne des Verfassers am meisten. Dagegen ist die Zeit von 1800—1871 leider ganz skizzenhaft gehalten. Dem Geiste des Mittelalters steht unser Autor ferner. Karls des Großen imposante Persönlichkeit wird sehr gut gewürdigt, auch Friedrich Barbarossas mächtige Gestalt gebührend anerkannt, dagegen Kaiser Friedrichs II. geniale Persönlichkeit nur ganz dürftig abgethan. Auch was über Luther gesagt wird, befriedigt nicht, zum Theil allerdings aus Gründen, auf die wir später zurückkommen werden, Friedrichs des Großen Bedeutung ist dagegen in vollem Maße hervorgehoben. Der Verfasser zeigt Sachkenntniß und Urtheil in militärischen Dingen, aber auch seinen Homer kennt er gut. Seine Bemerkungen und Ausführungen sind geistreich und gedankenvoll, nicht selten paradox. Er schreibt anziehend und lebendig.

Zollen wir so dieser „Weltgeschichte im Umriß“ volle Anerkennung, so dürfen wir doch einen großen Mangel dieses Buches nicht mit Schweigen übergehen: es ist das die Stellung des Verfassers zur Religion und seine Behandlung religiöser Dinge. Obgleich er sagt, die Religion sei vor dem Anfang aller Geschichte, so steht ihm am Beginn der Geschichte doch kein Schöpfer, der Mensch hat sich aus der Thierheit, vom Affen heraus entwickelt, die Sprache ist eine Erfindung des Bedürfnisses, die Bibel ist ihm nicht die Urkunde der Offenbarungen Gottes, sondern ein Buch voll Sagen und tendenziösen Erfindungen. In der Auffassung und Behandlung der Geschichte des Volkes Israel steht der Verfasser ganz auf dem Wellhausenschen Standpunkte: der Auszug aus Aegypten, die Gesetzgebung auf dem Sinai sind später zurechtgemachte Sagen, Moses eine ganz sagenhafte, unhistorische Persönlichkeit. Was endlich die Hauptsache ist, in Bezug auf die Persönlichkeit und das Leben Christi hat er ganz negativ-kritische Anschauungen. Ihm erscheint dieses lebendigste Leben der Geschichte nur „in schattenhaften Umrissen“ bekannt: „wir wissen darüber nur

Vereinzeltes, Unsicheres"; daher auch sein Eifern gegen strenge Rechtgläubigkeit und äußeres Kirchenthum. Bei dieser Stellung des Verfassers zur Religion und Offenbarung bleibt ihm doch, trotz seines Geistes und seines Scharfblicks der Zusammenhang der Weltentwickelung im tiefsten Grunde verborgen, er kennt weder ihren Anfang noch ihr Ende und die Weltgeschichte ist ihm voll von Räthseln, zu denen ihm der Schlüssel fehlt, denn, wie der einst so hochgefeierte, jetzt mit Unrecht vergessene schweizerische Geschichtsschreiber Johannes v. Müller richtig erkannt und gesagt hat: Jesus Christus ist der Schlüssel der Weltgeschichte. Von diesem, in unseren Augen allerdings wesentlichen Mangel abgesehn ist das Buch sehr lesenswerth und anregend. Als charakteristisch für den Umschwung der Zeiten wollen wir zum Schluß noch hervorheben, daß einer der Führer der gegenwärtigen konservativen Partei, der Graf zu Limburg-Stirum, dem Buche ein empfehlendes Vorwort vorausgeschickt hat, ohne an der religiösen Stellung des Autors Anstoß zu nehmen.

Von der trefflichen Bibliothek deutscher Geschichte liegt ein neuer Band vor: H. von Zwiedineck-Südenhorst, deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreichs.*) Dieser erste Theil behandelt die Zeit von der Niederlage Preußens bei Jena und der Gründung des Rheinbundes bis zum zweiten Pariser Frieden. Ludwig Häussers großes Geschichtswerk ist in manchen Partien durch neuere Forschungen wissenschaftlich überholt, wenn es als Ganzes auch immer noch seinen Werth behält, H. v. Treitschke hat die Zeit vor 1815 nur übersichtlich und in Umrissen, wenn auch mit wundervollen Charakterzeichnungen und meisterhafter Auffassung und Darstellung behandelt. Es fehlte an einer Zusammenfassung der zahlreichen neuen Forschungen für den weiteren Kreis der Geschichtsfreunde. Diese Aufgabe hat sich Zwiedineck gestellt und sie befriedigend gelöst. Er ist — und das ist sehr bezeichnend für den Wandel der Zeiten und Anschauungen — ein Oesterreicher, aber ganz deutsch gesinnt, völlig frei von der früher jedem Oesterreicher anhaftenden Neigung zur Verherrlichung seines Kaiserstaates. Er urtheilt sehr freimüthig über die österreichischen Staatsmänner jener Zeit,

*) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 8 M.

besonders über Metternich und, wenn er über Kaiser Franz I. kein zusammenfassendes hartes Urtheil ausspricht, so geschieht das wohl nur aus äußeren Rücksichten; wie er über diesen Herrscher denkt, läßt sich aus seinen Aeußerungen deutlich genug entnehmen. Nur in der im Verhältnisse zu anderen Darstellungen dieser Epoche stärkeren Betonung der österreichischen Politik macht sich seine Zugehörigkeit zu dem Kaiserstaat bemerklich, so bei der Schilderung der Politik und der Kämpfe von 1809, es gereicht das aber seiner Darstellung nur zum Vortheil. Wie frei Zwiedineck von jeder österreichischen Befangenheit ist, zeigt seine treffliche Schilderung der Erhebung Preußens nach dem schweren Unglück von 1806. Sehr befriedigend ist auch die Darstellung der sehr verwickelten Verhandlungen auf dem Wiener Kongreß. Wie in seinen früheren Geschichtswerken ist auch hier die gleichzeitige Flugschriften- und Journallitteratur berücksichtigt und durch Einflechtung von Aeußerungen der damaligen öffentlichen Meinung in der Darstellung dem Leser ein Einblick in die Stimmungen, die Hoffnungen wie die Befürchtungen der Zeitgenossen gewährt. Wir freuen uns, daß auch ein so ruhiger und sorgsam prüfender Historiker wie Zwiedineck die große Bedeutung der Persönlichkeiten in der Geschichte anerkennt, indem er sagt: die wichtigsten Entscheidungen in der Geschichte werden durch die Entschlüsse der einzelnen Individuen herbeigeführt. Die Darstellung des Verfassers ist schlicht und einfach, man findet hier nicht die Wärme Max Lehmann's noch die hinreißende Redegewalt und den mächtigen Schwung Treitschkes, wohl aber eine klare und ruhige Erzählung und echt patriotische Gesinnung. Zwiedinecks Buch sei allen, die sich für jene ewig denkwürdige Zeit interessiren, allen Geschichtsfreunden überhaupt lebhaft empfohlen. Wie aber der Verfasser es anfangen will, in einem zweiten Bande von demselben Umfange die 56 Jahre deutscher Geschichte von 1815—1871 zur Darstellung zu bringen, vermögen wir nicht einzusehn, es sei denn daß er sich bloß auf Umrisse und Andeutungen beschränkt, was im Interesse der Sache sehr zu bedauern wäre. Wenn er den geschichtlichen Stoff in annähernd ähnlicher Weise behandeln will wie in diesem ersten Bande, dann bedarf er durchaus noch zweier weiterer.

Im dritten Bande der Monographien zur Weltgeschichte behandelt Hans Schulz Wallenstein und die Zeit des dreißig-

jährigen Krieges.*) Wallensteins Persönlichkeit hat durch die unvergängliche Schöpfung unseres großen Dichters eine nie erlöschende Anziehungskraft erlangt und beschäftigt immer von Neuem die historische Forschung. In einem Meisterwerke, dem anziehendsten seiner späteren Jahre, hat L. Ranke die weltgeschichtliche Stellung des gewaltigen Kriegsfürsten dargelegt und über viele dunkle Punkte seines Lebens, namentlich über seine letzten Jahre und die Ursachen seines Unterganges helles Licht verbreitet. Mit dem Buche des großen Historikers kann die vorliegende Schrift natürlich nicht in Vergleichung gestellt werden, sie bietet eine populäre Uebersicht über den Lebensgang, die Thaten und die Katastrophe des außerordentlichen Mannes auf Grund der neueren Forschungen. Die Schilderung der kriegerischen und politischen Thätigkeit Wallensteins überwiegt, von seiner Wirksamkeit als Landesfürst und von seiner eigenthümlichen Stellung zur katholischen Kirche und zum Protestantismus erfahren wir weniger. Es wird vielen Lesern interessant sein aus Schulz's Darstellung zu erfahren, wie früh schon die Verhandlungen Wallensteins mit den Schweden ihren Anfang nahmen. Sehr passend sind auch viele charakteristische Aeußerungen des Herzogs von Friedland in die Darstellung verflochten. Sein rücksichtsloses Verhalten gegen die deutschen Kurfürsten, seine großen politischen Pläne werden anschaulich auseinandergesetzt, ebenso seine ganz verschiedene Stellung zum Kaiser vor seiner Entlassung und nachher, als fast unbeschränkter Generalissimus. Dankenswerth ist die Schilderung des Kriegswesens jener Zeit, die zum Verständniß der Ereignisse und Kämpfe durchaus unentbehrlich ist. Ueber Wallensteins letzten Zielen ruht ein Schleier, sein gewaltsames Ende war vielleicht der für ihn wünschenswertheste Ausgang aus einer unmöglich gewordenen Lage. Schulz's Buch giebt trotz seines mäßigen Umfanges einen guten Ueberblick über Wallensteins Leben, die Darstellung ist frisch und lebendig, der beigegebene Bilderschmuck auch in diesem Bande vorzüglich, nur vermissen wir Abbildungen der Gemahlin des Herzogs und seiner Familie.

Eines der traurigsten Kapitel der neueren deutschen Geschichte hat das Buch von Max Bär, Die deutsche Flotte von

*) Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing. 3 M.

1848—1852*) zum Gegenstande. Der Verfasser hat für sein Werk die Staatsarchive zu Berlin und Hannover benutzt und eine abschließende Arbeit geliefert. Unsere bisherige Kenntniß des Bestehens und des Unterganges der deutschen Flotte wird durch Bärs Schrift nicht wesentlich verändert, aber in vielen Punkten vertieft und erweitert, in nicht wenigen auch ergänzt und berichtigt. Mit welcher Begeisterung wurde in den Frühlingstagen des Jahres 1848 unter dem unmittelbaren Eindruck der völligen Wehrlosigkeit Deutschlands gegen das kleine Dänemark die Begründung einer deutschen Flotte begrüßt, wie wurde für sie überall, wo Deutsche wohnten, gesammelt, wie freute man sich der Ausrüstung und Erfolge der ersten deutschen Schiffe und wie erschien dann zuletzt mit vollem Rechte der Verkauf der deutschen Schiffe als der schmerzliche Abschluß des Scheiterns aller nationalen Hoffnungen, als die Besiegelung der nationalen Ohnmacht und Erniedrigung; nichts hat die deutschen Gemüther damals so ergrimmt und erbittert als dieser trostlose Ausgang so schöner und edler Hoffnungen. Auch später hat man dieser traurigen Episode in Deutschland stets nur mit Kummer gedacht. Heute, wo stolze deutsche Kriegsschiffe die Meere durchfahren und den Angehörigen des Deutschen Reichs Schutz und Hilfe gewähren, kann man in Deutschland ruhig auf jenen ersten Versuch der Flottengründung zurückschauen. Bär giebt umfassende Auskunft über die Gründung und Ausgestaltung der deutschen Flotte, über den Hamburger Flottenverein, die Denkschrift des Prinzen Adalbert von Preußen und die unermüdliche, bewunderungswürdige Thätigkeit des eigentlichen Schöpfers der kleinen deutschen Flotte, des Kapitäns zur See und späteren Kontreadmirals Karl Brommy. Dieser hat das Werk, an das er die ganze Kraft seines organisatorischen Talents gewandt und dem er mit vollster Hingabe gedient, untergehen sehen müssen und ist in Trübsinn gestorben, ohne den neuen Aufschwung Deutschlands und die Begründung einer preußisch-deutschen Flotte zu erleben; er verdient es, daß sein Name der Nachwelt unvergessen bleibt. Ueber die schwierige, ja unmögliche Finanzlage, mit der die Marine von Anfang an zu kämpfen hatte, macht Bär sehr belehrende Mittheilungen. Am Ausführlichsten berichtet er über die Verhandlungen

*) Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 5 M.

des wieder hergestellten Bundestages von 1851 wegen des zukünftigen Schicksals der Flotte. Das Verhalten der meisten deutschen Staaten dabei macht einen geradezu kläglichen Eindruck. Oesterreich weigerte sich irgend etwas für die Flotte zu thun, weil es schon eine deutsche Flotte im Süden, in Triest, unterhalte! Baiern, Württemberg und im Grunde auch Sachsen wollten nichts zu ihrer Unterhaltung beitragen, die Nordseestaaten, besonders Hannover, waren sehr dafür die Flotte zu erhalten, suchten aber den größten Theil der Kosten auf Preußen abzuwälzen, das bis dahin schon fast allein die Mittel zur Erhaltung der Marine vorgestreckt hatte und nun zunächst vom Bunde die Wiedererstattung der von ihm aufgewandten Summe oder die Ueberlassung eines Theils der Flotte verlangte. Es ist eine merkwürdige Ironie der Geschichte, daß mit diesem traurigen Flottenhandel der preußische Gesandte Otto von Bismarck seine politische Thätigkeit am Bundestage beginnt und schließlich, da ein letzter Versuch die deutschen Schiffe als Nordseeflotte zu erhalten, an der kleinlichen Eifersucht Hannovers gegen Preußen scheiterte, entschieden für die Auflösung und den Verkauf der Marine im Namen seiner Regierung eintrat. So kam es denn zur meistbietlichen Versteigerung der Flotte durch den Bundeskommissar Hannibal Fischer, über dessen grotesk-komische Persönlichkeit und theils prahlerische theils lächerliche Thätigkeit wir manches Neue erfahren. Die zwei besten Schiffe der Flotte kamen an Preußen und bildeten den Stamm für dessen Marine. Ein Anhang zahlreicher Urkunden, darunter nicht wenige Schreiben Bismarcks, bilden den Schluß des inhaltreichen lesenswerthen Buches.

Ihrem weitangelegten Unternehmen der Monographien zur Geschichte läßt dieselbe thätige Verlagshandlung gegenwärtig ein nicht weniger umfassendes an die Seite treten, das unter dem Titel: Land und Leute, Monographien zur Erdkunde zu erscheinen begonnen hat. In dem ersten bisher veröffentlichten Bande schildert A. Scobel Thüringen.*) Es war ein glücklicher Griff die Sammlung mit dem poesiereichen, sagenumwobenen Thüringen zu beginnen, das landschaftlich wie geschichtlich der Darstellung überreichen Stoff bietet. Scobel giebt in dem Buche eine lebensvolle Schilderung des ganzen Thüringer Landes, seiner Naturschönheiten,

*) Bielefeld und Leipzig. Velhagen u. Klasing. 3 M.

seiner alten Städte mit ihren historischen Merkwürdigkeiten und ihren Bauwerken, und gedenkt auch der hervorragenden Männer, welche in ihnen gelebt oder aus ihnen hervorgegangen sind. Rudolstadt, Jena, Weimar, Eisenach und die Wartburg sind die Mittelpunkte der Darstellung, zu denen dann noch Gotha, Erfurt, Koburg treten. Hier erinnert so vieles an Luther und die Reformation und zahlreich sind die Stätten, die durch die großen deutschen Dichter des Mittelalters und der neueren Zeit geweiht sind. Thüringen ist in alter und neuerer Zeit das wahre Zentrum geistigen Lebens für Deutschland gewesen. Alle diese jedem Gebildeten geläufigen Orte führt uns Scobels Buch in Wort und Bild vor. Aber Thüringen ist auch seit Alters her ein Land der fleißigen Gewerbethätigkeit und blühenden Industrie und auch diese lernen wir nach ihren verschiedenen Richtungen kennen, endlich werden auch die eigenartigen Volkstrachten, besonders die berühmte altenburgische, nicht vergessen. Obgleich viel statistisches Material im Einzelnen gegeben wird, ist das Ganze doch keine trockene Beschreibung, sondern bietet eine Reihe von lebendigen Schilderungen und anschaulichen Bildern, die durch die 145 Abbildungen vorzüglich unterstützt werden. Wir werden in die herrlichen Wälder geführt und schauen von den Ruinen der alten Burgen hinab auf die weiten Thäler, auf die Flüsse und Auen und empfinden den ganzen Zauber dieses von historischen Erinnerungen erfüllten Kulturlandes. Man merkt dem Buche Scobels überall an, daß es mit Liebe und Sachkenntniß geschrieben ist, es ist ebenso belehrend wie anziehend. Mögen die folgenden Bände ihren Stoff in gleicher Weise behandeln wie der erste, dann kann es dem neuen Unternehmen an weiterer Verbreitung nicht fehlen und es wird dann nicht wenig dazu beitragen, die Kenntniß der Erdkunde in weiten Kreisen zu verbreiten.

Neben den großen Schriftstellern, deren Wirkung ebenso auf ihre Zeit wie auf die Nachwelt sich erstreckt, stehen andere, welche ganz in und für ihre Zeit leben, auf diese einen nicht geringen Einfluß ausüben, für spätere Geschlechter aber nur noch historische Bedeutung haben. Ein solcher Autor ist Johann Gottfried Seume, bei dem noch hinzukommt, daß seine Persönlichkeit bedeutender ist als seine Schriften. Wer liest heute noch seinen einst so gefeierten „Spaziergang nach Syrakus“? Wer kennt seine Gedichte? Nur

einzelne Zitate aus ihnen haben sich als geflügelte Worte in der Erinnerung bis heute erhalten. Seine Persönlichkeit dagegen verdient es nicht vergessen zu werden: Seume war ein Charakter, ein echter Charakter und liefert den Beweis, daß ein solcher auch ohne hervorragendes schriftstellerisches Talent auf die Zeitgenossen litterärisch zu wirken vermag. Er ist des biographischen Denkmals durchaus würdig, das Oskar Planer und Camillo Reißmann ihm in dem umfassenden Werke Johann Gottfried Seume, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften*) gesetzt haben. Seume war eine spröde, in sich abgeschlossene Natur von scharf ausgeprägtem eckigem Wesen, ein Mann von unbedingtem Gerechtigkeits- und herbem Freiheitssinne, mit starkem Unabhängigkeitsgefühl verband sich in ihm grimmiger Haß gegen allen Despotismus und jede Art von Tyrannei, in ihm lebte eine unerschütterliche Ueberzeugungstreue, er war alles in Allem ein antiker Charakter. Da in seinen geistigen Anlagen der Verstand überwog, so war er ein feuriger Anhänger der Aufklärung, in religiöser Beziehung Deist, und dabei doch voll aufrichtigen Gottvertrauens, wie man das bei Männern dieser Richtung in jener Zeit nicht selten findet. Es beseelte ihn eine lebhafte Neigung für Freundschaft, aber auch für die Liebe war er nicht unempfänglich, die zweimal ihn ergreifende leidenschaftliche Neigung war aber unglücklich. Als trotziger, ganz auf sich selbst gestellter Charakter verschmähte er jede staatliche Dienststellung als beengend und verlebte die letzten 14 Jahre seines Lebens als Privatmann, oft unter den schwierigsten Verhältnissen. Sein äußeres Leben stand längere Zeit mit seinem Charakter und inneren Wesen in grellem Widerspruch. Er wurde zum Soldaten in hessischen Diensten gepreßt, desertirte, wurde dann wieder halb gezwungen preußischer Soldat, verließ auch diesen Dienst eigenmächtig, studirte, wurde dann russischer Offizier unter dem General Igelströhm in Polen; dort wurde er Augenzeuge des polnischen Aufstandes unter Koszinsko. Erst nach seiner Rückkehr nach Deutschland 1796 bewahrte er sich seine volle Freiheit und führte ein Dasein von spartanischer Einfachheit. Als Dichter ist er ohne Phantasie und Schwung, seine Gedichte sind meist nur prosaische, aber männliche und kräftige Gedanken in oft

*) Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 12 M.

holprige Verse gekleidet. Von seinen Schriften ist wohl am bemerkenswerthesten das Buch „Mein Sommer 1805," worin sich eine in jenen Zeiten sehr auffallende politische Gesinnung und ernste warme Vaterlandsliebe kundthut. Seume war niemals ein Bewunderer Napoleons und zeigt in der Vorrede dieser Schrift ein außerordentliches Verständniß für die Deutschland von dem Korsen drohenden Gefahren, wie es in jener ganz ästehtisch und philosophisch gerichteten Zeit äußerst wenige hatten. Auch sein als Dichtung wenig bedeutendes Drama „Miltiades" ist von Freiheits- und Vaterlandsliebe erfüllt. Auf der Höhe des Mannesalters raffte der Tod den Siebenundvierzigjährigen hin, die Befreiung des Vaterlandes hat er nicht mehr gesehen. Als Patriot und als eigenartiger Charakter wird Seume immer einen Platz in der Geschichte des deutschen Volkes behalten. Im Vorstehenden haben wir kurz den Eindruck wiedergegeben, den das Buch von Planer und Reißmann auf uns gemacht. Die Verfasser haben ein reiches Material von Briefen und Aufzeichnungen Seumes und seiner Freunde für ihre Arbeit verwerthet. Seume hat selbst sein Leben zu schreiben begonnen, ist aber darin nur bis zu seinem Eintritt in den preußischen Dienst gelangt; die zahlreichen hier mitgetheilten Briefe von ihm geben uns einen theilweisen Ersatz für die Nichtvollendung der Selbstbiographie. Für die ästhetischen Interessen jener Epoche hatte er wenig Sinn und zur Würdigung der großen dichterischen Schöpfungen Schillers und besonders Goethes, vollends der Romantiker, fehlte es ihm an Verständniß; Wieland war der von ihm am meisten verehrte Autor.

Wir lernen in Planers und Reißmanns Werke Seumes Denken und Empfinden, seine patriotische Gesinnung, seine ganze Denkweise aufs Genaueste kennen und werden mit dem Kreise seiner Freunde durch ihre Briefe bekannt. Auch über die Entstehung seiner Schriften und wichtigsten Gedichte erhalten wir hier genaue Auskunft; vermißt haben wir nur eine litterärische und kritische Würdigung derselben. Auch das weitzerstreute gedruckte Material ist von den Verfassern benutzt worden, es wird ihnen kaum etwas in dieser Beziehung entgangen sein. Biographische Angaben über alle in dem Buche vorkommenden Personen erleichtern die Lektüre. So ist das sorgfältig, mit großem Fleiße und warmer Liebe zum Helden verfaßte Werk ein wichtiger Beitrag

zur deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte. Für uns Balten gewinnt es noch dadurch ein besonderes Interesse, daß darin mehrfache Mittheilungen und Briefe über Garlieb Merkel, Elise von der Recke, den Maler Karl Graß, den Grafen Igelströhm und Friedrich Klinger vorkommen.

Nach dem Roman „Wildmoorprinzeß" sahen wir dem neuesten dichterischen Werke von Sophus Bauditz, Die Chronik des Garnisonstädtchens, übersetzt von Mathilde Mann,*) mit nicht geringen Erwartungen entgegen. Es freut uns sagen zu können, daß sie nicht getäuscht worden sind; dieser Roman gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Erzählungslitteratur. Der Schauplatz ist eine Provinzialstadt in Ostjütland und die Erzählung spielt in den Jahren 1862 bis 1864. Es ist nicht viel Handlung in dem Buche und außer dem Einmarsch der deutschen Truppen und der zeitweiligen Besetzung des Städtchens durch sie kommen keine ungewöhnlichen Ereignisse darin vor. Was dem Roman seinen Werth und seine Bedeutung verleiht, ist die meisterhafte Charakterschilderung; der Verfasser führt uns prächtige, lebenswahre und anschaulich bis ins Kleinste gezeichnete Gestalten vor, die sich uns wie Personen der Wirklichkeit einprägen. Die Krone des Ganzen ist die Figur, welche die lebendige Chronik des Garnisonstädtchens ist, der Oberlehrer Jochumsen. Dieser Charakter ist eine dichterische Leistung ersten Ranges. Jochumsen ist ein alter Junggeselle, ein Mann voll Schrullen und Wunderlichkeiten, der sich, von steter Neugier erfüllt, um das Thun und Treiben aller Menschen kümmert, überall Geheimnisse sieht, die er erkunden muß, und stets nach einem alten geheimen vermauerten Gange spürt. Onkel Jochumsen, wie ihn alle Welt nennt, führt das entscheidende Wort in der Schule wie im Klub, erträgt keinen Widerspruch, hat stets den Muth der Konsequenz der Inkonsequenz in seinen Ansichten, meistert alle Welt und weiß alles besser, handelt und äußert sich oft sehr egoistisch und ist im Herzensgrunde doch ein wohlwollender, braver Mensch. Goethes Faust, den er fast auswendig kennt, ist sein Evangelium und er ist stolz auf seine Kenntnisse der deutschen Sprache und den von ihm darin ertheilten Unterricht; nichts in seinem Leben hat ihn so beleidigt

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 7 M.

wie die Frage des Auditeurs beim preußischen Kriegsgericht, vor das er durch seine Neugier geräth, ob er der deutschen Sprache mächtig sei. Solche komplizirte, aus widersprechenden, ja entgegengesetzten Eigenschaften zusammengesetzte Charaktere lebenswahr zu schildern ist eine der schwierigsten Aufgaben, aber Baudiß hat dieses Problem vorzüglich gelöst. Wie Jochumsen selbst eine humoristische Natur ist, so ist das ganze Buch von köstlichem Humor durchzogen. Auch die anderen Figuren des Romans sind trefflich gezeichnet: der wackere, derbe, entschlossene Hauptmann Ravnhjelm, der stets verbindliche chevalereske Kammerherr, der dabei aber seine festen Grundsätze hat, endlich der junge naive lebenslustige Lieutenant Paulsen, als dessen Vater Jochumsen zuletzt den Kammerherrn entdeckt, ist ohne besondere geistigen Interessen, aber in seiner Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit ein rechtes Bild jugendfrischer, unverdorbener Natur. Ein vollkommenes Gegenstück zu ihm ist der selbstzufriedene jungdänische Politiker Moeller, der direkt aus Kopenhagen kommt und in seinem Sinn auf die Provinzialen zu wirken unternimmt; er reflektirt fortwährend und ist ganz fertig, kann aus dem Faust nichts mehr lernen, weshalb Jochumsen ihn unausstehlich findet. Der Rektor der Schule ist ein reiner Stubengelehrter, der dem wirklichen Leben ganz fremd und hilflos gegenüber steht und stets von Jochumsen bestimmt und geleitet wird. Man ist gewohnt sich den Vorsteher einer höheren Schule als würdevollen, gebietenden Schulmonarchen zu denken; eine Persönlichkeit wie die hier vorgeführte mag ja dazwischen wohl vorkommen, ist aber jedenfalls nichts Normales. In der Zeichnung dieser Figur scheint uns daher der Verfasser nicht das Richtige getroffen zu haben. Vorzüglich ist dagegen wieder seine Tochter Lise, die zuerst ganz in der Gelehrsamkeit lebt, bis die Liebe zu Paulsen sie umwandelt; auch wie in ihrem Vetter Peter, dem Schüler, einem rechten Bengel, plötzlich die Liebe zu ihr erwacht und sein ganzes Verhalten gegen sie verwandelt, ist köstlich geschildert. Der Pastor, der stets, wenn es zum Essen geht, irgend etwas zu thun findet, die Pastorin, des Rektors Schwester, die fortwährend ihre Gäste geheimnißvoll bei Seite nimmt, um ihnen etwas zu sagen oder sie etwas zu fragen, was Alle hören können, sind ebenso wie ihre naiven, lebenslustigen Töchter vortrefflich geschildert. Auch alle Nebenfiguren sind bis

ins kleinste Detail wahr und fein ausgeführt. Hervorgehoben zu werden verdient, daß der dänische Verfasser keine Animosität gegen die Deutschen hervortreten läßt; auch der Einzug der preußischen Truppen in das Städtchen wird ohne besondere Feindseligkeit erzählt. Nur eine Nebenfigur ist mit sichtlicher Abneigung gezeichnet: der holsteinische Major Duseberg, der bloß für die Tafelfreuden lebt und ebenso feige wie gefräßig ist. Diese Gestalt ist eine wahre Karikatur und offenbar ein Produkt der Abneigung des Verfassers gegen die Schleswig-Holsteiner. Es ist bedauerlich, daß Baudiß sich zu diesem Mißgriff hat verleiten lassen, der den deutschen Leser unangenehm berührt.

Der Roman führt uns das ganze Stilleben in einer Provinzialstadt vor, wir glauben diese Menschen vor uns zu sehn und leben mit ihnen, wir erkennen an ihnen Züge, die uns hundert Mal im Leben begegnet sind. Die Lektüre erregt wenig Spannung und doch liest man das Buch mit nie erlahmendem Interesse, troß seiner bisweilen behaglichen Breite. Der Geist, der in dem Buche lebt, ist kerngesund und die Frische und Munterkeit der Darstellung entsprechend der Schlichtheit und Naturwahrheit des Inhalts. Das alltägliche Leben wird hier durch die dichterische Auffassung und Behandlung in die Sphäre der Poesie heraufgerückt, dazu trägt der leise überall durchklingende Humor nicht wenig bei. Die Komposition des Romans ist manchmal etwas locker, vielfach sind Episoden eingeflochten, überschaut man aber das Ganze rückblickend, so erkennt man sehr wohl den Faden, der fast alle Theile zusammenhält. In manchen Partien erinnert der Verfasser an Dickens, er ist aber doch eine originelle Dichterpersönlichkeit. Wenn auch die Tiefe der Lebensanschauung hier weniger hervortritt als in „Wildmoorprinzeß," so ist doch jedenfalls „die Chronik des Garnisonstädtchens" ein wirkliches Kunstwerk. Diejenigen, welche an der raffinirten Immoralität der modernsten Litteratur und dem brutalen Naturalismus Gefallen finden, werden Baudißs Buch für langweilig und ungenießbar erklären, allen denen aber, die für reine und echte Poesie Sinn haben, sei es aufs Wärmste empfohlen.

Zum Schlusse wollen wir noch auf einige litterärische Erscheinungen kurz hinweisen, wobei wir uns vorbehalten einzelne von ihnen später eingehender zu besprechen.

Von Anton Bergers Martin Luther in kuturgeschichtlicher Darstellung ist die erste Hälfte des zweiten Theiles, die Jahre 1525 bis 1532 umfassend, erschienen.*) Das Buch bildet einen Theil der von Bettelheim unter dem Titel „Geisteshelden" herausgegebenen Sammlung. Der erste Band hat durch die Selbständigkeit und Eigenartigkeit der Auffassung und Behandlung des Gegenstandes verdientes Aufsehen erregt. In dem vorliegenden Halbbande behandelt Berger hauptsächlich den Gegensatz zwischen Luther und Zwingli und den Eintritt der Reformation in ihre kirchliche Epoche. Der Verfasser entwickelt sehr gut, wie Luthers Verhalten und Gegensatz gegen Zwingli sich aus seinem innersten Wesen und seiner ganzen Glaubensstellung mit Nothwendigkeit ergab. Auch der Abschnitt über die kirchliche Epoche der Reformation enthält viel Interessantes und Lehrreiches. Berger bringt stets in die Tiefe der Ereignisse und entwickelt eine Fülle anregender geistvoller Gedanken. Daß er in manchem einen Rückschritt sieht, worin man doch eine nothwendige Entwickelung erkennen muß, erklärt sich aus seiner, den Glaubensanschauungen Luthers gegenüber eingehaltenen modernen Reserve. Die überwältigende Größe der Persönlichkeit Luthers tritt uns aus dieser geistreichen Darstellung jedenfalls recht lebhaft entgegen. Nach Erscheinen der zweiten Abtheilung wollen wir auf Bergers Werk zurückkommen.

Selten nur kommt es vor, daß ein Mann aus dem Volke seine Erlebnisse und Erfahrungen aufzeichnet, und doch gewährt es ein nicht geringes Interesse wahrzunehmen, wie die Dinge und Ereignisse der Welt sich im Kopfe des einfachen Mannes abspiegeln. Bücher, wie das Leben, die Abenteuer und Reisen Johann Friedrich Voigts von ihm selbst beschrieben, bearbeitet und neu herausgegeben von Martin Pfeiffer**) wird man daher stets willkommen heißen. Der Verfasser, ein äußerst wanderlustiger Mann, Lohgerber seines Zeichens, wurde preußischer Husar, kam nach Polen, wurde dann Reisebegleiter des livländischen Barons von Budberg-Böninghausen nach Persien, wurde dann wieder ungarischer Husar, gerieth in türkische Gefangenschaft, zog hierauf, aus dieser

*) Berlin, Ernst Hofmann. 2 M. 40 Pf.

**) Altenburg, Stephan Geibel. 2 M.

wunderbar befreit, als Husar an den Rhein, wo er zu den Franzosen desertirte. Es war die Zeit der französischen Revolution und Voigt hat im südlichen Frankreich, besonders in Lyon, die Schreckensherrschaft kennen gelernt. Er heirathete eine Französin und wurde ein fleißiger Handwerker. Als aber Napoleon Bonaparte nach Aegypten zog, ließ es ihm keine Ruhe, er trat wieder ins Heer ein und machte den Feldzug in Aegypten und Palästina mit. Später kam er dann doch wieder nach Deutschland zurück und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens als Lohgerber, Bürger und Stadtwachtmeister zu Eisenberg in Thüringen. Wie man sieht, an Abenteuern und ungewöhnlichen Erlebnissen hat es unserem Verfasser nicht gefehlt. Nationale Gesinnung wird man bei ihm nicht suchen. Voigt erzählt treuherzig und lebendig, der Bearbeiter hätte etwas weniger von seinen Reflexionen einmischen sollen. Jedenfalls ist Voigts Leben, das vor zwei Menschenaltern schon einmal veröffentlicht worden ist, ein ebenso ergötzliches wie unterhaltendes Buch.

Ganz anderer Art sind die Erinnerungen aus dem alten Preußen von dem 1844 verstorbenen General Karl von Malachowski, bearbeitet und herausgegeben von seinem Enkel D. v. Malachowski*). Sie zerfallen in drei Abtheilungen, von denen die erste die Verhältnisse im Kadettenkorps und in der Armee vor 1806, dann den Antheil des Verfassers am Zuge Blüchers bis nach Lübeck und Ratkau, endlich seine Betheiligung an dem Zuge des Herzogs von Braunschweig 1809 behandelt. Die zweite zeigt uns des Verfassers Theilnahme an den Befreiungskriegen 1813 und 1814, die dritte endlich führt ihn uns als Flügeladjutanten Friedrich Wilhelm III. in den Jahren 1815—1821 vor. Malachowski's Aufzeichnungen geben keine neuen wichtigen Aufschlüsse, aber einzelne interessante Züge zur Geschichte jener Zeit; lehrreich ist namentlich, was er über die Zustände im Kadettenkorps und in der Militärakademie berichtet. Von besonderem Werth und Interesse ist die letzte Abtheilung, die einen beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniß Friedrich Wilhems III. aus der Feder eines täglich mit ihm verkehrenden Mannes bietet. Die in ihren Grundzügen allgemein bekannte Persönlichkeit des Königs erfährt durch

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 2 M.

diese Mittheilungen keine neue Beleuchtung, aber wir erfahren viele charakteristische Einzelheiten über sie. Friedrich Wilhelm erscheint auch hier schlicht, wahr, pflichtgetreu, gerecht und allem Prunke abgeneigt, aber auch nüchtern, schwunglos, ohne Verständniß für alles Geniale. Namentlich auf sein Verhältniß zu Kaiser Alexander I. fällt hier manches Streiflicht. Malahowskis frisch und ansprechend geschriebenen Erinnerungen sind daher ein lesenswerther Beitrag zur neueren Geschichte.

Ein Buch von Carlyle kann immer bei einem nicht geringen Leserkreise auf lebhaftes Interesse rechnen. So sind denn auch die Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle übersetzt von Paul Jaeger*) als eine willkommene Gabe zu begrüßen. Diese Lebenserinnerungen enthalten nicht das, was der Titel voraussetzen läßt, fortlaufende Aufzeichnungen Carlyles über sein Leben, sondern nur Erinnerungen aus seinem Leben und zwar in Anknüpfung an zwei bestimmte Personen, die er schildert: seinen Vater James und Edvard Irving. James Carlyle, der alte Puritaner, erscheint in der Schilderung seines Sohnes als ein wahrhaft großartiger Charakter, der seine ganze Kraft aus dem religiösen Glauben schöpft und wie ein Prophet und Patriarch wirkte und waltete, kämpfte und starb. Dieses ergreifende Charakterbild eines einfachen Mannes aus dem Volke gehört zum Schönsten, was Carlyle geschrieben hat. Anderer Art sind die Erinnerungen an Irving, die Carlyle als Greis zunächst für sich niedergeschrieben hat. Sie beziehen sich auf den Mann der nächst seinem Vater auf ihn die größte persönliche Einwirkung ausgeübt hat. Irving war eine außerordentliche Persönlichkeit, ein mächtiger Prediger, eine tiefangelegte hochbegabte Natur; er ist bekanntlich der Stifter einer eigenthümlichen kirchlichen Gemeinschaft, der apostolischen Gemeinde, geworden. Carlyle, der zuletzt mit ihm auseinanderkam, ja zerfiel, entwirft eine eingehende Schilderung des seltenen Mannes, in die er seine eigene Lebensentwickelung verwebt. Manchmal etwas weitläufig, ja verworren, dazwischen auch zusammenhanglos und abgebrochen bieten diese Erinnerungen, die den Haupttheil des Buches ausmachen, demjenigen, der Carlyles geistige Entwickelung kennen lernen will, außerordentlich viel Interessantes und sind

*) Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 4 M.

höchst lesenswerth. Die Uebersetzung ist gut, dem Buche ist ein treffliches Bild Carlyles in seinem Alter beigegeben. Möge die thätige Verlagshandlung, die sich schon so viel Verdienste um die Einbürgerung Carlyles in Deutschland erworben hat, auch den zweiten Band der Lebenserinnerungen, der Jane Welsh Carlyle, Wordsworth und andere Charakterbilder enthält, den deutschen Lesern nicht vorenthalten.

Dem Gedächtnisse einer großen Künstlerin ist das Buch von C. A. Wilkens, Jenny Lind, ein Cäcilienbild aus der evangelischen Kirche*) gewidmet. In engem Raume giebt der Verfasser, reformirter Pfarrer in Wien, ein vortreffliches Charakterbild der gefeierten schwedischen Sängerin als Künstlerin und als Christin. Mit der ihm eigenen Kunst farbenreicher Darstellung, die er schon in so mancher kirchengeschichtlicher Monographie bewiesen hat und in tiefer Auffassung, wie das nicht anders von ihm zu erwarten war, verwebt er in die Lebensschilderung die Charakteristik und die künstlerische Würdigung Jenny Linds. Seine feinsinnigen musikalischen Ausführungen, wobei er oft die Auseinandersetzungen seines Freundes Hanslick herbeizieht, enthalten weit mehr als das, was zum Verständniß der Kunst Jenny Linds erforderlich ist. Wenn wir an dem gedankenreichen, geist- und lebensvollen Büchlein eine Ausstellung zu machen haben, so ist es die, daß der Verfasser seine Heldin zu panegyrisch, d. h. ganz ohne Schwächen und Schatten, wie sie auch dem höchsten und edelsten Menschenleben anhaften, schildert; jedes Bild aber bedarf, um vollkommen zu wirken, auch des Schattens. Im Uebrigen sei Wilkens treffliches Büchlein den Lesern aufs angelegentlichste empfohlen.

Neben dem Bismarck-Jahrbuch von Horst Kohl, das so wichtiges und inhaltreiches Material zur Kenntniß des Lebens und der politischen Wirksamkeit des großen Kanzlers bisher schon gebracht hat und gewiß noch bringen wird, beginnt H. von Poschinger, ein gleichfalls um die Bismarck-Litteratur hochverdienter Mann, unter dem Titel Bismarck-Portefeuille ein ähnliches Sammelwerk, von dem uns der erste Band vorliegt.**)

*) Gütersloh, Verlag von C. Bertelsmann. 1 M. 50 Pf.

**) Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. 3 M.

Es ist sehr zu bedauern, daß die beiden, dem gleichen Ziel zustrebenden, verdienstvollen Männer durch rein persönliche Differenzen, wie es scheint, erbitterte Gegner geworden sind und ihre Animosität gegeneinander bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck bringen; den jüngeren Forscher trifft dabei wohl die größere Schuld. In diesem ersten Bande werden zunächst eine Anzahl, zum Theil recht interessanter, amtlicher Schreiben Bismarcks mitgetheilt, an die sich einige Privatbriefe und eine lange Reihe von Telegrammen schließen, beides im Ganzen nicht von erheblicher Bedeutung. Dankenswerth ist der Aufsatz „Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik", von besonderem Werthe Rudolf Lindaus Aufzeichnungen über den Fürsten Bismarck aus den Jahren 1878 und 1884; sie sind allerdings schon früher einmal im Druck erschienen. Auch die Artikel „Bismarck in Biarritz" und „Bismarck und Anhalt" sind lesenswerth. Dagegen ist der Artikel Bismarck im Antiquariat unbedeutend. Ein genaues Personenregister beschließt den ersten Band. Entspricht der erste Band des Bismarck-Portefeuilles nach dem Angeführten auch nicht ganz den Erwartungen, mit denen man ihm entgegensehen konnte, so enthält er doch des Beachtenswerthen mancherlei und wir zweifeln nicht, daß es des Herausgebers Sammeleifer und Sachkenntniß gelingen wird in den folgenden Bänden immer mehr Interessantes und Wichtiges mitzutheilen.

Zum Schluß sei noch der kleinen Reiseabenteuer, erlebt und erzählt von Joh. Freiherr von Wagner,*) kurz gedacht. Der Verfasser erzählt zwanzig mehr oder weniger bemerkenswerthe Reiseerlebnisse, an die er dann seine Gedanken und Bemerkungen knüpft. Manche dieser Erlebnisse sind sehr unbedeutend und kaum des Erzählens werth, andere liest man mit Interesse. Die Reflexionen, zu denen sie den Verfasser veranlassen, sind oft treffend und wahr, nicht selten aber auch gesucht und gewaltsam herbeigezogen. Vieles erinnert an O. Funcke, aber so geistreich und frisch wie die Ausführungen dieses feinen Beobachters ist das hier Gebotene doch nur selten. Die ernste Lebensauffassung des Verfassers spricht wohlthuend an. Durch eine strengere kritische Sichtung

*) Leipzig, Verlag von E. Ungleich. 4 M.

würde das Buch wesentlich gewonnen haben, aber auch so wie es ist, wird es manchem zusagen und ist namentlich zu einer ernsten und doch nicht anstrengenden Reiselektüre wohlgeeignet.

H. D.

Sozial-Anthropologie.

„Der Konservatismus ist heute in den oberen, besitzenden Klassen des Volkes so stark, daß seine Uebertreibungen nach rechts uns mit größerer Gefahr bedrohen, als der Ansturm der Sozialdemokraten von links. Nicht vor der Revolution haben wir uns heute in Deutschland zu fürchten, sondern vor der Reaktion."

Es sind die alten, ehemals so angesehenen, „Preußischen Jahrbücher" in denen dieser Alarmruf von Hans Delbrück ausgestoßen wird. Und aus einem anderen Lager, aus ultramontanem, läßt sich eine ähnliche Stimme vernehmen:

„Das Gegengewicht zu den patrizisch-bureaukratischen Anschauungen der herrschenden Klassen" — sagt die „Köln. Volks-Ztg." — „hält nicht mehr wie vor einem halben Jahrhundert die bürgerliche Demokratie, sondern die Sozialdemokratie; deshalb schwenken auch so viele freisinnige Wähler nach links ab. Vor einem halben Jahrhundert war in den bürgerlichen Kreisen ein — nach unserer Auffassung — thörichter plebejischer Haß gegen Hof, Adel u. s. w. verbreitet; jetzt hat diese Abneigung sich in ebenso ungerechtfertigte blinde Bewunderung verkehrt; der Hofmarschall, der Kammerherr sind jetzt angestaunte und vielumworbene Persönlichkeiten selbst bei den freisinnigsten Leuten geworden... Und warum ist der freisinnige Philister so geworden? Weil in seine Kreise unbemerkt der Geist der sogenannten herrschenden Klassen eingedrungen ist, denen Lieutenant und Korpsbursche die höchsten

Ideale jugendlicher Männlichkeit sind, so daß selbst der Sohn des jüdisch freisinnigen Kommerzienrathes sein höchstes Ziel im „Sommer-Lieutenant" erblickt und extra einen Deklamationskursus nimmt, um sich die jüdische Aussprache abzugewöhnen und in recht „feudaler" Weise zu „schnarren".

Ich glaube, Professor Delbrück, als Sozialreformer mit einem Stich ins Liberalisirende, hat von seinem Standpunkt aus ganz Recht, wenn er von einer Reaktion spricht. Er bietet aber zugleich ein besonders sprechendes Beispiel dafür, wie neue Lehren und Ideen, die aus bestimmten Verhältnissen herausgewachsen sind, allmählich zum „erblichen Vorurtheil" werden und noch als Axiome gelten, wo die Verhältnisse bereits eine ganz andere Entwickelung genommen haben. Noch vor Kurzem an der Spitze marschirend, ist Delbrück immer vorwärts in einer Richtung gegangen, die eine zeitlang durch die Terrainverhältnisse bedingt war, und ist jetzt unwillig, wo er sieht, daß der Hauptschwarm der Gebildeten abschwenkt und keine Lust hat, ihm zu folgen. Er geräth ins Hintertreffen — ein Zurückgebliebener, obgleich ein Fortschrittsmann.

In der That ist es eine Reaktion, gegen die Delbrück ankämpft, aber, wie mir scheint, eine berechtigte Reaktion, von dem unvermeidlichen Uebermaß abgesehen, an dem es schon jetzt nicht fehlt. Sie richtet sich gegen alles das, was man unter der Bezeichnung „Liberalismus" zusammenfaßt, und gegen die sozialreformatorische Schwärmerei. Als eine Bestätigung dessen erscheint mir ein Buch, das in Deutschland Beachtung gefunden hat und das mit besonderer Schärfe politische und soziale Strömungen wiederspiegelt, die gegenwärtig die Oberhand zu gewinnen scheinen. Das Buch führt den Titel: „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die sich mit sozialen Fragen befassen". Von Otto Ammon (2. Auflage).

Nachdem der „Liberalismus" im 18. Jahrhundert in Frankreich eine stürmische revolutionäre Jugend durchgemacht, war er im 19. Jahrhundert in ganz Europa zur Herrschaft erstarkt. Er bedeutete ursprünglich ebenfalls eine Reaktion, einen Rückschlag gegen alle die Zustände und Formen, wie sie sich vor allem in Frankreich in dem „l'état c'est moi" verkörperten: einen Rückschlag gegen das

Aufgehen des Staates in der Person des Königs, gegen das Willkürregiment von König, Adel und Geistlichkeit, gegen die Zersplitterung und Feindschaft der Stände und Körperschaften, gegen das Elend und die Rechtlosigkeit des Volkes, gegen den Mißbrauch jeder Gewalt.

Auf die „Vergewaltigung der Mehrheit durch die Minderheit" folgt allmählich die Vergewaltigung der Minderheit durch die Mehrheit im Namen der Menschenrechte, von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, von Gerechtigkeit und Vernunft. Das Zeitalter der Aufklärung arbeitet gegen Dogma, Autorität und Tradition — die Vernunft ist die einzige Autorität. Aber die Vernunft ist ein Spielball der Zeitverhältnisse, die Verhältnisse machen im Grunde die Ideen, bringen sie zur Herrschaft und setzen sie wieder ab. So sind auch die allerabstraktesten liberalen Doktrinen im Grunde eingegeben von den Verhältnissen; das gerade gab ihnen ihren Werth, machte sie aber zugleich gefährlich, denn sie beanspruchten absolute Geltung, unabhängig von dem Wechsel der Dinge. Mit der Aenderung der Verhältnisse aber mußten sie fallen, soweit sie der Wirklichkeit im Wege standen. Was ihnen die menschliche Entwickelung an Fortschritt und Veredelung dankt, braucht deshalb nicht herabgesetzt zu werden. Der Werth der politischen und sozialen Lehren und Bestrebungen wird aber schließlich nicht durch den größeren oder geringeren Grad von Schwärmerei für Volks- und Weltbeglückung oder Aufstellung einer möglichst idealistischen Doktrin bestimmt, sondern dadurch wie weit das Streben nach Förderung der Gesammtheit durch einsichtsvolle Berücksichtigung der menschlichen Natur und der Verhältnisse geleitet wird. Von einer hochidealen Warte ausgesehen, kann ein Ding sich ganz niederträchtig ausnehmen, trotzdem aber, wenn man die Verhältnisse berücksichtigt, einer gewissen Existenzberechtigung nicht entbehren, wie z. B. die Sklaverei auf niedriger Entwickelungsstufe der Völker.

Auf den Liberalismus kann auch der heutige „Sozialismus der Gebildeten" seine Grundlagen zurückführen; es ist der alte Geist der Gleichheit und Brüderlichkeit und vor allem der Humanität. Als die neuen Erscheinungen der Großindustrie und des Kapitalismus immer mehr Terrain eroberten und in den schnell anwachsenden Großstädten das Proletariat sich ausbreitete, da begann man mit Recht das „ethische Moment" in die Volks-

wirthschaftslehre einzuführen und verlangte Schutz für die Armen und wirthschaftlich Schwachen.

Die Bismarck'sche Realpolitik trug den Forderungen der Zeit Rechnung, ohne sich von den Verhältnissen aus der Bahn bringen zu lassen, — der dann in Zug kommende Sozialismus der Gebildeten sah nur was vor Augen ist, und ließ sich von der Neuheit der Erscheinungen und dem ethischen Motiv hinreißen. „Der Katheder-Sozialismus — sagt Ammon — schafft allen Bessergestellten, welche ihm anhängen, ein „böses Gewissen"; jeder muß glauben, es gehe ihm unverdient gut und er nehme den Uebrigen etwas vorweg, was ihm eigentlich nicht gebühre. Daher die Mattherzigkeit, mit der sie den Herausforderungen der Sozialdemokratie gegenüberstehen, und die Rathlosigkeit, wie sie denselben begegnen sollen."

Das Ammon'sche Buch ist, wie gesagt, im Grunde ein Protest gegen die liberale und sozialistische Doktrin und spiegelt den Kern der Strömungen wider, die Delbrück als „Reaktion" bezeichnet: es ist der Versuch einer aristokratischen Gesellschaftsordnung. Vorgearbeitet hat in dieser Richtung bereits Carlyle mit seiner Heroen-Verehrung, Carlyle, der die noch verhältnißmäßig maßvolle Parlamentsreform in England vom Jahre 1867 eine „Wahnsinns-Fahrt den Niagara hinab" nannte und für den es ein Privilegium der Thörichten ist, von den Weisen regiert zu werden; das ist das erste Menschenrecht. Allerdings — erst spät ist diese Seite Carlyle's zur Geltung gekommen, denn er war nicht allein Heroen-Verehrer und Aristokrat, sondern vereinigte damit eine streng altruistische soziale Lehre und trat für die verkommenden englischen Arbeiter der dreißiger und vierziger Jahre ein. Mit dem aristokratischen Theil seiner Lehre wußte aber der Geschmack der Zeit nichts anzufangen; man nahm was einem paßte und ließ Carlyle nur als Mann der sozialen Reformen und der Arbeiterfreundlichkeit gelten. Die Verehrung, die er heutzutage genießt, ist nicht minder groß, gilt aber mehr dem Verfechter der aristokratischen Gesellschaftsordnung, der auch die großen Industriellen in das Bereich seiner Schätzung zieht. Für Ammon wäre das ein Beweis mehr „für die Langsamkeit des menschlichen Fassungsvermögens."

In der That, unbewußt schleppen wir uns noch alle mehr oder weniger mit der liberalen Doktrin; sie sitzt im Blut als ein

„erbliches Vorurtheil." So mögen in Deutschland Viele von denen, die nach Bismarckschem Rezept die Begünstigung der Sozialdemokratie zu hindern verlangen, tief im Innern dennoch ein Grauen fühlen Angesichts der ministeriellen Bestrebungen, Studenten und bestimmte Hochschullehrer in der Beschäftigung mit sozialpolitischen Problemen einzuschränken. Es krampft sich innerlich etwas zusammen, ganz unwillkürlich: es regt sich im Blut das Axiom von der Freiheit der Wissenschaft. Oder das Bismarcksche Verlangen nach Ausnahmegesetzen? Steht nicht geschrieben, daß man geistige Bewegungen nur mit geistigen Waffen bekämpfen kann und darf, daß jedermann seinen Stand vor dem ordentlichen Richter haben und nach gemeinem Recht gerichtet werden muß, denn administratives Verfahren und Willkür sind zu allen Zeiten und allen Orten nicht gut getrennt denkbar — trotz der Integrität des deutschen Beamtenstandes, trotz freier Presse und Oeffentlichkeit der Reichstagskritik. Wie viele Bismarck-Anhänger durch dick und dünn werden nicht seine Ausnahmegesetze so ganz im Stillen doch als eine Ungeheuerlichkeit empfunden haben. Jetzt gewöhnt man sich bereits ganz allmählich daran und vielleicht ist die Zeit nicht allzufern, wo man die Sozialdemokraten statt mit den Bismarckschen Peitschen mit Skorpionen züchtigen will. Für die Anarchisten scheint man sich ja bereits auf die Prügelstrafe geeinigt zu haben.

Wie Carlyle nimmt ferner Treitschke einen sozial-aristokratischen Standpunkt ein und hat nach dieser Richtung hin Einfluß geübt. Am meisten Stimmung dafür aber hat vielleicht ein anderer gemacht, der bereits mit Carlyle in einem Athem genannt wird, nämlich Nietzsche. Man mag ihn einen „unseligen Mann" nennen und von ihm denken was man will — man wird ihm doch lassen müssen, daß er das Gähren neuer sozialer Ideen, grell und verzerrt zwar, aber darum gerade bis zur Greifbarkeit deutlich wiederspiegelt. Dieser Allerwelts-Opponent — auch sein eigener — pflegt den Heroenkult aus sehr verschiedenen Gründen, nicht zuletzt aber weil die moderne Demokratie sich ihm allzuviel aufgedrängt hat und das ewige Lied von den Leiden und Rechten der Kleinen, Elenden und Schwachen ihn wild gemacht hat. Der einstige Anhänger des Schopenhauerschen Mitleids ist rasend geworden durch die duselige Humanität und den reflexionssüchtigen

Weltschmerz, die nur Leiden und Noth aufspüren, und durch die „fast weibliche Unfähigkeit," Zuschauer dabei bleiben zu können.

Daher seine Verherrlichung des Egoismus, der Härte, des Instinkts, des unmittelbaren Triebes. Um groß zu sein, muß der Mensch auch hart sein können, und nicht nur gegen sich. Es fehlt am besten, wo es an der Selbstsucht zu fehlen beginnt. Nicht seinen Nutzen suchen, heißt: ich weiß ihn nicht mehr zu finden. Daher schließlich die Rechtloserklärung der großen Masse, der Heerde, deren einziger Zweck es ist, als Basis für die höhere Spezies, den Uebermenschen, die blonde Bestie, zu dienen und ihm die Arbeitssklaven zu liefern.

Und so finden sich auch bei Ammon einige Anklänge an Nietzsche. Härte, Egoismus, Ungleichheit sind in seinem System ebenfalls vertreten; auch er will Geist, Talent, Bildung und Charakter einen höheren Platz einräumen; aber er sucht nach der goldenen Mittelstraße und erkennt an, daß die Interessen der „Heerde" und der höheren Klasse untrennbar miteinander verschmolzen sind. Er will vor allem mit der Wirklichkeit, den realen Verhältnissen und der Natur des Menschen rechnen, unbeeinflußt von Weltbeglückungsideen und Gefühlsschwärmerei. Der Wirklichkeitssinn und die Realpolitik Bismarcks haben eben Schule gemacht, wie denn Ammon in vielen Stücken Bismarck'sche Ideen vertritt. Die Anhänger einer aristokratischen Gesellschaftsordnung dürfen sich ja auch in Manchem auf Bismarck berufen, wenn er auch in irgend ein System nicht hineinpaßt und z. B. das allgemeine, geheime und direkte Wahlrecht für das deutsche Reich einführte, weil er von diesem demokratischen Wahlsystem nach der Lage der Verhältnisse Gutes erwartete. Der Einfluß der Bismarckschen Persönlichkeit äußert sich auch in der Stellung, die Ammon dem Genie und dem Talent einräumt, in der Bedeutung, die er dem Einzelnen für die gesellschaftliche Entwickelung zuerkennt — im Gegensatz zur demokratischen Geschichtsauffassung, die in großen Persönlichkeiten mehr Handlanger, gewissermaßen blinde Exekutoren des Geistes der Zeit und der Massen erblicken will. Eine Hauptrolle spielt im Ammonschen System die Entwickelungslehre, welche die heutige Wissenschaft beherrscht. Allerdings — diese selbe Entwickelungslehre hat schon seinen Antipoden herhalten müssen und niemand anderes als gerade die Sozialdemokraten

suchten sich auf sie zu stützen. Die Zeit hatte diese Lehre geformt nach ihrem Bilde: gerade die Radikalen auf allen Gebieten warfen sich mit Gier auf die Darwin'sche Lehre; die Materialisten, alle Gegner von Christenthum und bestehender Gesellschaftsordnung erblickten in ihr einen Affront gegen alles Bestehende und spielten ihn mit höhnischer Bosheit als Trumf aus. Das hat den Darwinismus einigermaßen diskreditirt. Der Geist der Zeit aber beginnt ein anderer zu werden und führt in die entgegengesetzte Richtung. Die Wissenschaft beginnt dem Darwinismus einen aristokratischen Charakter zuzusprechen (Professor Ziegler: „Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie") und auf sozialem Gebiet werden die Entwickelungslehren nach dieser Seite verwerthet.*) Indem Ammon die aristokratische Richtung des Darwinismus von vornherein betont, erklärt er zugleich, daß diese Lehre sich mit allen geschichtlichen Mächten, sowohl weltlicher, als geistiger und religiöser Art verträgt; sie erkenne vor allem die Naturgemäßheit des tief in der Menschenbrust wurzelnden religiösen Bedürfnisses an und schließe auch die geoffenbarte Religion nicht aus.

Auf das System Ammons, das nicht nur eine interessante Zeiterscheinung darstellt, sondern auch seinem Inhalt nach bemerkenswerth ist, soll hier näher eingegangen werden. Die natürlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung findet Ammon in der Anthropologie, daher „Sozial-Anthropologie." Die auf der Entwickelungslehre fußende Anthropologie, die er sehr weit faßt und in die er so ziemlich alle anderen Wissenschaften hineinzieht, soll den Menschen von seinem ersten Auftreten an in seinem ganzen Wesen und in seiner Fortentwickelung nach den verschiedenen Seiten seiner Lebensbethätigung hin darzustellen suchen. Ganz falsch wäre es die Soziologie aus der Oekonomie hervorgehen zu lassen, wie das bisher geschehen. Die höheren Lebensäußerungen des Menschen erschöpfen sich keineswegs in seiner wirthschaftlichen Thätigkeit und die Erforschung der Gesetze der Güter-Erzeugung und -Vertheilung führt daher noch nicht zur Erkenntniß der Gesetze der Gesellschaftsgliederung. In Frankreich, England und Amerika hat man bereits mit einer naturwissenschaftlichen Begründung der

*) Ein derartiger Versuch ist auch hier zu Lande vor einigen Jahren in der Broschüre „Caveant nobiles" unternommen worden.

Gesellschaftsordnung begonnen (de Lapoupe, Spencer, Kidd), in den Vereinigten Staaten studiren die Volkswirthschafter Anthropologie, die Anthropologen Volkswirthschaft. Ammon selbst ist Anthropologe und verschiedene seiner Schriften auf diesem Gebiet zitirt er wiederholt.

Die Hauptsätze der Darwinschen Lehre, auf die Ammon seine Theorie stützt, sind:

Vererbung. (In jeder Art übertragen die Eltern ihre Formen und Eigenschaften in allem Wesentlichen und in vielen Einzelheiten außerordentlich treu auf ihre Nachkommen.)

Variabilität. (Bei der Vererbung kommen trotz der in den meisten Stücken treuen Wiedergabe elterlicher Formen und Eigenschaften doch immer kleine Abweichungen in manchen Einzelheiten vor.)

Kampf ums Dasein. (Sämmtliche Individuen einer Art treten miteinander in Wettbewerb um den Besitz der vorhandenen Nahrungsmittel.)

Natürliche Auslese, bezw. natürliche Züchtung. (Im Kampf ums Dasein haben die kräftigsten und ihren Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen mehr Aussicht, erhalten zu werden und ihre Eigenthümlichkeiten fortzupflanzen, als die schwächeren und minder gut angepaßten, welche letztere somit unter gegebenen Verhältnissen aussterben.)

Das sind im Grunde ganz harmlose, einfache und selbstverständliche Sätze, die einem Jeden auf Grund der täglichen Erfahrung bewußt oder unbewußt längst geläufig sind. Durch die Darwinsche Theorie ist das Verständniß für sie nur sehr verschärft und ihre Bedeutung unter neue, weite Gesichtspunkte gestellt worden. Jene Sätze lassen sich um so eher akzeptiren, als Ammon die angestrittene Deszendenz-Theorie, d. h. die Entstehung neuer Arten und Varietäten, ganz aus dem Spiele läßt und Niemanden zwingen will, einen etwaigen Affenmenschen unter seine Vorfahren aufzunehmen.

Jedermann ist bekannt, daß Kinder im Allgemeinen den Typus der Eltern wiederholen, daß jedoch kleine Abweichungen vorkommen; daß die elterlichen Eigenschaften fast in jedem Kinde wieder anders gemischt sein, und daß ferner Frauen die Eigenschaften männlicher und Männer die Eigenschaften weiblicher

Vorfahren übertragen können. Die Schlüsse, die Ammon zunächst aus diesen Sätzen zieht, gehen dahin, daß eine allzugroße Unähnlichkeit der Eltern in Bezug auf Charakteranlage und Race für die Nachkommen in den allermeisten Fällen ungünstig ist: es entstehen ungünstige Kombinationen von Eigenschaften in den Nachkommen, die unharmonische und daher unglückliche und unbrauchbare Geschöpfe sein werden.

Auch gegen die Begriffe „Kampf ums Dasein" (nach Ammon mehr ein äußerlich fast unbemerkbar verlaufender Wettbewerb um die Nahrungsmittel) und „natürliche Auslese" läßt sich nichts einwenden. Es spiegelt sich in ihnen die täglich vor Augen tretende Härte der Natur wieder, welche die Schwachen zu Grunde gehen läßt. Diese Härte findet Ammon selbstverständlich und räumt dem Mitleid dem Schwachen gegenüber nur eine bedingte Berechtigung ein; gegenüber der sentimentalen Humanität bezeichnet er es als schädlich, wenn man diese Härte durch ein Uebermaß von Mitleid im Gesellschaftsleben allzusehr zu mildern strebe.

Auf der anderen Seite entsprechen die Gesetze des Kampfes ums Dasein und der natürlichen Auslese insofern gerade dem sittlichen Gefühl, als sie besagen, daß der Kräftige und Tüchtige bestehen, der Unkräftige und Untüchtige vergehen, daß — auf die Gesellschaftsordnung angewandt — der Angepaßte, d. h. derjenige, der einen Platz am besten auszufüllen vermag, denselben auch einnehmen, daß der Unangepaßte, der minder geeignete Bewerber, jenem weichen soll. Und so wie bei dem Einzelnen, so waltet dieses Gesetz auch bei den Völkern und Racen, ferner bei der Staats- und Gesellschaftsordnung der Menschen, indem bei den letzteren überlebte Einrichtungen beseitigt und den Verhältnissen angepaßte an ihre Stelle gesetzt werden.

Als das sittliche Gefühl verletzend kann nun allerdings empfunden werden, daß es nicht immer gerade der Edelste und Selbstloseste ist, der durch die natürliche Auslese bevorzugt ist. Das gesteht Ammon auch zu, aber er betont zunächst, daß ein gewisses Maß egoistischer Triebe dem Individuum Nutzen bringt, und daß die Menschheit auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe die selbstsüchtigen Triebe der Einzelnen nicht entbehren kann. Der Egoismus setzt eine Menge von Hebeln in Bewegung, die ihm allein zugänglich sind und durch deren Thätigkeit er selbst schließlich

gemeinnützig wirkt. Könnte man z. B. an einem Tage alle industriellen Unternehmungen schließen, deren Besitzer nicht von reinem Altruismus beseelt sind, so würde eine Unzahl Arbeiter erwerbslos werden und dem Hunger verfallen, und eine entsprechende Anzahl gleich tüchtiger Unternehmer würde sich nicht schaffen lassen.

Ammon schließt sich denen an, welche heutzutage gegenüber den Philosophen der Selbstentäußerung und Selbstentsagung à la Tolstoi den stark verketzerten Egoismus wieder in Schutz nehmen und damit auch hier jenen modernen Standpunkt vertreten, der den menschlichen Systemen und Ideen nur relativen Werth zuerkennt. Ammon singt nicht gerade Hymnen auf den Egoismus wie Nietzsche, der aus Widerspruch vom Altruismus schon garnichts mehr wissen will, aber er erblickt in ihm etwas Nothwendiges und Natürliches, dessen man sich nicht zu schämen braucht. Und in der That wäre eine Welt von lauter „entsagungsvollen Engeln" undenkbar; wir können uns eine Gemeinschaft von blos altruistisch empfindenden Menschen ebenso wenig vorstellen, wie die Ewigkeit oder die Unendlichkeit.

In diesem Punkt wird man Ammon entgegenkommen müssen, denn sonst wird alles Weitere heikel und bedenklich. Der Ausgangspunkt alles Gesellschaftslebens und die Quelle alles Edlen, Schönen, Guten ist nämlich bei ihm ganz derselbe wie bei den Materialisten, den Sozialdemokraten u. s. w. mit ihrem Selbsterhaltungstrieb, Glückseligkeitstrieb u. s. w. Das Gleiche gilt auch von dem Ziel und Zweck der Gesellschaftsordnung: es kommt ebenfalls auf das größtmögliche Glück der größtmöglichen Masse heraus. Der Ausgangspunkt ist das „Ich" und dessen Streben nach Selbsterhaltung und Wohlbefinden. Das Gesellschaftsleben ist nach Ammon eine Nützlichkeitseinrichtung, zu welcher der Schutztrieb der Einzelnen geführt hat. Zur gemeinsamen Ausübung des Schutztriebes haben die Individuen sich vereinigt, und dadurch erst sind die altruistischen oder sozialen Triebe entstanden, durch die natürliche Auslese dann fortgebildet und durch die Vererbung festgehalten. Die Gesellschaftsordnung beruht auf dem Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus. „Das wunderbare Gleichgewicht von Egoismus und Altruismus, richtiger gesagt von individualistischen und sozialen Instinkten in der Menschheit ist das Ergebniß des Waltens der

natürlichen Auslese.“ Die natürliche Auslese beschneidet ein „Zuviel“ nach der einen oder der anderen Richtung.

Diese Anschauungen gelten bei der alt überkommenen idealistischen Auffassung im Grunde als verpönt, offenbar weil sie mißverstanden werden. Wie mir scheint, kann in Bezug auf die Entstehung der Gesellschaftsordnung und des Altruismus nicht positivistisch und exakt genug vorgegangen werden. Etwas ganz anderes ist es in Bezug auf die Weltordnung. Keine Anthropologie kann einen hindern, in dem Altruismus, trotz seiner Entstehung aus dem Individualismus, das eigentliche Ziel der Entwickelung zu sehen. Keine Anthropologie kann einen zwingen, Analogieschlüsse von der Gesellschaftsordnung auf die Weltordnung zu ziehen, sondern sie muß da Halt machen, wo die exakte Forschung versagt. Ist doch auch der wissenschaftliche Materialismus so gut wie ausgestorben, und die Naturforschung bereits durch das Räthsel der lebendigen Zelle von der rein mechanischen Auffassung zum Neovitalismus gelangt. Nach Ammon ist also die Gesellschaftsordnung, wie alles andere in der Welt, durch eine natürliche Entwickelung allmählich entstanden und dem Bedürfniß angepaßt; vollständig widersinnig ist es, wenn die Sozialdemokraten mit der herrschenden Gesellschaftsordnung eine Ausnahme machen wollen und sie für durchaus unnatürlich erklären. An der zum Vortheil der menschlichen Gattung entstandenen Gesellschaftsordnung haben Jahrhunderte und Jahrtausende geschmiedet, gefeilt und polirt und sie ist daher weit besser dem Bedürfniß angepaßt, als es auf den ersten Blick scheinen will. So ist denn Vorsicht denen anzurathen, die sie von Grund aus verbessern und gewissermaßen Vorsehung spielen wollen. Die Bethätigung des menschlichen Geistes in der Gestaltung der Gesellschaftsordnung ist deshalb nicht ausgeschlossen. Parteien und Parteikämpfe sollen schon aus dem Grunde nicht fehlen, weil sie ebenfalls einen Wettkampf ums Dasein, einen Wettkampf der Anschauungen darstellen, von denen die beste und zweckmäßigste durchdringen soll. Es kommt jedoch darauf an, festzustellen, wie weit die Einwirkung des Menschen gehen kann und wie weit unveränderliche Naturgesetze walten.

Arbeitstheilung, Differenzirung der Individuen und Ständebildung.

Als eines der Naturgesetze, das allzu idealistische Doktrinen und Weltbeglückungspläne ausschließt, betrachtet Ammon die durch das Gesellschaftsleben des Menschen bewirkte **Arbeitstheilung und Differenzirung der Individuen.** Die höhere Kultur beruht auf Arbeitstheilung und auf der Verwendung der Individuen nach Maßgabe ihrer differenzirten Fähigkeiten. Auf der untersten Stufe des Gesellschaftslebens der Wirbelthiere sehen wir, daß die dichtgeschlossene Masse als solche einen gewissen Schutz gewährt. Auf einer weiteren Stufe erblickt man aktive Vertheidigung bei differenzirter Thätigkeit der Individuen (z. B. bei wilden Rindern: die einen fressen oder ruhen und die anderen wachen). In allmählichem Uebergang tritt dann zu der Arbeitstheilung, der differenzirten Thätigkeit, die Differenzirung der Individuen selbst (z. B. Leitthiere und Heerdenthiere). Die Entwickelung des menschlichen Gesellschaftslebens hat dazu geführt, daß die einzelnen Individuen an die differenzirte Thätigkeit angepaßt sind. Dadurch kann es geschehen, daß eine immer größere Zahl von Individuen auf einem Raume lebt, der vorher nur eine weit geringere Zahl ernähren konnte. Wollte man z. B. Deutschland zu einem bloßen Ackerbaustaat machen, so müßte fast die Hälfte seiner Einwohner auswandern, und wollte man gar zur Stufe des Jägervolkes zurückkehren, so wäre nur eine sehr kleine Zahl in der Lage, ihren Lebensunterhalt zu finden. Die zunehmende Bevölkerung ist die treibende Ursache für die Differenzirung der Thätigkeiten und bedingt verschiedene Gruppen der Gesellschaft (Staatsmänner, Militärs, Beamte, Großkaufleute, industrielle Unternehmer, Gewerbetreibende, Arbeiter, Bauern). Die einzelnen Individuen sind ungleich an Begabung und dadurch zu bestimmten Gesellschaftsaufgaben tauglich, für welche sie dann auch verwandt und dadurch dem Dasein erhalten werden.

Die nutzbringendste Gestaltung der Gesellschaft wird erreicht, wenn an jedem Platz die richtige Persönlichkeit steht, die durch ihre Begabung geeignet ist, den Platz bestmöglichst auszufüllen. Die befähigten Leute gehören nach oben hin, die unbefähigten nach unten hin; der Hochbegabte, auch wenn er an der untersten Stelle das Licht der Welt erblickt hat, sollte den allerersten Platz

in der Gesellschaft einnehmen, wenn Niemand vorhanden ist, der ihn an Begabung übertrifft. Die oberen und unteren Klassen gehören jedoch nothwendig zusammen, denn sie stellen nur Anpassungen an bestimmte Aufgaben des der allgemeinen Wohlfahrt dienendeu Gesellschaftslebens dar. Die allerwichtigste soziale Aufgabe ist die Sorge für den richtigen Verlauf des Prozesses, durch welchen die einzelnen Individuen an diejenige Stelle gebracht werden, der sie nach ihreu Anlagen am besten gewachsen sind.

In der Regel wird die Stellung, die ein Individuum einnimmt, mehr oder weniger dem Zufall zugeschrieben. Nach Ammon ist das falsch: es giebt Gesellschaftsmechanismen, die eine natürliche Auslese der Individuen nach zwei Richtungen hin bewerkstelligen, einerseits indem sie untaugliche Individuen am Emporkommen verhindern, andererseits indem sie befähigte Individuen höher hinauf befördern. Zu den Auslesemechanismen gehören die Schulen und die Prüfungen; im gewerblichen Leben ist es der freie Wettbewerb, der jedoch nicht schrankenlos oder „unlauter" sein darf, damit nicht die frechsten und rücksichtslosesten Individuen fortkommen. Im Arbeiterstande vollziehen die Auslese die Unternehmer, Aufsichtsbeamten u. s. w. Ammon nimmt an, daß die Auslesemechanismen im Allgemeinen gut funktioniren. So ist die Erlangung einer höheren Bildung nicht etwa ein Privilegium des Geldsackes und es ist nicht die Armuth, welche die „Söhne des Volkes" in der großen Masse an der Aneignung dieser Bildung hindert. Vielmehr ist die durchschnittliche Befähigung in den höheren Klassen eine größere als in den unteren, was sich auch schon in den intelligenteren, durchgeistigteren Physiognomien ausspricht, und diese Ueberlegenheit beruht auf angeborenen Anlagen. Durch Erlaß des Schulgeldes und durch Stipendien wird auch dem Unbemittelten, aber Befähigten die Möglichkeit gewährt, sich aufwärts zu arbeiten. Es darf jedoch den Kindern der unteren Klassen garnicht allzuleicht gemacht werden, eine höhere Bildung zu erlangen, damit nicht fleißige aber unbegabte, oder Knaben mit rascher Fassungsgabe aber unzureichenden Charaktereigenschaften künstlich emporgebracht werden. Eine wirklich tüchtige Persönlichkeit bringt auch aus eigener Kraft durch, und die Zahl der Individuen, welche trotz höherer Begabung in engen Verhältnissen schmachten müssen, kann keine erhebliche sein: „die meisten wirklich begabten

Söhne der unteren Klassen haben die Gelegenheit und benutzen sie, um sich den gebührenden Platz zu verschaffen."

Die Begabung in den untersten Klassen überschreite nicht oft den mittleren Durchschnitt, und selten begegne man hier vernünftigen Ansichten und überlegter Lebensführung; in den meisten Fällen scheine es, als ob die Leute schlechthin nichts anderes werden konnten, als sie geworden sind. Paul Göhre, der im Allgemeinen die Behauptung von der Lebensführung der Arbeiter bestätigt, behauptet im Uebrigen, den Arbeiter beseele der „Wunsch", der „Drang", das „Verlangen" nach höherer Bildung und originellem Schaffen. Er erläßt sich aber den Beweis, daß jenes Verlangen auch von den entsprechenden Fähigkeiten begleitet ist. Mit Recht sagt Ammon: „Nicht nur der Arbeiter sondern die meisten Individuen, die begabtesten einbegriffen, haben mehr Drang als sie befriedigen können, woraus bei den letzteren der „Weltschmerz," bei den Uebrigen andere Erscheinungen hervorgehen."

Der Wettbewerb, der Kampf um die Nahrungsmittel hat also zur Arbeitstheilung geführt und die einzelnen Individuen sind in ihren Fähigkeiten allmählich dieser Arbeitstheilung angepaßt worden; mit der Gesellschaftsordnung aber ist es am besten bestellt, wenn jeder auf den Platz kommt, dem er am besten angepaßt ist. Die differenzirten Fähigkeiten sind einander nicht gleichwerthig, und das hat soziale Ungleichheit zur Folge. Die Gesellschaft zerfällt in höhere und niedere Klassen, die jedoch nicht abgeschlossene Kasten bilden; die Angehörigen der höheren Klassen besitzen aber im Allgemeinen durch ihre ererbten Fähigkeiten einen Vorsprung und eine größere Anwartschaft auf die höheren Stellungen. Soziale Auslesemechanismen sorgen dafür, daß jedes Individuum den Platz einnimmt, der ihm seinen Fähigkeiten nach zukommt.

Gegenüber der überkommenen Gleichheitsdoktrin klingen derartige Anschauungen sehr hart und sollen das wohl auch. Ammon mag im Uebrigen namentlich die Funktion der Auslesemechanismen in ihren Ergebnissen allzu optimistisch auffassen, aber im Allgemeinen wird sich behaupten lassen, daß seine Thesen und Forderungen mit der Entwickelung des Menschengeschlechts, sowie mit der Wirklichkeit und den Erfahrungen des täglichen Lebens wohl im Einklang stehen.

Ammon glaubt noch ein weiteres soziales Gesetz zu kennen,

vor dem alle utopistischen Gleichheitsideen Halt machen müssen — ein Gesetz, das die aus der Arbeitstheilung und aus der Differenzirung der Individuen hervorgehende Ungleichheit noch verschärft, für das Gedeihen der menschlichen Gesellschaft aber trotzdem oder gerade deshalb von größtem Werth ist. Es ist dies eine auf allen Kulturstufen bestehende soziale Einrichtung, die Individuen mit höherer Begabung zusammenführt und dadurch kraft der Vererbung höher begabte Individuen in größerer Zahl, als es sonst geben würde, hervorbringt. Diese soziale Einrichtung ist die Ständebildung. Sie vermehrt in erheblicher Weise die Ernte an geistigen Talenten; diese Ernte aber erklärt bereits Carlyle für die wichtigste, denn eine Million Dummköpfe wiegt noch nicht einen genialen Mann auf.

Die Mischung der Anlagen der Eltern in den Kindern vermag sehr mannigfaltige Anlagekombinationen hervorzubringen. In jedem Kinde der nämlichen Eltern können wieder neue Kombinationen entstehen. Es können z. B. ein intelligenter, aber träger Vater und eine geistig nicht hochstehende, aber mit ausdauerndem Fleiß begabte Mutter einen Sohn zeugen, der die hohe Intelligenz des Vaters mit der Beharrlichkeit der Mutter vereinigt, aber ebenso auch einen vollständigen Tölpel, in dem Faulheit und Dummheit sich verbinden. Weitere Kombinationen können dadurch entstehen, daß Eltern die Anlagen ihrer Vorfahren „latent" besitzen und auf ihre Kinder übertragen.

In Folge des verwickelten Gesellschaftslebens der Menschen und der damit verbundenen Arbeitstheilung und Differenzirung der Individuen ist nun die Ausbildung der seelischen Anlagen eine qualitativ außerordentlich mannigfaltige; wir unterscheiden z. B. Fleiß, Ausdauer, Beharrlichkeit und völlige Hingabe. Zugleich sind die Seelenanlagen auch quantitativ differenzirt, z. B. gescheit, weniger gescheit, mittelmäßig und dumm. Ammon unterscheidet drei Hauptgruppen von Seelenanlagen, die für den Platz, welchen ein Individuum im Leben einzunehmen vermag, bestimmend sind: 1) Intellektuelle Anlagen, wozu er alles rechnet, was zur Verstandesseite des Menschen gehört, leichte Fassungsgabe, Gedächtniß, Urtheilskraft, Erfindungsgabe und dergl.; 2) moralische Anlagen, nämlich Selbstbeherrschung, Willenskraft, Fleiß, Beharrlichkeit, Mäßigkeit, Solidität, Familiensinn, Redlichkeit u. s. w.;

im Grunde sind das egoistische Anlagen, da sie dem Individuum direkt zu Gute kommen, während die altruistischen Anlagen nur die Beziehungen der Individuen zur Gesellschaft betreffen; 3) **wirthschaftliche** Anlagen: Geschäftssinn, organisatorisches Talent, technisches Geschick, Umsicht, kluge Berechnung, Voraussicht, Sparsamkeit u. s. w., Anlagen die man theilweise als Kombinationen von intellektuellen und moralischen Eigenschaften auffassen könnte. Die **altruistischen** Anlagen, wie Nächstenliebe, Uneigennützigkeit, Hilfsbereitschaft, Aufopferungsfähigkeit u. s. w. bilden einen besonderen Zweig der moralischen Anlagen. Diese Anlagen scheidet Ammon zunächst aus, weil ihre Wirkung auf das Emporkommen der Individuen eine widerspruchsvolle ist: sie schaffen höhere Achtung und sind für die Bekleidung höherer Stellen unerläßlich, in den mittleren und unteren Lebensstellungen tritt jedoch meist der Fall ein, daß sie das Emporkommen der Individuen, welche mehr an das Wohl der Andern, als an das eigene denken, erschweren oder gänzlich hemmen. Zu den drei Gruppen von Seelenanlagen kommen noch 4) die **körperlichen** Anlagen: Arbeitskraft, Ausdauer, Widerstandsfähigkeit gegen Anstrengungen und Aufregungen jeder Art, Gesundheit u. s. w.

Es besteht also ein ungeheurer Reichthum differenzirter Anlagen und durch die Vererbung können sie zu den mannigfaltigsten und unharmonischsten Kombinationen vereinigt werden, wenn die Gattenwahl ganz regellos und willkürlich erfolgte, d. h. wenn die Paarung der Individuen ohne vorhergehende Auswahl (Panmixie) vor sich ginge. Ammon zeigt an der Kombinationslehre, welches Bild sich ergeben würde, wenn Panmixie herrschte.

Bei jeder der vier Anlagegruppen setzt Ammon zunächst nur sechs quantitativ verschiedene Grade und wendet darauf die Kombinationslehre an, die er an einem Spiel mit vier Würfeln, deren Flächen mit Augen von eins bis sechs versehen sind, veranschaulicht. Das Ergebniß der 1296 möglichen Kombinationen resp. Würfe würde in der Theorie sein, daß die Zahl der ganz hohen, wie der ganz niederen Würfe verhältnißmäßig klein ist, während die mittleren sehr häufig vorkommen; der höchste und der niedrigste Wurf sind z. B. nur möglich, wenn **alle** Würfel 6 Augen (zusammen 24) oder 1 Auge (zusammen 4) aufweisen, die mittlere Augensumme von 14 aber läßt sich mit 146 Würfen

erzielen, indem hier ein Theil der Würfel die höchste Augenzahl und der andere Theil die niedrigste aufweisen kann (z. B. 6+6+1+1) oder auch alle Würfel eine mittlere Augenzahl (z. B. 4+4+4+2) zeigen können.

Hinsichtlich der Anlagekombinationen wäre nun das Ergebniß, daß das „Mittelgut" bei weitem vorherrschte; unter ihm können sich allerdings viele befinden, die eine hohe Intelligenz besitzen, denen dafür aber Arbeitskraft und Ausdauer fehlt (entsprechend dem Zusammentreffen von hohen und niedrigen Augenzahlen bei mittlerem Wurfe), oder Leute mit großer Arbeitskraft und Ausdauer, aber mit sehr geringer Intelligenz u. s. w., so daß sie in Folge dieser unharmonischen Kombination über die Mittelstufe nicht fortkommen. Sie würden vielleicht als „verkannte Genies" oder „geknechtete Biedermänner" gelten, aber mit Unrecht, denn auf die ganze Persönlichkeit kommt es an. Unter einem begabten Individuum, unter Talent und Genie versteht Ammon daher auch immer gleichmäßige Ausbildung aller Anlagen.

Bei dem Würfelgleichniß war jede Anlagengruppe als eine Einheit genommen, während eine jede eine große Zahl von Anlagen in sich schließt, die nicht alle zusammen bei dem einzelnen Individuum vorzukommen brauchen; ferner können einige Anlagen in höherem Grade entwickelt sein als andere derselben Gruppe. Ferner wird es viel mehr als bloß sechs Abstufungen der Anlagen geben und schließlich sind auch noch die altruistischen Anlagen zu berücksichtigen. Es ergiebt sich in Folge dessen eine unendlich viel größere Zahl von Kombinationen, damit nimmt auch das Mittelgut eine noch weit mehr vorherrschende Stellung ein und zeigt zugleich eine entsprechend ungleichmäßigere Zusammensetzung.

Es besteht nun aber eine Einrichtung, die eine Regelung der Kombinationen bewirkt und höhere Begabung, Talent und Genie häufiger vorkommen läßt, als dies nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung bei Panmixie der Fall wäre. Diese Einrichtung, welche die Grundlage günstiger Kombinationen schafft, ist eben die Ständebildung. Durch sie wird das Zusammenpassende zweier Individuen häufiger vereinigt; sie begünstigt die viel häufigere Erzeugung hochbegabter Individuen, denn die Steigerung nützlicher Eigenschaften erfordert die Verbindung der mit den fraglichen Eigenschaften versehenen Personen. Die Panmixie kann dagegen schwerlich

Auslese bewirken und eine höhere Varietät erzeugen, da sie der Verbindung schlecht zueinander passender elterlichen Eigenschaften Vorschub leistet; die Nachkommen eines hochbegabten Vaters gerathen z. B. in Gefahr, unter sein Anlagenniveau herabzusinken, falls er eine ungünstige Gattinnenwahl trifft. Die Ständebildung begünstigt die Verbindung von Individuen höherer Begabungsklassen miteinander und stellt eine natürliche Auslese dar, welche die geschlechtliche Auslese oder Zuchtwahl der Thiere ersetzt; ob eine geschlechtliche Zuchtwahl beim Menschen überhaupt stattfindet, erklärt Ammon für fraglich.

Nach dem Vorgange des Engländers Galton entwirft Ammon auf Grund der Kombinationslehre mit Berücksichtigung der Ständebildung eine graphische Darstellung der Häufigkeit der verschiedenen Grade menschlicher Begabung. Die sog. Gesellschaftspyramide läuft nach oben zum Genie hin spitz zu, erweitert sich dann zur Aufnahme des Talents und erreicht eine sehr bedeutende Breite zur Einschließung des Mittelguts; nach unten hin wieder sich verjüngend, hat sie für die Schwachbegabten einen Platz, der dem für das Talent an Größe ungefähr entspricht, und enthält ganz unten die Untauglichen, die unter der Grenze der Brauchbarkeit im spitzen Winkel, wie das Genie oben, eingeschlossen sind.

Auf die 11 Millionen Deutsche über 25 Jahren angewandt, die das Reichstagswahlrecht besitzen, ergäbe diese Pyramide über 9 Millionen Mittelgut (in 4 Klassen, 2 über und 2 unter dem Durchschnitt) und 800,000 Schwachbegabte in 2 Klassen, welche die höher Begabten gerade lahm legen können. (Wie gleich hier angeführt sei, sucht Ammon für das Königreich Sachsen den Nachweis zu führen, daß der Begabungskurve, wie sie die Gesellschaftspyramide darstellt, auch die Kurve für die Vertheilung der Einkommen in auffallender Weise entspricht, so daß sich also annehmen ließe, höhere Begabung und größeres Einkommen fielen ungefähr zusammen.)

Es wird sich im Allgemeinen durch manche Erfahrungsthatsachen die Ansicht stützen lassen, daß eine eheliche Verbindung von Gleich und Gleich, oder wenigstens ein nicht zu tiefes Greifen in die unteren Stände bei der Gattenwahl eine größere Gewähr in Bezug auf die Begabung der Nachkommenschaft bietet und eine

größere Sicherheit dafür gewährt, daß ihre Begabung nicht unter das Niveau des höheren Standes sinkt.

Es gehen allerdings — und Ammon giebt das auch zu — aus den untersten Ständen alle Tage Individuen hervor, die den Angehörigen der oberen Stände an Begabung gleichwerthig sind und in die höheren Gesellschaftsklassen aufrücken, so daß der Uebergang aus der untersten Klasse in die höheren in einer Generation sich vollzieht. Aber solche Begabungen bilden die Ausnahme und die Nachkommen von Eltern, die beide bereits den höheren Ständen angehören, also von Individuen, die sich bereits im Wettbewerb bewährt und den höheren Gesellschaftsaufgaben angepaßt haben, weisen eine Ueberlegenheit in Bezug auf die Begabung auf. Die Fähigkeiten sind eben so weit differenzirt, daß die Anlagen der Angehörigen der unteren Stände — wie alles in der Welt — der Entwickelung bedürfen, um anderen Aufgaben angepaßt zu sein, und jede Entwickelung braucht eben Zeit — in diesem Fall, wenigstens in der Gegenwart, über eine Generation hinaus.

Von der physiologischen Erklärung der Vererbungsgesetze ganz abgesehen, lassen sich für die Ammonschen Folgerungen aus diesen Gesetzen ohne Zweifel zahlreiche Beobachtungen aus dem täglichen Leben und Analogien aus dem Thierleben, speziell aus dem Gebiet der Thierzucht, anführen.

Nach Ammon müssen höhere Begabungen, Talent und Genie in der Regel durch zwei bis drei Generationen vorbereitet sein, indem jedes Mal günstige Anlagekombinationen dadurch entstehen, daß die Eltern gut zusammenpassen. Durch die Ständebildung werden solche Ehen viel häufiger geschlossen, als es ohne sie der Fall wäre. Die Kinder aus solchen Ehen steigen dann auf der sozialen Stufenleiter immer höher. Die Thatsache, daß sich in den höheren Klassen auch wieder ein Sinken der Begabung in den späteren Generationen beobachten läßt, will Ammon ausschließlich auf das Entstehen ungünstiger Kombinationen zurückführen. Die richtige Wahl der Gattin kann ermangeln, ein genialer Mann oder auch seine Gattin können minderwerthige Anlagen der Vorfahren „latent" besitzen u. s. w.

Die Ständebildung beweist also eine natürliche Auslese der begabteren Individuen. „Würden die Eltern anfangen, vornehmlich

unter ihrem Stande zu heirathen, so würde eine starke Abnahme der Individuen mit hoher Begabung die Folge sein." „Der soziale Instinkt zu Gunsten der Ständebildung ist so mächtig, daß er die schönsten „Grundsätze" und „Ueberzeugungen" umwirft." „Zum Glück besitzt der Mensch in seinen, durch die natürliche Auslese zurechtgestutzten, was so viel heißt, als durch die Erfahrung unzähliger Generationen klug gewordenen, Trieben eine viel zuverlässigere Richtschnur für sein Verhalten, als in der bewußten Ueberlegung und Abstraktion."

Aus alledem ergiebt sich schließlich für Ammon die allen liberalen und sozialistischen Doktrinen Hohn sprechende These, daß die Ständebildung keine rückschrittliche, sondern eine ausnehmend fortschrittliche Einrichtung sei.

Im Allgemeinen stellen die Stände eine Ordnung der Individuen nach ihrer Begabung dar, obgleich mancher Mißrathene sich in ererbter günstiger Stellung behauptet und mancher gut Veranlagte durch die Ungunst der Verhältnisse sich nicht emporzuarbeiten vermag. Fraglich kann hierbei erscheinen, ob nicht bei der großen Bedeutung und Entwickelung des wirthschaftlichen Lebens der Gegenwart, diejenigen Individuen, die mit wirthschaftlichen Anlagen besser bedacht sind, für sich und ihre Nachkommen einen Vorsprung gegenüber denen besitzen, deren Begabung mehr auf intellektuellem Gebiet liegt und deren altruistische Eigenschaften höher entwickelt sind. Wenn man sich den heutigen Antisemitismus, der doch wohl zum größten Theil durch die besondere Ausbildung der wirthschaftlichen Anlagen des jüdischen Volkes hervorgerufen ist, vergegenwärtigt, so kann die Ammonsche Anschauung allzu optimistisch erscheinen. Jedenfalls wäre dann der Altruismus in den höheren Klassen nicht in dem Maße zu Hause, als Ammon es voraussetzt.

Neben den natürlichen Anlagen verkennt Ammon den Einfluß der Erziehung und der Verhältnisse nicht. Und in der That hat Bebel, der die Darwinsche Lehre dahin auslegen will, daß man eine Art durch Versetzen in vortheilhaftere Lebensbedingungen verbessern könne und demnach nur die Proletarier in günstige Verhältnisse zu setzen brauche, um ideale Zustände zu schaffen, wenigstens in dem Punkt nicht Unrecht, als günstigere Lebensbedingungen eine gute Entwickelung des Individuums fördern

können. Ammon giebt auch zu, daß Anlagen durch Erziehung eine höhere Ausbildung erlangen oder umgekehrt allmählich der Rückbildung zugeführt werden, aber den angeborenen Anlagen spricht er im Allgemeinen doch eine größere Bedeutung zu. Die Kinder der höheren Stände bieten eine größere Gewähr dafür, daß sich aus ihnen für die höheren Gesellschaftsaufgaben geeignete Männer entwickeln; dadurch erhält die Thatsache, daß sie bei der Erlangung einer höheren Bildung weniger mit äußeren materiellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, eine gewisse Rechtfertigung; sie haben, nach Ammons Ansicht, in Folge ihrer höheren Begabung sogar einen Anspruch auf eine sorgfältigere Erziehung. Hinsichtlich der Angehörigen der unteren Stände ist außerdem ein langsames Aufrücken erwünscht. Ammon beruft sich hierbei auf Eduard von Hartmann, der da sagt: „Die Befähigung zur höheren Bildung ist selbst an eine Bildungsatmosphäre der Umgebung geknüpft, die allerdings von den seltenen großen Talenten, aber nicht von den mittleren entbehrt werden kann. Es ist eine weise Einrichtung der Natur, daß, von den seltenen Ausnahmen abgesehen, auch die intellektuelle Bildung nur im Verlaufe von Geschlechtern in einer Familie heimisch wird; denn diese Einrichtung bürgt dafür, daß eine gewisse Harmonie zwischen Verstand, Gemüth und Charakter, zwischen Wissen, Gesinnung, Gesittung und Takt erhalten bleibt."

Für die höheren Stände nimmt Ammon nicht nur eine bessere Erziehung der Kinder, sondern auch eine bessere Lebenshaltung in Anspruch. Während der moderne Sozialismus aller Grade leid- und neidvoll die herrschende Ungleichheit der Lebenshaltung als eine Ungerechtigkeit beklagt und anklagt, erklärt Ammon diese Thatsachen mit Recht als einen besonderen Vorzug der Ständebildung: die bessere Lebenshaltung und sorglosere Lebensweise wirken steigernd auf die Thätigkeit der höheren Seelenanlagen und befähigt die höheren Stände zur Erfüllung der höheren Gesellschaftsaufgaben. Ammon verlangt gegenüber der sozial-radikalen Gleichmacherei, daß derjenige, der geistige Regsamkeit entwickeln soll, auch besser essen muß, als wer vornehmlich Muskelarbeit zu verrichten hat. Die Speise muß reichlicher, konzentrirter und nahrhafter sein. Schon der städtische Arbeiter lebt besser, als der Bauer und schon bei ihm spricht sich die dadurch erhöhte Energie des Lebensprozesses in den seelischen Thätigkeiten aus: die Vorstellungen werden rascher

hervorgerufen und die Gedankenverbindungen erfolgen in größerer Zahl. Für ein einseitig in Anspruch genommenes Gehirn sind ferner gesellige Unterhaltungen und Zerstreuungen unerläßlich. Ammon tritt zugleich der Anschauung entgegen, als ob die höheren Klassen in Leckerbissen und Champagner beim Nichtsthun schwelgten, während der arme brave Arbeiter Noth erleide und keinerlei Erholung kenne. Für die Vergnügungssucht der Arbeiter und die zahlreichen Veranstaltungen, die ihr Genüge thun, weiß Ammon manchen Beleg anzuführen, auch aus den Schilderungen des Arbeiterfreundes Göhre. Und was die höheren Stände betrifft, so wird man ihm schon insofern zustimmen müssen, als die Genüsse hier mehr in verfeinerter, vergeistigter Form auftreten und auch bei materieller Form größere Mäßigung aufweisen. Berechtigt und billig ist es jedenfalls, daß einmal auch die höheren Klassen nach dieser Richtung hin einen Vertheidiger finden, obschon sich der Prozentsatz derjenigen Angehörigen der höheren Stände nicht feststellen läßt, die in Genußsucht und übermüthigem Luxus sündigen.

Schließlich betrachtet Ammon es noch als einen Vorzug der Ständebildung, daß die günstigeren Lebensbedingungen der höheren Stände den Wettbewerb anregen, indem die Angehörigen der unteren Stände ihre besten Kräfte einsetzen, um dieser günstigeren Bedingungen theilhaftig zu werden. Denn herrschte völlige Gleichheit, so gäbe es keinen Wettbewerb: auf der untersten Stufe regt sich der Mensch nur, um seinen Hunger zu stillen (bloßer Selbsterhaltungstrieb), auf einer höheren, um seine Lage zu verbessern, dann wirkt der Ehrgeiz als treibendes Motiv mit, und erst auf der höchsten Stufe spornt die altruistische Begabung zur Thätigkeit an. Bei völliger Gleichheit würde daher die große Masse allen Anstrengungen aus dem Wege gehen; ohne Wettbewerb und bei aufgehobener Auslese könnte aber ein Volk in keinem Fall einer fortschreitenden Entartung entgehen.

Der Ausdruck „Ständebildung" und „höhere" und „niedere" Stände, den Ammon bevorzugt, kann zu Mißverständnissen Anlaß geben, denn es ist damit der Begriff des Erblichen und Abgeschlossenen verbunden; Ammon aber erkennt für die Gegenwart ständische Schranken nicht an und gesteht ein viel schnelleres Aufrücken und auch Hinabsteigen dem Individuum zu, als es sich mit ständischer Abgeschlossenheit vereinigen läßt. Die Bezeichnung

„Stände“ statt höhere und niedere Klassen oder Berufsstände wird von ihm offenbar gewählt, um schärfer zu betonen, daß es sich nur um neue, den veränderten Verhältnissen angepaßte Formen, jedoch um einen analogen Auslesemechanismus handelt. Eine möglichst „reaktionäre“ Ausdrucksweise mag ihm auch aus Opposition ganz am Platz erschienen sein.

Nach Ammon, der in einem besonderen Kapitel die „Geschichte und Anthropologie der Ständebildung“ behandelt, umfaßt heutzutage der höchste Stand alle Gebildeten, Gelehrte, Beamte und anderen Personen von hervorragender Bedeutung, mögen dieselben sonst Großgrundbesitzer, Großindustrielle, Handeltreibende, Kapitalisten oder Rentner sein. Die Rentner betrachtet Ammon als eine sehr wichtige Klasse und vertheidigt sie gegen die sozialistischen Gegner alles „arbeitslosen Einkommens aus Kapitalzins“; ohne diese Klasse würden manche feinere Zweige der Kultur, wie Kunst und Wissenschaften, in Verfall gerathen und der Kreis der Personen bedeutend eingeschränkt werden, die für unabhängige, gemeinnützige Thätigkeit Zeit haben. Aus den Häusern der Rentner gehen verhältnißmäßig ausnehmend viele tüchtige, von idealem Streben erfüllte Männer hervor. Als Kennzeichen des höchsten Standes kann man im Allgemeinen die akademische Bildung ansehen. Die Angehörigen der alten bevorrechtigten Stände besitzen nicht mehr als solche, sondern nur noch als Mitglieder der neugebildeten Stände Einfluß.

Der zweite oder Mittelstand umfaßt die Gewerbetreibenden, Handelsleute, Subalternbeamten — das sog. eigentliche Bürgerthum. Zum unteren Stande sind die Arbeiter aller Art zu rechnen, sowohl die bei Gewerbemeistern, als die in Fabriken thätigen, außerdem diejenigen Kleinmeister und Unterbeamten, welche nur Volksschulbildung genossen und nicht einjährig gedient haben. Da dieser Stand nur zum Theil eine Auslese bevorzugter Individuen bildet, so haben die Heirathen innerhalb desselben die Folgen der Panmixie in Bezug auf die Vererbung. Die Bauern bilden einen weiteren besonderen Stand. Die Eintheilung ist jedenfalls eine sehr moderne und hat nichts Reaktionäres an sich; sie gestattet ein freies Auf- und Abfluthen der Individuen. Die Angehörigen der höheren Klassen heirathen in der Regel untereinander, aber es wird ihnen immer wieder frisches Blut zugeführt, da von unten her ein starker Zustrom neuer Elemente stattfindet.

Der Mittelstand stellt bereits eine Auslese begabterer Individuen dar; die Angehörigen dieses Standes heirathen meist unter sich, wobei das beiderseitige Vermögen, wie Ammon ausführt, mit vollem Recht in Betracht gezogen wird, da demselben oft wichtige Seelenanlagen entsprechen, nämlich Verstand, Umsicht, Fleiß, Sparsamkeit und andere guten Eigenschaften, die man besitzen muß, um Vermögen zu erwerben. Ein Mädchen, das aus vermöglicher Familie stammt, kann den zukünftigen Kindern Anlagen mitbringen, die zu guten Erfolgen führen, auch wenn sie selbst diese Anlagen, wie Betriebsamkeit, geschäftliche Energie u. s. w. nur latent besitzt; von diesem Gesichtspunkt aus nimmt Ammon die Vernunftheirathen in Schutz. Heirathen von Gelehrten mit Töchtern von Industriellen können äußerst günstig wirken, indem sie in der Nachkommenschaft hohe Intelligenz mit geschäftlicher Energie zusammenbringen u. s. w.

Bevölkerungsstrom und Racen-Theorie.

Auf der Differenzirung der Fähigkeiten der Individuen und der Auslese begabter Individuen durch die Ständebildung basirt Ammon seine Lehre von der sozialen Ungleichheit. Hieran schließt er seine Lehre vom „Bevölkerungsstrom," deren anthropologische Grundlage jedoch zweifelhaft erscheinen kann und die in jedem Fall allzusehr nach den Verhältnissen der Gegenwart — speziell nach denen in Deutschland — zugeschnitten ist. Für das demokratische Gefühl muß diese Lehre etwas sehr Versöhnendes haben: sie schwächt die soziale Ungleichheit insofern noch ab, als die Glieder höherer Klassen nach einigen Generationen in der großen Mehrzahl zum Aussterben verurtheilt sind.

Der Inhalt jener Lehre ist in Kürze folgender: die Städtebevölkerungen würden bereits in drei bis vier Generationen aussterben, wenn sie nicht durch Zuzug vom Lande erneuert würden. Das flache Land erzeugt einen großen Geburtenüberschuß, denn der Bauer lebt noch unter naturgemäßen Bedingungen, seine Lebenshaltung ist einfach, er ist familienhaft, sein ganzes körperliches und seelisches Leben steht unter niederem Dampfdruck. Dieser Geburtenüberschuß, den das Land nicht ernähren kann, strömt zum größten Theil in die Städte, die der naturgemäße Sitz der höheren Bildung, der Industrie, des Handels und der Arbeitsgelegenheit

sind. Die vielseitige Anregung des Stadtlebens und die reichlichere Ernährung erzeugt eine Steigerung des Seelenlebens der Zugewanderten, die nicht nur die nützlichen, sondern auch die schädlichen, wilden, sinnlichen Triebe umfaßt — daher die „kolossale Kriminalbetheiligung der Zugezogenen," die Alexander v. Oettingen in seiner von Ammon zitirten „Moralstatistik" konstatirt. Jedes neu eintreffende Individuum wird in der Stadt gewissermaßen der Feuerprobe unterworfen. Diejenigen, bei denen alle bis dahin latenten guten Geistesanlagen zum Vorschein kommen, steigen selbst oder in ihren Nachkommen in die höheren Klassen auf, Andere, bei denen schlimme und gute Anlagen sich gerade das Gleichgewicht halten, füllen die Reihen der unteren Stände und diejenigen endlich, bei denen alle wilden Urtriebe hervortreten, werden durch Liederlichkeit, Elend und gerichtliche Strafen aufgerieben. Auch beim Aufrücken der Nachkommen derjenigen Zuwanderer, die sich bewährt haben, geht es jedes Mal nicht ohne Auslese ab, aber bei jeder Siebung fallen verhältnißmäßig weniger Könner durch die Maschen, als bei den vorhergegangenen. Die höheren sozialen Stufen sind daher von mehrfach gesiebtem Material eingenommen; die auf diesen Stufen vorkommenden Ausschreitungen erregen nur mehr Aufsehen und erwecken dadurch die unrichtige Vorstellung, als wären diese Stände entartete.

Dieser Bevölkerungsstrom vom Lande in die Städte füllt die Lücken, welche durch das starke Aussterben der städtischen Bevölkerung entstehen; die Bevölkerung der mittleren und großen Städte besteht nach Georg Hansen, auf dessen Buch „Die drei Bevölkerungsstufen" Ammon sich stützt, zum kleineren Theil aus Eingeborenen und zum größeren aus Zugezogenen. Am stärksten ist hierbei das Aussterben im Gelehrten- und im Mittelstande. Ammon hält es daher für ganz unberechtigt, daß ihre Angehörigen von den sozial unter ihnen Stehenden als Gegenstand des Neides betrachtet werden: sie seien vielmehr als Opfer zu bedauern, die die höheren Gesellschaftsaufgaben fordern. Theils sind es Schädlichkeiten der sitzenden Lebensweise, theils die Folgen der Ueberanstrengung des Nervensystems, theils aber auch soziale Rücksichten, späte Heirathen und Beschränkung der Kinderzahl, welche das Erlöschen der Familien herbeiführen. Ammon ist der Ansicht, daß eine Ueberanstrengung unvermeidlich sei; eine Anpassung, die mit

den immer steigenden Ansprüchen Schritt hält, scheint ihm ausgeschlossen, denn wenn man auch die Schädlichkeiten des höheren Berufslebens viel besser ertrüge, so würde man sich nur desto größere Leistungen zumuthen und seine geistigen Kräfte stets bis aufs äußerste anspannen. Die vielbeklagte Nervosität des Jahrhunderts, die Zunahme der Geisteskrankheiten und andere Entartungserscheinungen seien unvermeidliche Uebel. Innerhalb zweier oder dreier Generationen sei durchschnittlich die Gesundheit der in den höheren Stellungen befindlichen Individuen verbraucht und es ergebe sich das eigenthümliche Zusammentreffen, daß das Schwinden des Talents mit dem physischen Erlöschen zusammenfalle; deshalb begegne man auch so selten herabgekommenen Familien. (Offenbar einseitig ist es, wenn Ammon auch hier nicht die Möglichkeit zuläßt, das Schwinden des Talents könne auch in der Weise hervorgerufen werden, daß die geistige Ueberanstrengung und Erschöpfung des Vaters auf die Begabung der Nachkommen einwirkt.)

Von großer Bedeutung sei, daß das Aussterben nicht zu schnell geschieht; es müsse stets ein alter Stamm vorhanden sein, an den sich die neuen aus den unteren Ständen aufrückenden Elemente anlehnen können.

In den unteren Ständen wird das Aussterben hervorgerufen durch das Schwinden der Familientriebe, durch geschlechtliche Ausschweifungen, Ansteckungen, Uebermacht geistiger Getränke, Skrophulose und Lungenschwindsucht. Für die letztgenannte Krankheit bringen die Einwanderer eine größere Empfänglichkeit mit, als die höheren Stände, die durch mehrere Generationen gesiebt und ausgelesen sind. Die Einwanderer bilden überdies im Durchschnitt eine Auslese der Schwächlicheren, welche für den Bauernberuf untauglich sind; Ammon schließt sich daher der Ansicht einiger Gelehrten an, daß die Armen, auch wenn sie in Palästen wohnten, wahrscheinlich ebenso von der Tuberkulose dezimirt würden, als in ihren elenden Wohnungen. Da die Fruchtbarkeit des Urstandes, des Bauerstandes, dem Aussterben der städtischen Bevölkerung die Waage halten muß, so ist eine ganz besondere Fürsorge des Staates für den Bauerstand unerläßlich.

In seiner Lehre von dem Bevölkerungsstrom und dem schnellen Aussterben der städtischen Bevölkerung steht Ammon — wie schon

bemerkt — wohl allzusehr unter dem Eindruck der gegenwärtigen Verhältnisse in Deutschland und zieht seine Schlüsse aus Zuständen, die vorübergehende sein können. Die Großindustrie und das Anwachsen der Städte sind Erscheinungen neueren Datums und namentlich in Deutschland hat die Industrie eine übermäßig schnelle Entwickelung und Ausdehnung genommen. Die Arbeitsgelegenheit, die sie in Aussicht stellt, läßt eine viel größere Zahl von Personen, als den bloßen Geburtenüberschuß des flachen Landes, den Lockungen des Stadtlebens folgen. Die Zahl der Opfer ist in Folge dieses massenweisen Zuströmens besonders groß und in die Augen fallend, zugleich wird aber auch der Wettbewerb in den höheren Ständen übermäßig gesteigert, denn je größer die Zahl der Zugewanderten, desto stärker auch der Zudrang zu den höheren Klassen, wobei hinzukommt, daß das Aufrücken den Angehörigen der unteren Stände — darin wird man Ammon Recht geben müssen — noch niemals so leicht gemacht worden ist wie gegenwärtig. Dieser Wettbewerb ruft die Ueberanstrengung hervor und trägt zu dem schnellen Aussterben in den höheren Ständen bei. Früher gönnten die Gebildeten sich jedenfalls mehr Muße und ihre Geschlechter waren langlebiger, als das Aufsteigen langsamer vor sich ging.

Ein übermäßiger sozialer Wettbewerb hat auch sonst seine Nachtheile gezeitigt, allzuviel gewissenloses Streberthum, und fördert damit eine ungünstige Auslese. Was den Arbeiterstand betrifft, so fragt es sich, ob sich nicht auch Deutschland, wie das in England wohl schon der Fall sein mag, einen Stamm herausbildet, der sich aus eigener Kraft, d. h. ohne Zuzug vom Lande, vermehrt oder in seinem Bestande erhält.

In Deutschland scheint es sich jedenfalls um Zustände zu handeln, deren Entwickelung noch abgewartet werden muß und die daher nicht gut zu verallgemeinernden Schlüssen, zu allgemeinen Gesetzen, verwerthet werden können.

Beiläufig sei erwähnt, daß Ammon bereits bei der Ständebildung die „blonde Bestie" in die Erscheinung treten und dann in einem Abschnitt über „Leben und Sterben der Völker" eine Hauptrolle spielen läßt. Diese blonde Bestie ist niemand anders als der Arier, der nach Ammons Hypothese in Nord-Europa mit dessen rauhem Klima seine Urheimath hatte und die aus Asien eingewanderte niedrigstehende Race, die — dunkelhaarig und rund-

köpfig — das übrige Europa bewohnte, unterwarf — in vorgeschichtlicher Zeit in Griechenland und Italien, dann in Frankreich, Deutschland und Rußland. Die Arier — von hohem Wuchs und länglicher Kopfform, blauäugig und blondhaarig — sind das Urbild der Kraft, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit u. s. w., zugleich aber auch der echten Menschlichkeit, und die sozialen und altruistischen Triebe sind bei ihnen am besten ausgebildet. Durch die Dezimirung der Arier im Kriege ist allmählich die niedere Race heraufgerückt; durch die Eheschließungen zwischen Angehörigen beider Racen wird die höhere herabgezogen und es ist somit eine rückschrittliche Auslese eingetreten. Hellas und Rom sind hieran und nicht etwa an Erschöpfung durch Ueberkultur zu Grunde gegangen, ebenso haben Holland und Portugal dadurch ihre einstige Machtstellung eingebüßt. In Mitteleuropa nimmt die Rundköpfigkeit reißend zu; am stärksten ist noch der blonde Typus in Deutschland vertreten. Durch Messungen in Baden will Ammon festgestellt haben, daß immerhin noch in höheren Klassen Langköpfigkeit vorherrsche und die Stände sich auch durch äußere Merkmale unterscheiden, das arische Blut zeige noch immer sein Uebergewicht, indem ihre glücklichen Inhaber aus den niederen Ständen dank ihrer Begabung emporsteigen.

Es ist eine Einseitigkeit, daß Ammon die Möglichkeit einer Erschöpfung durch Ueberkultur, eine Entartung durch allzu günstige Lebensbedingungen in Bezug auf Stände und Völker oder ein allmähliches Aufzehren der geistigen Kräfte garnicht in Anschlag bringt, ebenso daß er die Ständeunterschiede und damit die soziale Ungleichheit noch verschärfen will, indem er sie mit Racenunterschieden zusammenfallen läßt.

Nach Ammon kann auch von einem Altern des eigentlichen Volkes nicht die Rede sein; der heutige Bauer erscheint ihm ungefähr der gleiche wie seine Vorfahren, ebenso unberührt, weil in gleichen Verhältnissen lebend. Diese Auffassung ist offenbar unzutreffend: auch die untersten Stände einschließlich des Bauerstandes nehmen an der Entwickelung des Ganzen, bezw. der höheren Stände, im Guten und im Bösen theil. So beschränkt sich z. B. in Frankreich das rationalistische Ordnen aller Lebensverhältnisse durchaus nicht auf die höheren und mittleren Klassen, sondern erstreckt sich auch auf die unteren, so z. B. in der übermäßigen

Beschränkung der Kinderzahl. Der Einfluß der führenden Klassen — was ja ganz in Ammons System passen müßte — und ebenso der Einfluß der Lebens- und Kulturverhältnisse, die jene schaffen helfen, ist eben viel zu bedeutend, als daß er nicht auf allen Gebieten tief eingreifend wirken sollte. So ließen sich Beispiele dafür anführen, daß Nationalitäten, die an sich nicht stammverwandt sind, unter der Leitung von höheren, einem alten Kulturvolk angehörenden Klassen von diesen letzteren viel Gemeinsames annehmen, sodaß sie miteinander mehr Aehnlichkeit aufweisen, als mit solchen Stammesgenossen, die unter anderen, weniger günstigen Kultureinflüssen gelebt haben. Gleichzeitig läßt sich aber auch beobachten, wie diese selben Nationalitäten in Gefahr gerathen, von dem erreichten sittlichen und Kultur-Niveau wieder hinabzusinken, wenn sie des früheren günstigen Einflusses verlustig gehen und andere Einflüsse an seine Stelle treten. Bis in die unterste Volksschicht, in die fernsten Winkel hinein, wird sich die Aenderung der Verhältnisse nachtheilig fühlbar machen, wenn auch die einmal gewonnene Kulturgrundlage und die Kulturrichtung, die der Volkscharakter genommen, noch lange Widerstand leisten mögen.

Nutzanwendung der sozial-anthropologischen Theorie.

Im zweiten Theil seines Buches zieht Ammon die Nutzanwendungen aus seiner sozial-anthropologischen Theorie und liefert gewissermaßen eine „Umwerthung" aller liberalen und sozialistischen Werthe. Es ist gerade nicht alles neu, was er vorbringt, aber, unter den entwickelungsgeschichtlichen Gesichtspunkt gestellt, von Interesse und anregend. So werden unter anderem abgehandelt Parlamentarismus und Konstitutionalismus, das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht, Beamtenthum, Heer, Rechtspflege u. s. w.

Die monarchische Verfassung gehört, wie die Familie und die Ständebildung, zu den natürlichen Grundlagen der Gesellschaftsordnung; auch die fürstlichen Persönlichkeiten sind das Endprodukt einer außerordentlich lange auf ihre Familie wirkenden natürlichen Auslese; es haben sich in den letzten 200 Jahren unter den Fürsten ganz ausnehmend begabte, geradezu geniale Persönlichkeiten in nicht geringer Zahl befunden u. s. w. Für die Phrase von der Volkssouveränität hat die Sozial-Anthropologie keinen Boden; das

allgemeine Wahlrecht ist anti-sozial; die Arbeitstheilung entspricht ihrem Zweck am besten, wenn sie den höheren Klassen einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der allgemeinen Angelegenheiten sichert, ohne die unteren Klassen jenen gegenüber rechtlos zu machen; am richtigsten ist es, wenn der eigentliche Mittelstand bei einem Widerstreit der Befugnisse der leitenden und der niederen Klassen den Ausschlag giebt, denn er steht beiden hinlänglich nahe, um ihre Bestrebungen zu begreifen und als Repräsentant des schlichten gesunden Sinnes zu weit gehende Pläne der einen oder der anderen Seite zu vertagen, bezw. entsprechend zu beschneiden. Am besten entspricht diesem Prinzip die Dreiklassenwahl, wie sie für das preußische Abgeordnetenhaus besteht, bei der die Landtagskandidaten von Wahlmännern aufgestellt und gewählt werden. In dem Abgeordnetenhaus sind bekanntlich die Sozialdemokraten noch nicht vertreten. Eine Aenderung wünscht Ammon nur insofern, als er, wie das in Baden geschieht, der I. Klasse ein Zwölftel, der II. zwei Zwölftel und der III. Klasse neun Zwölftel aller Wähler zutheilen möchte, statt der bisherigen Eintheilung nach gleichen oder annähernd gleichen Bruchtheilen des Steuerbetrages; die oberste Klasse umfaßt sonst eine zu geringe Zahl von Zensiten, wie z. B. in Preußen in manchen Wahlbezirken ein Großindustrieller für sich allein die ganze erste Klasse bildet.

Ein Dreiklassensystem bestand bekanntlich auch nach der alten Ständeordnung bei uns in den Städten der Ostseeprovinzen, ist aber jetzt durch eine Art des französischen Listenskrutiniums ersetzt, wenn nicht gar eine Wahl nach Bezirken beliebt wird, wobei dann die Proletarier-Viertel die Intelligenz und den Besitz der anderen Stadttheile matt setzen können.

Der humanen, milden Anschauung, der die liberale Doktrin in Bezug auf den Verbrecher im modernen Strafrecht Raum zu schaffen gewußt hat, setzt Ammon die Auffassung entgegen, daß es sich bei der Strafjustiz einfach um die Ausscheidung von Individuen, deren Instinkte entartet sind, handelt. Die Strafjustiz hat ihren ursprünglichen Zweck, nämlich den einer Schutzeinrichtung aus dem Auge verloren. Die Strafe soll den Verbrecher unschädlich machen, was den früheren drakonischen Strafen viel besser gelang, indem sie die Uebelthäter entweder wegschafften, oder durch eine lang währende Einsperrung von der Fortpflanzung ausschlossen.

Die heutigen milden und bald vergessenen Strafen sorgen für die Zunahme des Verbrecherthums, denn sie verstoßen gegen ein unerbittliches Naturgesetz: das Gesetz der Vererbung und natürlichen Auslese.

Im Gegensatz zu der kosmopolitischen Friedensschwärmerei, der Begeisterung für Volksmilizen und der Bekämpfung des sogenannten Militarismus, wie sie dem Liberalismus und der Sozialdemokratie eigen sind, ist Ammon ein Anhänger kräftiger Bethätigung nationaler Politik, ein Vertheidiger des Militarismus und auch des Krieges. Der Militarismus hat unter anderem das Gute, daß er der männlichen Jugend zu körperlicher Ausbildung verhilft, der stete Zwang zur Kriegsbereitschaft bewahrt vor Weichlichkeit und schrankenloser Jagd nach Genuß und Gewinn. Der Krieg gewährt der an Kraft und Geist stärkeren Nation die verdiente Oberherrschaft und ist auch noch in dem Sinn ein Werkzeug der natürlichen Auslese, als die Gewandtesten, Kräftigsten und Abgehärtetsten am meisten Chancen haben, die Gefährnisse des Krieges, mit denen nicht nur die feindlichen Kugeln, sondern in gleichem Maße Krankheiten und Seuchen drohen, zu überstehen.

Sehr glücklich ist die sozial-anthropologische Theorie, bezw. die Entwickelungslehre in den Kapiteln über den Kapitalismus, die Arbeiterfrage, Sozialreformen u. s. w. verwerthet. Hier läßt sich überall der Einfluß der Bismarckschen Anschauungen wahrnehmen, so z. B. in Bezug auf die Arbeitgeber, die Großindustrie und das Großkapital, ferner in Bezug auf die „Fiktion der Gleichwerthigkeit aller Arbeit," die Betonung der in natürlichem Verlauf gesteigerten Lebenshaltung und der Höhe der Arbeiterlöhne, in Bezug auf die Mahnung zur Vorsicht bei allen Sozialreformen, in Bezug auf die Gefährlichkeit der Sozialdemokratie u. s. w.

Bismarck hatte seine Sozialreformen von vornherein in den Rahmen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gestellt und glaubte nicht an „soziale Neuformationen," die gleichsam vor der Thür stehen und auf die alles hindrängt. Ihm fehlte durchaus der Glaube an die beliebte und durch die verführerische Bellamy'sche Perspektive populär gemachte Annahme, die ganze soziale Entwickelung krystallisire sich schon ganz merkbar in der Weise, daß nur noch die richtige Formel gefunden werden müsse, um die soziale Frage zu lösen, ökonomische Gleichstellung zu begründen,

alle Noth aus der Welt zu schaffen u. s. w. Ammon steht hierin ganz auf dem Bismarckschen Standpunkte und weiß sehr gewichtige Argumente aus seiner Anthropologie gegen die optimistische Auffassung der Sozialreformer anzuführen.

Er wendet sich zuerst gegen die Hypothese, welche den Ausgangspunkt für die sozialistischen Verstaatlichungs- oder Vergesellschaftlichungs-Doktrinen geboten haben.

Bei der schnellen Ausbreitung der Großindustrie ließ man sich zunächst von den Schattenseiten der kapitalistischen Produktionsweise irreführen und nahm eine höchst unheilvolle Entwickelung in Bezug auf die Vertheilung der Güter an. Karl Marx hat diese Anschauungen in seiner Lehre vom Kapitalismus in ein besonderes System gebracht, das nicht nur bei den Sozialdemokraten Anklang fand. Er will die Erscheinungen des Gesellschaftslebens gleichsam als wie einen Naturprozeß betrachten und glaubt in dem Kapital den bestimmenden Faktor erkannt zu haben, der den Prozeß regelt. Das Kapital habe nun die Tendenz, sich selbst immer mehr zu „akkumuliren," d. h. in den Händen Weniger anzusammeln und die Arbeiter immer mehr und mehr auszusaugen. Keine Macht der Erde könne es aufhalten, außer der Macht des Proletariats, welches sich dem Kapital entgegenstellen und schließlich demselben die Herrschaft abnehmen werde. Das einst im Gesellschaftsbesitz befindliche Kapital beutet die Güterproduktion angeblich zum Nutzen Einzelner und zum Schaden der Gesammtheit aus und monopolisirt den Gewinn. Die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln soll schuld daran sein, daß die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden und der Mittelstand verschwindet — daß die Brücke zwischen Arm und Reich immer schmäler wird. (Die Marx'sche Lehre ist gegenwärtig in Rußland bei der „Intelligenz" sehr populär; seit Jahr und Tag spielt sie eine Hauptrolle bei allen Verhandlungen der Kaiserl. Freien Oekonomischen Gesellschaft in St. Petersburg.)

Von der Wissenschaft in Westeuropa ist die Marx'sche Lehre so gut wie abgethan und ihre Thesen werden ziffermäßig widerlegt. Ammon stellt eine analoge statistische Untersuchung an, indem er die Einkommenverhältnisse von 1879 und 1890 im Königreich Sachsen, dem industriellsten Lande Deutschlands, vergleicht. Das Ergebniß ist ungefähr folgendes: die Armen sind nicht ärmer,

sondern „minder arm“ geworden, indem die Zahl der Leute ohne Einkommen oder mit dem geringsten Einkommen relativ abgenommen hat. Es geht nicht nur sämmtlichen Einwohnern besser, sondern es ist auch eine sehr bedeutende Zahl von Personen der untersten Stufe zur Wohlhabenheit gelangt, der Mittelstand hat sich verdichtet und der reichen Leute sind mehr geworden, während der Reichthum der Einzelnen nur mäßig gestiegen ist; d. h. das Kapital hat sich nicht in den Händen Weniger konzentrirt, sondern die ganze Bevölkerung ist reicher geworden und zugleich ist auch die Zahl der sehr reichen Leute (um 52,8 pCt.) gestiegen, während das Durchschnittseinkommen dieser sehr reichen Leute sich nur um 13,6 pCt. vermehrt hat. Mit Recht betont Ammon zugleich, daß es nicht darauf ankomme, wie reich die oberste Stufe ist, sondern wie sich die Einkommenverhältnisse der übrigen 99,5 pCt. gestaltet haben. Von einer Akkumulation ist also nicht die Rede. Und dabei betrug die Zunahme der Bevölkerung 572,333 Personen oder 19,5 pCt. in elf Jahren. Die vergleichende Verbrauchsstatistik zeigt überdies ein fortwährendes Steigen der Lebenshaltung in allen Ständen und besonders in den unteren; Fleisch wird auch in Arbeiterkreisen über den Bedarf als nothwendiges Nahrungsmittel hinaus verzehrt, ist also ein Genußmittel geworden; die Statistik der Sparkassen ergiebt, daß schon auf 2,1 Einwohner ein Sparkassenbuch kommt, Mütter, Kinder und Säuglinge mitgerechnet. Die Lebenshaltung des Bürgerhauses ist heute eine solche, wie sie vor 70 Jahren kaum in vornehmen Häusern üblich war.

Die Gerechtigkeit — sagt Ammon — zwingt uns, der vielverleumbeten Unternehmerklasse unsere aufrichtige Anerkennung auszusprechen. Was für tüchtige Organisatoren der Arbeit müssen die sächsischen Industriellen sein! Alle Hochachtung vor dem Talent der Männer, die eine soziale Verbesserung von solchem Umfang herbeigeführt haben! Auch die Mitwirkung egoistischer Triebe vermag ihren Ruhm nicht zu schmälern; je höher wir die Betheiligung dieser Triebe veranschlagen, desto mehr müssen wir anerkennen, daß dieselben sehr bedeutende Erfolge für das Gesellschaftsleben hervorbringen und in der That unersetzbar sind. Der Unternehmer-Gewinn dient dem Zweck, die Geisteskräfte der höher Beanlagten anzuspornen, damit sie als Organisatoren der Arbeit thätig werden und industrielle Betriebe einrichten. Um eine Großwerkstätte mit

Tausenden von Arbeitern in ungestörtem Gange zu erhalten, bedarf es ganz besonderer Naturanlagen. Solche Organisationstalente sind wahre Glücksgaben. Ihrer Schaffenslust im Großen muß Spielraum gewährt werden. Wirklich bedeutende Unternehmer sind im allgemeinen auch bedeutende Menschen und hinsichtlich ihrer sozialen Anlagen nicht zu kurz gekommen; sie sind harmonisch begabt. Die größten Betriebe sind häufig mit den gemeinnützigsten Einrichtungen versehen. Die Unternehmer sind die geborenen Organisatoren der nationalen Arbeit und können durch keine mittels allgemeiner oder direkter Wahl ernannte Administratoren ersetzt werden.

Von Produkivgenossenschaften ist nicht viel zu erwarten. Die Arbeiter vermögen sich nicht selbst zu organisiren, weil die Massen die dazu nöthigen Grade der Intelligenz und des Charakters nicht besitzen; sie taugen nur zur gewöhnlichen Handarbeit. Die Gesellschaftsordnung stellt eben eine ungemein feine Organisation der Menschheit nach ihrer Befähigung dar; die kapitalistische Produktionsweise beruht auf einem Naturgesetz. Das soziale Abhängigkeitsverhältniß der Minderbegabten von den Begabteren, welches man jetzt dem Kapitalismus zuschreibt, ist von jeher gewesen, nur kleidete es sich äußerlich in andere Rechtsformen und Normen.

Wenn Ammon als Gegensatz der sozialistischen Produktionsweise nicht die kapitalistische, sondern die individualistische Produktionsweise bezeichnet und diese für die allein mögliche erklärt, so geräth er in einigen Konflikt mit dem Prinzip der Aktiengesellschaften, die doch nicht mehr eine ganz rein individualistische Form der Produktionsweise darstellen. Die Aktiengesellschaft ermöglicht allerdings Unternehmungen, für welche die Mittel des Einzelnen nicht ausreichen oder die ein größeres Risiko mit sich bringen, als der Einzelne es übernehmen will — immerhin aber fällt nicht der ganze Reingewinn den eigentlichen Leitern und Organisatoren der Arbeit zu, und letztere müssen vielmehr die Früchte ihrer Begabung und ihrer Arbeit mit Anderen theilen. Und trotz der Vielheit der socii, die allein nach Maßgabe des beigesteuerten Kapitals berechtigt sind, kommt eine Organisation zu Stande, die in ihren Leistungen Einzelunternehmungen nicht nachzustehen braucht.

Wenn Ammon in seiner Verherrlichung der Unternehmer

auch zu weit geht und ins entgegengesetzte Extrem verfällt, so gesteht er doch andererseits zu, daß die Unternehmer nicht ganz frei schalten dürfen, wie denn überhaupt dem Wettbewerb der Individuen Schranken zu ziehen sind, damit nicht die unlauteren Elemente aufkommen und den höheren Klassen ein schlecht gesiebtes Material zugeführt wird.

Ammon wünscht noch mehr reiche Leute, weil eine Konzentration des Kapitals den Zinsfuß herabsetzt, den Unternehmungsgeist belebt und den Antheil des Arbeiters am Produktionsgewinn vergrößert. Gleichmäßige Vertheilung des Kapitals würde zu unwirthschaftlicher Verwendung und Einzehrung führen. Die großen Vermögen bleiben schließlich auch nicht dauernd in denselben Händen, dafür sorgen Erbgang oder Aussterben oder seelische Entartung, die sich unter anderem in irrsinnigen Spekulationen oder Verschwendung äußert.

Auch daß der Großbetrieb das Handwerk erdrückt, will Ammon nicht zugeben. Dem Tüchtigen stehen gerade gegenwärtig, u. A. durch den leicht zugänglichen Kredit, durch die Organisation des Kleinhandels, die Mittel zu Gebot, um emporzusteigen.

Die Gelegenheit, Bildung und Kenntnisse zu erwerben und selbständig zu werden, sind noch nie so mannigfaltig gewesen, wie eben jetzt.

„Niemals, seitdem die Welt steht, ist es begabten Proletariern so leicht gemacht worden, wie jetzt, durch persönliche Tüchtigkeit in höhere Stellungen zu gelangen, niemals seitdem es ein Bürgerthum giebt, hat dasselbe mehr geblüht, als in unseren Tagen, und niemals hat dasselbe einen so starken Zuzug von unten fortwährend in sich aufgenommen.“

Die Arbeiter-Frage.

Werthvolle Gesichtspunkte bietet Ammon auf Grund seiner Auslese- und Vererbungsgesetze in Bezug auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Durch bloße Lohnzulage die Lebenshaltung der Arbeiter zu verbessern, ist nicht so ohne weiteres möglich. Unter den herrschenden Umständen hat eine Erhöhung des Einkommens auch bei gesteigerten Anforderungen an die Arbeitsleistung meist zur nächsten Folge, daß ein größerer Theil davon in unzweck-

mäßiger Weise vergeudet wird. Die Arbeiter wissen noch nicht, mit dem Gelde umzugehen. Ein sehr drastisches Beispiel brachte vor einiger Zeit ein lettisches Blatt, der „Balt. Westn.", aus den gegenwärtigen Verhältnissen in Riga bei: Fünf Maurer, die 11—13 Rbl. wöchentlich verdienten, bewohnten alle zusammen ein halbdunkles Kellerzimmer für 8 Rbl. monatlich, aßen die jämmerlichste Speise, waren erbärmlich gekleidet u. s. w. Die würdige Feier des Blau-Montag erheischte eine solche Einfachheit und Einschränkung.

Ammon zitirt aus Alexander v. Oettingens Moralstatistik, daß in sog. guten Jahren die Verbrechen gegen das Eigenthum eine Abnahme erfahren, die jedoch durch eine Zunahme der Verbrechen gegen die Person, insbesondere Körperverletzungen und Sittlichkeitsdelikte ausgeglichen wird. Es liegt das daran, daß der Arbeiter erst nach und nach lernen muß, wie man eine Einkommenverbesserung zu verwenden hat. Und es sind keineswegs alle Arbeiter, die das lernen, sondern es findet vielmehr eine natürliche Auslese statt, die sogar recht viele Opfer erfordert. Die ausschweifenden Arbeiter untergraben allmählich ihre wirthschaftliche und physische Existenz und werden von solchen verdrängt, die den Zuwachs an Mitteln für ihr Familienleben und ihre Kindererziehung nutzbar machen.

Eine Abkürzung der Arbeitszeit hat ebenfalls einen Ausleseprozeß zur Folge; nur allmählich lernt der Arbeiter die gewonnene Muße richtig verwenden.

Je höher die Lebenshaltung einer Arbeiterklasse steigt, desto größer pflegen auch die Anforderungen zu sein, welche an die Leistungsfähigkeit, an die Geschicklichkeit und Betriebsamkeit gestellt werden. L. Brentano ist zu dem Ergebniß gekommen, daß die Löhne der englischen Spinner beinahe doppelt so hoch sind, als die der deutschen und die Arbeitszeit kaum neun Stunden dauert. Dafür beaufsichtigt der englische Arbeiter doppelt so viel Maschinerien, wobei die Maschinen schneller gehen. Wollte man nun daraufhin auch in Deutschland den Neunstundentag einführen, so wäre dem deutschen Arbeiter damit schlecht gedient. Es würde zugleich eine Verringerung der Arbeiterzahl eintreten oder wenigstens eine schwächere Zunahme im Verhältniß zur Produktion. Die Folge ist eine Auslese der geschickteren Arbeiter; die Uebrigen werden

in eine soviel tiefere Schicht herabgedrückt. Je schneller die Anforderungen an die Leistungsfähigkeit gesteigert werden, desto größer ist auch die Zahl der Individuen, welche nicht mehr mitkommen können. „Jede allgemeine und dauernde Erhöhung der Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der untersten Klasse geordneter Arbeiter bringt dem Landstreicherthum frischen Zuwachs, jedes Steigen des Aufwandes für das Existenzminimum führt neue Gäste in die Bewahr- und Strafanstalten." Die fälschlich sog. „Reservearmee der Industrie," d. h. die Kategorie der Beschäftigungslosen, rekrutirt sich zum größeren Theil aus Leuten, welche bei dem industriellen Fortschritt nicht mehr mitkommen. In diesen Klassen waltet die natürliche Auslese auf die Art, daß dem Lumpenproletarier die Familienbildung und Vermehrung schwer gemacht wird — eine bittere, aber für das Allgemeinwohl unumgängliche Nothwendigkeit; aus Mitleid wird dieser Auslese durch die Wohlthätigkeit häufig entgegengearbeitet und diesen Proletariern die Heirath und Vermehrung ermöglicht.

Bei gesteigerter Lebenshaltung und erhöhten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der unteren Klassen tritt eine Auslese und schließlich eine Anpassung ein, und damit erfolgt auch eine Erhöhung des Niveaus aller Begabungsklassen, es dürfen aber in der Lage der Arbeiter keine plötzlichen Sprünge stattfinden, wenn nicht die Auslese einen stürmischen und augenfällig grausamen Charakter annehmen soll.

Versucht man eine Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter ohne Erhöhung der Anforderung, so schädigt man die gesammte Arbeiterschaft. Eine Verkürzung der Arbeitszeit und Lohnerhöhung ohne Mehrleistung ist ebenfalls mit einer Auslese, aber mit einer nicht erheblichen, verbunden, wirkt jedoch außerdem auf die Fortpflanzung, sowie auf den Zustrom von Außen belebend ein. Die Arbeiter heirathen zu früh und zeugen eine zu große Anzahl von Kindern. Die Lebenshaltung wird schon durch den Kinderreichthum geschmälert, zugleich aber drückt das Ueberangebot die Löhne, und das Proletarierelend mit all seinen Folgen hält seinen Einzug. Die Kindersterblichkeit ist groß, aber es bleibt ein starker Geburtenüberschuß in Folge der größeren Fruchtbarkeit der frisch vom Lande Zugewanderten. Das Familienleben der Arbeiter leidet somit an Krankheitsursachen, die viel tiefer liegen, als die vielbeklagte

Wohnungsnoth. Die starke Vermehrung der Arbeiterklasse ist überhaupt eine Hauptursache der vielfach ungenügenden Lebenshaltung derselben, und die meisten Versuche zur Besserung werden dadurch beeinträchtigt, daß jede Lohnsteigerung eine weitere Zunahme der Arbeiterbevölkerung nach sich zieht.

Jede Spezies, so auch der Mensch, stößt sich unaufhörlich an den Grenzen des Nahrungsraumes; die Schwächeren gehen dabei zu Grunde, die Ueberlebenden sind eine besser angepaßte, kräftigere und günstigere Varietät. Das Mißverhältniß zwischen Vermehrung und Nahrung ist eine Ursache des Fortschritts der Organisation der menschlichen Gesellschaft und der menschlichen Instinkte. Beim Menschen sind es die unteren Klassen, die sich an den Grenzen der Existenzmöglichkeit herumbewegen. Dem Kapitalismus aber schreibt man Mißstände zu, deren Grund viel richtiger in der übermäßigen Vermehrung der unteren Volksklassen zu suchen wäre. Der Kapitalismus ernährt gerade eine viel größere Anzahl von Menschen als früher; aber in Folge der reichlichen Arbeitsgelegenheit für ungelernte Arbeiter schließen diese in jungen Jahren Ehen, und zeugen eine minderwerthige Nachkommenschaft.

Die soziale Frage spottet jeder Lösung und nur langsam, auf dem Wege stufenweiser Reformen, läßt sich die Lage der Arbeiter verbessern; bei allen sozialen Reformen aber kommt es auf den Arbeiter selbst am meisten an. Die Sozialreformer lassen sich von ihrem humanen Drang allein leiten und täuschen sich über die eigentlichen Ursachen des Proletarierelends. Wenn man sie gewähren ließe, würden sie gerade das Gegentheil von dem Erstrebten bewirken. „Immer nach schnellerem Fortschritt zu rufen und die am Wege liegenden Opfer des Fortschritts der Langsamkeit des letzteren zuzuschreiben, ist eine Verwirrung des Denkvermögens.“ Ammon geht sogar noch weiter: er meint, es könnte beinahe scheinen, als ob nicht die unteren Klassen über Ausbeutung zu klagen hätten, sondern als ob diese vielmehr recht fröhlich dabei wären, die oberen Klassen für ihre Zwecke auszubeuten. Die städtischen Gemeinden sind gegenwärtig in stärkerem Grade als der Staat das Feld der sozialen Experimente. Ammon berechnet nun für eine deutsche Mittelstadt, Karlsruhe, in welchem Maße von der Kommune „ausgleichende“ Gerechtigkeit auf Kosten der höheren Klassen geübt wird. So zahlt z. B. ein Arbeiter, der

900 Mark Jahresverdienst hat, 1 Mark 80 Pf. städtische Steuern; seine Kinder genießen freien Schulunterricht und hat er drei Kinder, welche die Volksschule besuchen, so beträgt der Gemeindeaufwand hierfür 180 Mark (jedes Kind in der Volksschule kostet der Stadt 60 Mark). Die direkten Abgaben der dritten Wählerklasse betragen zusammen überhaupt nur ca. 50,000 Mark. Die Arbeiter vermehren sich frisch darauf los, während die oberen Klassen sich nicht nur Einschränkungen hierin auferlegen durch späte Eheschließungen ꝛc., sondern auch den unteren Klassen sehr bedeutende Zuschüsse zukommen lassen müssen, damit diese ihrem Trieb folgen können. Man könnte in Folge dessen zur Befürchtung gelangen, daß die oberen Klassen schließlich zu rasch aussterben werden und die unteren dann zu schnell aufrücken, was eine rückschrittliche Auslese bedeuten würde.

Durchaus berechtigt ist es, einen Theil des Aufwandes durch die Arbeiter selbst in Form von Gebrauchssteuern aufbringen zu lassen. (Mit dieser dem Steuerzahler weniger fühlbaren Besteuerungsform der indirekten Steuern und zwar mittelst des Branntwein- und Tabaks-Monopols wollte bekanntlich Fürst Bismarck die Mittel erlangen, um seine Sozialreformen ohne Belastung der Arbeitgeber und ohne Inanspruchnahme der Arbeiter durch direkte Beiträge durchzuführen.) Auch die Bismarck'schen Reformen tragen zu einer Vermehrung der Arbeiterklasse bei. Ammon erkennt aber im Uebrigen die Nothwendigkeit der Opfer der höheren Klassen an; verständlich sei es jedoch, wenn sie nicht dafür mit unverschämten oder gar blutdürstigen Reden bedankt sein wollen. An den Bismarck'schen Reformen bewundert er die Weisheit, mit der sie auf eine intensive Verbesserung der sozialen Lage der Arbeiter abzielten und die Gefahr einer extensiven Vermehrung auf ein Minimum beschränkten.

Vor allzuschnellen Sozialreformen und der damit verbundenen künstlichen Antreibung zu einer ohnehin schon fortschreitenden Erhöhung der Lebenshaltung der Arbeiter warnt Ammon auch mit Rücksicht darauf, daß die Konkurrenz mit Ländern niederer Kultur und billigen Arbeitskräften erschwert wird: „Wir Europäer gehen darauf aus, unsere Arbeiter zu einer Race von lauter Herren zu machen. Dazu würde eigentlich gehören, daß wir unterhalb unserer

freien Arbeiter noch eine breite Schicht von Sklaven oder Hörigen fremder Racen zur Ausführung aller mechanischen oder sonst unangenehmen Geschäfte besäßen. Wir sind mit der Zeit vielleicht dem Aussterben geweiht, wie alle Herrenracen, die sich zu sehr von der Mutter Erde und von der naturgemäßen Lebensweise entfernt haben." Schon jetzt finden sich trotz hohen Lohnstandes und gleichzeitiger starker Verbreitung des Proletariats nicht genügende Arbeitskräfte für einfachere Arbeiten, und italienische Maurer, Arbeiter u. s. w. werden ins Land gezogen. Selbst schwachbegabte Leute wollen an die gewöhnlichen Arbeiten nicht heran und ziehen das Nichtsthun vor. Man müsse sich hüten, den Fortschritt künstlich zu steigern, damit sich wenigstens der Abstand von den Ländern niedrigerer Kultur nicht noch vergrößert; der Abstand müsse ungefähr der gleiche wie gegenwärtig bleiben.

Bei der Behandlung der Arbeiterfrage hat Ammon speziell die augenblicklichen Verhältnisse in Deutschland im Auge. Er giebt unter Anderem zu, daß die Gefahr einer übermäßigen Vermehrung der Arbeiterbevölkerung immer mehr zurücktritt, je höher die Lebenshaltung allmählich gesteigert ist, wie das bei dem sparsamen, kinderarmen französischen Arbeiter bereits der Fall ist. Er hofft, daß auch der deutsche Arbeiter betreffs der Lebensführung, der Eheschließung und der Kinderzahl allmählich die Gewohnheiten des Mittelstandes annehmen wird. Eine andere Gefahr ist dann allerdings zu befürchten; große Fruchtbarkeit ist im allgemeinen ein Zeichen der Gesundheit eines Volkes; die ärmeren, aber der Natur näher stehenden Völker haben die meisten Kinder, während in allen zivilisirten Staaten die Geburtenziffer im Abnehmen begriffen ist. Mit der Erhöhung der Lebenshaltung tritt eine sinkende Tendenz der Geburtenziffer ein, weil die Ansprüche höher geworden sind und dadurch die Grenzen des Nahrungsraumes — den Begriff „Nahrung" im weitesten Sinne gefaßt — eingeengt werden. Durch alle Sozialreformen wird also unmittelbar die Volkszunahme verringert und es droht schließlich eine Volksabnahme einzutreten.

Angenommen, daß der Arbeiter nicht bei reichlich bemessenem Einkommen gewisse Stunden des Tages, etwa ebensoviel wie jetzt ein Beamter der Mittelklassen, durch die Berufsthätigkeit von seiner Familie ferngehalten wird, daß man seine Kräfte schone,

daß er in den freien Stunden wirklich ein fürsorglicher Vater sei, daß er seine Kinder ebensogut erziehe, wie jetzt die gebildeten Stände thun, daß endlich aus seinem Hause Männer hervorgehen, die, stufenweise vorgehend, bis zu den höchsten Aemtern gelangen — die Frage bliebe doch immer, ob der geistig begabte und wirthschaftlich gut gestellte Durchschnittsarbeiter der Zukunft sich nicht trotz allem bei der einförmigen Bedienung seiner Maschine von Grund aus unglücklich und geknechtet fühlt.

Angesichts der wachsenden Gefahr der Sozialdemokratie aber ruft Ammon die Gebildeten und Besitzenden zum Kampf gegen die Proletarisirung und Demokratisirung der Gesellschafts- und Staatsordnung auf. Er erhebt Protest gegen die Bestrebungen der Sozialradikalen, die den Himmel auf Erden versprachen, und gegen eine „sentimental gewordene Wissenschaft," d. h. die Kathedersozialisten, die ihnen dabei Vorschub leistet. Bei allen zukünftigen sozialen Reformen darf der politische Schwerpunkt nicht mehr weiter in die unwissenden und urtheilslosen Massen verschoben werden. Diese bedürfen der Leitung durch die höher Begabten, und schwächlich sei die Mahnung, seine Mitmenschen nicht als Kinder behandeln, sie nicht am Gängelbände führen zu wollen, denn diese seien freie Männer und in den Hauptsachen ebenbürtig. Auf der Ungleichheit beruht die Gesellschaftsordnung. Durch ihre höhere Begabung, durch die höhere Ausbildung ihrer sozialen Instinkte haben die oberen Klassen das Recht und die Pflicht der Führung; sind doch auch bisher alle Arbeiterreformen, wie Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Koalitionsrecht, Fabrikaufsicht, allgemeines Wahlrecht 2c. ganz ohne Dazuthun der Arbeiter, lediglich aus den altruistischen Trieben der höheren Klassen hervorgegangen.

* * *

Trotz aller sozial-aristokratischen Ungleichheit ist Ammons natürliche Gesellschaftsordnung im Grunde maßvoll. Dem Tüchtigen soll der Weg nach oben offen stehen und die leitenden Klassen sollen nicht ein derartiges politisches Uebergewicht besitzen, daß sie auf die unteren mit Geringschätzung herabblicken und ihr eigenes Klasseninteresse mit dem Gesellschaftsinteresse verwechseln. Die Gesellschaftsordnung ist auch nicht ein für allemal festgelegt, sondern bedarf steter Abänderungen, damit sie den sich ändernden Ver-

hältnissen angepaßt sei. Und schließlich findet gerade in den oberen Schichten ein sehr schnelles Aussterben statt, die höhere Art vergeht und die untere rückt auf — ein Verhältniß wie zwischen Alter und Jugend.

Die anthropologischen Sätze, auf die Ammon sich stützt, enthalten Thatsachen, die im Grunde selbstverständlich sind und welche die Erfahrung täglich bestätigt. Es ist höchstens wunderbar, daß speziell die Entwickelungslehre nicht schon viel früher auf die Gesellschaftsordnung angewandt worden ist. Allerdings — mehr als eine Grundlage und als Gesichtspunkte vermag auch sie nicht zu bieten und die Gefahr zu weitgehender, einseitiger Schlüsse ist auf Schritt und Tritt vorhanden, namentlich aber wenn das System auch für eine entfernte Zukunft Geltung haben soll. So mag das Gesetz der Arbeitstheilung, das seit Adam Smith in der Nationalökonomie eine so große Rolle spielt, für alle Zeiten in Geltung bleiben, nicht aber die daraus folgende Differenzirung der Fähigkeiten der Individuen in dem Sinne, daß diese Fähigkeiten nothwendig ungleichwerthig sein müssen. Ammon läßt ja auch selbst die Möglichkeit offen, daß der Arbeiter in vernünftiger Lebensführung den höheren Klassen gleichkommen, daß ihm ausreichende Muße zu Gebot stehen und daß er seine Kinder ebenso gut, wie jetzt die gebildeten Stände, erziehen könne u. s. w.; das würde aber bereits eine größere Ausgleichung der Begabungen bedeuten.

Eine nivellirende Tendenz hat sich in dieser Richtung namentlich in der Gegenwart stark bemerkt gemacht, und ob das in der Zukunft nicht noch mehr der Fall sein kann, läßt sich nicht von vornherein verneinen. Das hängt vor allem davon ab, wie sich die ganze Produktionsweise gestalten wird, welche technische Vervollkommnungen eingeführt werden, nachdem schon bisher durch die Maschine die mechanischen Verrichtungen der Menschenhand mehr entzogen worden sind und unberechenbare Ersparnisse in Bezug auf die Verwendung menschlicher Arbeitskraft erzielt worden sind. Wenn man die Gesetze der Arbeitstheilung und Differenzirung sowie die Ständebildung ganz konsequent nimmt, so müßte im Grunde der Abstand zwischen den höheren und den unteren Klassen im Laufe der Jahrhunderte stetig zugenommen und die Kluft sich bis zu kastenartig

abgeschlossenen, bestimmten Verrichtungen genau angepaßten Ständen erweitert haben. In Wirklichkeit ist das aber nicht der Fall, und gegenwärtig ist eher eine gewisse Ausgleichung eingetreten. Es wäre daher immerhin denkbar, daß in einer fernen Zukunft eine weit größere Gleichwerthigkeit der einzelnen Berufsarten Platz greift, und damit auch in den Begabungen und der sozialen und politischen Stellung der einzelnen Berufsklassen in einem Kulturstaat weniger scharfe Unterschiede bestehen, als gegenwärtig.

Innerhalb der Berufsklassen würden sich ja besonders begabte Individuen trotzdem genügend von den anderen abheben können, wie denn auch gegenwärtig innerhalb der Bildungsaristokratie Rangunterschiede bestehen, die durch die Begabung des Einzelnen bedingt sind, wie z. B. die soziale Stellung zweier Aerzte, Ingenieure, Fabrikanten u. s. w. sehr verschieden sein kann. Ammon setzt der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft aus Opposition gegen die Weltbeglücker vielleicht allzu frühe Grenzen.

Für die Gegenwart ist die Berufung Ammons auf die Entwickelungslehre gegenüber den Gleichheitsideologen und den Sozial-Radikalen jedenfalls von Werth, nicht minder auch sein Appell an die höheren Klassen, denen er die Führung zuweist. Eine Gefahr ist jedoch auch hierbei nicht zu leugnen, nämlich die eines Mißbrauchs der Führung, eine Vergewaltigung der Mehrheit durch die Minderheit. Es läßt sich eben nicht als Ideal für alle Zeiten ein aristokratisches Regiment festlegen; es giebt nach dem Bismarckschen Ausdruck Zeiten, wo konservativ, und Zeiten wo liberal regiert werden muß.

Wenn Ammon die Differenzirung der Individuen und die Ständebildung, die im Uebrigen nicht Bestandtheile der Entwickelungslehre bilden, sondern mehr anthropologische Thesen darstellen, zu einseitig verwerthet, so ließe sich das Gleiche vielleicht auch für den Kampf ums Dasein, den Wettbewerb, nachweisen. Der Wettbewerb wirkt in der That darauf hin, die sparsamste und wirksamste Produktionsweise zu sichern, die Tüchtigsten an Stellen zu bringen, für die sie besonders geeignet sind, u. s. w., aber ein allzu angespannter Wettbewerb führt auch andererseits zu einer Entartung und Erschlaffung. Das menschliche Streben ist stets, und bei zu angespanntem Wettbewerb erst recht, darauf

gerichtet, sich dem Wettbewerb zu entziehen oder wenigstens ihn abzuschwächen, in der Gegenwart besonders durch Beschränkungen in den Eheschließungen und der Nachkommenschaft — Beschränkungen, die schließlich über das Maß des Nothwendigen hinausgehen. Die Folge ist dann ein Rückgang, wie sich das im heutigen Frankreich beobachten läßt.

Auch bei weitgehenden Einschränkungen dürfte übrigens eine Sozialanthropologie wie die Ammon'sche bei den Massen und ihren Führern nicht viel Anklang finden. Sie wird mit jenem dünkelhaften Lächeln abgefertigt werden, mit dem alle Radikalen, nur weil sie Fortschritt an sich und Volksbeglückung vertreten, auf diejenigen als zurückgebliebene Kretins oder engherzige Egoisten herabsehen, die nicht an Sprünge in der Entwickelung glauben und dem Schwergewicht der Wirklichkeit und des allmählich Gewordenen Rechnung tragen.

Georg Tantzscher.

In welchem Sinne giebt es bei uns eine Frauenfrage?

Ein Vortrag.

G. A. Das Thema: „In welchem Sinne giebt es bei uns eine Frauenfrage?“ beruht auf der Voraussetzung, daß es eine sog. „Frauenfrage“ giebt, und zwar nicht nur in den Ländern Westeuropas, sondern auch bei uns in Riga. Sie ist zwar keine lokale, sondern eine allgemein menschliche Frage, die aber doch je nach den lokalen Verhältnissen eine besondere Gestalt gewinnt. Sie stammt auch nicht erst aus der Neuzeit, sondern ist im Grunde genommen so alt wie das Menschengeschlecht, ja wenn man will noch etwas älter. Denn das uralte Wort: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ — bildet nicht nur das immer wiederkehrende Thema der Dichter und Geschichtsschreiber, der Philosophen und Sozialpolitiker, sondern steht in der biblischen Urkunde schon an der Schwelle des Menschengeschlechts; es geht der Schöpfung des Weibes voran, leitet dieselbe ein. Gott sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ und half diesem „nicht gut“ alsbald ab durch die Schöpfung des Weibes aus dem Leibe des Mannes: „Ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei“ (richtiger: „die ihm entspreche“). Ein näheres Eingehen auf den tiefen Sinn des biblischen Berichtes würde uns hier zu weit führen. Genug: das Weib die Gehilfin des Mannes, — das ist der kurze Sinn und Inhalt desselben, und bezeichnet treffend das ursprüngliche, naturgemäße Verhältniß beider: der Mann nicht ohne das für ihn bestimmte Weib, das Weib nicht ohne den auf sie angewiesenen Mann! Auf dieser von der Natur selbst gegebenen Grundlage beruht die ganze menschliche Kulturentwickelung. Sowohl die unzerstörbare Einheit des sich fortpflanzenden und mehrenden Menschengeschlechts, wie auch die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit seiner Gliederung setzen den natürlichen Unterschied der beiden, für einander geschaffenen Geschlechter voraus. Das ist so selbstverständlich, daß alles weitere Reden darüber unnütz wäre, wenn es nicht zur Quintessenz der Weisheit gehörte, zu rechter Zeit gerade das zu sagen, was von Alters her als selbstverständlich anerkannt worden ist. Denn leider giebt es eine Thorheit, welche die Geringschätzung des Selbstverständlichen als eines veralteten und überwundenen Standpunktes für Weisheit hält.

Das Weib die Gehilfin des Mannes! Dieser Satz ist der Grund und zugleich der Inhalt der sog. Frauenfrage, und macht es erklärlich, warum noch nie und nirgend eine sog. „Männerfrage“ aufgetaucht ist. Denn der Mann ist nicht geschaffen um des Weibes willen, sondern das Weib um des Mannes willen (1. Kor. 11, 9). Der Mann ist geschaffen zu mühevoller, welterobernder individueller Arbeit, das Weib zu hingebender, oft schmerzens- aber segensreicher Pflege der Familiengemeinschaft, ohne die weder ein menschenwürdiges Dasein, noch auch eine individuelle Arbeit von sittlichem Werth möglich ist. Daß veränderte Kulturverhältnisse beides, sowohl die individuelle Arbeit als auch die Familiengemeinschaft umgestalten, liegt auf der Hand. Darum sind die soziale Frage und die sog. Frauenfrage im tiefsten Grunde eins. Handelt es sich bei jener um menschenwürdige Regelung der individuellen Arbeit, so bei dieser um Erhaltung und Pflege des durch die modernen wirthschaftlichen Verhältnisse gefährdeten Familienlebens. Von diesem Gesichtspunkte aus ergeben sich zwei Forderungen, die unter allen Umständen, also auch in Anwendung auf unsere Verhältnisse festgehalten werden müssen:

1) Die individuelle Arbeit der Einzelnen muß so geregelt werden, daß sie das Familienleben nicht zerstört, sondern bauen hilft.
2) Das Familienleben muß so gepflegt werden, daß es die individuelle Arbeit nicht hindert, sondern fördern hilft.

* * *

Es ist eine lehrreiche Erscheinung, daß der natürliche Unterschied von Mann und Weib durch die steigende Gesittung nicht verwischt, sondern eigenthümlich ausgeprägt und vertieft wird. Dabei erstreckt sich die immer individueller werdende Ausprägung über den ganzen Menschen nach Leib und Seele. In vorchristlicher Zeit gestaltete sich das Verhältniß der beiden Geschlechter auf Grund der natürlichen Unterschiede so, daß die rohe Kraft und zügellose Begierde des Mannes das Weib immer mehr aus der ursprünglichen Stellung einer Gehilfin zu der einer Sklavin herabdrückte. Die Gestalten einer Iphigenie, Antigone, einer Veturia, Volumnia oder Virginia ändern nichts an der Thatsache, daß Sklaverei im Zusammenhange damit Vielweiberei und Barbarei die charakteristischen Merkmale heidnischer Entsittlichung wurden. Die ganze heidnische Kultur trägt den Charakter einer rücksichtslosen, von weiblichen Einflüssen nicht veredelten Männlichkeit. Sogar ein

Sokrates, dem seine Xantippe freilich an Rücksichtslosigkeit nichts schuldig blieb, machte die Selbstbefriedigung des Mannes zum Maßstab für den Werth des Weibes. In Platos Idealstaat hören die Frauen ganz auf Privatpersonen zu sein und nehmen die Weise des Mannes als des „allgemeinen Individuums im Staate" an, müssen sogar mit in den Krieg ziehen, aber im Hintertreffen, um „dem Feinde durch die Menge Furcht einzuflößen". Bei einer so unnatürlichen Verbrüderung beider Geschlechter auf der Grundlage vermeintlicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit Aller, kommt der weibliche Theil stets zu kurz. So war es früher, so ist es noch heute. Plato stellt die Frauen ins „Hintertreffen," der Orientale verweist sie in den Harem, und wie rücksichtslos der moderne Kulturmensch gegen das „zarte Geschlecht" sein kann, zeigte sich in empörender Weise im Jahre 1897 bei dem Brande des Bazars in Paris.

Eine völlige Wandelung dieses unwürdigen Verhältnisses wurde erst durch das Christenthum angebahnt. Die natürlichen Unterschiede bleiben gewahrt, aber sie werden sittlich verklärt, der Mann bleibt das Haupt, das Weib die ihm zugesellte Gehilfin, aber in dem Sinne, daß weder der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann „in dem Herrn" ist (1. Kor. 11, 11). Nicht Herrschaft des einen über den andern, sondern gegenseitige Heiligung ist der Zweck ihrer Gemeinschaft. Die christliche Ehe soll ein Abbild der geheimnißvollen Gemeinschaft Christi mit seiner Gemeinde sein. Es ist nicht meine Absicht, die tiefen und schönen Gedanken der heiligen Schrift über das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander hier auszuführen. Das gehört in die Brautlehre, nicht in einen öffentlichen Vortrag. Wohl aber muß ich darauf hinweisen, daß sich auf diesem, durch das Christenthum geschaffenen Boden eine, an die Person der Jungfrau Maria anknüpfende Frauenverehrung entwickelte, welche ein wesentliches Stück mittelalterlicher Romantik bildet, an der sich das Ritterthum begeistert, die den Minnegesang erblühen läßt und jene rohe Zeit in dem verklärenden Licht edler Weiblichkeit, zum Theil krankhafter Ueberweiblichkeit, erscheinen läßt. Dieselbe schwärmerische Begeisterung, mit der Tausende von Männern das Kreuz nahmen, um im Kampf gegen die Ungläubigen sich des Himmels Seligkeit zu erstreiten, führte damals Tausende von Frauen in die Weltabgeschiedenheit der Klöster. Der Wissensdurst, der viele vornehme Frauen der nächsten häuslichen Pflichten vergessen ließ, um sich in Sprachstudien und fern abliegenden Wissensgebieten zu ergehen,

war nur die weibliche Kehrseite desselben Wagemuthes, der die Männer reizte, auf Abenteuer in die Ferne zu schweifen. Nur in so unstät bewegter, von harten Gegensätzen zerrissener, von irdischem Kampf und Streit erfüllter und doch leidenschaftlich nach den höchsten Himmelsgütern strebender Zeit konnte z. B. eine Gestalt wie die heilige Elisabeth erstehen. Während es damals nicht wenige Frauen gab, die besser lesen und richtiger schreiben konnten, als ihre kampf- und streit- und weingewohnten Männer, überwucherte bei diesen der Minnedienst in einer das sittliche Leben der Familie ernstlich gefährdenden Weise. Im kirchlichen Leben der Mariendienst, und im Weltleben der Minnedienst, — das gab jener ganzen Zeit ein eigenthümlich weibliches Gepräge. Aus der Gehilfin des Mannes war die in frommer Begeisterung angebetete oder in überschwänglicher Gefühlsseligkeit angesungene Herrin geworden. Das Familienleben konnte dabei um so weniger gedeihen, als die alles beherrschende mittelalterliche Kirche Ehelosigkeit zum Ideal christlichen Lebens erhob und den irdischen Beruf im Gegensatz zum himmlischen entwerthete. Es bedurfte eines gewaltigen Sturmwindes, um die Weihrauchwolken zu vertreiben, welche damals das Familien- und Volksleben schier zu ersticken drohten.

Der Sturm kam in der, Welt und Kirche befreienden Reformation Luthers, und das Evangelium erwies sich als das rechte Heilmittel auch für die schweren Schäden der Zeit. Haus und Familie wurden wieder zur natürlichen, aber durch das Evangelium geheiligten Quelle der Jugend- und Volkserziehung, und die irdische Berufsarbeit kam wieder zu Ehren als der rechte Gottesdienst. Der Engländer Carlyle urtheilt in seiner Kulturgeschichte über Luther: „Was waren alle Kaiser, Päpste und Gewalthaber im Vergleich mit Luther! Hier ward wieder einmal ein mächtiger Mensch geboren, dessen Geisteslicht als Leitstern über lange Jahrhunderte und Epochen der Welt strahlen sollte. Die ganze Welt und ihre Geschichte wartete auf diesen Mann" (6. Aufl. 144). Das Geisteslicht, das von ihm ausstrahlte, war kein anderes als das Licht des Evangeliums, das er in seinem Herzen trug. Darum hat er die Grundlage der Jugend- und Volkserziehung festgelegt in der Erkenntniß: die Ehe ist Gottes Ordnung. Aus dieser Gottesordnung leitet er her das Erziehungsrecht und die Erziehungspflicht der Eltern, wie auch die Pflichten der Kinder gegen die Eltern. Die Ehe ist ihm der erste der drei von Gott verordneten Stände. Er sagt: „Erstlich mußt du im Hausregiment sein entweder ein Vater oder Mutter, Kind, Knecht oder Magd.

Zum andern in einer Stadt oder einem Lande ein Bürger und Unterthan oder eine Obrigkeit. Denn Gott hat die Menschen geschaffen, daß man sich freundlich und friedlich in Züchten und Ehren zusammenhalten soll. Zum dritten, daß du in der Kirche seiest entweder ein Pfarrherr, Kaplan, Kirchner oder sonst derselben Diener, wenn du nur Gottes Wort habest und höreſt." Er kennt auf Erden „kein lieblicher, freundlicher noch holdseliger Verwandtschaft, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe." So hat er seinen eigenen Ehestand angesehen, so will er ihn in der Christenheit angesehen wissen. Seine Käthe achtet er „theurer denn das Königreich Frankreich und der Venediger Herrschaft"... Die aus der göttlichen Stiftung der Ehe erwachsende Familie gilt ihm als die Grund- und Unterlage von jeglichem Verhältniß der Ueber- und Unterordnung im Leben der Menschen und Völker, oder — wie er es selbst ausdrückt — „aus der Eltern Obrigkeit fleußt und breitet sich aus alle andere." Darum fügt er auch in der Auslegung des vierten Gebots zu den Eltern noch die „Herren," zu den „Vätern des Geblüts" noch die „Väter des Amts." Darum galt ihm auch jede irdische Berufsstellung als von Gott geordnete, und jede, auch die geringste Berufspflicht als ein großer und heiliger Gottesdienst, dessen höchstes Ziel nicht sei Geld und Schätze zu erwerben, sondern Gottes Ordnung zu festigen und Gottes Reich auf Erden zu bauen. Köstlich sind seine, an den 127. Psalm (Wo der Herr nicht das Haus bauet u. s. w.) angeknüpften Ausführungen über die irdische Arbeit, in seinem Sendschreiben an die „lieben Christen in Riga und Livland."

Diese, mit dem vollen Nachdruck seiner geistesmächtigen Persönlichkeit geltend gemachte, auf den Felsen des Wortes Gottes gegründete Weltanschauung hat der ganzen Kulturentwickelung eine neue Richtung gegeben, indem er sie zu ihren Quellen zurückführte und sie von dort in das rechte Bett leitete. Die uralte, vom Geist evangelischen Christenthums verklärte Gottesordnung stand wieder als das natürliche Grundgesetz menschlicher Kulturbewegung vor den Augen der Welt: „Das Weib die Gehilfin des Mannes!"

Mag aber die menschliche Kultur aus noch so reiner Quelle fließen, — je mehr sich das Flußbett vertieft und erweitert, je länger der Lauf des Stromes wird, um so zahlreicher werden die Nebenflüsse, die er in sich aufnimmt, deren Wasser sich mit dem ursprünglich aus der Quelle fließenden Wasser mischen, es trüben und ihm eine veränderte Färbung geben, aber auch an ihrem

Theile dazu beitragen, daß der Strom immer mächtiger anschwillt, immer unwiderstehlicher alle Hindernisse überwindet und zu einer Verkehrsstraße wird, auf der die eisernen Kolosse der Schraubendampfer neuester Konstruktion ihre Ladungen aufwärts und abwärts befördern, umschwärmt von Tausend zerbrechlichen Kähnen und Nachen, die von dem durch jene Riesen erregten Wellenschlag sich schaukeln lassen, und nicht selten im Zusammenstoß mit ihnen zerschellen. Wer achtet der mühsam gegen die Wellen Ankämpfenden! Wer kümmert sich um die im Strome Versinkenden! Aber wie gewaltige politische Erschütterungen, wissenschaftliche Errungenschaften, bahnbrechende Erfindungen, wirthschaftliche Umwälzungen auch seit den Tagen der Reformation bis heute von allen Seiten zusammengeflossen, ihre Wasser vermischt, das Strombett menschlicher Kultur vertieft und verbreitert haben mögen, so daß diese selbst zu einem, das ganze Weltleben mit sich fortreißenden Strom angeschwollen ist; der Boden, über den er hinfließt, in den er sich hineinwühlt, dessen schlammige Bestandtheile er mit sich führt, ist und bleibt doch zu allen Zeiten unverändert derselbe, nämlich das sündige Menschengeschlecht mit der uns allen angeborenen Selbstsucht. Je heller noch heute das Sonnenlicht des Evangeliums über der modernen Kultur leuchtet, um so mehr erscheint ihr Stromwasser gefärbt und getrübt durch die von demselben aufgewühlte Selbstsucht der Menschen.

Auch in früheren Perioden menschlicher Kulturentwickelung hat die Selbstsucht der Männer und Weiber eine entscheidende Rolle gespielt und dazu beigetragen, daß die natürlichen Unterschiede beider mehr oder weniger einseitig zu Gunsten des einen oder des andern geltend gemacht wurden. Der Unterschied zwischen Einst und Jetzt liegt aber darin, daß die nach allen Seiten und mit allen Kulturmitteln erweiterten und vertieften Unterschiede beider Geschlechter der Selbstsucht ungleich stärkere Hebel und Handhaben bieten, um die natürlichen Gemeinschaftsverhältnisse der Menschen untereinander zu lockern, und die Gesellschaft in lauter miteinander rivalisirende Einzelindividuen männlichen und weiblichen Geschlechts aufzulösen.

Es genügt, um uns das zu vergegenwärtigen, wenn hier nur auf einzelne charakteristische Erscheinungen des modernen Kulturlebens hingedeutet wird. Das *wirthschaftliche* Leben der Gegenwart ist je mehr und mehr abhängig geworden vom Kapitalismus, von der Geldansammlung in den Händen einzelner Wenigen. Das Erwerbsleben ist immer ausschließlicher zu einem

gewinn- und genußsüchtigen Mammonsdienst geworden, dem jedes Mittel genehm ist, wenn es nur einen reichlichen Gewinn verspricht. Die Arbeit hat aufgehört, eine sittliche Leistung zu sein, die als solche einen Segen mit sich bringt, — sie ist zur Waare geworden, deren Preis sich regelt nach dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage. Im politischen Leben ist die Presse eine Alles beherrschende Macht geworden und steht ihrerseits fast ausschließlich im Dienst eines unlauteren, selbstsüchtigen, das gesunde Volksleben zersetzenden Parteitreibens. Mit dem Einfluß der Presse hängt die, immer allgemeiner werdende Verflachung des geistigen Lebens zusammen. Die Popularisirung der Wissenschaft hat in weiten Kreisen eine ebenso geistesarme, wie maßlos sich spreizende und blähende Halbbildung erzeugt, die pietätlos und thöricht genug ist, um ihre unreife Kritik gerade gegen die religiösen und sittlichen Grundlagen des Volkslebens zu richten. Treitschkes Wort bewahrheitet sich in erschreckender Weise: „Halbbildung macht frech!" Wieviel wirksame Hebel sich der Selbstsucht der Menschen in den obigen Kulturerscheinungen darbieten, braucht nicht erst nachgewiesen zu werden. Auch das gegenseitige Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander ist dadurch stark beeinflußt und bereits merklich verschoben worden. Nicht nur in den westeuropäischen Kulturländern, sondern auch in unserer Heimath, speziell in Riga macht sich eine allmähliche Abnahme der Eheschließungen und eine Zunahme der ehe- und familienlosen Einzelexistenzen bemerklich. Angeblich sollen bereits 40 pCt. aller, in heirathsfähigem Alter stehenden weiblichen Personen unverehelicht bleiben. Zur Erklärung dieser Thatsache genügt es nicht, bloß auf die schwieriger gewordenen wirthschaftlichen Verhältnisse hinzuweisen. Gewiß kommen diese mit in Betracht, haben aber auch ihrerseits tiefer liegende Ursachen, die nicht unbeachtet bleiben dürfen.

Unsere ganze moderne Kulturentwickelung leidet an einem inneren Selbstwiderspruch, und in Folge dessen an bedauerlicher Charakterlosigkeit. Ich erwähne zunächst eine rein äußerliche, aber keineswegs zufällige Erscheinung. Die charakteristischen Nationaltrachten verschwinden immer mehr. Der moderne Kulturmensch hat sich an eine Kleidertracht gewöhnt, die ihn ohne Unterschied seiner Nationalität und seines Standes bloß als Weltbürger des 19. Jahrhunderts kennzeichnet. Das entspricht ganz dem allgemeinen Bestreben unserer Zeit, alle natürlichen und geschichtlich gewordenen Unterschiede der menschlichen Gesellschaftsgruppen als

„Hemmungen der freien Individualität“ zu beseitigen. Auch die Frauenfrage, sofern es sich dabei um Gleichberechtigung oder Gleichstellung der Frauen und Männer handelt, bewegt sich in demselben Fahrwasser. Aber merkwürdig! Gerade die unterschiedslose, für alle Weltbürger gleichförmige Kleidertracht läßt in der feinen Gesellschaft eine so scharfe Ausprägung des Unterschiedes beider Geschlechter hervortreten, wie er schärfer kaum gedacht werden kann. Ist ein größerer Gegensatz denkbar als der zwischen dem schwarzen Frack der Herren und dem, in allen Farben leuchtenden Schleppkleide der Damen! Wie sehr diese, den Gegensatz der Geschlechter aufs schärfste markirende Kleidermode dem Geschmack der Gegenwart entspricht, zeigt sich in der allgemeinen Anerkennung und Verbreitung derselben. Beeifern sich doch auch die unteren Gesellschaftsschichten ihr nach Möglichkeit gerecht zu werden, denn: Kleider machen Leute! und der moderne Weltbürger kennt wohl den Unterschied von reich und arm, aber keinen Unterschied der Stände. Was dem einen recht, ist dem andern billig. Freilich steht diese, die Geschlechter so scharf unterscheidende Mode in grellem Widerspruch zu der, im übrigen herrschenden Gleichmacherei Aller. Aber da offenbart sich der innere Selbstwiderspruch, an dem die moderne Kultur krankt, ihre Charakterlosigkeit. Die Extreme der Unweiblichkeit und der Ueberweiblichkeit berühren sich auf Schritt und Tritt und schlagen beständig eins ins andere um. Wenn trotz des aufs schärfste ausgeprägten und in der üblich gewordenen Gesellschaftstoilette allgemein anerkannten Unterschiedes beider Geschlechter Frauen, statt ihre weibliche Eigenart zu wahren, der Alles nivellirenden Zeitströmung folgen und sich in ihrem Gebahren den Männern möglichst gleichzustellen suchen, so zeigt sich darin nicht Charakterstärke, sondern dieselbe charakterlose Schwäche, mit welcher das sogenannte „starke Geschlecht“ dem weiblichen Einfluß erliegt und weibisch wird trotz des modernen jede weibliche Aehnlichkeit ausschließenden Fracks.

In den Dorfschulen erhalten Buben und Mädchen in der Regel noch die gleiche geistige Ausbildung. Nur in wenigen, besonders „fortgeschrittenen“ Gemeinden unseres Landes giebt es eine besondere „Töchterschule“. Schwerlich hat man sich bei ihrer Errichtung klar gemacht, welche Umwandlung in der gegenseitigen Stellung der beiden Geschlechter dadurch angebahnt wird. Man hat es in bester Absicht gethan und manche hochgespannte Forderungen thörichter Volksbeglücker auf ein vernünftiges Maß zurückzuführen gesucht. In den niederen städtischen Volksschulen

ist es meist noch ebenso, wie in den Dorfschulen auf dem Lande, nur daß Knaben und Mädchen vielfach nicht mehr auf derselben Schulbank sitzen, sondern — wenn auch im wesentlichen nach dem gleichen Programm — doch von einander gesondert unterrichtet werden. Vermuthlich sind dabei nicht sowohl pädagogische, als vielmehr rein praktische und lokale Erwägungen maßgebend gewesen. Aber je höher wir aufsteigen, um so mehr sondert sich eine selbständige weibliche Erziehung von der männlichen ab, und in der „gebildeten" Gesellschaft haben wir nicht bloß eigene Schulen, eigene Lehrsysteme, eigene Lehrerinnen und Lehrbücher für das weibliche Geschlecht, sondern es giebt kaum eine Wissenschaft mehr, von der Metaphysik bis zur Maschinenkunde, welche nicht in eigenen Büchern zum besonderen Handgebrauch der Frauen verarbeitet wäre. Von solch litterarischem Eifer „im Dienst der Frauen" hat man sich noch nichts träumen lassen in jener vergangenen Zeit, „als der Großvater die Großmutter nahm." Aber die Rückwirkung ist auch nicht ausgeblieben. Früher vertiefte sich der Einzelne in das Einzelne nach jener trefflichen Rückert'schen Regel: „Wer gern was Tüchtiges leisten will, hätt' gern was Großes geboren, der sammle still und unerschlafft im kleinsten Punkt die größte Kraft." Heute soll alle Weisheit von Allen mit Löffeln genossen werden; schade nur, daß es so viele Schaumlöffel giebt, bei denen das Beste durchläuft, noch ehe die Hand den Löffel zum Munde geführt hat. Der Einfluß, den die Frauen auf das wissenschaftliche, litteräriche und Kunstleben der Gegenwart üben, ist immer größer geworden; namentlich scheint die Belletristik stark „unter den Pantoffel" gerathen zu sein. Unsere Kunstausstellungen sind großen Theils mit Gemälden von Malerinnen gefüllt, und die Bilder mancher modernen Maler verdanken den ihnen gezollten Beifall nicht zuletzt dem Umstande, daß sie auf weiblichen Geschmack und weibliches Urtheil berechnet sind. Nach dem Urtheil eines gewiegten Buchhändlers finden auch die Bücher den besten Absatz, welche „den Damen gefallen." Welche Triumphe die „weibliche" Kunst in den Konzertsälen und auf der Bühne feiert, ist allgemein bekannt.

Sehen wir hier ganz ab von der kritischen Werthung der künstlerischen und litterärischen Leistungen der Gegenwart, so bleibt doch schon das massenhafte Auftauchen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervortreten an die Oeffentlichkeit ein charakteristisches Zeichen der Zeit, — wie Riehl sagt — ein Zeichen „der überreizten Nervenstimmung unserer Zeit." Von den Frauen überträgt sich dieselbe auch auf die Männer. Die übertriebene Sonderung

der Geschlechter führt sonderbarer Weise zu dem Resultat, daß nicht nur die Weiber männlich, sondern auch die Männer weibisch werden, gleichsam um die unnatürliche Spannung auf diesem unnatürlichen Wege einigermaßen auszugleichen. Wie groß ist die Zahl der Männer, die heutzutage charakterlos hin- und herschwanken, weil sie in eitler Selbstüberschätzung oder in zärtlichster Besorgniß um ihr liebes Ich weder eine „rechte Existenz", noch den „rechten Beruf" meinen finden zu können, und in solcher Verfassung sich vor die Wahl gestellt sehen, entweder leichtsinnig das Glück der Ehe zu probiren oder vorsichtig auf dasselbe zu verzichten. Ist es da zu verwundern, wenn moderne Frauen an der natürlichen Stellung des Weibes irre werden? Ich weiß nicht, wie groß die Zahl der „höher gebildeten Töchter" sein mag, die sich berufen fühlen „Jünger der akademischen Wissenschaft" zu werden und auf irgend einer Universität als immatrikulirte Studentinnen die Hand nach dem Doktorhut auszustrecken. Ob sie ihn erlangen oder nicht, bei passender Gelegenheit kann er jedenfalls mit der Haube vertauscht werden. Sollte dann auch diese unbequem werden, — ei, wozu giebt es denn Ehescheidungsgesetze? Die gleiche Selbstverhätschelung wie bei den Männern, läßt auch die Frauen sich unbefriedigt fühlen in der leichtsinnig geschlossenen Ehe oder läßt sie wähnen, einen für sie unpassenden, falschen Ehebund geschlossen zu haben. Wahrlich, neben der Abnahme der Eheschließungen und den sich daraus ergebenden schlimmen Folgen verdient auch die Zunahme der Ehescheidungen eine sehr ernste Erwähnung.

Die Ueberweiblichkeit, zu der unsere Kulturentwickelung geführt hat, hat nicht nur das natürliche Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander verschoben, sondern gefährdet mit ihrer Sentimentalität gegen die eigene werthe Person auch den Ernst der Ehe und droht damit, die Fundamente des christlichen Hauses, die Wurzeln eines gesunden Volkslebens zu zerstören. Wer versteht heute noch die tiefe Wahrheit und den sittlichen Ernst des Wortes: „Das ist das Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen darf." Dazu gehört freilich weniger Sentimentalität gegen das eigene Ich und mehr Respekt vor der Ordnung Gottes, als unsere Zeit gewöhnlich aufzuweisen hat. Daher die charakterlose Schwäche, die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fühlbar macht in dem Mangel großer, origineller Ideen und allgemein anerkannter Ideale, und zwar gerade dort, wo man am meisten raisonnirt und am lautesten sich rühmt, „wie herrlich

weit wir es getrieben." Der Kulturhistoriker Riehl schreibt: „Die Geschichte unseres politischen Elends läuft parallel mit der Geschichte unserer Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben jenen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgekehrt" („Die Familie", 11. Aufl. 1897, S. 56).

Die Geschichte unserer Heimath hat unter allen Stürmen und Wechselfällen der Zeit eine baltische Eigenart erzeugt, die unser Leben nicht nur von dem des übrigen russischen Reiches, sondern auch von dem der westeuropäischen Völker wesentlich unterscheidet. Aber diese Eigenart ist auch nicht unberührt geblieben vom Einfluß der, die ganze moderne Kultur bestrickenden Ueberweiblichkeit. Das ist der Punkt, auf welchem die, in obigem Sinn erörterte „Frauenfrage" auch für uns eine besondere, praktische Bedeutung gewinnt. Je ausschließlicher unter unseren Verhältnissen das Haus die Heimstätte unserer Eigenart geworden ist, um so mehr haben wir uns zu hüten vor der Verweichlichung, Selbstverwöhnung und Verzärtelung, die als charakterloser Opportunismus an dem Mark unseres Lebens zehrt. So gewiß die Zustände, wie sie nun einmal geworden sind, uns tragen und zu dem machen, was wir sind, — so gewiß gilt andererseits, daß sie von uns als lebendigen Personen getragen und gestaltet werden müssen. Wir haben persönlich Stellung zu nehmen zu Allem, was unserem Leben sittlichen Werth und eigenartigen bleibenden Inhalt giebt.

Fast einstimmig wird als Ursache der, unsere Zeit in besonderer Weise beschäftigenden Frauenfrage die durch die Maschinenaera herbeigeführte wirthschaftliche Nothlage der Frauen angegeben. Man sagt, die Maschine habe der Frau die für den Lebensunterhalt so nöthige Hausindustrie geraubt und ihr zugleich die Möglichkeit eröffnet, in der Fabrik einen Ersatz für diesen Ausfall zu finden. Ja hier erschien die Frau als ganz besonders werthvolles Kraftelement, das um seiner Anstelligkeit, Geschicklichkeit und Anspruchslosigkeit willen besonders geschätzt wurde. Die Wirkung mußte in doppelter Hinsicht verhängnißvoll sein: sie drückte den Lohn des Mannes herab und machte das Weib aus einer Gehilfin des Mannes zu seiner gefährlichsten Konkurrentin. Schlimmer noch war, daß das Familienleben in den Arbeiterkreisen zerstört wurde. Die Statistik hat diese Thatsache grell beleuchtet durch die Ermittelung, daß während eines Streiks, an welchem natürlich auch die Frauen theilnehmen, trotz der wachsenden Noth die Kindersterblichkeit in den Arbeiterkreisen

abnimmt, weil die Mutter wenigstens für einige Wochen der Familie zurückgegeben ist. Eine Frau, die auswärts durch Arbeit verhindert ist, ihren nächsten häuslichen Pflichten nachzukommen, treibt auch den von der Arbeit heimkehrenden Mann aus dem Hause und ins Wirthshaus. Was aber wird aus den sich selbst überlassenen Kindern? Sie wachsen weniger im Hause, als vor dem Hause, d. h. auf der Straße auf. Nach dieser Seite hin helfen ja Krippen, Kindergärten und Kinderbewahranstalten den schlimmsten Schaden wenigstens mindern. Sache des Staates muß es bleiben, weitere Hilfe auf gesetzgeberischem Wege, etwa durch Beschränkung der Frauenarbeit zu schaffen. Ob in dieser Richtung bei uns bereits ein Anfang gemacht ist, weiß ich nicht.

Merkwürdig aber bleibt, daß eigentlich nicht in den Kreisen der arbeitenden Frauen die Frauenfrage aufgetaucht und in Fluß gekommen ist, sondern in den besser situirten Ständen, die sich gleichfalls von dem Hammerschlag der Industrie getroffen fühlten. Der große Unterschied ist nur der, daß die Frauen der besseren Stände sich häufig zu unbefriedigender Arbeitslosigkeit verurtheilt wähnen, während die Arbeiterfrauen unter dem Druck der Arbeit schier erliegen. Aber wie reimt es sich, wenn in einem Athem die Arbeiterfrau für das Haus und die Familie reklamirt und doch zugleich geklagt wird, daß es im Hause und in der Familie nichts mehr zu thun gebe? Diese Klage entkräftet jene Forderung, und die Forderung läßt die Klage unbegründet erscheinen. Sollte die Klage nicht doch aus einer anderen Quelle fließen als aus den „sozialen Nothständen"? Wir glauben auf die eigentlichen Ursachen im Obigen bereits genügend hingewiesen zu haben. Sind „Ueberweiblichkeit" und „Unweiblichkeit" die sich gegenseitig bedingenden Extreme unserer modernen Kulturentwickelung, — so haben beide ihre gemeinsame Wurzel in der naturalistischen Weltanschauung, die in immer weiteren Kreisen herrschend geworden ist und das ganze Leben je mehr und mehr zu einem rücksichtslosen Kampf ums Dasein gestaltet hat, und mit Beiseitelassung aller, Herz und Gemüth bewegenden Fragen, ganz von dem heißen Verlangen erfüllt ist, dieses Leben und sein Glück unermeßlich zu steigern durch Ausnutzung der neuentdeckten Naturkräfte und Neuordnung der sozialen Verhältnisse. Mit dieser naturalistischen Weltanschauung hängt auch die in der Frauenfrage sich kundgebende Unbefriedigung vieler Frauen zusammen. Wie könnte es anders sein? Im Kampf behält stets der Stärkere Recht. Die Frau, mithineingezogen in den heißen Kampf ums

Dasein, legt es der Selbstsucht, dem Egoismus des Mannes zur Last, daß sie im ungleichen Kampf nicht zu ihrem Recht komme. Die eingeschlagene Richtung bietet eben nichts, was über wirkliche oder vermeintliche Nichterfolge trösten, nichts was die innersten Herzensbedürfnisse befriedigen könnte. Daher kommt es, daß es sich bei der Frauenfrage nicht sowohl um ein positives Programm handelt, dessen Verwirklichung durchgesetzt werden soll, sondern daß sie vielmehr bloß ein Ausdruck der Unzufriedenheit mit einem Kulturzustande ist, der die Frauen einerseits in den aufreibenden Kampf ums Dasein hineinzieht, und doch andererseits sie von den geistigen Berufsarten der Männer ausschließt. Unter solchen Umständen ist es allerdings nicht zu verwundern, daß die Redensart, dieses oder jenes sei unweiblich und verbiete sich daher den Frauen von selbst, als unwahre, heuchlerische Männerphrase erschien. Unzufriedene Frauen nahmen daher mit Begeisterung das von dem verrückten Modephilosophen Nietzsche gepredigte neue Evangelium eines schrankenlosen Subjektivismus an, das auch den Frauen gestattet, in voller Freiheit und Unabhängigkeit ihre Individualität geltend zu machen und auszuleben. Nicht für andere, sondern nur sich selbst zu leben, erschien nun als vornehmste Aufgabe und höchstes Glück. Aber — wie man sich auch wende und drehe — „das Herz bleibt unruhig, bis es seine Ruhe findet in Gott." Wahre Freiheit giebt es nun einmal nur in der Gebundenheit an Gott. Der letzte Grund der „Frauenfrage" ist die, in unserer ganzen Kulturentwickelung immer entschiedener sich vollziehende Abkehr vom Evangelium. Mann und Weib sind mehr oder weniger angesteckt von der naturalistischen, materialistischen Weltanschauung, deren verborgene Triebfeder die Selbstsucht, der selbstherrliche Egoismus ist. Schon jetzt läßt sich beobachten, wie in Deutschland die tonangebenden Vorkämpferinnen in der Frauenfrage das Christenthum zwar nicht angreifen, aber völlig bei Seite lassen in der Erkenntniß, daß was sie wollen, sich nicht mit dem Geist des Evangeliums verträgt. Deshalb verzichten sie gern, — nicht etwa auf ihre Wünsche —, sondern auf das Christenthum.

Duboc in seinem trefflichen Buch: „Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland," unterscheidet drei von einander abweichende Strömungen oder Richtungen derselben, die mit den Namen konservativ, liberal und radikal bezeichnet werden können. Die konservative Richtung, die ihren Mittelpunkt im „Letteverein" in Leipzig hat, macht es sich zur Aufgabe, die materiellen Nothstände zu beseitigen durch Erschließung weiterer Erwerbszweige für

die Frauen und Förderung ihrer praktischen Ausbildung. Sie scheint also rein materielle Ziele zu verfolgen; aber insofern sie dabei an die Selbsthilfe, den Gemeinsinn und die Selbstthätigkeit der Frauen appellirt, hat sie doch auch ideale Zwecke im Auge. Die liberale Strömung verfolgt ebenfalls das Ziel wirthschaftlicher Besserstellung der Frauen; aber sie setzt den Hebel wo anders an; sie sucht das geistige Niveau des Weibes zu heben durch vermehrte Bildung, Eröffnung sämmtlicher Bildungsmittel und Bildungsanstalten und dadurch Entfaltung des gesammten geistigen Lebens der Frau zu vollster Blüthe. Die radikale Richtung endlich legt den Hauptnachdruck auf volle Gleichberechtigung; sie verlangt das aktive und passive Wahlrecht, die Beseitigung der letzten rechtlichen Schranken und insbesondere gleiche Moralität für beide Geschlechter; sittliche Vergehen des Weibes sollen nicht strenger beurtheilt werden als die des Mannes. In allen diesen Forderungen wird die Frauenbewegung lebhaft unterstützt von der Sozialdemokratie. In einer sozialdemokratischen Frauenversammlung, wo diese Forderungen als unabweislich proklamirt wurden, sprach die Rednerin unter anderm den Satz aus: „Weil wir keine Männer haben, so brauchen wir eine Frauenfrage." Die Wahrheit dieses Satzes hätte zu anderen Konsequenzen führen sollen, als zu den obigen Forderungen.

Was sagt aber das Evangelium zu allen diesen Forderungen? Auf dem christlich sozialen Kongreß zu Erfurt 1894 hat Professor Adolf Harnack in geistvoller Weise gewarnt vor der Neigung, die Bibel zu einem Rezeptbuch für alle sozialen Schäden zu machen. Er redet bei der Gelegenheit von einer „heiligen Indifferenz des Christenthums allem Irdischen gegenüber," und meint, das Christenthum führe seine Leute auf einen Punkt, der hoch über der Spannung von reich und arm, hoch und niedrig, Mann und Weib liege. Ohne Zweifel ist das eine große, beherzigenswerthe Wahrheit, die der Apostel Paulus noch viel nachdrücklicher betont hat als Harnack. Aber sollte der Christ darum nicht Recht und Pflicht haben, zur „Frauenfrage" Stellung zu nehmen, und sie in dem einen oder anderen Sinne zu bekämpfen oder zu unterstützen? Bleibt es nicht unter allen Umständen Christenpflicht, dem Nächsten, es sei Mann oder Frau, Liebe und Erbarmen entgegenzubringen, mag er nun unter äußerer oder innerer, leiblicher oder geistlicher Noth leiden.

Der Egoismus, die Selbstsucht, hat noch nie eine Frage endgiltig gelöst. Auch die Frauenfrage wartet auf ein neues Geschlecht, das stark genug ist, unser von der Selbstsucht zersetztes

Kulturleben mit dem Geist christlicher Liebe zu durchdringen und es auf den natürlichen Boden zurückzuführen, den es verloren zu haben scheint, von dem wir bei unserer Betrachtung ausgingen: das Weib die Gehilfin des Mannes! Die Frauenfrage kann, gleich der sozialen Frage, auf keinem anderen Boden endgiltig gelöst werden, als auf dem des christlichen Hauses, der christlichen Familie. Nicht als sollten wir diese Lösung unthätig abwarten, und die Hände in den Schoß legen! Noch hat der soziale Nothstand bei uns, Gottlob, nicht den Umfang gewonnen wie in andern Ländern. Was geschehen kann, muß auch bei uns geschehen, um die vorhandenen Nothstände nicht zunehmen zu lassen, sondern zu mindern, — und manche der oben genannten Forderungen mögen sehr beachtenswerth sein. Aber ein innerer Schaden — und um den handelt es sich — kann nie durch Anwendung äußerer Mittel geheilt werden. Der Staat mag das Seine dazuthun, die individuelle Arbeit gesetzlich so zu regeln, daß sie das Familienleben nicht zerstört, sondern es bauen hilft, er mag dafür sorgen, daß in den Schulen die Mädchenbildung eine, den praktischen Anforderungen des Lebens mehr entsprechende werde als bisher, — die christliche Nächstenliebe und Gemeindepflege mag auf Mittel und Wege sinnen, die im Kampf des Lebens alleinstehenden, nothleidenden Mädchen zu unterstützen, sie durch Pflege christlichen Gemeinschaftslebens zu stärken und ihnen das tröstliche Bewußtsein zu geben, daß sie auch auf ihrem einsamen mühe- und versuchungsvollen Wege von christlicher helfender, berathender, fürbittender Liebe getragen werden, — sie mag den in schwerer Arbeit stehenden Müttern die Sorge um ihre Kinder erleichtern und, soweit thunlich, abnehmen; — aber das Schwergewicht der ganzen Frage fällt doch in die Pflege des christlichen Familienlebens.

Wo in einem Hause der Hausvater seine Familie nach der paulinischen Haustafel (Ephes. 5 u. 6; Col. 3) erbaut zu einer Hütte Gottes bei den Menschen, zu einem Hort der Treue, zu einer Stätte der Liebe, zu einer Schule der Heiligung, — wo die Mutter an ihrem Theil den alten guten Geist christlicher Zucht und Sitte pflegt, wo über jedem Kinde die Mutterliebe erwärmend, erleuchtend, belebend aufgeht, damit es aus dieser Quelle sich für das ganze Leben vollsaugen kann an Liebe, Licht und Leben, in dem Hause ist die Frauenfrage bereits praktisch gelöst. Da werden die Kinder den Segen des vierten Gebots, „daß es dir wohlgehe" erfahren, und die Geschwister werden, in Liebe und Treue verbunden, einander tragen, für einander sorgen, einander helfen und wenn es Noth thut, einer den andern retten.

Dort wird auch jenes heidnische Sorgen nicht Raum gewinnen: was wird bei den traurigen Ergebnissen der Statistik aus den unversorgten Töchtern? Man weiß und glaubt es fest: „Der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da ihr Fuß gehen kann.“ Es gehört mit zu den traurigsten Folgen der modernen Frauenbewegung, daß der weiblichen Jugend mehr und mehr der sorgenlose frohe Kindersinn verloren geht, und in ihr Ansprüche auf Vergnügungen und Lebensgenüsse geweckt werden, die sie dann nicht entbehren zu können meinen. Das lähmt die sittliche Kraft, erzeugt Unzufriedenheit, macht pietätlos. Woher kommt es, daß das für die Pflege christlichen Gemeindelebens so segensreich sich ausbreitende Diakonissenwesen noch immer in weiten Kreisen einem unüberwindlichen Vorurtheil begegnet, und daß sich, je mehr es wächst, desto empfindlicher der Mangel an Arbeitskräften fühlbar macht? Hier bietet sich doch der Frauenarbeit ein unermeßlich weites Gebiet. Warum wendet sich der weibliche Thätigkeitsdrang so spärlich diesem Gebiet zu? Liegt das nicht hauptsächlich an einem Mangel der Herzensfrömmigkeit, die nicht genußsüchtig, gefallsüchtig, selbstsüchtig nur das Ihre sucht, sondern bereit ist, mit selbstverleugnender Liebe dort einzutreten, wo es gerade Noth thut? Diese selbstverleugnende Liebe wächst und gedeiht aber nirgend anders, als auf dem geheiligten Boden eines innigen christlichen Familienlebens. Auch nach dieser Seite hin gilt es also, das Haus und die Familie so zu gestalten, daß dadurch die Lust und die Befähigung der einzelnen Familienglieder zu individueller Arbeit nicht gehemmt, sondern geweckt und gefördert werde.

Endlich aber sei nochmals darauf hingewiesen, daß die Erhaltung und Pflege des christlichen Hauses, der christlichen Familie unter den besonderen Verhältnissen unserer Heimath die Bedingung ist, von deren Erfüllung Sein oder Nichtsein unseres deutsch-evangelischen Kulturlebens abhängt. Darum schließe ich unsere Betrachtung der „Frauenfrage“ mit dem Dichterwort eines unserer Heimathgenossen:

An unsre Töchter, unsre Frauen
Ergeht das deutsche Aufgebot:
Mit frommen Händen helfet bauen
Das Thor zum neuen Morgenroth!

Emil Kählbrandt.

Die livländischen Landmarschälle von 1643—1899.

Einleitung.

Am 17. August 1898 waren zweihundertfünfzig Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem durch die Resolution der Königin Christine auf das Gesuch der livländischen Ritterschaft verfügt wurde: „Was bisher auf dem vom Generalgouverneur ausgeschriebenen Landtag in Gebrauch gewesen, daß dabei jedesmal der Ritter- und Landschaft ein neuer Hauptmann zugeordnet worden, haben J. kgl. Mt. insoweit gnädigst wollen verändern und bewilligen lassen, daß ein solcher Hauptmann hinkünftig drei Jahre nacheinander in seinem Amte kontinuiren soll, bevor ein anderer in dessen Stelle zu erwählen."

Seitdem hat dieses Amt eines Sprechers und Leiters der Ritterschaft auf dem Landtage und Vertreters ihrer Interessen, für das sich sehr bald die der Landtagsordnung der späteren polnischen Epoche entlehnte Bezeichnung „Landmarschall" eingebürgert hat, in dreijähriger Amtsdauer kontinuirlich, nur zwei Mal unterbrochen im Wechsel der Zeiten, bis auf den heutigen Tag bestanden.

Der 17. August 1648 war ein bedeutsamer Tag in der Verfassungsentwicklung des Landes, der 17. August 1898 daher auch ein bedeutsamer Gedenktag in seinem Leben. Es ist am Platz, sich solcher Momente der heimathlichen Geschichte zu erinnern, sie an solchen Jahrtagen sich wenigstens in Kürze ins Gedächtniß zurückzurufen.

Im Rittersaale zu Riga finden sich auf Schildern an der Eingangswand die Namen der livländischen Landmarschälle verzeichnet. Aber diese inschriftliche Aufzählung ist weder vollständig noch überall richtig. So lag es nahe, als Erinnerungsblatt zum 17. August ein vollständiges und korrektes, biographisches Verzeichniß darzubringen. Konnte es auch nicht rechtzeitig zum Gedächtnißtage hergestellt werden, so glauben wir doch, daß es auch nachträglich noch von vielen willkommen geheißen werden wird.

Es erschien angemessen und erwünscht, dem neuen Verzeichniß der Landmarschälle eine Einleitung über die Vorgeschichte und

Geschichte dieses Amtes vorauszuschicken. Hierbei konnte es sich natürlich nur um eine kurze Skizze handeln. Ein ausführlicheres Eingehen auf die Epoche der Wiederherstellung des Amtes im 17. Jahrhundert wäre gleichbedeutend gewesen mit einer Wiederholung und nothwendiger Weise auch Erweiterung dessen, was schon bei Gelegenheit der Erinnerung an die Begründung des Landrathskollegiums gesagt wurde*). Der Gang der Dinge fällt hierbei zusammen mit den allgemeinen Ereignissen, die damals zu einer Neuordnung der Landesverfassung führten. Dagegen eine genauere Darstellung der späteren Entwickelung des Amtes, der Versuch etwa einer Würdigung der Thätigkeit und Bedeutung der hervorragenderen Landmarschälle im Einzelnen, — das wäre im Grunde nichts anderes gewesen, als das Wagniß unternehmen, auf wenigen Blättern eine Geschichte sozusagen der gesammten Landespolitik, der Interessenvertretung der livländischen Ritterschaft zu entwerfen. Eine Aufgabe, die weit über den Zweck unserer Einleitung hinausgegangen wäre und die zu lösen, — doch wohl noch nicht gut möglich ist. Wenn andererseits über die Beseitigung des Amtes eines Ritterschaftshauptmanns zu polnischer Zeit im Jahre 1599 verhältnißmäßig ausführlich berichtet wurde, so liegt der Grund dazu darin, daß hier nicht unwichtiges, bisher ganz unbekanntes Material benutzt und also mancherlei neues mitgetheilt werden konnte, so daß unsere Einleitung doch nicht bloß allbekanntes zu repetiren braucht.

* * *

Seit wann die stiftischen Ritterschaften Alt-Livlands Ritterschaftshauptleute gehabt, das läßt sich nicht mit Genauigkeit beantworten. Nur einer mehr oder weniger wahrscheinlichen Vermuthung darf bei dieser Frage Raum gegeben werden.

Für die innere Geschichte der livländischen Territorien in der älteren Zeit der staatlichen Selbständigkeit fließen die Quellen so spärlich, daß so manche Seite des Lebens doch nur ungenügend erhellt werden kann. Das gilt auch von der Entwicklung des Rechtszustandes der stiftischen Vasallenschaften. Immerhin läßt sich doch klar erkennen, daß die Vasallen in den unaufhörlichen Streitig-

*) Vgl. mein Schriftchen: Die Begründung des livländischen Landrathskollegiums. Ein Gedenkblatt zum 4. Juli 1893. Riga 1893.

keiten zwischen den Landesherren Alt-Livlands, und durch sie gefördert, schon früh zu einem gewissen politischen Einfluß gelangten*). Seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts sehen wir sie zweifellos mehrfach auf die politische Entwicklung des Landes, sowie auch auf die landesherrliche Gesetzgebung einwirken. Aber das ist doch zunächst nur eine aus dem einzelnen jeweiligen Fall hervorgehende, noch keine verfassungsmäßig festgelegte Erscheinung. Je mehr nun die Landesherren eine egoistische Politik trieben, die häufig genug bloß ihr eigenes, nicht aber das Wohl des Landes im Auge hatte, desto mehr entwickelten sich die Vasallenschaften zu Vertretern der natürlichen Interessen des Landes. Das Bedürfniß, die Interessensolidarität auch gemeinsam zu vertreten, rief Verbindungen der Vasallen untereinander hervor, Anfangs nur vorübergehender Art, später aber allmählich übergehend in die dauernde Form der festgeschlossenen Korporation, und in dem Streben nach voller Landstandschaft kommen sie empor.

Wir wissen nur äußerst wenig darüber, in welcher Art und Weise ihr Einfluß sich zunächst geltend machte, wie innerhalb der einzelnen Territorien etwa gesetzgeberische Akte zu Stande kamen. Aber es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Landesherr mit der Gesammtheit seiner Vasallen auf den öffentlichen Gerichtstagen, den „Manntagen", in ständige offizielle Berührung kam. Auf den Manntagen wurden nun nicht bloß gerichtliche Handlungen vorgenommen, sondern auch politische und allgemeine Landesangelegenheiten erörtert. Andererseits besaßen die Vasallenschaften ja auch in den Aeltesten der Landes- oder Stiftsräthe eine ständige Vertretung ihrer Interessen. Sie wurden vom Landesherrn aus ihrer Mitte ernannt; im Bisthum Dorpat lassen sie sich schon 1385, vielleicht sogar noch früher, und im Erzstift spätestens 1423 nachweisen. Hier also muß ihr Einfluß in die Erscheinung getreten sein. Ein förmlicher Kompromiß zwischen dem Landesherrn und seinen Ständen tritt uns zum ersten Mal in jener Einigung entgegen, die der Bischof von Dorpat, der Abt von Falkenau, Propst, Dekan und Kapitel, sowie drei Stiftsmannen als „Vollmächtige der gemeinen Ritter und Knechte des Stifts" miteinander ein-

*) Vgl. dazu wie auch zum folgenden die Ausführungen A. v. Gernets, in seinen Forschungen zur Geschichte des baltischen Adels, Heft II (bis 1435).

gehen. Sie fällt in die Zeit von 1413—1433 und ist, wie wir annehmen dürfen, auf einem in Dorpat versammelten Manntage abgeschlossen worden. In der Form des Vertrages tritt die politische Bedeutung, zu der die stiftischen Stände bereits gelangt waren, merklich hervor und die drei Stiftsmannen untersiegeln die Urkunde mit „für uns und die gemeinen Ritter und Knechte."

Erst mit der Entwicklung der Landtage jedoch werden wir in Stand gesetzt, die Art des ständischen Einflusses deutlicher zu erkennen. Zuerst ganz klar im August 1422 indem ausdrücklich in dem vom Erzbischof, dem Ordensmeister und dem Dorpater Bischof besiegelten Rezeß betont wird, daß die Beschlüsse „nach Rath und Vollbort und Willen aller unserer Untersassen, als Kapitel, Ritter und Knechte und der Städte in Livland, deren aller vollmächtige Boten wir bei uns gehabt haben" gefaßt worden seien. In dieser Zeit, seit dem Danziger Frieden vom J. 1397, durch den die Fehde zwischen dem Orden und dem Erzbischof (sowie dem Bischof von Dorpat) beendet wurde, finden wir auch bereits sowohl für die dorpater wie für die oeselsche und erzstiftische Vasallenschaft die Bezeichnung „Ritterschaft" oder „Mannschaft" oder auch „Ritterschaft und Mannschaft." Es scheint kaum zweifelhaft, daß eben in der Epoche des ausgehenden 14. und beginnenden 15. Jahrhunderts die Anfänge der korporativen Ausgestaltung der Vasallenschaften zu suchen sind.

Zu einem gewissen Abschluß aber gelangte diese Entwickelung in der hochbedeutsamen Landeseinigung zu Walk vom 4. Dezember 1435, in der „die politische Entwickelung der Vasallenschaften glänzend zum Ausdruck gekommen ist. Die hier inaugurirte Konföderation sollte das Land in seinem ganzen Umfange repräsentiren und diese Forderung erheischte die Heranziehung der Stände. Es ist sogar in hohem Maße wahrscheinlich, daß die Landeseinigung erst in Folge eines Zusammenwirkens des Ordensmeisters und der Stände, zumal der Vasallenschaften zu Stande gekommen ist." Neben den Landesherren, den Domkapiteln erscheinen nun auch die, bei den Verhandlungen durch Bevollmächtigte vertretene erzstiftische, oeselsche, dorpatsche sowie harrisch-wirische Ritterschaft und die Städte Riga, Dorpat, Reval der allgemeinen livländischen Konföderation als gleichberechtigte Faktoren eingegliedert. Das darf als Anerkennung der Ritterschaften als Korporationen be-

trachtet werden. Denn offiziell wird ihnen hier das Recht der thätigen Theilnahme an den Landesangelegenheiten eingeräumt, diese aber setzt natürlich und nothwendig ihren Zusammenschluß zu einer gewissen politischen Einheit voraus, das Vorhandensein einer korporativen Organisation.

Es ist nun von vornherein klar, daß die Abfertigung von bevollmächtigten Sendeboten, die doch mit einer vorher berathenen Instruktion versehen sein mußten, Verhandlungen und Beschlüsse der Gesammtheit der Vasallenschaft erforderte, Sonderversammlungen der Ritterschaften der einzelnen Territorien. Ebenso selbstverständlich erscheint es auch, daß solche Versammlungen einer gewissen Leitung bedurften. Wie diese aber organisirt war, darüber besitzen wir aus dieser Zeit noch keinerlei direkte Zeugnisse. Auch zur Besiegelung der Urkunden brauchen die Bevollmächtigten der stiftischen Ritterschaften noch lediglich ihre Geschlechtssiegel; sie besitzen also noch kein eigenes besonderes Ritterschaftssiegel, wie es sich späterhin, und zwar stets in der Verwahrung des Ritterschaftshauptmanns, findet*).

Und doch werden wir annehmen dürfen, vielleicht sogar müssen, daß gerade in dieser Epoche, um das J. 1435 oder doch nur wenig später, die ritterschaftliche Organisation zur Erwählung von Hauptleuten geführt hat, welche die Versammlungen etwa ausschrieben, sie leiteten und gegebenen Falls die Interessen der Gesammtheit vertraten. Das wenigstens darf bei dieser Annahme doch nicht außer Acht gelassen werden, daß sich noch in viel späterer Zeit im Schoße der Ritterschaft selbst die bestimmte Tradition darüber lebendig erhalten hatte. An 200 Jahre bereits, sagen sie 1599 (s. weiter unten), habe das Amt eines Ritterschaftshauptmanns bei ihnen bestanden und habe die Ritterschaft ihr besonderes Siegel geführt. Das führt uns etwa auf die Zeit, von der wir sprachen. Wenn sie damals nun auch nicht mehr in der Lage war, so weit zurückreichende Beweisurkunden darüber vorzulegen, so verdient doch auch der Umstand Beachtung, daß namentlich der damalige Ritterschaftshauptmann Johann Tiesenhausen von Berson für diese Behauptung eintrat, ein Mann also,

*) Ein solches kennen wir allerdings erst aus späterer Zeit, von der erzstiftischen und von der oeselschen Ritterschaft, wie es sich an Urkunden vom J. 1532 erhalten hat.

von dem wir wissen, daß er wie sein Vater, der Bannerherr Heinrich, über eingehende Kenntnisse der vaterländischen Geschichte und Verfassung verfügte.

Rasch hat sich dann in der Folgezeit die landständische Verfassung in Livland entwickelt und die Stände treten als gleichberechtigte Faktoren der zurückgedrängten Landesherrlichkeit zur Seite. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts erscheint uns auch die Organisation der Ritterschaften in voller Ausbildung. An ihrer Spitze steht in jedem Territorium der selbstgewählte Ritterschaftshauptmann. Bestimmt genannt wird uns ein solcher namentlich zwar nur aus den Stiftern Riga und Oesel, abgesehen von Ehstland; doch waren sie in den übrigen Gebieten wohl ohne Zweifel auch vorhanden. Er hat, falls es erforderlich war, die Versammlung der Ritterschaft auszuschreiben, sie neben den Landesräthen zu leiten und über die Verhandlungen dem Landesherrn zu berichten. Er bannt zusammen mit dem Stiftsvogt bei Eröffnung der Manntage den Frieden. Lagen dringende Angelegenheiten vor, die keinen Aufschub bis zur nächsten Zusammenkunft der Ritterschaft erduldeten, dann bildeten er, vier Glieder der Räthe und vier Bevollmächtigte der Ritterschaft einen besonderen Ausschuß, dessen Beschlüsse für die Gesammtheit bindend waren. Unter dem Ritterschaftshauptmann stand auch der Sekretär der Ritterschaft, der Schreiber; in seiner Verwahrung befand sich, wie erwähnt, auch das Siegel, ja ausdrücklich betonen die livländischen Abgesandten in ihrer Supplik an den König Sigismund III. vom April 1597 auf dem polnischen Reichstag, daß ihre Hauptmannschaft schon seit Alters her „zu Bewahrung ihrer Siegel und Briefe bestellet gewesen" sei*).

Und noch auf ein anderes muß hier hingewiesen werden. Wie es scheint, hatte der Ritterschaftshauptmann auch gewisse militärische Funktionen zu erfüllen als Führer der aufgebotenen Vasallenschaft im Felde. Bei der Resignation dieses Amtes im J. 1599 wurde öffentlich erklärt, daß der Hauptmann „nicht nur die Angelegenheiten der Ritterschaft vertreten habe, sondern auch, wenn es die Nothwendigkeit erforderte, daß sie zum Wohle des Landes zu den Waffen gerufen wurde, seit alters her ihr Anführer

*) Stockholm, Reichsarchiv.

(praefectus) zu sein pflegte"*). Es fragt sich nun, ob anzunehmen ist, daß der jeweilige Ritterschaftshauptmann auch das Stiftsbanner führte, also der „Bannerherr" war. Heinrich von Tiesenhausen d. Aelt. erzählt in seinen Aufzeichnungen, es sei „von anfangsher das livländische erzbischöfliche Hauptbanner je und allewege bei den von Tiesenhausen geblieben und in allen vorgefallenen Kriegsleuften niemals von jemand anderem, als alle Zeit und so oft es die Noth erfordert hat, einem desselbigen Geschlechts und Namens vertraut und anbefohlen worden," wie auch noch 1558 ihm selbst nach dem Tode Kaspars v. Tiesenhausen. Leider besitzen wir auch für das 16. Jahrhundert nicht die vollständige Liste der Ritterschaftshauptleute des Erzstifts; aber soweit wir sie kennen, gehörten in der That fast alle der Familie Tiesenhausen an**). Das spricht nun wohl für die Wahrscheinlichkeit der Identität, wenigstens in einem gewissen Zeitraum. Unklar bleibt dabei allerdings, wie man sich das Verhältniß zwischen der Wahl des Hauptmanns durch die Ritterschaft und dem „Anvertrauen" des Banners von Seiten des Landesherrn, also der Ernennung zum Bannerherrn zu denken habe.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts brach die staatliche Selbständigkeit Alt-Livlands zusammen. Der Gang der Hauptereignisse in den folgenden Jahrzehnten ist allgemein bekannt. Harrien-Wirland wurde schwedisch, Oesel-Wiek dänisch, Kurland Herzogthum unter polnischer Lehnsoberhoheit; das frühere Bisthum Dorpat blieb bis 1582 in den Händen des Zaren von Moskau. Das übrige Livland, das Erzbisthum also und der Rest des überdünischen Ordenslandes, huldigte 1562 dem König von Polen. Es bedang sich für den Fortbestand seiner alten Rechte und Privilegien Garantien aus; sie fanden ihren Ausdruck im Privilegium Sigismundi Augusti. Damit war auch der Fortbestand des Ritterschaftshauptmanns gesichert und die Versicherungsschrift

*) Resignatio capitaneatus. Rede v. 9. März 1599. Riga, Stadtarchiv.

**) Mir sind einstweilen folgende erzstiftische Ritterschaftshauptleute bekannt geworden: Zwischen 1526—1534 mehrfach Johann v. Tiesenhausen zu Erla; 1556 Heinrich v. Tiesenhausen zu Odensee; 1558 Caspar v. Tiesenhausen zu Tirsen; 1558 Heinrich v. Tiesenhausen d. Aelt. zu Berson; 1560 Christian v. Tiesenhausen zu Fehteln; 1577 Fromhold v. Tiesenhausen zu Festen; 1583 Fromhold v. Tiesenhausen zu Fehgen; dann ein v. Ungern; 1587 Wilhelm v. Rosen; 1590—1599 Johann v. Tiesenhausen zu Berson.

Radziwills vom 1. März 1562 für die erzstiftische Ritterschaft betonte noch ausdrücklich, daß ihren Räthen, dem Hauptmann und den Mannrichtern auf den Land- und Gerichtstagen nach alter Sitte freier Unterhalt gewährt werden solle. Ob nun die Ritterschaft des überdünischen Ordenslandes, wie es früher bei den Ordensvasallen wahrscheinlich der Fall war, ihren besonderen Hauptmann behielt, ob sie schon jetzt mit der erzstiftischen Ritterschaft verschmolz oder erst nach der Säkularisation des Erzstifts 1566, das wissen wir nicht. Die Union mit Littauen 1566, dann die Vereinigung mit Polen 1569 brachten es mit sich, daß die polnisch-littauischen Elemente im Lande auf Kosten der Deutschen an Einfluß zunahmen und die Situation Livlands auch zum polnischen Reichstag wesentlich verschoben wurde. Die Regierung Stephan Bathory's war dann dem garantirten Verfassungsbestande Livlands feindlich und verhängnißvoll. Den Konstitutionen vom Jahre 1582, später unter Sigismund III. die Ordinationen vom J. 1589 und 1598 schienen für die alte Organisation der livländischen Ritterschaft, für ihren Ritterschaftshauptmann keinen Platz mehr zu lassen, sie erwähnen seiner nicht. Dennoch hat es die ganze Zeit über immer einen solchen gegeben. Leider wissen wir, wie schon gesagt, so gut wie garnichts näheres über seine damalige Stellung, seine Amtsdauer, ebensowenig wie über die politische Thätigkeit der einzelnen Hauptleute; ja nicht einmal ihre bloßen Namen vollständig aufzuzählen will uns bei dem jammervoll dürftigen Material gelingen, das uns hier einstweilen noch vorliegt.

In den neunziger Jahren ist das Amt von Seiten der in Livland lebenden Polen auf das heftigste angegriffen, ja vom König verboten worden. Die große Kommission von 1599 (vgl. weiter unten) sagte aus, auf den drei letzten Reichstagen sei darüber traktirt worden. Von einem wissen wir wenigstens das Hauptsächlichste. Im J. 1597 hatte die ganze innere Situation in Livland sich fast bis zur Grenze des staatsbürgerlich Erträglichen zugespitzt. Die livländischen Reichstagsdeputirten beschwerten sich darüber in öffentlicher Rede. Es war das die bekannte Oratio Livoniæ supplicantis. Sie hatten es äußerst schwer, sich überhaupt einigermaßen Gehör zu verschaffen. Mehr als sieben Mal mußten sie darum nachsuchen, ehe ihnen zur Anhörung und Untersuchung ihrer Beschwerden besondere „Deputaten" bewilligt wurden.

Und dann mußten noch vielfältige Bitten und auch Geld das Nöthige thun, ehe die erste Session wirklich zu Stande kam. Am 15. April endlich konnte sie stattfinden. Der Großkanzler Zamoiski begehrte zunächst „aufs kürzeste des Landes Beschwer zu wissen.“ David Hilchen, der Rigasche Syndicus, livländischer Landnotarius und Deputirter der Ritterschaft, legte alle Gravamina „zwar kürzlich, dennoch gründlich“ dar. Nun waren aber die übrigen, nichtdeutschen, livländischen Deputirten mit allem was vorgebracht wurde zufrieden „ohn allein,“ wie es in einer Relation heißt*), „daß sie sich über die Hauptmannschaft und des Lands Siegel beschwert, darüber wir miteinander in Wechselwort gerathen. Der Kanzler von Polen [Zamoiski] wollte eigentlich wissen, was es für Gelegenheit mit dem Amt und Siegel hätte. Darauf hat der Syndicus so glimpflich geantwortet, als es die Zeit und Gelegenheit, denn die Herren fast verbittert gewesen, hat erfordert, nämlich, daß es zu keiner Gefahr oder Neuerung gemeinet; es möchte der Hauptmann ein Orator oder Wortführer der Landschaft genannt werden. Der Stabrowski [Sekretär von Littauen] hat auch dagegen allerlei eingeworfen, insonderheit aber angezeigt, weil Fromhold v. Tiesenhausen der kgl. Mt. Stephano die Hauptmannschaft resignirt**), daß der jetzige Hauptmann deswegen ohne J. kgl. Mt. Consens und Willen dessen sich anzunehmen nicht mächtig. Dagegen dann allerlei von den Unsrigen wiederum gesagt worden.“

Die ganze Verhandlung führte zu nichts. Die livländischen Deputirten reichten darauf noch eine Supplik an den König ein***). Darin hieß es: „Nach langem Umtreiben seint wir endlich per la posta, wie man sagt, gehört und bald abgewiesen worden. In unserem Anwesen hat keiner uns widersprochen, wie wir aber abgetreten, haben etzliche von den Deputaten, insonderheit der H. Stabrowski, der zwei Schlösser in Livland hat, hart wider uns disputirt, worauf dann sie ohne weitere Befragung so etwas abfassen lassen, welches dem rechten nach wohl anders hätte sein mögen. Und steht die ganze Sache unseres Wissens auf nachfolgende Punkte ...“ Punkt 7 heißt hier nun: „Die Haupt-

*) Unvollständiges Manuskript, Riga, Gesellsch. für Gesch. u. Alterthumsk.

**) Darüber wissen wir sonst nichts.

***) Stockholm, Reichsarchiv.

mannschaft der Ritterschaft, so vor viel hundert Jahren zu Bewahrung ihrer Siegel und Briefe bestellt gewesen, wollen sie jetzund abschaffen."

Die Livländer hatten schon gleich Anfangs um eine besondere Kommission gebeten, die alles untersuchen und ordnen solle. Erst der Reichstag des folgenden Jahres 1598 bewilligte ihnen aber eine solche, erließ aber zugleich die Ordinatio, die neue Regelung der Verfassung. Auf einem Landtag sollten die Kommissarien alle Angelegenheiten regeln und die Ordinatio allenthalben in Kraft setzen. Hierbei ist nun auch das Amt eines Ritterschaftshauptmanns endgiltig beseitigt worden, um erst nach fast einem halben Jahrhundert unter schwedischer Herrschaft wieder zu erstehen.

Am 19. Januar 1599 begann dieser höchstwichtige Landtag*). Nach Verlesung der Landtagsproposition der Regierung, welche die Inkraftsetzung der neuen Konstitution betraf, erklärte der littauische Kanzler Leo Sapieha in seiner einleitenden Rede, die Ritter- und Landschaft möchte nun „allen Haß und Neid der Nationen gänzlich hintansetzen ... sich auch also untereinander friedlich und gütlich begehen und zu dem Ende allenthalben und zu jeder Zeit gute Ordnung unter sich halten und derwegen etwa einen Marschall aus ihren Mittel verordnen; der aller dreier Sprachen kundig und ihre sämtliche Nothdurft jedesmal gebührlich vorbringen, auch der unterschiedlichen Sprache halben unter sich selbst ein solch Mittel treffen, damit deshalb in den votis einer dem andern nicht vorgreifen oder daraus einiger unzeitiger Eifer entstehen möchte."

Die Landschaft berieth nun unter sich über die Wahl eines Marschalls, brachte auch „fast eine lange Zeit damit zu", doch konnte sie zu keinem Beschluß gelangen weil ein heftiger Streit zwischen dem Ritterschaftshauptmann Johann von Tiesenhausen und dem Starost von Wainsel Stanislaus Koß ausbrach und man versuchte, diesen zuvor gütlich beizulegen. Das geschah denn auch endlich durch Vermittelung der kgl. Kommissarien, nachdem Koß sich zur Abbitte bequemt hatte. Die Deliberation über den Marschall mußte bis auf den Nachmittag verschoben worden.

Nachmittags stimmten nun die Polen für Stanislaus Koß, die Deutschen für ihren Hauptmann Johann Tiesenhausen und

*) Eine ausführliche Relation über ihn, die ich an anderer Stelle mittheilen zu können hoffe: Riga, Stadtarchiv.

begehrten „denselben bei seiner alten Hauptmannschaft zu erhalten, angesehen sie jederzeit von 200 Jahren hero einen Hauptmann gehabt, auch bei das H. Kardinal Radziwill [1582] und H. Penkoslawski als kgl. Lokumtenenten Zeiten denselben gehalten und ihnen niemals wiedersprochen oder es ihnen verweigert worden wäre. Endlich als sie sich darüber nicht vergleichen können, ist der Wendische Bischof [Otto Schencking], Matthias Dembinski, Johann Tiesenhausen der Hauptmann selbst und Johann von Ungern vor die Kommissarien getreten und ihnen solches alles mit angezogenen Fundamenten gebührlich vorgebracht." Darauf hielt der Kanzler Sapieha „eine lange bewegliche" Rede, deren Inhalt folgender war:

„Daß sich Johann von Tiesenhausen wohl zu erinnern wüßte, daß ihm nun drei Reichstage nacheinander seine angemaßte Hauptmannschaft von kgl. Mt. gänzlich niedergelegt und verboten wäre, er aber dessen allen ungeachtet sich derselben bisher unterstanden und sie jetzt ferner vertheidigen wolle, welches ihnen [d. i. den Kommissarien] zu nicht geringer Verwunderung, ja zu besonderer Beschwer gereiche, alldieweil dadurch J. Mt. und aller Stände Hoheit und Dignität wider seinen und der ganzen Landschaft Eid und Pflicht verkleinert, dazu jetzt alle Kommissionssachen verhindert und augenscheinlich damit bezeugt würde, daß sie selbst muthwillig nicht verstehen wollten, wenn ihnen etwas zu gut geschehe, sintemal sie jetzt in einem so freien Stand, wie sie bisher niemals, viel weniger bei der Herrmeister Zeiten gewesen ... Derhalben wollten sie ihn durchaus für keinen Ritterschaftshauptmann mehr erkennen oder auch von keinem andern wissen, sondern die Landschaft möchte hinfürder jedesmal alternatim aus ihrem Mittel einen Marschall erwählen, wen sie wollten.

Johann Tiesenhausen referirte sich dagegen abermals auf alt Herkommen und Gebrauch, producirte auch ein Schreiben, darin ihn die Landschaft zu ihrem Hauptmann berufen und noch ein alt Schreiben von 100 Jahren, so mit dem Landschaftssiegel versiegelt, auch der Erzbischof in Livland damals confirmirt hat. Dazu hätte er's jetzt 9 Jahr hero verwaltet und sei nie, weder von den vorigen Komissarien, die hie im Lande gewesen, noch von irgend einem Menschen sonst, darum angefochten worden."

Dem gegenüber behauptete der Kanzler, daß „weder Kardinal Radziwill noch Penkoslawski jemals sein Amt approbirt," sondern

daß Penkoslawski seinen Antecessor einmal sogar deshalb habe „gefenglich setzen lassen"*), was auch dem Kapitän von Neuhausen Matthias Leniek, wohl bekannt sei. Das sollten sie ihren Mitbrüdern anzeigen und ferneren Bescheid von den Kommissarien erwarten.

Anderen Tages, 20. Februar erschienen einige von den Kommissarien vor der versammelten Landschaft und Petrus Ostrowski führte im Namen seiner Kollegen nochmals aus:

„Es komme den Kommissarien fast wunderlich vor, daß Ritter- und Landschaft straks im Anfang der Proposition einen solchen Streit wegen eines Marschalls erregte; wollten jedoch nicht hoffen, daß solches aus bösem Vorsatz, sondern mehr aus Unwissenheit geschähe. Deshalb sie davon billig weiter zu informiren wären und sollten wissen, daß eines Marschalls Amt auf dem Landtag wäre, daß er alle Stimmen vermittelst vorhergehender Proposition bei gutem Trauen und Glauben mit sonderlicher Bescheidenheit, Höflichkeit und tapferer Ausrede formiren, colligiren und dirigiren müßte, gleich wie man solches öfters auf dem Reichstag sähe. Und wollten wünschen, daß die Livländer einen aus ihrem Mittel hätten, der aller dreier Sprachen kundig und bei dieser Kommission als solch ein Marschall könnte gebraucht werden; es sollte ihnen frei stehen, denselben alsbald zu erkiesen, ja sie wollten ihnen selbst dazu helfen und rathen. Dieweil sie aber jetzt in der Eile keinen hätten und den Mangel mit einem Polen oder Litauer ersetzen müßten, so wollte man ihnen, damit sie ja sähen, daß es nicht um den Vorzug der Nation zu thun sei, hiemit cavirt haben, daß dieser Pole oder Litauer sein Marschallamt noch vor Abzug der Kommissarien und ihrer in Gegenwart resigniren und ihnen auf der nächsten Zusammenkunft frei sein soll, daß sie unter sich einen Livländer dazu erwählen möchten, doch daß es darnach alternatim von einer Nation auf die andere umhergehe.

Was aber die Hauptmannschaft anlangte, ob sie wohl die Erörterung dieses Punktes auf einen Reichstag verschieben wollten, so besorgten sie sich doch, daß damit wenig ausgerichtet und solches allen andern Sachen eine große Hinderung sein und zu allerlei Unwillen und Verdruß Ursach geben würde, angesehen sich allent-

*) Wann das geschehen und wer dieser Vorgänger gewesen, weiß ich einstweilen nicht anzugeben. Vielleicht Fromhold von Tiesenhausen?

halben Argumente genug finden, dadurch solche neue Obrigkeiten [sic!], insonderheit diese Hauptmannschaft umgestoßen werden können, als welche auf keinerlei Fug und Recht fundirt, viel weniger von kgl. Mt. oder den Ständen confirmirt, sondern noch wohl in etlichen Responsis und Edictis ausdrücklich verboten worden wäre, inmaßen der Extract kgl. Responsi von Ao. 95 ausweisete*), den Ostrowski in allen drei Sprachen öffentlich verlesen ließ. Dazu obgleich die Landschaft vorwende, als ob solche Hauptmannschaft durch uralte Briefe, darauf sie derselben Siegel gedrückt gefunden, confirmirt und nie widersprochen worden wäre, so kann doch solches auf diese Zeit nicht transferirt werden, sondern das ganze Amt sowohl, als auch das Siegel wäre durch die jetzige neue Subjection abgeschafft**)."

„Und wenn sich die Landschaft recht bedenken wollte", fuhr Ostrowski mit kaptivirenden Verdrehungen der wirklichen Sachlage fort, „wäre solche Hauptmannschaft nicht nur ihr, sondern Johann v. Tiesenhausen selbst gefährlich, beschwerlich und eine rechte Dienstbarkeit, indem sie einem allein zu jeder Zeit unterworfen sein müßten, keine freie Wahl hätten und ihnen noch viel mehr andere Beschwerungen hiedurch aufgedrungen würden. Weil sie nun in ihrer Instruction ausdrücklichen Befehl und Vollmacht hätten, daß sie alles das, was sie zu der Landschaft Bestem für rathsam ansehen, ins Werk stellen und alle Beschwerlichkeiten abschaffen sollten, so müßten sie derhalben solche hochbeschwerliche vermeinte Hauptmannschaft keineswegs weiter zu gestatten, sondern wollten jetzt den Stanislaus Koß zum Marschall für diesmal confirmirt und dabei Ritter- und Landschaft, insonderheit aber Johann von Tiesenhausen ernstlich ermahnt und gewarnt haben, daß er sich der Hauptmannschaft von nun an in Ewigkeit gänzlich begebe und dieselbe allerdings abschaffe und die Kommissionssachen damit nicht länger aufhalte. Welches doch die Landschaft garnicht dahin verstehen wolle, als ob eines oder des andern Privatperson damit gemeint oder man an denselben etwas auszusetzen hätte, wie man denn wohl leiden könnte, daß er, Tiesenhausen, nichtsdestoweniger der Landschaft Nothdurft vorbringen oder auch zu anderen vacirenden Aemtern erkohren werden möchte, — sondern darum allein,

*) Diese königliche Antwort war bisher nicht aufzufinden.

**) Gemeint ist die Rekuperation durch den Frieden von Sapolje 1582.

daß solches Amt nicht stets bei einem allein, sondern alternatim unter den Nationen umhergehen und es in der Landschaft gutem Willen stehen sollte, wen sie jedesmal dazu gebrauchen wollten, gleichwie solches in ganz Polen und Litauen gebräuchlich wäre, und hätten sich die übel vorgesehen, die auf den Reichstagen allzeit gebeten und angehalten, daß alle drei Nationen in gleicher Acht sollten gehalten werden, da sie doch mit dieser ihrer vermeinten Hauptmannschaft jetzt ihren eigenen Vortheil zum Nachtheil der andern Nationen suchten und sich hierin selbst straften."

Mit dieser höhnischen Bemerkung, die wiederum die Wahrheit zu verschieben suchte, indem sie die Veranlassung, aus der die erwähnten Bitten ergangen waren, gänzlich ignorirte, schloß Ostrowski seine lange Ansprache. Die Situation schien nunmehr vollkommen klar zu sein und so nahm denn die Landschaft nach kurzer Berathung einhellig den Stanislaus Koß zum Marschall an und versicherte zugleich, „daß sie dagegen die Hauptmannschaft resigniren und übergeben wollten, doch also daß ihnen dazu ein Zeit lang Dilation vergönnt werde, damit sie solche Resignation desto bedächtlicher thun möchten."

Der erbetene Aufschub wurde ohne weiteres bewilligt und erst am 5. März Nachmittags fand die förmliche Verzichtleistung vor den Kommissarien statt. Johann Ulenbrock, bestellter Sekretarius der deutschen Landschaft, trat vor und resignirte in lateinischer Rede Namens der ganzen Ritterschaft auf das alte Amt*). Er wies in kurzen Worten auf seine Bedeutung hin, auf die Hoffnungen der Livländer, ihren würdigen Hauptmann und Orator Johann v. Tiesenhausen noch weiter zu behalten, auf den anderslautenden Befehl und Willen des Königs und der Stände. Einen Grund für die Aufhebung dieses Amtes haben die Livländer nicht entdecken können. Und dazu: Keinem Untergeordneten hatten sie es übertragen, sondern einem der angesehensten und einem der rathfähigsten Männer unter sich, der nicht sowohl durch den Glanz seiner Familie — quis enim Tisenhausios non novit? — als durch eigene Tüchtigkeit ihre Angelegenheiten bisher zu führen wohlbedacht für würdig erachtet war. Daher bedauern und werden sie es bedauern, daß er nicht weiter in Mühen und Gefahr an

*) Riga, Stadtarchiv.

ihrer Spitze stehen wird, daher wissen sie ihm unendlichen Dank. Und so resigniren sie denn auf Befehl des Königs auf das bis in diese Zeiten bewahrte Amt.

Nun überreichten der Wojewode von Wenden Jürgen Fahrensbach und Johann Tiesenhausen den Kommissarien das alte Ritterschaftssiegel und den Schluß des Aktes machte eine Rede des Kanzlers Leo Sapieha:

Die Kommissarien hätten aus der Rede Namens der Ritterschaft und den Worten Fahrensbachs „genugsam vernommen, was abermals wegen der Hauptmannschaft wäre erwähnt worden. Wollten auch darauf wohl etwas weitläuftiger antworten, aber weil nicht viel Zeit übrig, müßten sie solches unterlassen. Des allein wolle sich Ritter- und Landschaft eigentlich versehen, daß, was von ihnen hierin geschehen, nicht aus ihrem eigenen Beweg und temerario ausu, sondern aus J. Mt. ausdrücklichen Befehl geschehen, dem sie in allweg nachkommen müssen. Ueber das diese Resignation nothwendig hätte geschehen müssen, da anders unter allen Nationen eine richtige gute Ordnung sollen angerichtet werden. Denn dies Amt sei vor Jahren und zu der Zeit bestellt, da es derselben Zeit Obrigkeit und andere Umstände also erfordert, wie aus dem Ausdruck desselben Siegels zu ersehen. [Die Siegellegende lautete: Sigillum Nobilitatis Archiducatus Rigensis.] Als nun aber dies Land durch eine Subjection erstlich, darnach durch eine Recuperation an diese polnische Regierung und Obrigkeit gekommen, habe derselben nicht anders gebüren wollen, als dasjenige abzuthun, was bisher einer Nation allein frei gewesen und hinfürder allen dreien inländischen Nationen zugleich frei und offen sein soll. Also daß sich die Landschaft dessen garnicht zu beschweren, sondern J. Mt. vielmehr dafür billig zu danken, indem sie selbst befinden würden, daß es ihnen gar kein Schade, sondern zum Gedeihen und Vermehrung ihrer Privilegien gereichen werde. Sie erkennen im Uebrigen hieraus der Ritter- und Landschaft unterthänigsten Gehorsam gegen kgl. Mt. und insonderheit Johann Tiesenhausens besondere Bescheidenheit, die ihm auch von keinem Menschen jetzt oder künftig zu einigem Unglimpf gereichen, in Ungutem aufgerückt werden, sondern ihm bei kgl. Mt. zu allen Ehren und mehrer Beförderung gereichen soll, inmaßen sie ihm dessen Kaution geben und solches selbst bei J. Mt. gebührlich rühmen und nicht

zweifeln wollen, daß J. Mt. ihn künftig zu vorfallender Gelegenheit wohl mit anderen Dignitäten und Aemtern versehen werden."

Die livländische Ritterschaft erhielt dann eine Kautionsschrift*) darüber, daß künftighin die Wahl eines Marschalls wechselnd aus allen drei Nationen stattfinden, nach dem Polen ein Deutscher, nach diesem ein Littauer dazu gewählt werden solle. Endlich wurde auch Johann Tiesenhausen ein Zeugniß**) darüber ausgestellt (9. März), daß er, nachdem der Ritterschaft die gänzlich veränderte Sachlage und die gewonnene größere Freiheit klargelegt worden, freiwillig auf sein bisher innegehabtes Amt verzichtet habe.

Somit war also das Amt eines Ritterschaftshauptmanns endgiltig beseitigt.

Die Livländer waren nun aber doch nicht so sehr überzeugt davon, daß sie nunmehr wirklich „größerer Freiheiten" theilhaftig geworden seien. Auf politischem wie auf nationalem und religiösem Gebiet sahen sie das Gegentheil vor Augen.

Es ist bekannt, welchen Umschwung der Dinge schon die nächsten Jahre mit sich brachten. Wir können das Folgende kurz zusammenfassen. Als der langjährige Krieg zwischen Polen und Schweden ausbrach, schloß sich bald der größere Theil der Livländer dem Herzog Karl von Südermannland an, der ihnen ihre alten Rechte in den Privilegien vom J. 1602 bestätigte und die Zusicherung gab, Livland mit Harrien und Wierland „in ein corpus zu dirigiren." Damit wäre natürlich Livland auf einmal wieder zu seinem „Landesstaat" gelangt. Der Gang des Krieges ließ es nicht dazu kommen. Die schwedischen Anhänger in Livland verloren Güter und Wohlstand und zahlreiche Familien mußten jahrelang ein oft kümmerlich Brod in der Fremde suchen. Die unglückliche Schlacht bei Kirchholm zerrüttete das Korps der livländischen Ritterschaft vollständig; selbst ihr altes Archiv ging damals, bis auf einige wenige, zum Theil später zufällig aufgefundene Stücke, gänzlich verloren. Ueber das öffentliche Rechtsleben in all diesen Jahren sind wir bislang leider noch nicht genügend orientirt. Die im Lande ansässigen Polen und Littauer und die auf polnischer Seite verharrenden Livländer sind in den nächsten zwanzig Jahren nach Ausbruch des Krieges mehrfach auf

*) Riga, Stadtarchiv.

**) Riga, Ritterschaftsarchiv.

Landtagen zusammengetreten, in Wenden oder in Riga. Hierbei wurde natürlich jedes Mal ein Marschall für die Dauer der Versammlung gewählt; im J. 1600, wie es die Bestimmung von 1599 aussprach, ein Deutscher, Gotthard Johann v. Tiesenhausen. Die Namen der späteren Marschälle kennen wir nicht.

Erst die Eroberung Rigas 1621 durch König Gustav Adolf schien den Besitz Livlands für Schweden mehr oder weniger zu sichern. Unsäglich verworren waren damals die Verhältnisse des Landes ausnahmslos auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in Recht und Gericht, in Kirche und Schule, in Besitz und Wirthschaft. Es war sicherlich keine leichte Aufgabe in fortdauernder Kriegszeit hier Wandel zu schaffen, alle Dinge neu zu ordnen. Es läßt sich schwer ermessen, was das Land hierin der festen Hand Gustav Adolfs verdankte, wenn ihm auch nicht vergönnt war, das begonnene Werk zu vollenden.

Von einer „livländischen Ritterschaft" konnte in dieser Epoche kaum die Rede sein. Begegnet uns der Ausdruck „Ritter- und Landschaft" in dieser Zeit, so bedeutet er im Grunde nicht mehr als eine Anzahl Personen adeligen Standes. Von irgend einer Organisation ist keine Spur zu finden. Doch war das innere Bedürfniß für ein eigenes Verfassungsleben nicht todt, es war nur verschüttet. Kaum waren die verwickelten Besitzverhältnisse im Lande durch das Kommissorialgericht nur einigermaßen geregelt, so trat es auch wieder zu Tage; es begann sich das Verlangen zu regen, den zertrümmerten „Landesstaat" wieder herzustellen. Im J. 1627 sucht man die alten Rechtsurkunden in ein Corpus privilegiorum wieder zu sammeln, auf Grund dessen zwei Jahre später jene vorläufige Generalbestätigung der Privilegien durch Gustav Adolf erfolgte. Schon hierbei tritt uns in erster Reihe jener Mann thätig entgegen, dem die livländische Ritterschaft ihre Auferweckung zu verdanken hat — Otto Mengden. Er ist die Seele, er die Triebfeder, er ganz allein der Bahnbrecher in jener Epoche der politischen Restauration. Er ist es auch, der uns als erster Landmarschall der regenerirten Ritterschaft entgegentritt.

Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, die Bedeutung dieses Mannes eingehender zu würdigen, oder den Gang der neuen Verfassungsentwickelung im Einzelnen darzulegen. Es handelt sich für uns bloß um das Amt des Ritterschaftshauptmanns.

Als die livländischen Stände im Februar 1634 eingeladen wurden, an der Beisetzung Gustav Adolphs theilzunehmen, wollte die Ritterschaft diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne mit der vormundschaftlichen Regierung über eine Reihe von Beschwerden zu verhandeln und mehrere Gesuche vorzulegen. Otto Mengden wurde damit beauftragt. In der eingereichten, von Mengden eigenhändig aufgesetzten Supplik hieß es: Die kgl. Mt. wolle „uns gnädigst zulassen, einen Ritterschafthauptmann und Landsekretarium zu erwählen, dem die Geschäfte des Landes, wie an andern Oertern üblich, können anvertraut werden, und daß solch Officium durch eine gemeine Wahl alternatim alle vier Jahr umgewechselt werde*).“ Am 6. August 1634 erfolgte die Resolution; sie verfügte: „Einen Ritterschaftshauptmann, den sie begehren, gesteht ihnen I. kgl. Mt. gnädigst insoweit zu, daß, wenn sie vom Gouverneur zu einem Convent berufen werden, dieser [d. h. der Gouverneur] jedesmal, wenn das geschieht, einen aus ihrer Mitte und von ihnen selbst vorgeschlagenen dazu erwähle**). Werden sie aber zu einem Reichstag hierher verschrieben, so will I. kgl. Mt. in diesem Fall einen aus ihrer Mitte dazu verordnen, ganz so wie es mit Ritterschaft und Adel hier in Schweden und Finnland Brauch und üblich ist. Einen eigenen Sekretären will I. kgl. Mt. ihnen auch hiermit gnädigst bewilligt haben***).“

Dies war der Anfang des politischen Wiederauflebens der livländischen Ritterschaft. Es sind ihr wieder Landtage in Aussicht gestellt, die der Gouverneur, wenn auch nicht regelmäßig, sondern bloß nach Bedürfniß zu berufen hat; und für diesen Fall ist ihr ein Ritterschaftshauptmann wenigstens insoweit zugestanden, als sie das Präsentationsrecht erhält. Es dauerte aber noch eine Reihe von Jahren, ehe der erste wirkliche Landtag zu Stande kam. Der Generalgouverneur Bengt Oxenstierna war durchaus wohlwollend und sehr bereit, sich der Mitwirkung der eingesessenen Ritterschaft bei den vielen nothwendigen Arbeiten an der Wohlfahrt des Landes zu bedienen, und diese wenigstens hätte gerne so bald als möglich die Berufung eines Landtages gesehen. Am 10. März

*) Stockholm, Reichsarchiv.

**) Die deutsche Uebersetzung bei Buddenbrock, Sammlung der Gesetze II, 127 ist hier vollständig falsch.

***) Riga, Ritterschaftsarchiv.

1636 schrieb Otto Mengden aus Jdsel an Oxenstierna*): „Ich habe nicht Umgang haben können, J. Exc. Ihr nechst verwichenen Tagen mit mir gehaltener Unterredung zu erinnern, daß nemlich E. Exc. der Landschaft aus väterlicher Vorsorg einen gewissen Terminum und Ort ansetzen und im Lande konstituiren wollten, damit die Landschaft nach der kgl. Mt., unser gnädigsten Königin und Fräulein, zusamt Dero hochlöbl. Regierung ertheilte Resolution des 7. Artikuls sich dahin stellen und nebst dieses Landes von vielen Jahren her bedrücktes und in allerhand Unrichtigkeit steckendes Gravamina proponiren und einen Ritterschafthauptmann, auch Landschaftsekretarium erwählen möchten, auf daß man durch solche Personen einige uns und dem Lande ersprießliche Remedia in dehmütigster Unterthänigkeit gebührlich suchen und erbitten kann. Wann dann ich als bisher von der Landschaft Gevollmächtigter auf meiner Mitbrüder Begehren von J. Exc. wegen des Termins und Orts gerne Gewißheit haben möchte, zu welcher Zeit und an welchem Ort des Landes Conventum anzustellen es E. Exc. belieben möchte, als habe ich diesfalls gegenwärtiges ergehen lassen mit angehengter unterthäniger Bitte, bei Zeigern Ihre Resolution zu eröffnen, auf daß ich solches zum wenigsten 6 Wochen vorher meinen Mitbrüdern in Harrien und Wirland als hier notificiren möchte." Am 31. März antwortete Oxenstierna aus Dorpat**): „Erinnere mich auch unser gehabten Unterredung gar wohl, habe auch deswegen an den Herrn Bruder in jüngster Zeit geschrieben, denn ich hätte gerne gesehen und gewünscht, daß ich mit der sämmtlichen Ritter- und Landschaft Assistenz und Unterredung das Land in gute Besserkeit der abgenommenen Beschwerung und andern guten Richtigkeit und eines guten Aufnehmen hätte bringen und setzen mögen. Sind aber andere Verhinderung, so mir wohl nicht lieb gewesen, dazwischen gefallen, die solches nicht zugelassen. Und auch anitzo ... weil in J. kgl. Mt. und in der Herrn Reichsräthe unterschiedlichen Briefen vermeldet wird, daß zween von den Herrn Reichsräthen mit dem ersten offenen Wasser allhie ankommen werden, so nebst mir des Landes Beschwer consideriren und dessen Wohlfahrt und was zum Besten sein wird in gute Richtigkeit setzen sollen. Zuvorderst solcher Resolution ist sonst meine Meinung

*) Riga, schwedisches Gen.-Gouv.-Archiv.

**) Konzept. Ebenda.

gewesen, zwischen Ostern und Pfingsten einen Terminum des Landtags anzusetzen; weil aber anitzo die Ordre gekommen, daran ich es muß beruhen und bis zu dero Ankunft oder anderer ergehender Resolution einstellen lassen."

Es kam also zunächst noch kein Landtag zu Stande. Zwar fanden in den folgenden Jahren mehrfach Versammlungen einer größeren oder geringeren Anzahl Personen aus der Ritterschaft statt, so im Januar 1637 zu Dorpat, wo man die Begründung einer „Landlade," der Ritterschaftskasse, beschloß, im August 1638 ebendort in Anlaß der Revision der Landgüter, dann wieder 1639 und 1642, wo eine Deputation nach Stockholm beschlossen wurde; aber nirgends ist dabei als von einem Landtage die Rede. Es würde uns hier zu weit führen, auf die Entwicklung dieser Dinge nach dem vorliegenden interessanten und bisher noch nicht verwertheten Material näher einzugehen. Genug, erst im Januar 1643 tritt auf vorhergegangene Fürsprache des Generalgouverneurs der erste Landtag in Riga zusammen, der auf Grund der Resolution von 1634 einen „Landmarschall" oder Ritterschaftshauptmann an seiner Spitze sieht. Die Versammlung erwählte zunächst einen Ritterschaftssekretär, Paul Helmes, der auch sogleich auf der Landstube im Schloß in Funktion trat. „Als er nun," berichtet der Landtagsrezeß über die sich unmittelbar anschließende Wahl des Landmarschalls, „auf Befehl proponirt, daß weil die bis daher gewesene Herrn Deputirten abzudanken gesinnt wären, die Ritter- und Landschaft einen ihres Mittels zu ihrem Directore des Landtages erwählen müßte und sich daher die 3 Kreise getheilt, so haben darauf die vorige Herrn Deputirten samt und sonders abgedankt und hat ein jeder Kreis einen, nämlich der Wendische Herrn Otto v. Mengden, der Dörptische Herrn [Gotth. Wilh. von] Budberg, der Pernauische Herrn Friedrich Wilhelm Patkul zum Landmarschall S. Exc. dem Herrn Generalen vorgeschlagen, auch mit solchem Vorschlage drei Deputirte nebst dem Sekretario zu S. Exc. abgeschickt, welcher im Namen J. kgl. Mt. den Herrn Otto v. Mengden zum Landmarschall vermöge der in Ao. 1634 der Landschaft ertheilten Resolution erwählt, der auch alsobald angenommen worden." Die Funktion des Erwählten erstreckt sich nur auf die Dauer des Landtages, was auch in der Bezeichnung „Direktor des Landtags" seinen Ausdruck findet. Gleich hier

erscheint der Titel „Landmarschall," der dann in den Rezessen fortan (soviel ich sehe, bis auf wenige Fälle) ausschließlich gebraucht wird, während uns in anderen Schriftstücken, wie schon 1634 so auch noch zuletzt in der Supplik von 1648, noch die alte Bezeichnung „Ritterschaftshauptmann" entgegentritt, die sich bekanntlich in Estland bis heute erhalten hat.

Der gleiche Wahlmodus wiederholte sich dann auf dem Landtag im Oktober 1643, wo der Generalgouverneur diesmal den Kandidaten des Pernauschen Kreises, Engelbrecht v. Mengden ernennt. Etwas abweichend ist der Vorgang im J. 1645. Einhellig wählen alle drei Kreise den Obersten Joh. Eberh. v. Bellingshausen zum Landmarschall, der dann, weil der Generalgouverneur abwesend ist, dem Gouverneur präsentirt und von ihm bestätigt wird. Eine bestimmte Wahlordnung gab es demnach noch nicht. Dieser Mangel machte sich fühlbar. Und daher legten die Landräthe im Januar 1646 dem Landtag das Projekt einer Landtagsordnung vor*), damit man also, wie es im Rezeß heißt, „wegen Erwählung eines Landeshauptmann und Beschließunge der Landtäge richtige Ordnung haben" möge. Die hier aufgesetzten Bestimmungen gelangten für diesmal jedoch noch nicht zur Anwendung; uns tritt im Gegentheil wiederum ein neues Wahlverfahren entgegen. Der Rezeß berichtet: „Weil die Ordnung für diesmal den Wendischen Distrikt tangirt, daß aus selbigem ein Landmarschall hat sollen gewählt werden, so haben die Eingesessenen von Adel desselbigen Wendischen Kreises zuerst ihre Vota auf 4 nachfolgende ihres Mittels abgelegt: H. Heinrich Cronstiern, Kriegskommissar, H. Ob.-Lieutenant Remmert Funk, H. Christoffer Richter, Assessor des kgl. Landgerichts und H. Heinrich Pattkull, der livländischen Ritterschaft Cornet und Assessor des kgl. Landgerichts, welchen die übrigen 2 Kreise zugestimmt. Und weil die meisten Vota aus allen 3 Kreisen auf H. Cronstiern und H. Pattkull gefallen, so haben die Herrn Landräthe durch den Sekretär Wicken und mit Zuziehung etlicher von Adel," als Herr Buxhöwden, Johann v. d. Pahlen und Heinrich Albedyll diese zwei Personen dem Generalgouverneur präsentiren lassen. Dieser erklärt, sie wären ihm alle beide genehm und daher möge

*) Riga, Stadtarchiv.

am Besten das Loos entscheiden. Das Loos fiel auf Heinrich Cronstiern.

Das erwähnte auf diesem Landtag zur Deliberation gestellte Projekt, die Grundlage der ersten, am 5. September 1647 bestätigten livländischen Landtagsordnung, enthielt über den Landmarschall folgende Bestimmungen:

Nach Eröffnung des Landtages, „sobald die Herrn Landräthe sich niedergesetzt, werden dieselben aus jedem Kreise nach ihrem Gutachten zwei vom Adel wählen, welche mit Zuziehung des Sekretärs die Vota zur Erwählung eines Landmarschalls (der dann anders nicht, als ordine successorio aus hiesigen drei stiftischen Kreisen soll elegirt werden) von einem jedweden vom Adel insgeheim aufnehmen, consigniren und den Herrn Landräthen einbringen sollen." Sodann werden die Landräthe die Stimmen „censiren, ihre Vota danebst secundum ordinem ablegen und alsdann ex pluralitate votorum ihrer, der Herrn Landräthe, wie auch der sämmtlichen Ritter- und Landschaft einen Landmarschall nominiren, auch selbigen in Präsenz der sämmtlichen Ritter- und Landschaft zur Ratification S. Exc. dem H. Generalgouverneur präsentiren." Weiterhin heißt es: Nachdem der Landmarschall in dieser Weise erwählt und bestätigt ist, soll er mit Zuziehung des Sekretärs die Namen der anwesenden Ritterschaft konsigniren und die Liste den Landräthen einreichen, die dann die ohne legale Gründe Abwesenden mit einer Strafe von 40 Rthl. belegen werden. Sodann wird der Landmarschall in jedem Kreise besonders „inquiriren und untersuchen, die Gravamina und Landbeschwer, so etwa eingelaufen sein möchten, schriftlich oder mündlich, wie sie eingebracht werden, aufnehmen und absonderlichen aus einem jeden Kreise den Herrn Landräthen einbringen." Die Propositionen des Generalgouverneurs werden die Landräthe der Ritterschaft durch den Landmarschall zur Berathschlagung vorlegen.

Die nach vorhergegangenen Berathungen 1647 bestätigte Landtagsordnung*) weicht in den Bestimmungen über die Wahl insofern von dem Projekte ab, als in jedem Kreise der älteste Landrath die Wahl zu leiten, d. h. die Personen zu proponiren und die Stimmen von unten auf sammeln zu lassen hat, „und

*) Gedruckt bei Buddenbrock II 208 ff.

welche zween die meisten Stimmen zu haben die Herrn Landräthe befinden werden, dieselben sollen dem Herrn Generalgouverneur vorgeschlagen und aus denselben einer zum Ritterschaftshauptmann oder Landmarschall im Namen J. kgl. Mt. von ihm erwählt werden." Es wurde somit der Modus gesetzlich fixirt, der auf dem Landtage von 1646 thatsächlich zur Anwendung gelangt war, nur daß in der Praxis, wie aus den Rezessen zu ersehen, nach mehrfachen Abweichungen seit 1676 in der Regel Anfangs sechs Kandidaten von der Ritterschaft aufgestellt, aus diesen drei von den Landräthen ausgewählt und dann erst über diese drei ballotirt wurde. Was die Funktionen des Landmarschalls anlangt, so stimmt die Landtagsordnung in den Hauptsachen mit dem Projekt der Landräthe überein. Sie führt dazu noch weiter aus: „Ferner hat er auch für die Ritterschaft zu reden, ihre Nothdurft und Resolution zu referiren, und was mit Consens oder Einwilligung des Herrn Generalgouverneurs auf dem Landtage geschlossen worden, zur gebührlichen Execution zu befördern, die dann auch von dem Stadthalter ungesäumt nachgegeben werden soll." Beschwerden der Ritterschaft läßt das Landrathskollegium, wo es nöthig ist, der Obrigkeit durch den Landmarschall vortragen.

Dieser Wahlmodus hat dann bis in die russische Zeit bestanden. Die Landtagsordnungen von 1742 und 1759 brachten insofern eine Aenderung, als sie bestimmten, daß der Landmarschall abwechselnd aus dem lettischen und estnischen Theile Livlands gewählt werden müsse. Die gesammte Ritterschaft wählt sechs Kandidaten, das Landrathskollegium dann aus diesen die drei geeignetsten, über die dann wieder einzeln abgestimmt wird. Auch die nächste Landtagsordnung von 1802 läßt zunächst sechs Kandidaten aufstellen; die sechs in der Mehrheit werden dann zum Ballotement gebracht und der eine, welcher dann die meisten Stimmen hat, zur Bestätigung präsentirt. Die 1827 bestätigte Form dieser Landtagsordnung, die auch dem jetzt geltenden Provinzialrecht zu Grunde liegt, bestimmt dagegen einfach, daß der Landmarschall abwechselnd aus den immatrikulirten Edelleuten des lettischen und estnischen Distrikts erwählt wird*); auch hier wird über sechs Kandidaten, die die meisten Stimmen haben,

*) Provinzialrecht Th. II, §§ 371, 413, 419, 596.

ballotirt, dagegen die zwei in der Majorität zur Bestätigung eines von ihnen präsentirt. Nach Ablauf seiner Dienstzeit konnte der Landmarschall wiedergewählt werden. So bestimmte es § 22 dieser Landtagsordnung, der jedoch bei der Kodifizirung des Provinzialrechts nicht mitaufgenommen wurde und erst durch ein besonderes Reichsrathsgutachten vom 28. Dezember 1874 wieder gesetzliche Kraft erhielt. „Wünscht die Ritterschaft," heißt es hier, „daß der frühere Landmarschall den Dienst in diesem Amte auch für das folgende Triennium fortsetze, so wird er, falls er darin willigt, als erwählt betrachtet, wenn er auf allgemeiner Grundlage die Majorität der anwesenden Stimmen erhält; hiervon wird alsdann der Generalgouverneur benachrichtigt."

Zur Zeit der Landtagsordnung von 1647 wurde, wie wir gesehen haben, der Landmarschall nur für die Dauer des Landtags gewählt. Es stellte sich jedoch sehr bald heraus, daß daraus für die Zwischenzeit zwischen zwei Landtagen mancherlei Unzuträglichkeiten erwuchsen. Daher bat denn die Ritterschaft im Juni 1648 in ihrer Supplik: „Weil wir auch durch erschepfte Erfahrung etzlicher nunmehr hingewichenen Jahre empfunden, daß hiesiger Provinzen Livland in so viel dienlicher, daß der Ritter- und Landschaft Hauptmann („der der Ritterschaft Mund sein soll") zum wenigsten allewege, wie denn auch nach gewöhnlicher livländischen Constitution üblich und Herkommen ist, ins dritte Jahr continuiren, sich also hiesigen Landesrechten, wohlhergebrachten üblichen Recessen und Gebräuchen in so viel mehr kundig machen und also hiesigen Landes Statum zu mehren und besseren Perfektion befördern helfen möge:" so möge die Königin gestatten, daß er sein Amt allezeit „ins dritte Jahr erstrecken möge."

Dies wurde von der Königin am 17. August 1648 zugestanden und damit hatte die Wiederherstellung des alten Amtes die Stufe erreicht, auf der es im Wesentlichen bis heute sich erhalten hat. Nur zwei Mal wurde seine Kontinuität im Laufe der Zeit unterbrochen. Zuerst 1694, als König Karl XI. die livländische Verfassung aufhob; schon während der Belagerung 1710 aber gestattete der schwedische Generalgouverneur Strömberg aus praktischen Gründen die Wahl eines Landmarschalls, und die Kapitulation stabilirte bekanntlich aufs neue die alte Verfassung und damit auch das Amt des Landmarschalls. Zum zweiten Mal

wurde es aufgehoben bei der Einführung der Statthalterschaftsverfassung 1783; im folgenden Jahrzehnt gab es einen „Gouvernementsmarschall," bis zur Wiederherstellung der Verfassung im J. 1796 durch Kaiser Paul.

Und so besteht das alte Landmarschallamt bis auf den heutigen Tag. Der Landmarschall, sagte die Instruktion für die Ritterschaftsbeamten vom J. 1827 in Anlehnung an uralte Ausdrücke, „wird auf dem Landtage der treue Mund der Ritterschaft genannt und in seinen Verrichtungen außerhalb des Landtages kann er eigentlicher das Auge der Ritterschaft heißen." Und das heute geltende Gesetz, der § 609 des Provinzialrechts, faßt die wesentlichsten Momente seiner Funktion in den Worten zusammen: „Auf dem Landtage ist der Landmarschall nichts weiter, als der treue Ausleger des Willens der Ritterschaft, außer demselben aber der Bewahrer ihrer Interessen. Seine Hauptobliegenheit besteht darin: für die Aufrechterhaltung der Rechte, Gerechtsame und Einrichtungen der Ritterschaft zu sorgen; selbige wo es sich gebührt, gehörig zu vertreten; die gesetzlichen Beschlüsse der ritterschaftlichen Versammlungen ohne Ansehen der Person und ohne Berücksichtigung persönlicher Verbindungen pünktlich in Ausführung zu bringen."

Dr. Fr. Bienemann jn.

* * *

Die livländischen Landmarschälle

von 1643 an bis auf die Gegenwart[1]).

Zusammengestellt von C. von Rautenfeld.

1. Otto von Mengden. 1643.

Er wurde geboren am 23. April 1600, seine Eltern waren Georg von Mengden und Magdalena von Vietinghoff, Wittwe des Johann Uexküll. Im Jahre 1624 verheirathete er sich mit Gerdruta von Rosen, nach deren Tod mit einer Khevenhüller, zum

[1]) Im Folgenden sollen regelmäßig nur persönliche und biographische Notizen gegeben werden, die politische Wirksamkeit der Landmarschälle dagegen unberücksichtigt bleiben. Doch ist diese Regel, namentlich für die Landmarschälle

dritten Mal am 19. Februar 1668 mit Helena von Ungern-Sternberg, Tochter des Statthalters Wolmar Ungern, deren Bruder der spätere Landmarschall Georg (Jürgen) Konrad Baron Ungern-Sternberg[1]) und deren Schwester Anna Sophie seit 1663 die Gattin des Artillerie-Obersten, späteren Landmarschalls Jakob Stael von Holstein[2]) war. Durch das Diplom vom 12. Juli 1653 erhob Königin Christine von Schweden ihn zum Freiherrn von Altenwoga. Sein Landbesitz bestand aus den Gütern Idsel, Lappier, Sinohlen, Ogershof, Lubey und Kussen.

Mengdens politische Thätigkeit beginnt früh. Bereits im J. 1629 wurde er im Verein mit Fromhold Patkul von der Ritterschaft nach Schweden delegirt, wo er die Konfirmation der livländischen Privilegien durch die von Gustav Adolf am 18. Mai 1629 unterzeichnete Urkunde erwirkte. Fünf Jahre danach war er Glied der Deputation, die dem Leichenbegängniß Gustav Adolfs beiwohnte und bei dieser Gelegenheit die „Resolution" der Königlichen Vormundschaftsregierung v. 6. August 1634 zu erlangen verstand, in der das Recht der Ritterschaft, zur Leitung des Landtages einen „Ritterschaftshauptmann" aus ihrer Mitte zu wählen, anerkannt und ihr „ein eigner Sekretarius bewilligt" wurde. Als auf Grund dieser Urkunde — nach Verlauf von mehr als acht Jahren — im Januar 1643 der livländische Landtag zusammentrat, wurde Otto Mengden am 7. Januar vom Wendenschen Kreise als Kandidat für das Amt des „Landtagsdirektors" oder „Landmarschalls" aufgestellt und an demselben Tage vom Generalgouverneur Bengt (Benedikt) Oxenstierna bestätigt. Das bedeutungsvollste Resultat dieses Landtages war die Wahl eines Ausschusses von zwölf Personen, „welche allen denen Landsachen, so zu des Vaterlandes Besten zu berathschlagen, persönlich beiwohnen und was zur künftigen Ablegation nöthig, rathen und schließen sollten." Es handelte sich um den weiteren Ausbau der Verfassung und um die Bestätigung durch die Regierung. „Aufn Fall

der älteren Zeit, nicht streng beobachtet worden. Als Quellen sind namentlich die Landtagsrezesse und die Stammtafeln (Geschlechtsbücher) der livländischen Ritterschaft benutzt worden. Letztere wurden vielfach nach den im Auftrage der Ritterschaft angefertigten Auszügen aus den livländischen Kirchenbüchern ergänzt und die nicht selten falschen Daten berichtigt.

[1]) S. Nr. 16. [2]) S. Nr. 11.

auch etliche nachm Reiche abzuordnen Vonnöhten sein werde," wurde Otto Mengden zum „caput ablegationis" erwählt. Den Erfolg dieser „Ablegation" sehen wir in der „Resolution" der Vormundschaftsregierung vom 4. Juli 1643, die festsetzte, „daß daselbst in Liefland ein Land-Raht formiret werde von sechs derer besten und geschicktesten adelichen Personen, die im Lande besitzlich seyn, und zwar einem Schweden und einem Liefländer aus jedem Creyß." Auf dem Landtage zu Wenden wurden am 25. Oktober die ersten Landräthe gewählt, unter ihnen auch Otto von Mengden.

Mittlerweile hatte er sich auch kriegerische Loorbeeren erworben. Im Jahre 1635 hatte er als Rittmeister der livländischen Adelsfahne, deren Oberst er später wurde, das von den Polen besetzte Schloß Sunzel durch einen Ueberfall genommen.

Als Landrath verstand es Mengden, rücksichtslos unter seinen Amtsgenossen den Vorrang zu behaupten. Er war der erste, der als Senior des Kollegiums auftrat, dem abdankenden Landmarschall das Abschiedswort sagte und dem nun gewählten Namens der Ritterschaft deren Gruß entbot, sowie auch häufig dem Generalgouverneur gegenüber als Sprecher für die Ritterschaft erschien. Viele Jahre hindurch blieb er der unbestrittene Führer der Ritterschaft und kannte kein Bedenken, scheute auch keine materiellen Opfer, um sich diese Stellung zu wahren. Zunächst war er auf das Eifrigste bestrebt, die alten Urkunden, auf denen die Privilegien der Ritterschaft verzeichnet waren, wiederzuerlangen. 2000 Thaler aus seinen eigenen Mitteln hat er für diesen Zweck geopfert und ist so der Begründer des Ritterschaftsarchivs geworden.

Aber auch der „Landesstaat" harrte der Weiterentwickelung. In der Urkunde vom 17. August 1648, um deren Erlangung wiederum Otto von Mengden sich in Stokholm an der Spitze einer ritterschaftlichen Delegation bemüht hatte, — erhöhte Königin Christine die Zahl der Landräthe auf zwöf und gab dem Landmarschallamte eine dreijährige Amtsdauer[1]).

[1]) Von dieser Urkunde stammt sa das „Triennium," das nach gegenwärtig die regelmäßige Landtagsperiode bildet, das daher sowohl für eine Anzahl von Landesämtern als auch für die Geldbewilligungen des Landtages und manche andere Beschlüsse die Frist darstellt und auf diese Weise den ganzen Organismus der ritterschaftlichen Selbstverwaltung beherrscht.

Am 22. Januar 1649 wurde Mengden als erster „Hofgerichts-Landrath“ von dem Präsidenten in diese Behörde introduzirt.

Auch der erste residirende Landrath sollte er werden, doch kam die „Residirung“ widriger Umstände wegen damals nicht zu Stande. Diese Funktion blieb seinem Sohn Gustav[1]) vorbehalten.

Welche Stellung Otto Mengden in der Ritterschaft einnahm, ersieht man daraus, daß auf dem Landtage vom Jahre 1668 der Landmarschall Stael von Holstein in einer Ansprache ihn „den ruhmwürdigen Wiederaufrichter unseres Ritterstaats, dessen Freiheiten und Privilegien“ nennt und „die siebenundvierzigjährigen von dem Senior des Ritteraths“ dem Vaterlande geleisteten Dienste hervorhebt. Auf diesem Landtage bat Mengden seines hohen Alters und geschwächten Gedächtnisses wegen um Entlassung. Sie wurde ihm nicht gewährt, und wie damals so ließ er sich auch noch im J. 1676 zum Verbleiben im Amte bewegen.

Am 26. Februar 1681 starb er im 38. Jahre seiner Amtsführung als Landrath. Im Dom zu Riga ward er bestattet, wo sein Todtenschild, wenn auch nicht an dem ursprünglichen Platze, noch heute erhalten ist.

2. Engelbrecht von Mengden. 1643.

Er war geboren im Jahre 1587 als Sohn des Fromhold von Mengden auf Altenwoga und der Margaretha von Tiesenhausen. Am 3. Mai 1620 verheirathete er sich mit Margaretha von Taube aus dem Hause Fölk. Zum Landmarschall wurde er am 25. Oktober 1643 auf dem Landtage zu Wenden erwählt und an demselben Tage von dem dort anwesenden Generalgouverneur Hermann Wrangell bestätigt. Am 29. Mai 1646 wählte ihn der Landtag in Riga zum Landrath, der Generalgouverneur versagte indessen die Bestätigung, weil Mengden Vizepräses des Hofgerichts war. Sein Tod erfolgte 1650. Er war Besitzer von Altenwoga und Saara. Als Schriftsteller ist Engelbrecht Mengden bekannt durch seinen „Entwurf eines Landrechts des Fürstenthums Liefland.“

[1]) S. Nr. 8.

3. Johann Eberhard von Bellingshausen. 1645.

Seine Geburt fiel in das Jahr 1604, er war der Sohn des Heinrich v. B. und dessen Gemahlin Elisabeth Patkul. Er war zwei Mal verheirathet, in erster Ehe mit Margaretha v. Zöge († 1651), in zweiter Ehe mit Ebba Barbara v. Wrangell, Wittwe des Oberstlieutenants Karl Adolf v. Tiesenhausen. Im J. 1651 wurde er in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Bei seiner Wahl zum Landmarschall, die am 28. April 1645 auf dem Landtage zu Wenden erfolgte und an demselben Tage vom Generalgouverneur bestätigt wurde, wird er als „Obrist zu Roß" bezeichnet. Am 26. April 1650 wurde er zum Landrath gewählt und an demselben Tage vom Generalgouverneur bestätigt. Sein Tod erfolgte 1655, am 13. Juni d. J. wurde er bestattet. Er war Herr auf Urbs und Uelzen.

4. Heinrich Cronstiern. 1646.

Sein Geburtsjahr ist unbekannt; er war der Sohn des Rigaschen Rathsherrn Märten Struberg und der Katharina geb. Weidemeier[1]), wurde im Jahre 1637 am 5. August unter dem Namen Cronstiern nobilitirt und am 12. Juli 1653 in den Freiherrnstand erhoben. Zum Landmarschallamte wurde er am 19. Januar 1646 als erster Kandidat erwählt. Da der Generalgouverneur Gabriel Oxenstierna erklärte, beide Kandidaten seien ihm gleich lieb, so mußte gelost werden und das Los traf Cronstiern. Bei dieser Wahl wird er als Kriegskommissar bezeichnet, bei seiner Wahl zum livländischen Landrath, die 1650 erfolgte, als General-Kriegskommissar. Auch wurde er Oberst der livländischen Adelsfahne (1676) und Präsident des Oberkonsistoriums (1677). Auf dem im J. 1666 zu Dorpat gehaltenen Landtage vertrat er den Generalgouverneur und hatte in dieser Eigenschaft dem Landtage die „Proposition[2]) abzulegen." Es entspann sich ein eigenthümlicher Konflikt. Während Cronstiern als Vertreter des Generalgouverneurs

[1]) Uebereinstimmend angegeben von Gadebusch (Geschichte des livländischen Adels, Mskr.) und Anrep (Geschlechtstafeln des schwedischen Adels). Böthführ (die Rigasche Rathslinie) kennt dagegen einen Rathsherrn Märten Struberg nicht.

[2]) Mit dem Worte „Proposition" wurden bis in die siebziger Jahre dieses Jahrhunderts die Regierungsanträge bezeichnet.

sich weigert, zu dem erwähnten Zweck auf die „Landstube" zu kommen, will die versammelte Ritterschaft sich nicht dazu verstehen, ihn „als ein membrum der Ritterschaft und Landrath" im Schlosse aufzusuchen. Eine Einigung wird nicht erzielt, Cronstiern sendet die „Proposition" durch einen Boten dem Landtage zu und erscheint erst später persönlich.

Cronstiern war Besitzer der Güter Kokenhusen, Stockmannshof, Alt-Bewershof und Jungfernhof.

Er war verheirathet mit Ursula Pröbsting aus Kurland. Sein Todesjahr ist nicht bekannt.

5. Ernst von Mengden. 1646.

Er war ein älterer Bruder Ottos von Mengden[1]) und in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts geboren (1598?), besaß Turkaln, Roperbeck, Maikendorf, Kabser und Hessenhof, war Landrichter des Pernauschen und des Rigischen Kreises und Oberst der livländischen Adelsfahne.

Im J. 1643 auf dem Januar-Landtage (vgl. Nr. 1) stattete er über die von ihm in Gemeinschaft mit dem Landrichter Gerhard v. Löwenwolde unternommene Deputation nach Stockholm Bericht ab. Am 28. Mai 1646 wird er vom Landtage in Riga zum Landmarschall erwählt und an demselben Tage vom General-Gouverneur Gabriel Oxenstierna bestätigt. Im J. 1650 wird er zum Landrath gewählt. Er war verheirathet mit Dorothea von Gaunersdorf, sowie in zweiter Ehe mit einer Aderkas. Sein Tod erfolgte am 30. November 1655.

6. Hermann Gordian. 1648.

Jahr und Ort seiner Geburt sind nicht bekannt. Er kommt 1624 auf Königliche Werbung mit zwei Pferden nach Livland und dient hier unter Magnus von der Pahlen. 1631 wirbt er, zum Theil auf eigene Kosten, eine Kompagnie von 125 Pferden, 1634 wird er Major. In der Schlacht bei Nördlingen (1634) verliert er 14 Pferde, worauf er in Preußen wieder 80 Pferde anwerben läßt.

---

1) S. Nr. 1.

Auf dem Januar-Landtag 1646 wird er zum Deputirten des Dörptschen Kreises erwählt, auf dem Mai-Landtag 1646 zum Waisenherrn desselben Kreises. Am 27. Mai 1648, auf dem Landtage zu Riga, wird er aus dem Dörptschen Kreise, da dieser an der Reihe ist, als erster Kandidat zum Landmarschall gewählt und an demselben Tage vom Gouverneur Erich Stenbock bestätigt. Im J. 1650 wird er zum Landrath gewählt.

Durch seine Heirath mit Helena Seyer wurde er Besitzer des Gutes Seyershof, im J. 1645 wurde er geadelt. Sein Todesdatum ist unbekannt.

7. Gustav Adolf Clodt von Jürgensburg. 1650—1653.

Er wurde geboren im J. 1621 als Sohn des Obersten Jost von Clodt aus dessen Ehe mit Elisabeth von Ungern-Sternberg. Während er bereits Statthalter in Riga war, wurde er am 24. April 1650 auf dem Landtage in Riga zum Landmarschall erwählt und an demselben Tage vom Generalgouverneur bestätigt. Er war der erste Landmarschall, der, auf Grund der Verfassungsurkunde vom 17. August 1648[1]) für die Dauer von drei Jahren gewählt wurde.

Er war zwei Mal verheirathet, in erster Ehe mit Brita (Brigitta) Stuart, in zweiter Ehe mit Margaretha Wrangell.

An Landgütern besaß er in Livland Jürgensburg, das er geerbt hatte, und Koltzen, das ihm von Karl X. verliehen wurde, das er aber 1662 dem Bürgermeister Hermann Samson[2]) gegen das Gut Festen abtrat. Er war auch Landrath in Estland. Als sein Todesjahr ist 1681 angegeben.

8. Gustav v. Mengden, Freiherr von Altenwoga. 1653—1660.

Der einzige Sohn des späteren Landmarschalls und Landraths Otto von Mengden[3]), stammte er aus dessen erster Ehe mit Gerdruta von Rosen und wurde am 17. April 1625 geboren.

Er wurde am 21. Januar 1653 auf dem Landtage in Riga zum Landmarschall gewählt, am 15. März 1656 wiedergewählt

[1]) S. Nr. 1.

[2]) Sohn des bekannten Generalsuperintendenten Hermann Samson.

[3]) S. Nr. 1.

und bekleidete dieses Amt bis zum 27. Juli 1660, an welchem Tage der Landtag ihn zum Landrath wählte. Gustav Mengden wurde der Nachfolger seines Vaters in der Führung der Ritterschaft. Im Jahre 1669 wurde er Oberst der livländischen Adelsfahne, auch war er schwedischer Generalmajor. Er vertrat wiederholt die livländische Ritterschaft als deren Delegirter am königlichen Hofe zu Stockholm. Auch waren er und der Landrath Heinrich Albedyll die ersten residirenden Landräthe. Nachdem schon seit lange die Residirung der Landräthe geplant, jedoch immer wieder gescheitert war, begannen die Genannten im Januar 1669 „in Gottes Nahmen die Residentz", die sie zwei Monate hindurch führten, wie das von Mengdens Hand geschriebene „Residenz-Diarium" bezeugt. Da ihre designirten Nachfolger in dieser Funktion nicht eintrafen, so hörte, als sie am 28. Februar die Geschäfte niederlegten, die Residirung wieder auf. Während der schwedischen Herrschaft hat sie sich denn auch nie dauernd behaupten können. Dem erwähnten Diarium hat Mengden ein gleichfalls eigenhändig geschriebenes interessantes Aktenstück beigefügt, von ihm selbst benannt „Wohlmeinende Erinnerung, betreffend die Residenz der Herren Land-Rähte bei dem Königl. General-Gouvernemente in Ryga", worin er die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Residirung nachzuweisen sucht[1]). Nach dem Duell mit dem Landrath Jakob Stael v. Holstein (1. Okt. 1679), in dem letzterer durch einen von Gustav Mengdens Sohn, dem Oberstlieutenant Otto Reinhold Mengden, meuchlerisch abgegebenen Schuß tödtlich verwundet wurde, floh Gustav Mengden nach Kurland und hielt sich dort auf, bis er von der Klage auf Meuchelmord freigesprochen war. Im J. 1687 begrüßte er noch im Namen der zum Landtage versammelten Ritterschaft den neuernannten Generalgouverneur Hastfer. Am 16. Dezember des folgenden Jahres 1688 erfolgte sein Tod, bestattet wurde er im Dom zu Riga, im Erbbegräbniß seiner Familie. Auch sein Todtenschild ist gleich dem seines Vaters erhalten.

Verheirathet hatte Gustav Mengden sich im J. 1650 mit

[1]) Als für die damalige Zeit charakteristisches Kuriosum verdient erwähnt zu werden, daß neben dem „Respectus Patriae", „Conservatio et usus privilegij," dem „Dienst Ihro Königl. Maytt," — u. A. als ein Zweck der Residirung auch „die stehte Zähmung des Raths von Ryga" aufgeführt wird.

Barbara Finck von Finckenstein, die im J. 1682 starb. Er besaß die Güter Idsel, Lappier, Sinohlen, Golgowsky, Karlsberg, Zarnikau, Kussen, Lubey und die Besitzung Gustavsholm in Riga (an der Stelle des heutigen Kaiserlichen Gartens) sowie auch Häuser in Riga.

Gustav Mengden war auch Dichter. Er hat sowohl geistliche Lieder verfaßt als auch Spottverse auf die Glieder der Reduktionskommission.

9. Gustav Carl von Wulffen. 1660—1664.

Sein Geburtstag war der 10. Juli 1625, er war ein Sohn des Obersten und Kommandanten von Dünamünde Paul von Wulffen aus dessen Ehe mit Dorothea Burk, der Tochter des Obersten Hans Burk. Von seinem Vater erbte er das Gut Neuhof. Bei seiner Wahl zum Landmarschall wird er als Oberstlieutenant bezeichnet. Diese erfolgte am 27. Juni 1660, Wulffen war zweiter Kandidat. Der Generalgouverneur Robert Graf Douglas bestätigte ihn, weil der erste Kandidat Heinrich Albedyll in aktiven Kriegsdiensten stand. Später wurde Wulffen schwedischer Generalmajor und Gouverneur über Livland. Er starb am 29. Juni 1684.

10. Gotthard Johann von Budberg. 1664—1667.

Er wurde geboren am 4. Dezember 1634 als Sohn des Landraths Gotthard Wilhelm von Budberg[1]) und dessen Gemahlin Anna von Pahlen. Er ging 1655 als Kapitänlieutenant zu Pferde nach Polen, zeichnete sich 1656 bei der Belagerung Rigas durch die Russen aus und wurde 1658 Major.

Zum Landmarschall wählte ihn der Landtag zu Riga am 6. Januar 1664 und an demselben Tage bestätigte ihn der Generalgouverneur Graf Bengt Oxenstierna. Zum Landrath wurde er am 16. Januar 1667 erwählt und bestätigt, nachdem der Generalgouverneur Claudius Graf Tott zwischen ihm und dem zweiten Kandidaten Hermann Wrangell das Los hatte entscheiden lassen.

Im Jahre 1673 ging er in Begleitung des Grafen Gustav Oxenstierna nach Moskau, 1675 wurde er Oberst, 1692 Oberst der

[1]) Dieser war einer der ersten sechs Landräthe, die am 25. Oktober 1643 zu Wenden gewählt wurden.

estländischen Adelsfahne, 1693 am 21. Februar wurde er mit seinen Brüdern in den schwedischen Freiherrnstand erhoben. Er war auch Landrath in Estland.

Seine Gemahlin war Helena Taube, Wittwe des Obersten Andreas Zöge, sein Todesdatum ist unbekannt.

11. Jakob Stael von Holstein. 1667—1669.

Er wurde geboren am 28. Mai 1628, sein Vater war der Pernausche Bürgermeister Matthias Stael, seine Mutter dessen erste Gemahlin Elisabeth Hertwich. Er heirathete im J. 1663 Anna Sophie von Ungern-Sternberg, Tochter des Statthalters Wolmar v. Ungern-Sternberg, deren Bruder Georg Konrad 1683 Landmarschall[1]) und deren Schwester Helene 1668 die Gemahlin des Landraths Otto von Mengen[2]) wurde. Vor seinem Eintritt in die Landesämter zeichnete Stael sich mehrfach in Kriegsdiensten aus, war Artillerieoberst und Kriegsrath und wurde 1660 zum Chef der Artillerie in allen Festungen von Liv-, Est- und Ingermannland sowie Oesel ernannt.

Am 16. Januar 1667 wurde er auf dem Landtage zu Riga als zweiter Kandidat zum Landmarschall erwählt und vom Generalgouverneur Grafen Claudius Tott bestätigt. Beim Zusammentritt des Landtages vom Oktober 1669 ist er in Schweden und es wird, obgleich er nicht abgedankt hat, der Oberstlieutenant Johann von Buddenbrock zum Landmarschall gewählt (s. Nr. 12). Nachdem letzterer aber bereits im folgenden Jahre verstorben war, übernahm Stael wiederum die Obliegenheiten dieses Amtes und verblieb in demselben bis 1673, in welchem Jahre er Landrath wurde.

In demselben Jahre wurde er zum Statthalter in Reval, im folgenden Jahre zum Generalmajor ernannt.

Am 1. Oktober 1679 erhielt Stael bei einem Duell mit dem Landrath Gustav Mengden[3]) von dessen Sohn, dem Oberstlieutenant Otto Reinhold v. Mengden, einen meuchlerischen Schuß, dem er am folgenden Morgen, den 2. Oktober 1679, erlag.

Stael besaß die Güter Kujen und Ramkau in Livland sowie Hannijöggi in Estland.

---

[1]) S. Nr. 16. [2]) S. Nr. 1. [3]) S. Nr. 8.

12. Johann von Buddenbrock. 1669—1670.

Seine Wahl zum Landmarschall erfolgte am 23. Oktober 1669 und die Bestätigung am 25. Oktober durch eine „schriftliche Deklaration" des Generalgouverneurs Grafen Claudius Tott. Er war als einziger Kandidat gewählt und präsentirt worden. Als sich die Ritterschaft am 17. Dezember 1670 zum Landtage versammelte, war er unlängst verstorben. Bei seiner Erwählung wird er als Oberstlieutenant bezeichnet. In der vom livländischen Landrathskollegium geführten Stammtafel fehlt sein Name, daher lassen sich die Daten über seine Geburt, Tod u. s. w. nicht feststellen. Wohl aber erwähnt Gadebusch[1]) einen Oberstlieutenant Johann von Buddenbrock, der bei der Uebereinstimmung von Vornamen, militärischer Charge und Zeit füglich als identisch betrachtet werden dürfte. Dieser diente in Riga während der Belagerung durch den Zaren Alexei Michailowitsch im Jahre 1656. Bei einem Ausfall führte er 240 Reiter gegen die Russen, als der Graf Heinrich Thurn[2]) hinzukam und ihm befahl mit 30 Mann weiter vorzubringen, nachdem die übrigen sich zurückgezogen hatten. Thurn selbst und 27 Mann büßten diese Tollkühnheit mit dem Leben, Buddenbrock erhielt vierzehn Wunden.

Jakob Stael von Holstein. 1670—1673.

(S. Nr. 11.)

13. Otto Friedrich von Vietinghoff. 1673—1676.

Er wurde geboren am 10. Juli 1640, seine Eltern waren der Oberstlieutenant und Landrath Leonhard von Vietinghoff und dessen Gemahlin Elisabeth v. Patkul. Er war Erbherr auf Kosse und Arrendator des damals publiken, später in den Besitz seiner Nachkommen gelangten Gutes Schloß Marienburg und bekleidete

---

[1]) Gadebusch, Geschichte des livländischen Adels, Mnskr., in der livländ. Ritterschaftsbibliothek.

[2]) Ein Enkel des aus dem dreißigjährigen Kriege bekannten Matthias Thurn, dessen Sohn Franz Bernhard von Gustav Adolf die „Grafschaft" Pernau erhalten hatte. Des letzteren Wittwe ließ sich mit ihren Söhnen Christoph und Heinrich dauernd in Livland nieder und auch Matthias Thurn beschloß hier sein unruhevolles Leben.

die militärische Charge eines Rittmeisters. Verheirathet war er mit Anna Dorothea von Grothuß.

Zum Landmarschall wurde er am 20. Februar 1673 gewählt und an demselben Tage vom Gouverneur Fabian von Fersen bestätigt. Auf dem Landtage vom April 1676 bittet er um seine Entlassung, bleibt aber bis zum Herbst und tritt auf dem September-Landtage desselben Jahres zurück. Am 5. Februar 1678 wird er zum Landrath gewählt. Wegen der bekannten politischen Vorgänge in den Jahren 1692 und 1693[1]) wird er, gleich Leonh. Gustav v. Budberg[2]) und Joh. Albr. v. Mengden[3]) im J. 1694 zum Tode verurtheilt, zur Festungsstrafe begnadigt, in Marstrand gefangen gesetzt und endlich 1697 freigelassen. Er starb im J. 1709.

14. **Ernst Johann von Rosen.** **1676—1680.**

Er war ein Sohn des Hermann von Rosen auf Grestén, war Rittmeister und Herr auf Lubar, vermählt mit Elisabeth Gerdruta von Budberg, Tochter des Landraths Gotthard Wilhelm von Budberg und Schwester des unter Nr. 10 verzeichneten Landmarschalls.

Er wurde am 14. September 1676 zum Landmarschall gewählt und an demselben Tage vom Generalgouverneur Christer Grafen Horn bestätigt.

Sein Geburts- und Todesdatum ist unbekannt.

15. **Otto Reinhold von Albedyll.** **1680—1683.**

Sein Geburtstag war der 12. September 1650, sein Vater hieß Heinrich, seine Mutter war dessen erste Gemahlin Barbara von Tiesenhausen. Er war Erbherr auf Soor und schwedischer Oberstlieutenant. Seine Gemahlin Hedwig Anna von Wulffen war eine Tochter des unter Nr. 9 verzeichneten Landmarschalls, Generalmajors und Gouverneurs zu Riga Gustav Carl v. Wulffen.

Am 10. Juli 1680 wurde er zum Landmarschall und am 22. Februar 1690 zum Landrath gewählt, lehnte aber letzteres Amt ab. Sein Tod erfolgte am 29. März 1697.

In die Zeit seiner Amtsführung fällt der Beginn der Güterreduktion, 1681.

---

[1]) S. das Referat bei Nr. 17. [2]) S. unten S. 183. [3]) S. Nr. 19.

16. Georg (Jürgen) Conrad Baron Ungern-Sternberg. 1683—1690.

Er war geboren im J. 1654 als Sohn des Statthalters Wolmar von Ungern-Sternberg und der Sophie Uexküll. Seine erste Gemahlin war Sophie Margarethe von Uexküll-Güldenbandt aus dem Hause Padenorm, die zweite Dorothea Elisabeth von Wrangell. Er war schwedischer Major und Herr auf Orgishof, Kassinorm und Jensel.

Am 4. Juli 1683 wurde er zum Landmarschall, am 22. Februar 1690 zum Landrath gewählt, jedoch in letzterem Amte gleich den vier übrigen an demselben Tage gewählten Landräthen vom Gouverneur Soop nur vorläufig, bis „auf weitere Confirmation Sr. Gräfl. Excell. des Hn. General-Gouverneuren" bestätigt.

Auf dem Landtage von 1693 gerieth Ungern in Sachen der Haltung gegen die Regierung in Kollision mit der Majorität und es wurden manche ihn kränkende Aufzeichnungen in den Rezeß dieses Landtages aufgenommen. Auf seine Beschwerde mußten sie gemäß Befehl des Generalgouverneurs später gestrichen werden[1]).

Ungerns Tod erfolgte 1708 oder 1710.

17. Johann Heinrich Streiff von Lauenstein. 1690—1693.

Sein Geburtstag war der 15. März 1647, die Namen seiner Eltern sind nicht bekannt. Seine Gemahlin hieß Catharina zur Horst und war die Wittwe des Sekretärs Johann Cahlen, — bei seiner Wahl zum Landmarschall wird er als Oberstlieutenant bezeichnet.

Diese Wahl fand am 25. Februar 1690 zu Riga statt. Vorher hatten die Landräthe den Kapitän Johann Reinhold von Patkul zu sich fordern lassen „um ihn zu sondiren, ob er incliniret sein mögte, den Landmarschalß-Stab anzunehmen," — er hatte es aber abgelehnt. Am Tage nach seiner Wahl wurde Streiff vom Gouverneur Soop bestätigt.

Auf dem Landtage zu Wenden 1692 wurden dem Landmarschall zur Unterstützung in der Geschäftsführung der Oberst-

[1]) Diese Streichung erfolgte in einer Weise, daß es Schirren möglich war, sämmtliche durchstrichenen Stellen zu lesen und drucken zu lassen (s. Schirren, Rezesse der livländischen Landtage, S. 232 ff.)

lieutenant Wolmar Anton von Schlippenbach, der Kapitän Joh. Reinh. v. Patkul und der Baron Johann Albrecht v. Mengden[1]) als „Residirende" beigegeben. Nach Schluß dieses Landtages, am 17. Juni 1692, wurde dem Könige Karl XI. eine von Patkul verfaßte Bittschrift (betr. die Güterreduktion) übergeben, die durch ihre grelle Schilderung der im Lande herrschenden Noth in hohem Grade des Königs Mißfallen erregte. Die Landräthe und der Landmarschall, welche die Bittschrift unterzeichnet hatten, sowie die Residirenden wurden nach Stockholm vorgefordert um sich zu verantworten. Im J. 1694 wurden die Landräthe Otto Friedrich von Vietinghoff[2]) und Leonhard Gustav Baron Budberg[3]) sowie der „Residirende" Johann Albrecht Baron Mengden zum Tode verurtheilt, zur Festungsstrafe begnadigt und in Marstrand gefangen gesetzt. Erst 1697 erfolgte ihre Freilassung[4]).

Mittlerweile hatte der Landmarschall Streiff 1693 sein Amt niedergelegt, der Landtag war vom Generalgouverneur Hastfer aufgelöst und alle weiteren Versammlungen der Ritterschaft verboten worden. Streiff war zum Landrath gewählt aber nicht bestätigt worden. Die Präsentation der für das Landmarschallamt gewählten Kandidaten Generaladjutant von Esten und Lieutenant v. Albedyll mußte unterbleiben. Streiff starb am 9. Februar 1700.

* * *

Am 20. Dezember 1694 erließ Karl XI. eine „Allergnädigste Verordnung", durch die er die Verfassung sowie die Aemter des Landmarschalls und der Landräthe aufhob. Das „Direktorium" des Landtages sollte „unter dem Präsidio des Generalgouverneurs" ein von diesem zu ernennender „Ritterschaftshauptmann" führen. Auf Grund dieser Verordnung haben das Direktorium geführt:

a) Gustav Ernst von Albedyll, Landtagsdirektor 1695 und 1697. Das Datum seiner Geburt ist nicht bekannt. Er war ein Bruder des unter Nr. 15 verzeichneten Landmarschalls Otto Reinhold Albedyll. Der Generalgouverneur Dahlberg ernannte ihn zum „Ritterschaftshauptmann". Im Dezember 1710 wurde er zum Landrath gewählt und am 13. Dez. vom Kaiserl. General-

[1]) Landmarschall 1710, s. Nr. 19. [2]) S. Nr. 13. [3]) S. S. 183.
[4]) Patkul, der nicht begnadigt wurde, hatte sich rechtzeitig geflüchtet.

bevollmächtigten Baron Löwenwolde bestätigt. Bei der Wahl wird er als Generalmajor bezeichnet. Im J. 1721 ist er verstorben. — b) Friedrich von Plater, Direktor der ritterschaftlichen Versammlung, 1. Sept. 1697. Wann er geboren, ist unbekannt, seine Eltern waren der Landrath Fabian Plater und Elisabeth Taube. Im J. 1658 studirte er zu Wittenberg, 1663 war er Erbherr auf Teilitz, 1678 Deputirter der Ritterschaft in Stockholm, bald darauf Präsident des livländischen Oberkonsistoriums. Im Jahre 1679 hatte er sich mit einer Osten-Sacken, später mit Juliane Aberkas verheirathet. Er starb um 1700. — c) Leonhard Gustav Baron Budberg, Landtagsdirektor 1699 und 1700. Bezgl. seiner Abstammung vergl. die Notizen, betr. den unter Nr. 10 verzeichneten Landmarschall Gotthard Johann Budberg, dessen Bruder er war. Als sein Geburtstag ist der 11. August 1640 angegeben. 1658 war er Kornet im Regiment seines Vaters, des Obersten und Landraths Gotthard Wilhelm Budberg, 1676 wird er Major, 1677 Oberstlieutenant, 1683 wurde er zum Landrath, 1690 in Gemeinschaft mit Patkul zum Delegirten nach Stockholm erwählt. Ueber diese Delegation schrieb Patkul die bekannte Relation, die 1692 dem Landtage vorgelegt wurde. 1694 wurde Budberg verurtheilt und in Marstrand gefangen gesetzt[1]), 1697 begnadigt, 1699 und 1700 vom Generalgouverneur Dahlberg zum Landtagsdirektor berufen. Am 21. Februar 1693 waren er und seine Brüder in den schwedischen Freiherrnstand erhoben worden. Er war Herr auf Inzeem und Widdrisch. Seine Gemahlin hieß Ursula Christina von Löwenstern. Sein Tod erfolgte am 19. Juli 1708 zu Riga.

Von 1700—1710 hat kein Landtag stattgefunden.

* * *

18. Georg Reinhold von Tiesenhausen. 1710.

Seine Geburt soll im Dezember 1650 stattgefunden haben, der Tag ist nicht bekannt; sein Vater war Johann von Tiesenhausen, seine Mutter Catharina von Brümmer. Im J. 1666 brachte der Vater ihn nach Schweden, wo er die Universität Upsala besuchte und 1668 als Hofjunker Karls XI. angestellt wurde.

---

[1]) Vgl. das Referat über diese Vorgänge bei Nr. 17.

Im Jahre 1670 kehrte er nach Livland zurück, trat dann in holländische, später in schwedische Kriegsdienste, wurde zum Oberstlieutenant ernant und erhielt am 26. Juli 1703 seinen Abschied.

Mittlerweile hatte der Nordische Krieg begonnen. Im Herbst 1709 zog das russische Heer vor Riga und am 14. November feuerte Peter der Große eigenhändig die ersten Bomben gegen die Stadt ab, worauf er selbst fortreiste und die Belagerung seinem Feldherrn Boris Scheremetjew überließ. Am 12. Januar 1710 trat in Folge eines vom Generalgouverneur Nils Strömberg an den Obersten Gotthard Wilhelm Baron Budberg[1]) gerichteten Schreibens, in dem Strömberg die Ritterschaft um Hergabe von Kornvorräthen ersuchte, letztere unter Budbergs Leitung zu einer Berathung zusammen. Am 18. Januar beschloß die Ritterschaft, um die Erlaubniß nachzusuchen „eine Person aus ihrer Mitte zu erwählen, welcher Permission und Gelegenheit nehmen könnte, öfter demüthige Aufwartung bei Sr. Excell. (dem Generalgouverneur) zu machen." In seiner Erwiderung bezeichnete Strömberg dieses Desiderium als „rühmlich und bei jetzigen Zeiten nöthig" und erklärte, daß eine solche Person „gerne admittiret" werden solle. Budberg lehnte die Aufforderung, der Ritterschaft „Vormann" zu werden, ab, obgleich eine Deputation sie ihm nochmals überbrachte. Er proponirte den Oberstlieutenant Georg Reinhold von Tiesenhausen zum „Landmarschall," worauf, trotzdem letzterer sein Alter und seine Schwächlichkeit vorschützte, am 25. Januar die Wahl einstimmig erfolgte. Das Präsentationsschreiben wurde noch von Budberg unterzeichnet. Unter dem 3. Februar ernannte der General-Gouverneur „im Namen des Königs" Tiesenhausen zum „Landmarschall," so daß im Gegensatz zur Verordnung vom 20. Dezember 1694[2]) nunmehr wieder ein von der Ritterschaft gewählter Landmarschall in Funktion trat.

Tiesenhausen unterzeichnete im Namen der Ritterschaft die

---

[1]) Gotthard Wilhelm von Budberg, geb. 31. August 1664, Bruder des unter Nr. 10 angeführten Landmarschalls, diente im Militär, nahm an mehreren Feldzügen in Deutschland theil, wurde 1686 Oberst, 1693 nebst seinen Brüdern in den Freiherrnstand erhoben, vertheidigte 1706 Dünamünde gegen die Sachsen, mußte jedoch trotz tapferer Gegenwehr kapituliren. Er starb am 31. März 1710.

[2]) S. S. 182.

Akkordpunkte, die der Kapitulation vom 4. Juli 1710 zu Grunde lagen und die alte Verfassung wieder herstellten. Er unterschrieb auch mit den übrigen Gliedern der Ritterschaft das vom 13. und 14. Juli datirte Eidesreversal, durch das die livländische Ritterschaft dem Zaren Peter den Huldigungseid leistete. Bald darauf trat er vom Landmarschallamte zurück. Im Dezember 1710 wurde er zum Landrath gewählt, welches Amt er bis 1721 bekleidete. Am 20. Juni 1734 starb er. Er war seit dem 11. Januar 1687 mit Anna Salome Louise von König verheirathet, die am 17. August 1710 starb. Sein Landbesitz bestand aus den Gütern Nachtigal und Gravenhof[1]).

19. Johann Albrecht Baron Mengden von Altenwoga. 1710.

Als dritter Sohn des Landraths Gustav Mengden[2]) und dessen Gemahlin Barbara Finck von Finkenstein am 6. Dezember 1663 geboren, war er im Kriegsdienst zum Oberstlieutenant avancirt, als er im Jahre 1692 vom Landtage zum „Residirenden" gewählt wurde[3]). Gleich dem Landmarschall Streiff von Lauenstein und den Landräthen Vietinghoff[4]) und Budberg[5]) wurde er 1694 zum Tode verurtheilt und in der Festung Marstrand gefangen gehalten, bis im Jahre 1697 Karl XI. kurz vor seinem Tode die völlige Begnadigung gewährte. Er war verheirathet mit Anna Catharina Streiff von Lauenstein, der Tochter des erw. Landmarschalls, und Besitzer der Güter Idsel und Lubey.

Bei seiner Wahl zum Landmarschall, die am 17. Juli 1710 erfolgte, wird er als Generalmajor bezeichnet. Im Landmarschallamte blieb er bis zum Dezember desselben Jahres und wurde dann zum Landrath erwählt. Er starb im Jahre 1720 am 26. Dez.

Während seiner Amtsführung, am 30. September 1710, erfolgte die Generalkonfirmation der Landesprivilegien durch Peter den Großen und, am 12. Oktober desselben Jahres, die Zarische Resolution auf die Akkordpunkte vom 4. Juli.

[1]) Letzteres Gut ist später mit Zögenhof vereinigt worden.

[2]) S. Nr. 8.

[3]) S. Nr. 17.

[4]) S. Nr. 13.

[5]) S. S. 183.

20. Magnus Gustav Baron Mengden von Altenwoga. 1710—1712.

Er war der zweite Sohn des Landmarschalls und Landraths Gustav von Mengden und dessen Gemahlin Barbara Finck von Finkenstein, somit ein Bruder des Vorhergehenden. Geboren wurde er am 24. Januar 1663. In holländischen Kriegsdiensten wurde er zum Oberstlieutenant befördert. Am 14. Dezember 1710 wählte ihn der livländische Landtag einstimmig zum Landmarschall, worauf der Generalbevollmächtigte des Zaren, Gerhard Johann Baron Löwenwolde, zu der einmüthigen Wahl dieses „gar geschickten Mannes" der Ritterschaft gratulirte. Am 12. Juli 1712 wurde er zum Landrath gewählt, nahm aber der geringen Majorität wegen die Wahl nicht an.

M. G. Mengden war drei Mal verheirathet. Seine erste Gemahlin, Margaretha Elisabeth Gräfin Hastfer, mit der er sich 1694 vermählte, war eine Tochter des Generalgouverneurs Jakob Johann Hastfer, sie war geboren 1660 und starb 1703. Im J. 1704 heirathete er die Baronesse Anna Elisabeth Budberg, am 23. Oktober 1705[1]) Dorothea Sophia von Rosen.

Er war Herr auf Golgowsky, Sinohlen und Zarnikau.

21. Magnus Johann von Plater. 1712—1717[2]).

Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Sein Vater hieß Fabian P., seine Mutter Elisabeth von Löwenwolde, seine Gemahlin Anna Catharina v. Rigemann. Im J. 1703 war er schwedischer Kapitän.

Zum Landmarschall wurde er am 9. Juli 1712 erwählt, 1714 wollte er zurücktreten, ließ sich jedoch bewegen, noch ein Jahr im Amte zu bleiben. Da der nächste Landtag erst 1717 stattfand, behielt er seine Stellung bis dahin.

Das Datum seines Todes ist gleichfalls unbekannt.

22. Otto Christoph von Richter. 1717—1721.

Er war der Sohn Adams von Richter und der Beata Christine von Meck. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Er war

[1]) Dieses Datum ist authentisch, die vorhergehenden mögen ungenau sein.

[2]) Während dieser Zeit führte die Ritterschaft des Dorpatschen Kreises eine Sonderexistenz. Dort waren Landmarschälle Berend Dietrich v. Bock 1715—1720 und Woldemar Johann von Ungern-Sternberg 1720—1723. In diesem Jahre fand die Vereinigung mit der Ritterschaft der anderen Kreise statt.

Erbherr auf Siggund, 1702 Assessor des Rigaschen Landgerichts, wurde 1710 bei der Kapitulation als Geißel ins russische Lager geschickt, war 1711 Assessor des Hofgerichts, auch Konsistorialassessor.

Auf dem Landtage von 1721 erklärt er die Wahl zum Landmarschall nicht annehmen zu können, was eine längere Verhandlung zwischen den Landräthen und der versammelten Ritterschaft zur Folge hat. Endlich, am 7. Februar, wird er zur Bestätigung präsentirt, die am 18. Februar erfolgt. Am 3. Juni 1721 wird er zum Landrath gewählt. Da aber der Generalgouverneur Fürst Repnin die Bestätigung sowohl der Landräthe wie auch des neugewählten Landmarschalls „Sr. Zaarlichen Majestät selbst" vorbehalten zu müssen erklärt, muß Richter das Landmarschallamt bis 1723 weiterverwalten. 1725 wird er Regierungsrath. Er starb am 14. Juni 1729. Seine Gemahlin war Catharina Witte von Schwanenberg.

23. Gotthard Wilhelm Baron Budberg. 1723—1727.

Ein Sohn des Landraths Leonhard Gustav von Budberg[1]) und dessen Gemahlin Ursula Christina von Löwenstern, wurde er am 30. Juli 1685 geboren, studirte im Auslande, war Kammerjunker bei der Gemahlin des Thronfolgers Alexei, geb. Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, später Hofgerichtsassessor in Livland.

Am 7. Juli 1721 zum Landmarschall gewählt, konnte er dieses Amt nicht antreten, weil der Generalgouverneur, Fürst Repnin, sich nicht für kompetent hielt, die Wahl zu bestätigen. Erst am 10. Dezember 1723 kam die Bestätigung durch den Senat ein. Von 1727—1742 war er Landrath, seit 1737 Oberkirchenvorsteher. In demselben Jahre wurde er Regierungsrath, 1743 General-Oekonomiedirektor.

Am 20. Februar 1722 hatte er sich mit Margarethe Elisabeth von Lode vermählt, am 30. Mai 1749 starb er zu Riga. Er besaß die Güter Inzeem, Widdrisch, Borowsky, Stolben und Kruedenershof.

In die Zeit seiner Amtsführung fällt die Thronbesteigung Katharinas I. und die Privilegienbestätigung durch sie am 1. Juli 1725.

[1]) S. S. 183.

24. Gotthard Wilhelm von Berg. 1727—1730.

Er wurde geboren am 12. Juni 1682 als Sohn des Mannrichters Gustav von Berg zu Kattentack in Estland und der Agneta Wilhelmina von der Pahlen. 1710 war er schwedischer Kapitän.

Seine Wahl zum Landmarschall fand am 18. September 1727 statt, 1730 wurde er Landrath und bekleidete dieses Amt bis 1747.

Während seiner Amtsführung als Landmarschall erfolgte die Privilegienbestätigung durch den Namentlichen Ukas Peters II. v. 11. Sept. 1728, ferner die Thronbesteigung der Kaiserin Anna, an deren Krönung er in Gemeinschaft mit dem Landrath Grafen Gustav Löwenwolde theilnahm, wonach sie bei der Kaiserin um die Bestätigung der Privilegien nachsuchten, die denn auch durch den Gnadenbrief vom 23. August 1730 gewährt wurde. Als Landrath nahm Berg 1740 in Gemeinschaft mit dem Landrath Otto Fabian von Rosen[1]) an dem Leichenbegängniß der Kaiserin Anna theil. Unter dem 25. Februar 1741 berichtet er über die erfolgte Generalkonfirmation durch die Regentin Anna, die Tags zuvor unterzeichnet war.

Berg war verheirathet mit Eva Helena v. Helmersen (verst. am 19. April 1756). Sein Ableben erfolgte zu Erlaa am 2. Febr. 1756. Er war Pfandherr der Krongüter Holstfershof und Aidenhof und seit 1734 Besitzer von Erlaa.

25. Caspar Friedrich von Buddenbrock. 1730—1737.

Das Datum seiner Geburt ist nicht bekannt. Seine Eltern waren der Landrath Heinrich Gotthard v. Buddenbrock und dessen erste Gemahlin Charlotte v. Cronmann. Er war Kapitän in holländischen Diensten und Arrendebesitzer des publiken Gutes Pargen (jetzt Groß-Jungfernhof).

Am 12. Sept. 1730 zum Landmarschall gewählt, blieb er sieben Jahre in diesem Amte, da der nächste Landtag erst 1737

[1]) Otto Fabian Baron Rosen, geb. 1679, gestorben am 2. Februar 1764, ein Sohn des Generalfeldmarschall-Lieutenants Georg Gustav Baron Rosen, diente in der russischen Armee, wurde als Generalmajor entlassen, besaß Rosenhof und Kardis in Livland und Kullina in Estland, wurde 1737 Landrath und vikarirte als solcher für den Landmarschall Gustav Johann Baron Budberg, legte 1759 das Landrathsamt nieder.

stattfand. 1733 wurde er Präsident des Oberkonsistoriums und Glied der Matrikelkommission.

Er hatte sich 1703 mit Maria Elisabeth v. Seifferten verheirathet und starb am 11. Dezember 1737.

26. Johann Gustav Baron Budberg. 1737—1742.

Er wurde geboren am 10. Juli 1693 als Sohn des Obersten Gotthard Wilhelm von Budberg[1]) und der Katharina Barbara von Aderkas, war somit ein Brudersohn des Landmarschalls Gotthard Johann[2]) sowie des Landraths und Landtagsdirektors Leonh. Gustav v. Budberg[3]). Er studirte in Königsberg und Halle und wurde in Livland Hofgerichtsassessor. 1725 hatte er sich mit Anna Louise von Plater verheirathet.

Am 22. Februar 1737 wurde er zum Landmarschall gewählt, legte aber, nachdem er Allerhöchst zum Vizepräsidenten des Hofgerichts ernannt worden war, bereits am 9. Juli desselben Jahres dieses Amt förmlich nieder, ohne jedoch von der Ausübung der Funktionen völlig zurückzutreten. Für ihn vikarirte der Landrath Otto Fabian v. Rosen[4]). Den Landtag von 1742, den ersten seit 1737, leitete jedoch Budberg. 1747 wurde er zum Landrath gewählt.

Während seiner Amtszeit als Landmarschall fand der Regierungsantritt der Regentin Anna (1740) und der Kaiserin Elisabeth (1741) statt. Bezüglich der Privilegienbestätigung durch erstere s. Nr. 24. Zur Erlangung der Konfirmation durch Elisabeth gingen Budberg und der Landrath Generalmajor Balthasar von Campenhausen im Auftrage der Ritterschaft als Delegirte nach Petersburg. Am 25. Juli 1742 unterzeichnete Elisabeth die Konfirmation.

Budberg war Herr auf Fölk und Arrendebesitzer von Sagnitz und Kawershof. Er starb am 15. März 1754.

27. Heinrich Gustav von Patkul. 1742—1747.

Sein Geburtstag ist der 23. April 1698, er war ein Sohn des Gustav Magnus von Patkul aus dessen Ehe mit Wendula v.

[1]) S. die Anmerkung 1 auf S. 184. [2]) S. Nr. 10. [3]) S. S. 183.
[4]) S. die Anmerkung zu Nr. 24.

Ceumern, der Tochter des Ritterschaftssekretärs und Landraths Caspar von Ceumern auf Rosenbeck, welches Gut Patkul von seiner Mutter erbte. Im J. 1727 war er Ordnungsgerichts-Adjunkt, 1742 verheirathete er sich mit Wendula von Freymann, der Wittwe des Lieutenants David Bachmann. Am 21. Juni 1742 zum Landmarschall gewählt, verwaltete er dieses Amt bis 1747. Im J. 1750 wurde er Landrath und legte letzteres Amt 1765 nieder. Er starb 1778 kinderlos.

28. Gustav Heinrich von Igelstrom. 1747—1759.

Geboren am 5. Dezember 1695, war er ein Sohn des Harald von Igelstrom und der Anna Elisabeth von Klot. Seine Gemahlin hieß Margaretha Elisabeth von Albedyll (gestorb. am 18. Februar 1765).

Er wurde am 15. Juni 1747 zum Landmarschall gewählt, am 27. Juni 1750 wiedergewählt, blieb in diesem Amte bis 1759[1]), war 1759—1769 Landrath, auch Oberkirchenvorsteher und Glied des Hofgerichts.

Nachdem der Landmarschall Adolf Heinrich von Anrep[2]) im Jahre 1765, wenige Monate nach seiner Wahl, verstorben und der vikarirende Landmarschall Landrath Baron Meyendorff[3]) als Landmarschall zurückgetreten war, wurde Igelstrom am 24. März 1767 vom Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall erwählt und führte dieses Amt bis zum Landtage 1769. Sein Tod erfolgte am 2. März 1771. Er war von August III. in den polnischen Freiherrenstand erhoben worden und war Erbbesitzer der Güter Laiwa und Kerrafer.

29. Leonhard Johann von Budberg. 1759—1765.

Er wurde geboren am 14. März 1727 und war ein Sohn des Landraths, späteren Regierungsraths und Generalökonomiedirektors, Gotthard Wilhelm und daher ein Enkel des Landraths Leonhard Gustav von Budberg[4]). Seine Mutter hieß Margaretha Elisabeth von Lode. Er studirte in Straßburg und heirathete im

[1]) Von 1750—1759 fand kein Landtag statt.

[2]) S. Nr. 30. [3]) S. die Anmerkung 1 zu Nr. 30. [4]) S. 183.

Dezember 1757 die Margaretha Dorothea Gerdruta von Trautvetter, Wittwe des Landraths Valentin Johann von Kruedener.

Zum Landmarschall wurde er am 8. Juli 1759 erwählt und bekleidete dieses Amt bis 1765, wurde damals einstimmig zum weiteren Verbleiben aufgefordert und gab Anfangs nach, da die Ritterschaft erklärte, sie „habe beschlossen, alles anzuwenden, um den Hn. Landmarschall Baron von Budberg dahin zu vermögen, daß er bei seiner so wohl verwalteten Landmarschall-Bedienung bleiben wolle." Schließlich lehnte er die Wiederwahl doch ab.

Nach der Thronbesteigung Peters III. ging er im Januar 1762 nach Petersburg, um im Verein mit dem Landrath Carl Friedrich Schoultz von Ascheraden, der sich bereits dort befand, die Bestätigung der Privilegien zu erwirken[1]). Der Thronwechsel unterbrach die Verhandlungen. An der Krönung Katharinas II. in Moskau nahmen Budberg, Schoultz und der Landrath Gustav Wilhelm von Taube[2]) als Delegirte der livländischen Ritterschaft theil. Um die Privilegienbestätigung bemühte sich namentlich Schoultz, bis endlich am 19. Dezember 1762 Katharina die Konfirmationsakte unterzeichnete.

Als im September 1783 der Landtag sich versammelt hatte, um die durch Allerh. Befehl vom 3. Juli desselben Jahres verordnete Statthalterschaftsverfassung einzuführen, wurde Leonhard Johann von Budberg zum Gouvernementsmarschall erwählt (29. September) und er behielt dieses Amt bis 1786. Durch den Allerh. Befehl v. 12. Aug. 1786 wurde die ritterschaftliche Verfassung und das Amt der Landräthe aufgehoben. Am 31. August

---

[1]) Carl Friedrich Baron Schoultz von Ascheraden, geb. 19. Jan. 1720, gestorb. 21. Jan. 1782, erzogen im Kadettenkorps in Petersburg, 1743 als Kapitän aus dem Militär entlassen, vermählt mit Christine Helene von Liphart, 1747 Kassadeputirter, 1759—1765 livländischer Landrath, ist bekannt namentlich durch das in lettischer Sprache gedruckte „Recht," das er seinen Bauern ertheilte, sowie durch seine Thätigkeit als Delegirter der Ritterschaft behufs Wahrung der Landesrechte, und nach dem Thronwechsel 1761 behufs Erwirkung der Privilegienbestätigung. Er hat eine nur als Manuskript erhaltene „Geschichte Livlands" nebst einer „kurzgefaßten Abbildung des livländischen Staatsrechts" verfaßt.

[2]) Gustav Wihelm Taube von der Issen, geb. 23. März 1715, 1759 Landrath, 1775 nach dem Tode des Landmarschalls Baron Mengden (Nr. 31) vom Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall gewählt, starb am 23. Oktober 1775.

legte der residirende Landrath Claudius Magnus von Helmersen seine Funktionen nieder und übergab die Geschäfte dem Gouvernementsmarschall.

Budberg starb im J. 1796, das Datum seiner Bestattung ist der 12. September dieses Jahres.

30. Adolf Heinrich von Anrep. 1765.

Geboren im Jahre 1717, war er ein Sohn des Landraths Caspar Heinrich von Anrep und der Gerdruta von Dreiling, von der er das Gut Kerstenshof erbte. Er verheirathete sich 1741 mit Helene Margaretha von Schütz.

Am 24. Februar 1765 wurde er zum Landmarschall gewählt, starb aber bereits am 25. April desselben Jahres.

Nach seinem Tode wurde der Landrath Georg Johann Baron Meyendorff[1]) vom Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall gewählt, nach dessen Rücktritt von dieser Funktion im J. 1767 der Landrath und dim. Landmarschall Heinrich Gustav von Igelstrom[2]), der bis zum Landtage des Jahres 1769 die Stellvertretung behielt. Diesen Landtag leitete, da Igelstrom abwesend war, der Landrath Friedrich Wilhelm von Patkul.

31. Carl Gustav Baron Mengden von Altenwoga. 1769—1775.

Er wurde geboren am 12. Mai 1723 als Sohn des Landraths Gustav Reinhold Baron Mengden und der Anna Helena v. Vietinghoff. Sein Großvater, der Landrath und Generalmajor Carl Friedrich Baron Mengden, war der jüngste Sohn des Landmarschalls und Landraths Gustav Baron Mengden[3]) und Bruder der Landmarschälle Johann Albrecht[4]) und Magnus Gustav[5]) von Mengden.

[1]) Georg Johann Baron Meyendorff, geb. 1719, Sohn des Fabian M., Erbherrn auf Sallentack, und der Eva Baronesse Löwenwolde, war Kaiserlich russischer Major, später schleswig-holsteinischer Brigadier, seit dem 14. August 1741 verheirathet mit Auguste Sophia Charlotta von Stackelberg (gestorben am 30. Mai 1759), bat 1742 um das livländische Indigenat, war vor 1745 Herr auf Klein-Roop, kaufte 1759 Schloß Hochrosen, wurde 1765 zum Landrath erwählt, vikarirte 1765—1767 als Landmarschall, starb am 13. Januar 1771 in Hochrosen.

[2]) S. Nr. 28. [3]) S. Nr. 8. [4]) S. Nr. 19. [5]) S. Nr. 20.

Er studirte in Göttingen, trat später in Hessen-Kasselsche Militärdienste, machte als Dragonerlieutenant einige Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein mit, war später Kapitän in der russischen Armee, und nahm als Major seinen Abschied. Er war Erbherr auf Lappier und nach dem Tode seines Vaterbruders, des Generalmajors Carl Johann Baron Mengden, auch auf Koltzen. Am 18. November 1748 vermählte er sich mit Eleonora Philippina de la Forest, geb. 1729 in Hannover, gest. am 9. Febr. 1804 in Lappier.

Er wurde am 14. Februar 1769 zum Landmarschall gewählt, am 10. Februar 1772 und am 7. Februar 1774 wiedergewählt. Am 26. Mai 1775 starb er zu Lappier als Landmarschall.

Am 9. Juli 1775 wählte der Adelskonvent den Landrath Gustav Wilhelm Taube von der Issen[1]) zum vikarirenden Landmarschall. Nachdem dieser am 23. Oktober desselben Jahres gleichfalls verstorben war, wurde am 19. November der Landrath Caspar Heinrich von Rosenkampff[2]) vom Adelskonvent an des Ersteren Stelle gewählt. Er versah dieses Amt bis 1777.

32. Franz Wilhelm von Rennenkampff. 1777—1783.

Er wurde am 27. September 1743 als Sohn des Friedrich Wilhelm von Rennenkampff und dessen Gemahlin Margaretha von Schwander geboren. Nachdem er seine Erziehung in einem herrnhutischen Institut erhalten, wurde er 1772 Assessor des Pernauschen Landgerichts und 1776 Dorpatscher Landrichter. Am 26. Oktober 1772 hatte er sich mit Johanna Maria von Stackelberg vermählt.

Seine Wahl zum Landmarschall erfolgte am 12. Juli 1777, am 7. Juli 1780 wurde er wiedergewählt und bekleidete dieses Amt bis zur Einführung der Statthalterschaftsverfassung im J. 1783.

[1]) S. die Anmerkung 2 zu Nr. 29.

[2]) Caspar Heinrich von Rosenkampff, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, war, nachdem er verschiedene Landesämter bekleidet hatte, am 8. Februar 1774 zum Landrath erwählt worden, am 19. Nov. 1775 zum vikarirenden Landmarschall, in welcher Funktion er bis 1777 verblieb. 1779 und 1780 war er Deputirter der Ritterschaft in Petersburg, machte sich aber bei dieser Gelegenheit der Fälschung von Urkunden und Veruntreuung von Geldern schuldig, sodaß er 1783 zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt und am 7. Oktober desselben Jahres vom Landtage „für seine Person und künftige Descendence" aus der Matrikel ausgeschlossen wurde. Er starb 1790.

Auf dem Landtage vom September 1783, auf dem er als Landmarschall abdankte, wurde er zum Landrath gewählt. Er starb am 30. Juni 1784 auf der Reise von Riga nach Walk und wurde in Odenpäh beigesetzt. Er war Arrendator von Kirrumpäh und kaufte 1775 Walguta.

In die Zeit seiner Amtsführung fällt die Einführung der Statthalterschaftsverfassung auf Grund des Allerhöchsten Befehls vom 3. Juli 1783.

Leonhard Johann Baron Budberg, 1783—1786.
Gouvernementsmarschall.
(S. Nr. 29.)

33. Moritz von Gersdorff, 1786—1792.
Gouvernementsmarschall.

Als Sohn des Georg Gustav von Gersdorff und dessen Gemahlin Margarethe Eleonore Kobes am 7. August 1747 geboren, diente Moritz Friedrich von Gersdorff in seiner Jugend beim Militär und wurde Major.

Am 22. September 1772 vermählte er sich mit Charlotte Elisabeth Dorothea v. Gersdorff und, nach deren am 8. Februar 1793 erfolgten Tode, am 14. Dezember 1796 mit Elisabeth Dorothea von Anrep, verwittweten von Rennenkampff.

Nach Einführung der Statthalterschaftsverfassung wurde er auf dem Landtage von 1783 zum Pernauschen Kreismarschall erwählt. Am 12. August 1786 wurde die Matrikel und die ritterschaftliche Verfassung aufgehoben und am 1. Oktober desselben Jahres versammelte sich der gesammte in das neue Adelsgeschlechtsbuch eingetragene grundbesitzliche Adel zum Land- und Wahltage. Am 3. Oktober wurde Gersdorff zum Gouvernementsmarschall gewählt, am 5. Oktober 1789 wiedergewählt. Trotz arger Widerwärtigkeiten verwaltete er sein Amt bis 1792.

Die neue Verfassung brachte ihn in schlimme Konflikte mit dem bereits neunzigjährigen Generalgouverneur Grafen Georg Browne. Im J. 1791 schrieb ihm Browne vor, täglich um 10 Uhr im Schloß zu erscheinen, um des Generalgouverneurs „Befehle“ entgegenzunehmen. Schließlich kommt es soweit, daß Gersdorff, weil er erfahren hat, daß Browne „persönliche Gewaltthätigkeiten“

gegen ihn plane, ganz plötzlich nach Petersburg abreist, um an den Stufen des Kaiserlichen Thrones Schutz zu suchen. Mittlerweile versammeln sich unter Leitung des Obersten Friedrich von Sivers viele Glieder der Ritterschaft und bevollmächtigen Letzteren, über den Generalgouverneur Beschwerde zu führen, obgleich sie dessen Verhalten durch seinen „zerrütteten Gemüthszustand" erklären. Der Tod Brownes macht den Verhandlungen ein Ende.

Nach Wiederherstellung der Verfassung durch Kaiser Paul[1]) wird Gersdorff auf dem Januar-Landtage 1797 zum Landrath gewählt. Sein Todestag war der 16. Oktober 1820. Er war Erbherr auf Korküll und Assuma, Herr auf Teilitz und Unnüküll.

34. Friedrich Wilhelm von Sivers, 1792—1797.

Gouvernementsmarschall.

Geboren am 26. Juli 1748 als Sohn des Landraths Friedrich Wilhelm von Sivers und dessen Gemahlin erster Ehe Leonetta Wilhelmina von Rehbinder, diente in der russischen Armee, aus der er 1786 als Oberst und Ritter des Georgsordens seinen Abschied nahm.

Im J. 1776 hatte er sich mit Anna v. Taubert und zum zweiten Mal 1779 mit Christina Jakobina v. Lilienfeld vermählt.

Am 2. Dezember 1792 wurde er zum Gouvernementsmarschall gewählt und am 3. Dezember 1795 wiedergewählt.

Nachdem Kaiser Paul den Thron bestiegen und durch Allerhöchsten Befehl vom 28. Nov. 1796 die livländische Verfassung wieder hergestellt hatte, trat Sivers auf dem Januar-Landtage 1797 von seinem Amte zurück und übergab den Stab dem Landrath Grafen Johann Gottlieb Münnich. Auf diesem Landtage wurde Sivers zum Landrath erwählt. Zur Leitung der Landtagsverhandlungen wurde hierauf bis zur definitiven Wahl eines Landmarschalls der Landrath Friedrich Reinhold v. Berg gewählt. Am 14. Januar 1797 fand die Wahl des Landmarschalls Carl Gustav von Samson[2]) statt.

Dieser tritt jedoch bereits im April zurück, und bald darauf auch der vom Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall gewählte

[1]) S. Nr. 34. [2]) S. Nr. 35.

Landrath Otto Johann Magnus von Richter[1]), sodaß am 1. Juli eine Neuwahl durch den Adelskonvent erfolgte, wobei wiederum Sivers zum vikarirenden Landmarschall gewählt wurde, worauf er die Funktionen dieses Amtes bis 1798 versah.

Am 5. April 1797 nahm Sivers an der Krönung des Kaisers Paul theil, nach der Thronbesteigung Alexanders I. wurde er und der vorerwähnte Landrath v. Richter nebst zwei weiteren Delegirten zur Theilnahme an der Krönung und zur Erwirkung der Privilegienbestätigung nach Moskau gesandt. Der Kaiser unterzeichnete die Konfirmation der Privilegien am Krönungstage, dem 15. September 1801.

Im J. 1811 wurde Sivers zum Zivilgouverneur von Kurland ernannt, 1812 und 1813 befehligte er die livländische Landwehr, 1814 wurde er Senateur und Geheimrath.

Er starb am 27. Dezember 1823. Er war Erbbesitzer von Eusekül und kaufte 1761 Ranzen.

35. Carl Gustav von Samson. 1797.

Als Sohn des Assessors Claudius Hermann v. Samson und dessen Gemahlin Gerdruta Helena von Oettingen am 25. August 1750 geboren, studirte er in seiner Jugend im Auslande, wurde 1774 Hofgerichtsassessor in Livland, kaufte 1776 Urbs und 1786 Palloper, das er aber 1795 wieder verkaufte, war 1783—1786 Werroscher Kreisrichter. Am 26. August 1776 hatte er sich mit Anna Juliana Taube von der Issen vermählt, die am 17. März 1758 geboren war und am 31. März 1818 starb.

Am 14. Januar 1797 wurde Samson zum Landmarschall gewählt, der erste nach der soeben erfolgten Wiederherstellung der ritterschaftlichen Verfassung, doch funktionirte er in diesem Amte zunächst nur drei Monate und bat schon im April wegen Krankheit um seine Entlassung. Der Adelskonvent wählte am 25. April

[1]) Otto Johann Magnus von Richter, geb. d. 7. Sept. 1755, Sohn des Hofgerichtsassessors Christoph von Richter und der Hedwig Beata von Richter, Enkel des unter Nr. 22 angeführten Landmarschalls Otto Christoph v. Richter, war seit 1797 Landrath in Livland, 1797 nach dem Rücktritt des Landmarschalls von Samson und 1822—1824 nach dem Rücktritt des Landmarschalls v. Löwis (Nr. 41) vikarirender Landmarschall, verstorben am 15. Dezember 1826.

den Landrath von Richter[1]) zum vikarirenden Landmarschall und, nachdem dieser am 1. Juli gleichfalls zurückgetreten war, den Landrath dim. Gouvernementsmarschall v. Sivers[2]), der die Funktionen des Landmarschallamtes bis 1798 versah.

Samson wurde am 18. Februar 1803 wiederum zum Landmarschall erwählt und behielt dieses Mal sein Amt das vorgeschriebene Triennium hindurch, obgleich ihn der Landtag am 10. März 1805 auch zum Landrath wählte und er von da ab als vikarirender Landmarschall bezeichnet wird. Er war auch Kurator des Fellinschen Fräuleinstifts und wurde 1809 Präsident der Messungsrevisionskommission. Im Juni 1812 legte er das Landrathsamt nieder. Sein Tod erfolgte am 21. Juli 1825 zu Urbs.

36. Christian Friedrich Baron Ungern-Sternberg. 1798—1800.

Er war im Jahre 1754 geboren als Sohn des Ludwig Friedrich Baron Ungern-Sternberg, Herrn auf Lechtigal und Kidepäh in Estland, und dessen Gemahlin Helena Gerdruta von Rosen. Er war Kaiserl. russischer Major, dann Landrath in Holstein und Kavalier bei dem Fürst-Bischof von Lübeck, 1793 Tribunalrath in Reval. In Livland besaß er Ullila und Walguta. Vermählt war er mit Jeannette von Baumgarten, geb. am 24. März 1772, verstorben am 4. April 1836.

Zum Landmarschall wurde er am 20. April 1798 erwählt und verblieb in diesem Amte bis zum Jahre 1800.

Im folgenden Jahre 1801 starb er.

37. Gustav Johann von Buddenbrock. 1800—1803.

Er wurde geboren am 5. September 1758 zu Schujenpahlen, als Sohn des Gustav Reinhold v. Buddenbrock und dessen dritter Gemahlin Dorothea Louise von Buddenbrock.

Er studirte 1775—1779 zu Königsberg und Göttingen, bekleidete dann nacheinander mehrere Aemter in Livland und wurde 1798 zum Ritterschaftssekretär gewählt.

Seine Wahl zum Landmarschall fand am 27. Juni 1800 statt und er versah die Obliegenheiten dieses Amtes bis 1803, obgleich

[1]) S. die Anmerkung 2 zu Nr. 34. [2]) S. Nr. 34.

er 1802 auch zum Landrath gewählt worden war. Zugleich war er Hofgerichtsassessor, 1803 wurde er Mitglied der Komität zur Regulirung der Bauerangelegenheiten in St. Petersburg, 1813 wurde er im Ministerium des Innern angestellt, 1817 Oberkirchenvorsteher des Wendenschen Kreises, 1818 Glied der livländischen Provinzialgesetzkommission.

Im Jahre 1786 hatte er sich mit der Baronesse Sophia Helena Budberg vermählt. Er war Erbherr auf Saadsen und Essenhof.

1816 ernannte ihn die Universität Dorpat zum Doctor juris honoris causa, in Anerkennung seiner juristischen Schriften, von denen namentlich die Sammlung livländischer Gesetze bekannt ist.

Am 14. Dezember 1821 erfolgte sein Tod.

In die Zeit seiner Amtsführung als Landmarschall fällt die Thronbesteigung Alexanders I.[1])

Carl Gustav von Samson. 1803—1806.
(S. Nr. 35.)

38. Carl Johann von Numers. 1806—1809.

Er wurde am 20. März 1757 geboren, als Sohn des Generallieutenants Gustav von Numers und der Baronesse Magdalena Elisabeth von Budberg. Im Jahre 1772 bezog er die Universität Göttingen, 1776 trat er in russische Kriegsdienste, aus denen er 1795 als Oberstlieutenant entlassen wurde. 1803 war er Oberdirektionsrath in der livländischen Güter-Kredit-Sozietät.

Er hatte von seinem Vater das Gut Idwen geerbt und war seit dem 30. Juli 1784 mit Louise Christina von Patkul verheirathet.

Das Landmarschallamt, zu dem er am 27. Juni 1806 gewählt wurde, bekleidete er bis zum Jahre 1809, worauf der Landtag ihn zum Landrath wählte. Im Jahre 1811 wurde er an Stelle seines erkrankten Nachfolgers Below zum vikarirenden Landmarschall gewählt.

Er starb am 22. Oktober 1822.

---

[1]) S. Nr. 34.

39. Andreas von Below. 1809—1812.

Geboren am 22. Juli 1763 zu Nurmis als Sohn des Majors Andreas von Below und dessen Gemahlin Catharina Dorothea geb. von Baranoff, wurde er in seiner Jugend Militär und avancirte bis zum Kapitän. 1804 wurde er Mitglied der Revisionskommission.

Am 16. Juni 1809 wurde er zum Landmarschall gewählt, konnte aber sein Amt krankheitshalber nicht immer persönlich versehen. Im Juni 1811 wurde der Landrath v. Numers[1]) vom Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall gewählt.

Belows Gemahlin war Anna von Helfreich. Er war Besitzer von Perst, wo er am 27. September 1820 starb.

40. Friedrich Reinhold Baron Schoultz von Ascheraden. 1812—1818.

Er wurde am 3. November 1766 geboren, seine Eltern waren der Baron Helmich Friedrich Schoultz von Ascheraden und dessen Gemahlin Charlotte Dorothea geb. von Berg. Er diente beim Militär, nahm als Major seinen Abschied und verheirathete sich 1794 mit Elisabeth Catharina Amalia Berens von Rautenfeld (geb. 30. Sept. 1772, † 27. Sept. 1835), Tochter des Generallieutenants Johann George Berens von Rautenfeld.

Schoultz wurde am 18. Juni 1812 zum Landmarschall gewählt und am 23. Juni 1815 wiedergewählt. 1818 wurde er zum Landrath gewählt, in welch' letzterem Amt er bis zu seinem am 21. September 1831 zu Riga erfolgten Tode verblieb.

Er war Erbherr auf Römershof.

41. Friedrich von Löwis of Menar. 1818—1822.

Am 6. September 1767 als Sohn des Generalmajors Reinhold Friedrich von Löwis aus dessen Ehe mit Dorothea Elisabeth Clapier de Colongue geboren, wurde er von seinem Vater schon im Alter von sechs Jahren zur Eintragung in die militärischen Listen gemeldet. 1782 trat er in den aktiven Dienst, zeichnete sich nacheinander in Finland, Polen sowie im Kampfe

[1]) S. Nr. 38.

gegen die Türken und Franzosen aus, erhielt einen goldenen Degen für Tapferkeit, wurde 1798 zum Obersten, 1799 zum Generalmajor und 1807 zum Generallieutenant befördert. Im Jahre 1812 hatte er das Kommando über die russischen Truppen in Kurland, die gegen das Macdonaldsche Korps der Armee Napoleons kämpften, und hielt die Feinde vom Angriff auf Riga zurück. Am 10. August lieferte er bei Keckau ein siegreiches Gefecht gegen die preußischen Truppen, wofür er das Georgenkreuz III. Klasse erhielt. Weitere siegreiche Treffen trugen ihm noch eine Auszeichnung, den Wladimirorden II. Klasse, ein. Am Beginn des Jahres 1813 schloß er das von den Franzosen besetzte Danzig ein und leitete die Belagerung dieser Festung, bis der Herzog Alexander von Würtemberg das Oberkommando übernahm. Am 17. November kapitulirte Danzig. Für sein humanes Verhalten gegenüber der Einwohnerschaft wurde dem General Löwis eine Gedenktafel in der Danziger Waisenhauskirche errichtet und eine Dankadresse überreicht. Für seine militärischen Verdienste wurde er u. A. durch einen mit Brillanten besetzten zweiten goldenen Säbel belohnt. Im Jahre 1814 nahm er seinen Abschied aus der Armee.

Seit dem 24. September 1797 war Löwis verheirathet mit der Baronesse Johanna Wilhelmine von Posse. Seit seiner Verabschiedung lebte er abwechselnd auf seinen Gütern Nellenorm, Weißensee, Sawern und Bergshof in Livland sowie Lehnen in Kurland.

Am 19. Juni 1818 wurde er zum Landmarschall gewählt, am 28. Juni 1821 einstimmig wiedergewählt. Unterdessen hatten sich vielfache Differenzen zwischen der Ritterschaft und dem Generalgouverneur Marquis Paulucci entwickelt, die zum Theil ihren Ursprung in dem persönlichen Mißverhältniß zwischen den früheren Dienstgenossen Paulucci und Löwis fanden und schließlich letztern zwangen, sein Amt aufzugeben. Bei der ersten Wahl des Generals Löwis zum Landmarschall sprach der Marquis „seinen aufrichtigsten Glückwunsch zu dieser Wahl" aus, „die ihm um so angenehmer sei, da sie einen von ihm so hoch geschätzten Waffenbruder treffe und da sie die hohe Achtung der Ritterschaft für die ausgezeichneten Eigenschaften eines Mitgliedes ausdrücke, dem diese Provinz in dem letzten Kriege ihren Schutz zu verdanken habe." Nach der

Wiederwahl im J. 1821 dagegen äußerte er im offiziellen Bestätigungsschreiben „die seitherige Verwaltung des Landmarschallamtes“ durch Löwis habe „dem wahren Interesse der livländischen Ritterschaft gewiß nicht zugesagt.“ Löwis nahm hieraus Anlaß, dem Marquis eine Herausforderung zu senden, und im folgenden Jahre sollte außerhalb Rußlands das Duell stattfinden. Löwis bat den Minister des Innern, ihm vom Kaiser für die Reise Urlaub zu erwirken, und erhielt den Bescheid, daß „sobald er das Amt eines Landmarschalls niederlege, ... es alsdann ganz von ihm abhängen werde, nach Gutdünken zu handeln.“ Er zeigte daher dem Landrathskollegium unter dem 27. März 1822 an, „daß er es hiermit thue“ (d. h. das Amt niederlege). Nachdem die Gegner sich in Wien getroffen und Paulucci eine schriftliche Ehrenerklärung abgegeben hatte, kehrte Löwis zurück und theilte unter dem 27. Mai dem Landrathskollegium schriftlich seine Bereitwilligkeit mit, „seiner Pflicht gemäß das Landmarschalls-Amt wiederum anzutreten.“ Der Marquis aber erklärte, das Landmarschallamt könne nur vom Landtage wieder besetzt werden, und dabei hatte es trotz der Vorstellungen in Petersburg sein Bewenden.

Der Adelskonvent wählte den Landrath Otto Johann Magnus von Richter[1]) zum vikarirenden Landmarschall und letzterer führte die Funktionen dieses Amtes bis zum Landtage im Jahre 1824.

Löwis starb vor dem Zusammentritt des Landtages ganz unerwartet am 16. April 1824 auf dem Gute Sehlen, wo er Gast seines Schwagers des späteren Landraths Carl Baron Engelhardt war, am Schlage.

42. Georg Carl von Jarmerstedt. 1824—1828.

Er wurde am 19. August 1778 als Sohn des Carl Gustav v. Jarmerstedt aus dessen Ehe mit Elisabeth Barbara v. Reutern geboren, wurde 1803 Landgerichtsassessor und 1808 Landrichter in Wenden. Im Jahre 1815 wurde er zum Wendenschen Kreisdeputirten erwählt und zwei Mal wiedergewählt.

Am 19. Juni 1824 traf ihn die Wahl zum Landmarschall. Nach Ablauf des Trienniums wurde er im Februar 1827 wieder

[1]) S. die Anmerkung 2 zu Nr. 34.

zum Deputirten des Wendenschen Kreises erwählt. Er war Besitzer der Güter Alt-Wohlfahrt und Alt-Karkell und starb unvermählt am 15. Februar 1851.

Während seiner Amtsführung verschied am 12. Dezember 1825 der Kaiser Alexander I. und Nikolai I. bestieg den Thron. Am 9. Februar 1827 unterzeichnete dieser die Konfirmationsakte der livländischen Landesprivilegien, um die der Landmarschall von Jarmerstedt und der Landrath von Richter[1]) als ritterschaftliche Deputirte nachgesucht hatten.

43. Friedrich Johann Baron Löwenwolde. 1827—1830.

Als Sohn des späteren Landraths Johann Gustav Baron Löwenwolde und der Agrippa Carolina Johanna geb. Baronesse Meyendorff am 6. Juli 1776 geboren, war er von 1805—1823 Kirchspielsrichter, 1818—1824 Adelsdeputirter des Dorpatschen Kreises.

Am 15. Mai 1819 hatte er sich mit Dorothea Caroline von Anrep vermählt.

Zum Landmarschall wurde er am 9. Februar 1827 erwählt und am 9. Juli 1830 zum Landrath.

Er starb am 15. Oktober 1832 auf seinem Gute Rappin.

44. Friedrich von Grote. 1833—1836.

Er wurde am 2. Dezember 1768 geboren und war der Sohn des Adam Heinrich von Grote und der Anna Margaretha geb. von Barber. Nachdem er in der Garde gedient hatte, vermählte er sich am 7. August 1796 mit Agneta Friederike von Gersdorff, der Tochter des dim. Gouvernementsmarschalls und späteren Landraths Moritz v. Gersdorff[2]). Nach verschiedenen geringeren Posten bekleidete er von 1806—1809 den eines Oberdirektionsraths in der livländischen Güterkreditsozietät, von 1809—1811 war er Oberdirektor dieser Sozietät. 1812 wurde er zum Deputirten des Rigaschen Kreises erwählt und in der Folge fünf Mal wiedergewählt.

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 34. Den Zeitpunkt der Konfirmation hat der Landrath von Richter nicht mehr erlebt, da er am 15. Dezember 1826 verstorben war.

[2]) S. Nr. 33.

Am 18. Juni 1830 fiel auf ihn die Wahl zum Landmarschall und nach Verlauf seines Amtstrienniums wurde er am 28. Juni 1833 zum Landrath erwählt.

Er starb am 30. September 1836 auf seinem Gute Heringshof, außer welchem er noch Hessenhof, Naukschen, Jummerdehn und Taurup durch Erbschaft besaß. Lemburg und Rujenbach hatte er selbst gekauft.

45. Carl Gotthard von Liphart. 1833—36.

Er wurde am 1. März 1778 geboren, sein Vater war der spätere Landrath Reinhold Wilhelm von Liphart, seine Mutter Sophia Helena Gräfin Stackelberg. Er wurde im väterlichen Hause erzogen, trat dann in Militärdienste, lebte nach seiner Verabschiedung auf Alt-Kusthof und wurde 1829 durch den Tod seines Vaters Majoratsherr auf Rathshof und Neuhausen sowie Erbherr auf Rojel. Das Gut Toikfer akquirirte er selbst.

Am 29. Juni 1800 hatte er sich mit der Baronesse Anna Juliane von Löwenwolde verheirathet, die am 18. Februar 1831 starb. Seine zweite Gemahlin hieß Adele Laurent, verw. Marechaux des Entelles.

Liphart wurde am 7. Juni 1833 zum Landmarschall gewählt. 1836 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück und starb am 22. Dezember 1853. Den Landtag von 1836 leitete, da Liphart erkrankt war, der Landrath Carl Baron Bruiningk[1]).

46. Gustav Eduard Christoph von Richter. 1836—38.

Er wurde geboren am 5. März 1790 als Sohn des späteren Landraths und vikarirenden Landmarschalls Otto Johann Magnus

[1]) Carl Axel Christer Baron Bruiningk, geb. am 7. Juni 1782 zu Hellenorm, † 21. Oktober 1848 zu Dorpat, war der Sohn des Ludolf August Baron Bruiningk und der Marie Margaretha Charlotte geb. v. Taube. Er war in Deutschland erzogen, mußte zufolge des bekannten von Kaiser Paul erlassenen Befehls 1798 zurückkehren, bezog 1802 als einer der ersten Studenten die neue Universität Dorpat, bekleidete später verschiedene Landesämter und wurde am 29. Juni 1833 zum Landrath gewählt. Er übte mehrfach stellvertretend die Funktionen des Landmarschalls aus, so namentlich 1839, wo ihm „mit dem Prädikat eines stellvertretenden Landmarschalls" die „Fortsetzung der pendenten Landesangelegenheiten" übertragen wird (s. Nr. 47). Er war Besitzer der Güter Hellenorm, Samhof, Palloper und Kirrumpäh. Seine Gemahlin war Margarethe v. Hübner.

von Richter[1]) und der Anna Augusta Charlotte geb. v. Engelhardt. Er studirte in Moskau und Heidelberg, war nach seiner Rückkehr in verschiedenen Landesämtern thätig und wurde 1827 zum Deputirten des Dorpatschen Kreises erwählt. In diesem Amte verblieb er, bis am 18. Juni 1836 der Landtag ihn zum Landmarschall wählte. Den 10. Mai 1837 wurde er zum Landrath gewählt, blieb jedoch bis 1838 zugleich im Landmarschallamte, von dem er dann krankheitshalber zurücktrat. Als Landmarschall wurde er bereits 1836 während einer ausländischen Reise durch den Landrath Reinhold Grafen Stackelberg vertreten. Als er 1838 definitiv auf das Landmarschallamt verzichtete, wählte der Adelskonvent zum vikarirenden Landmarschall den Oberdirektor Conrad v. Smitten[2]), der diese Funktion aber nur bis zum Beginn des deliberirenden Konvents übernahm. Der Landtag von 1839 wurde, bei dem Fehlen eines Landmarschalls, von dem Landrath Reinhold Johann Ludwig von Samson[3]) eröffnet, worauf der Landtag den Landrath

[1]) S. die Anmerkung 2 zu Nr. 34.

[2]) Heinrich Conrad oon Smitten, geb. om 22. Nov. 1779, † in Rigo am 24. März 1841, Sohn des Pernouschen Ordnungsrichters Heinrich Johonn von Smitten und dessen Gemahlin Renata Helene v. Stockelberg, wurde, nachdem er verschiedene Londesämter bekleidet hatte, ouch Deputirter des Wendenschen und Pernauschen Kreises gewesen war, om 12. Juni 1837 zum Landrath und in demselben Johre zum Oberdirektor der Güterkreditsozietät gewählt. Er war vermählt mit Sophie Auguste von Reutern und starb in Riga am 24. März 1841. Er besaß die Güter Soor und Beckhof.

[3]) Reinhold Johonn Ludwig von Somson, geb. zu Urbs am 27. Juni 1778, gestorben doselbst am 26. Noo. 1858, wor ein Sohn des Landmorschalls Corl Gustao o. Samson (Nr. 35) und dessen Gemohlin Anno Julione Taube von der Issen. Er wurde im elterlichen House unterrichtet, studirte dann in Leipzig und trot 1798 ols Auskultant in die livländische Ritterschoftskonzlei ein. In der Folge war er Ritterschaftsnotär (1802—1807), Assessor des lioländischen Oberkonsistoriums (1803—1807), Landrichter in Dorpat (1807—1818), Deputirter des Dorpatschen Kreises (1812—1818), Glied der Kommission zur Ausarbeitung der Bouerverordnung (1818), Glied der Provinzialgesetzkommission (1818), Deputirter des Pernouschen Kreises (1818—1827), Kirchspielsrichter (1821—1824), Vizepräsident des Hofgerichts (1824—1834), Präses der Provinzialgesetzkommission (1824). Im J. 1827 wurde er zum Londrath erwählt, im J. 1829 in der Kanzlei Sr. Kaiserl. Majestät ongestellt, 1843 zum Präsidenten des livl. Konsistoriums und zum Gliede des Hofgerichts ernonnt, seit 1849 war er stellv. Präsident des Hofgerichts, 1850 wurde er definitio zum Präsidenten gewählt und blieb in diesem Amte bis 1856. Von 1839—1843 stond er „wegen

Carl Baron Bruiningk[1]) zu seinem Präsidenten erwählte. Als Landrath war Richter auch Kurator des Fellinschen Fräuleinstifts.

Er war vermählt mit Annette von Maydell und starb am 6. Mai 1847. Sein Landbesitz bestand aus Kusthof, Waimel, Luhde-Großhof, Peddeln und Rappin, von welchen Gütern er indessen alle außer Waimel und Rappin wieder verkaufte.

47. Alexander von Oettingen. 1839—1842.

Als Sohn des Staatsraths Franz Georg v. Oettingen und der Charlotte Ottilie von Buxhöwden am 18. März 1798 in Petersburg geboren, besuchte er daselbst eine Schule, studirte 1815—1818 in Dorpat Jurisprudenz und Staatswissenschaften und wurde, nachdem er andere Aemter bekleidet hatte, 1835 Deputirter des Dorpatschen Kreises.

Am 14. Juni 1839 wählte der Landtag ihn zum Landmarschall, übertrug jedoch durch Beschluß vom 26. Juni dem Landrath Baron Bruiningk[1]) „mit dem Prädikat eines stellvertretenden Landmarschalls" die „Fortsetzung der pendenten Landesangelegenheiten." Am 4. Februar 1842 wurde der Landmarschall von Oettingen wiedergewählt und nahm diese Wahl zunächst an. Am 19. Februar erklärte er jedoch, sein Amt niederlegen zu wollen und blieb bei diesem Entschluß, obgleich er einstimmig zum Verbleiben aufgefordert wurde. Auf demselben Landtage wurde er am 26. Februar 1842 zum Landrath erwählt.

Er war vermählt mit Helena von Knorring und besaß die Güter Wissust, Jensel, Ludenhof, Rippoka und Waimastfer.

Sein Tod erfolgte am 19. September 1846.

48. August von Hagemeister. 1842—1844.

August Ferdinand Nikolaus Christoph v. Hagemeister, geboren am 24. Dezember 1785 als Sohn des preußischen Kammerherrn

---

der von ihm entdeckten und angezeigten Unordnungen nnd Mißbräuche im livl. Hofgericht" (seine eigenen Worte!) unter Gericht, wurde „völlig unschuldig befunden und freigesprochen." Er war in erster Ehe vermählt mit Elisabeth von Samson, in zweiter mit Maria Margarethe Taube von der Issen. Seinen Landbesitz bildeten die Güter Urbs, Kurrista, Lustifer und Kawershof.

[1]) S. die Anmerkung zu Nr. 45.

und russischen Oberstlieutenants Nikolaus Christoph v. Hagemeister aus dessen Ehe mit Catharina Hedwig Berens von Rautenfeld, genoß Privatunterricht, studirte in Göttingen und trat dann in Militärdienste, die er 1805 als Lieutenant verließ. Von 1812—1839 war er Wendenscher Ordnungsrichter, von 1839—1842 Deputirter des Wendenschen Kreises.

Am 23. Februar 1842 wurde er zum Landmarschall, am 21. September 1844 zum Landrath gewählt. Von letzterem Amte trat er 1856 zurück.

Am 30. Januar 1808 hatte er sich mit Auguste Helene von Reusner vermählt, mit der er den 60-jährigen Hochzeitstag feierte. Am 20. August 1869 starb er. Er war Erbbesitzer auf Gotthardsberg mit Neu-Drostenhof und auf Hollershof (im Neuermühlenschen Kirchspiel).

49. Carl von Lilienfeld. 1844—48.

Carl Reinhold Georg v. Lilienfeld wurde zu Neu-Oberpahlen am 4. Dezember 1790 geboren und war ein Sohn des preußischen Kammerherrn Carl Magnus von Lilienfeld aus dessen Ehe mit Hedwig Charlotte von Kruedener. Im Jahre 1812 trat er in Militärdienste, focht u. A. in den Schlachten bei Smolensk und Borodino und nahm am Feldzuge nach Deutschland und Frankreich theil, wofür er außer anderen Auszeichnungen die Medaille zur Erinnerung an den Einzug in Paris erhielt. 1816 trat er als Adjunkt des Fellinschen Ordnungsgerichts in den Landesdienst, in dem er verschiedene Aemter nacheinander bekleidete. 1830 wurde er Deputirter des Pernauschen Kreises und versah dieses Amt, vier Mal wiedergewählt, bis 1844.

Am 6. September 1844 wählte der Landtag ihn zum Landmarschall, am 22. September 1847 zum Landrath, doch blieb er noch ein Jahr lang „vikarirender Landmarschall." Nach 17-jähriger Amtsthätigkeit bat er 1864 um seinen Abschied als Landrath.

Am 4. Januar 1820 hatte seine Vermählung mit Elisabeth Wilhelmine von Berg stattgefunden, durch die er Besitzer von Könhof geworden war. Von seinem Vater hatte er Neu-Oberpahlen geerbt.

Er starb am 24. Dezember 1875.

50. **Hamilkar Baron Fölckersahm.** 1848—51.

Wilhelm Hamilkar Baron Foelckersahm wurde am 6. Januar 1811 geboren, seine Eltern waren der spätere livländische Gouverneur Georg Baron Fölckersahm und dessen Gemahlin Benigna Gottliebe verw. von der Brincken, geb. von Voigt. Den ersten Unterricht erhielt er im elterlichen Hause, besuchte dann das Rigasche Gouvernementsgymnasium und studirte 1818—1820 in Berlin Rechts- und Staatswissenschaften. 1831 begann er in der Gouverneurskanzlei seinen Dienst. Nachdem er mehrere Aemter im Krons- und Landesdienste versehen hatte, wurde er im J. 1846 von der Regierung zum Gliede des in St. Petersburg Allerhöchst verordneten Komités zur Organisation der livländischen Bauernverhältnisse und bald darauf zum Gliede des für denselben Zweck verordneten livländischen Provinzialkomités ernannt. Am 24. September 1847 wurde er zum zweiten Kandidaten für das Landrathsamt erwählt, worauf der Generalgouverneur Graf Golowin ihn in diesem Amte bestätigte. In demselben Jahre delegirte ihn die Ritterschaft in den erw. Petersburger Komité in Sachen der livländischen Bauernverhältnisse.

Am 10. November 1848 wird er zum Landmarschall erwählt, 1850 zum Präsidenten der Oberverwaltung der Bauerrentenbank.

Seine Gemahlin war Elise geb. Baronesse Kruedener. Durch seine Heirath wurde er Besitzer von Rujen-Großhof, durch Kauf erwarb er das Gut Duckershof im Dorpatschen Kreise. Sein Tod erfolgte am 19. April 1856.

54. **Gustav Baron Nolcken.** 1851—54.

Gustav Frommhold Baron Nolcken war der zweite Sohn aus der Ehe des Georg Johann Friedrich Baron Nolcken mit der Gräfin Catharina Louisa Münnich und am 9. Oktober 1815 geboren. Nachdem er häuslichen Unterricht genossen, studirte er 1833—1835 in Dorpat und setzte seine Studien in Berlin fort. Dann war er in Dorpat Kreisgerichtsassessor und Kreisrichter.

Am 14. November 1851 wurde er zum Landmarschall erwählt, am 18. Mai 1854 zum Landrath. Als solcher wurde er, nachdem der Landmarschall von Stein (Nr. 52) verstorben war, erst vom beliber. Konvent und dann am 23. November 1856 vom Land-

tage zum vikarirenden Landmarschall erwählt. Im J. 1857 trat Landrath Nolcken von dieser Stellvertretung zurück. Nach Verlauf von zwölf Jahren, am 18. März 1869 wurde er wieder zum Landmarschall erwählt und übernahm nun zum dritten Mal die Funktionen dieses Amtes, legte sie aber schon im Juni 1870 auf einem außerordentlichen Landtage nieder.

Er war seit dem 10. August 1840 verheirathet mit Jutta Charlotte v. Reutern, war Erbbesitzer von Kawershof (bei Dorpat) und Moisekatz und kaufte später die Groß-Essernschen Güter in Kurland.

Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Riga, wo er am 8. Januar 1879 starb.

52. Christian von Stein. 1854—1856.

Geboren am 17. Mai 1806 als Sohn des Magnus Georg Woldemar Carl von Stein und der Gerbruta Maria v. Hübbenett, erhielt Christian Carl von Stein bis zum 16. Jahre häuslichen Unterricht und besuchte 1822—1824 das Gouvernementsgymnasium zu Riga. Von 1824—1828 studirte er in Dorpat Philosophie und war dann in Petersburg und Moskau Lehrer. Seit 1850 war er Deputirter des Rigaschen Kreises, zugleich auch Kirchspielsrichter.

Am 11. Mai 1854 zum Landmarschall gewählt, starb er, vor Ablauf des Amtstrienniums, zu Riga während des deliber. Konvents am 15. November 1856 an der Cholera. Am 21. Nov. wurde er unter Theilnahme der soeben zum Landtage versammelten Ritterschaft von der Jakobikirche aus bestattet. Er war unverheirathet geblieben. Sein Gut war Judasch.

Während seiner Amtszeit als Landmarschall fand die Thronbesteigung Alexanders II. statt (1855). Zu Beginn des Jahres 1856 wurde er in Gemeinschaft mit dem Landrath Alexander Baron Vietinghoff nach Petersburg delegirt, um die Supplik wegen Bestätigung der Privilegien zu übergeben. Am 17. Februar unterzeichnete der Kaiser die Konfirmationsakte. Im August 1856 nahm Stein in Moskau an den Krönungsfeierlichkeiten theil, der Krönungsakt selbst fand am 26. August statt.

Gustav Baron Nolcken. 1856—1857.
(S. Nr. 51.)

53. August von Oettingen. 1857—1862.

Der älteste Sohn des Landmarschalls und Landraths Alexander von Oettingen[1]) und dessen Gemahlin Helene geb. von Knorring, ist August Friedrich Georg von Oettingen am 5. Juli 1823 zu Wissust geboren. Er wurde in der Krümmerschen Privatanstalt in Werro erzogen und studirte 1841—1843 in Dorpat, 1844—1845 in Heidelberg Rechtswissenschaft. 1845 erlangte er an der Heidelberger Universität den Grad eines Doctor juris. 1847—1850 war er Kirchspielsrichter, 1850—1857 Sekretär der Kommission für Bauersachen.

Am 20. November 1857 wurde er zum Landmarschall gewählt, 1860 wiedergewählt.

1862 wurde er zum livländischen Zivilgouverneur ernannt, 1869 unter Ernennung zum Hofmeister des Kaiserlichen Hofes entlassen.

Am 25. März 1869 wählte der Landtag ihn zum Landrath, doch nahm er schon im folgenden Jahre seinen Abschied. 1872—1875 war er Delegirter der Ritterschaft in der Kommission für Bauersachen. Später wurde er Stadtverordneter, Stadtrath und Präses der Stadtgüterverwaltung in Riga, 1886—1889 war er Stadthaupt.

Er besaß nacheinander mehrere Güter in Livland (Ludenhof, Duckershof, Kürbelshof) und Kurland (Labraggen, Pewicken, Kalkuhnen).

Der dim. Landmarschall und Landrath von Oettingen ist seit dem 18. Juni 1846 mit dem Fräulein Ida von Wilcken verheirathet und lebt gegenwärtig in Riga.

54. Paul Fürst Lieven. 1862—1866.

Er wurde am 21. Januar 1821 geboren. Seine Eltern waren der Generallieutenant Fürst Johann George Lieven und dessen Gemahlin Maria Dorothea Margarethe von Anrep. Er studirte in Dorpat 1838—1841 Kameralwissenschaften, erwarb zwei goldene Preismedaillen und 1844 den Magistergrad. Nachdem er

[1]) S. Nr. 47.

in Petersburg und im Innern des Reichs im Zivil- und Militärdienst gestanden hatte, kehrte er in die Ostseeprovinzen zurück und wurde 1861 zum Goldingenschen Kreismarschall erwählt.

Zum livländischen Landmarschall wurde er am 16. Februar 1862 gewählt und am 10. März 1864 wiedergewählt. Am 8. März 1866 wählte der Landtag ihn zum Landrath, im folgenden Jahre trat er von diesem Amte zurück. Er war Kurator des Petersburger Lehrbezirks (1866—1876) und Oberzeremonienmeister des Kaiserlichen Hofes (1866—1881).

Er starb zu Teplitz am 7. Juli (25. Juni) 1881.

Fürst Lieven war mit der Gräfin Natalie von der Pahlen vermählt. Er besaß die Güter Schloß Kremon in Livland, Mesothen und Amt-Bauske in Kurland.

55. Georg von Lilienfeld. 1866—1869.

Georg Reinhold Carl von Lilienfeld, als Sohn des späteren Landmarschalls und Landraths Carl von Lilienfeld[1]) und dessen Gemahlin Elisabeth Wilhelmine von Berg am 5. April 1828 geboren, absolvirte das Dorpatsche Gymnasium und studirte 1844—1848 auf der Dorpater Universität Diplomatie. Nachdem er dann Ordnungsgerichtsadjunkt und Kirchspielsrichter gewesen war, wurde er im J. 1864 zum Deputirten des Dorpatschen Kreises erwählt.

Seine Wahl zum Landmarschall fand am 5. März 1866 statt, am 25. März 1869 wurde er zum Landrath gewählt, im J. 1875 wurde er aus diesem Amte entlassen.

Er war Besitzer von Könhof und vermählt mit Jeannette Eleonore Helene Guillemot de Villebois. Sein Tod erfolgte am 22. Oktober 1881.

Gustav Baron Nolcken. 1869—1870.
(S. Nr. 51.)

56. Nikolai von Oettingen. 1870—1872.

Nicolaus Conrad Peter von Oettingen, geb. zu Wissust am 1. März 1826, war ein Sohn des Landmarschalls Alexander[2]) und ein Bruder des Landmarschalls August von Oettingen[3]).

[1]) S. Nr. 49. [2]) S. Nr. 47. [3]) S. Nr. 53.

Seine Mutter war Helene geb. von Knorring. Er wurde in der Krümmerschen Privatanstalt in Werro erzogen und studirte 1845—1849 in Dorpat Oekonomie. Nachdem er mehrere Jahre im Auslande verbracht hatte, war er in Dorpat Landgerichtsassessor (1857—1860) und Landrichter (1860—1869), 1866—1869 zugleich Deputirter des Dorpat-Werroschen Kreises.

Am 20. Juni 1870 wurde er, nachdem der Landmarschall Gustav Baron Nolcken vom Amte zurückgetreten war, zu dessen Nachfolger gewählt. Zwei Jahre hernach wählte der Landtag ihn zum Landrath, Präsidenten des Konsistoriums und Oberkirchenvorsteher des Dorpat-Werroschen Kreises. Nur vier Jahre konnte er diese vielfachen Obliegenheiten erfüllen, denn schon am 5. Juni 1876 starb er. Er war Erbbesitzer der Güter Wissust und Ludenhof. Am 9. Mai 1850 hatte er sich mit dem Fräulein Alma Helene von Stryk vermählt.

57. Heinrich von Bock. 1872—1884.

Heinrich Anton Hermann Moritz Friedrich von Bock, geb. in Kersel am 18. November 1818, ist ein Sohn des Landraths Heinrich August v. Bock aus dessen zweiter Ehe mit der Baronesse Sophie Auguste Wrangell. Er wurde in der Krümmerschen Knabenanstalt in Werro erzogen und studirte in Dorpat 1837—1839 Jurisprudenz. Nachdem er den Landesdienst als Kirchspielsrichter-Substitut begonnen hatte, wurde er am 13. Dezember 1860 zum Deputirten des Pernau-Fellinschen Kreises und am 3. April 1867 zum Landrath erwählt. Als solcher trat er 1870 in das Hofgericht ein.

Am 27. Mai 1872 wurde er zum Landmarschall erwählt, welches Amt er, zufolge dreimaliger Wiederwahl, zwölf Jahre hindurch bekleidet hat. Im Jahre 1884 wiederum zum Landrath gewählt, legte er letzteres Amt im J. 1887 nieder.

Im J. 1850 hatte er sich mit Wilhelmine Schröder-Devrient vermählt, die 1860 starb.

Der dim. Landmarschall und Landrath H. v. Bock ist Besitzer des Gutes Kersel (im Fellinschen Kreise) und lebt zur Zeit in Riga.

Während seiner Amtszeit erfolgte der Thronwechsel vom 1. März 1881.

58. Friedrich Baron Meyendorff. 1884—.

Friedrich Gottlieb Alexander Casimir Baron Meyendorff, geb. in Ramkau am 22. Juli 1839, Sohn des Barons Robert Alexander Meyendorff aus dessen Ehe mit dem Fräulein Emilie Maria Catharina von Richter, — wurde im Privatgymnasium zu Birkenruh bei Wenden erzogen, studirte 1858—1862 in Dorpat Jurisprudenz, setzte seine Studien in Zürich fort, wo er 1864 zum Doctor juris promovirt wurde. Im J. 1865 trat er als Sekretär der Bauerrentenbank in den Dienst, 1867 wurde er Notär des Riga-Wolmarschen Oberkirchenvorsteheramts; 1870 Sekretär der Kommission für Bauernsachen; 1871 Konsistorialassessor; 1875 Ritterschaftssekretär. Dieses Amt hatte er bereits vorher stellvertretend versehen.

Zum Landmarschall wurde Baron Meyendorff am 1. Juni 1884 erwählt und ist in der Folge bereits vier Mal zu diesem Amte wiedergewählt worden. Seit dem Jahre 1893 ist er auch Ehrenfriedensrichter.

Im J. 1880 kaufte er das Gut Alt-Bewershof. Vermählt hatte sich Baron Meyendorff in erster Ehe im Jahre 1866 mit Fräulein Marie Puls, die 1871 starb. Im J. 1876 verheirathete er sich mit dem Fräulein Sophie von Transehe.

Während seiner Amtszeit bestieg S. M. Kaiser Nikolai II. den Thron (20. Okt. 1894). Am 14. Mai 1896 fand in Moskau die Krönung statt, an der Baron Meyendorff nebst zwei Delegirten der Ritterschaft theilnahm.

Politische Korrespondenz.

Es sind hundert Jahre her seit das republikanische Frankreich mitten in seinem kriegerischen Siegeszuge stand. Der Friede von Campo Formio hatte vollendet was der Friede zu Basel begonnen: die Rheingrenze gehörte Frankreich, aus Italien war die österreichische Vormacht durch die französische verdrängt worden, zu Rastatt ließ der erste Konsul die Säkularisation der geistlichen Stifter dekretiren und stürzte die erste Säule des heil. römischen Reiches um. Der Schrecken des Jakobinismus verlor bei den Höfen Europas an Stärke seit man anfing in Bonaparte den Bändiger zu spüren. Noch ein Jahr, und selbst der eifrigste kontinentale Gegner, Kaiser Paul von Rußland, ließ sich von dem gewandten Korsen umgarnen, bis er von ihm dicht vor einen Krieg mit dem alten Freunde, England, gebracht ward. Malta wurde französisch, Aegypten war in der Hand Frankreichs.

Was heute! Wieder ist Frankreich Republik; nicht die blutströmende zwar von 1793, aber auch nicht die gebändigte von 1799, sondern die Republik der theoretischen Freiheit und Gleichheit, wie sie damals wohl ersonnen, aber nicht verwirklicht wurde, die Republik der Volkssouveränität und der ministeriellen Verantwortlichkeit, der Majoritätsherrschaft und der bürgerlichen Gleichheit, der Theilung der Gewalten und der Gewissensfreiheit. Was ist heute aus den Hoffnungen geworden, die man mit diesen Wurzeln staatlichen Glückes verbunden hat? Wohin ist Frankreich mit alledem gelangt? Dazu, von Paris und zum guten Theil vom Pariser Pöbel beherrscht zu werden. Dieses hat die Republik von heute allerdings von der von 1793 geerbt.

Paris hat seit Jahrhunderten einen maßgebenden Einfluß auf Frankreich gehabt. Aber doch erst seit unter Ludwig XIV. nicht nur alle staatliche Macht, sondern auch die bisherigen Träger der sozialen Macht, der Adel, in Paris-Versailles zusammengepfercht wurden, begann die Stadt zu dem auszuarten, was sie heute ist, dem Tyrannen von Frankreich. Als die erste Revolution ausbrach, bestanden in den Provinzen noch eine Menge lokaler Gewalten in den verschiedensten Formen; ständische und munizipale Rechte aller Art hatten sich von der alten Zeit der großen Territorialherren

noch erhalten. Die Revolution brach Alles nieder, nicht weil es immer an sich schlecht, sondern weil es ständisch, munizipal, lokal, provinziell, kurz weil es anders war als was man in Paris zur Regel genommen hatte. Von der Revolution ging die Sucht zu Uniformiren und Nivelliren aus, die seitdem Frankreich beherrscht. Vor 1789 war dazu noch einiger Grund gegeben in der oft all zu ungleichen Vertheilung von Macht, Recht, Vermögen, Stand. Aber nachdem die Uebelstände wegnivellirt waren, blieb man dabei, die so mannigfaltig von der Natur und Kultur ausgestatteten Provinzen, die so verschiedenen Volksstämme in Bretagne und Gascogne, in Picardie und Vendée mit der staatlichen Nivellirwalze zu uniformiren. Und der erste Napoleon wußte als Despot und als Eroberer die Leichtigkeit sehr zu schätzen, die ihm die Nivellirwalze für Ausführung seiner ehrgeizigen Pläne geschaffen hatte. So wohlthätig sein neues Gesetzbuch war, so rührte es doch nicht an der handlichen Maschine, mit der man seitdem von Paris aus die Präfekten und Unterpräfekten, die Stadt- und Dorfschulzen lenkte, und eine lange Uebung unter König, Kaiser und Präsident hat allmählich Volk und Regierung an die Maschine gewöhnt. „Malheureusement les ésprits médiocres ont le goût de l'uniformité; l'uniformité est si commode! Si elle fausse tout, du moins elle tranche tout, et avec elle aucun chemin n'est rude*). Gewöhnt hat Paris sich zu gebieten und das Land zu gehorchen. Es kommt nur darauf an, wer an der Kurbel steht, ob ein König, ein Kaiser, ein Präsident oder der Pöbel von Paris. Und da die Staatshäupter wechseln, der Pariser Pöbel aber nach festen Traditionen sich ziemlich gleichbleibt, so hat er heute am meisten zu sagen. Und was sagt er nicht Alles, Tag ein, Tag aus, durch die hundertstimmige Presse, deren Dekrete heute bereits fast so viel gelten als die Erlasse der Regierung selbst. Es giebt sehr viele Leute in Frankreich, die dieser Pöbelherrschaft gegenüber selbständig denken: sehr Wenige aber, die es wagen, selbständig zu handeln. Die Nivellirwalze hat den Charakter gebrochen, die Uniformirung hat die soziale und individuelle Muskelkraft gelähmt. Niemand wagt der Pariser Volksregierung Trotz zu bieten, wenn er sich nicht in Paris selbst auf gleiche Kräfte stützen kann. Um-

*) A. Thierry, Lettres sur l'histoire de France.

gekehrt wieder findet jeder Pariser Tagesheld es leicht, in der Provinz Zulauf für die Fahne zu finden, die er gerade erheben will, weil dort kein Stand, kein Vorrecht, keine provinziale, lokale, persönliche Autorität vorhanden ist, die gegenüber der uniformen Bureaukratie selbständig genug wäre um ihm entgegenzutreten. Das hat man eben wieder an dem Kreuzzuge sehen können, den die Herren M. Régis und Rochefort nach Algier unternahmen, wo sie die Regierung einfach bei Seite schoben um der Judenhetze freien Lauf zu sichern. Das sieht man an dem gehorsamen und ehrfurchtsvollen Schweigen, mit dem das ganze Land den Vorgängen zuschaut, die seit Jahr und Tag Paris in immer wilderen Taumel stürzen. Vor hundert Jahren erhob sich Paris um einen Thron zu stürzen, um einen Konvent zu stürzen; man kämpfte gegen die Jakobiner, gegen das Direktorium, gegen wirkliche Gewalten. Heute ist Frankreich, ist Paris im Zustande der Revolution um eines Dreyfuß willen. Ein elsässischer Jude, dessen Vater durch falschen Bankerott in Mühlhausen einige schweizer Herren um ihr Geld geprellt hat, ein kleiner Hauptmann, der des Landesverraths angeklagt und vielleicht mit Unrecht verurtheilt und verbannt wurde, ein vielleicht irriges Urtheil der Justiz, wie es gelegentlich überall, besonders leicht aber in dem heutigen Frankreich und ganz besonders leicht in den sehr beliebten Prozessen wegen Landesverraths vorkommt — das ist die Melodie, die als Thema für diese heutige gewaltige Kakophonie, genannt l'Affaire, dient. Seit Jahr und Tag ist die Sache Dreyfuß die wichtigste Angelegenheit, die beherrschende Staatssache Frankreichs; Presse, Kammern, ganz Paris steht mit Dreyfuß auf und geht damit zu Bette, Minister stürzen durch Dreyfuß und werden erhoben durch seine Sache, die gesammte innere wie äußere Politik scheint still zu stehen damit l'affaire wachse und fortschreite. Die wichtigsten Gesetze, das Budget selbst, kommen an die Kammern und werden kaum beachtet, werden abgethan wie das Pensionsgesuch eines Bureaudieners; kaum hört man den Namen Dreyfuß, so ist der Palast Bourbon gefüllt von Menschen und der Kampf bricht los als ginge es um den Thron Ludwigs des Heiligen. Einen realen Grund vermag eigentlich Niemand anzugeben: die gefährlichen Staatsgeheimnisse, diese Explosivstoffe der geheimen und geheimsten Akte, von denen Alle reden und Niemand etwas Genaues weiß;

die Bedrohung der Armee; die jüdische Verschwörung — das sind Alles für unbetheiligte Europäer Schreckmittel wie der Knecht Ruprecht, aber für betheiligte Pariser das, was für den Stier das Tuchschwenken des Torreador ist. Längst sind alle Regeln der Ordnung und Gesetze durchbrochen: heute steht Jemand an der Spitze eines Ministeriums und morgen besitzt er an der Spitze einer Zeitung mehr Macht im Staat als vorher; heute wird ein Cavaignac vom Präsidenten zum Kriegsminister ernannt, und morgen legt er sein Amt in die Hände nicht des Präsidenten, sondern der Kammer nieder; heute schwört Herr Dupuy als Ministerpräsident, niemals die Selbständigkeit der Justiz antasten zu lassen, und morgen bringt er eine Vorlage an die Kammer, die in voller Berathung der „affaire“ begriffenen Kriminalabtheilung des Kassationshofes in den Arm zu fallen. Warum? Weil ein Glied dieser Abtheilung, Herr Beaurepaire, gegen seine Amtspflicht seinen Posten verlassen hat um an der Spitze einer Zeitung diesen Gerichtshof laut und täglich der Parteilichkeit zu beschuldigen, und ferner weil Herr Dupuy bemerkt, daß die Menge auf Seiten des desertirten Rathes des obersten Gerichtshofes von Frankreich steht. Und dieser Ministerpräsident scheut sich nicht, jenen Antrag zu stellen, und die Kammer nicht, ihn anzunehmen. Der süße Pöbel sitzt bereits drohend in dieser Kammer, er herrscht diesen Ministern sein „vive l'armée!“ zu, und er wird morgen den ganzen Kassationshof zur Thür hinauswerfen, wenn derselbe nicht thut wie er soll: ohne Prüfung die Verurtheilung Dreyfuß' bestätigen. Vive l'armée! Als ob Jemand daran dächte, die Armee anzutasten! Das thun in Paris nicht einmal die Sozialdemokraten. Aber die Spitze dieser Armee, der Generalstab, der auf die Herausforderung Zola's nichts weiter zu antworten wußte, als daß die Armee sich beleidigt fühle, der statt Beweise für die Lauterkeit des Spruches beizubringen, den sein Kriegsgericht über Dreyfuß gefällt hatte, auf seinen Säbel und an seine tapfere Brust schlagend erklärte: so und nicht anders hätten Zeugen und Richter zu denken und zu reden — dieser Generalstab repräsentirt die militärische Gewalt und drängt den Pöbel mit drohender Faust vorwärts gegen Justiz und Kammern, Minister und Präsidenten. Wie immer, so auch jetzt: die Pöbelherrschaft, die Volkssouveränität voran, und die Militärherrschaft, die Diktatur hinterher — das spielt sich eben

wieder in Frankreich nach alter Melodie" regelrecht ab. Zum Glück bisher ohne viel Blutvergießen. Aber die schönen Theorien und Grundprinzipien von 1789 werden heute so gut mit Füßen getreten wie 1792: Freiheit, Ordnung, Gerechtigkeit sind suspendirt in dem Lande, das an der Spitze der Zivilisation marschirt.

Ein Gutes hat die „Affaire", nämlich daß sie Frankreich vorläufig seine äußere Politik vergessen läßt. Man glaubte, dort gebe es keinen politischen Gedanken mehr, außer Elsaß-Lothringen; und nun zeigt es sich, daß nur ein Dreyfuß dazu gehört um das Vogesenloch zu verstopfen. Deutschland hat dem edlen Hauptmann zwar keine militärischen Aufklärungen, aber das zu verdanken, daß zum ersten Mal seit 1871 man in Frankreich wagen darf, den Frankfurter Frieden für mehr als einen Waffenstillstand, für einen historischen Abschluß zu erklären. Niemand in Deutschland täuscht sich darüber, daß es sehr thöricht wäre, diesem Frieden ebenso sicher zu trauen wie etwa dem von Prag. Aber es könnte von Werth sein, wenn im Bewußtsein der Franzosen das Gambetta'sche Dogma allmählich verblaßte und aufhörte das alleinige Ziel der großen Politik zu sein. Man fängt dort an nachzurechnen, was dieser Vogesenzauber dem Staat bereits gekostet hat. Frankreich hat seine gesammte alte Politik geändert aus Eifer für dieses Vogesenloch. Es hat alle selbständige Politik aufgegeben um sich Rußlands Führung zu überlassen. Es hat seine traditionelle Stellung in Konstantinopel und Vorderasien fahren lassen, hat lange einen wirthschaftlichen Krieg mit der Schweiz und Italien geführt, der nun endlich geschlossen ist, hat in Asien und Afrika seinen Kolonialbesitz ausgedehnt ohne materiellen Gewinn außer dem, für hungrige Beamte Unterkunft zu schaffen, aber mit dem moralischen Trost, etwas für seinen Ruhm gethan zu haben. Es hat endlich, ruhig zwar nicht, aber machtlos zusehen müssen, wie das Land, welches vor hundert Jahren mit französischem Blut erobert, für welches vierzig Jahre später Frankreich fast einen Kampf gegen ganz Europa auf sich nahm und das dann mit der Erblichkeit seiner Fürsten eine Stellung erhielt, die es dem Namen nach unter türkische, thatsächlich unter französische Schutzmacht brachte, — daß dieses Land heute dauernd in englische Hände gerathen ist. Noch vor zehn oder fünfzehn Jahren konnte Frankreich, wenn es ehrlich sich mit Deutschland abfand, den Uebergriff Englands verhindern,

später England zum Einhalten seines Versprechens, Aegypten zu verlassen, nöthigen. Frankreich lärmte und that nichts, um den Rachekampf gegen Deutschland nicht zu gefährden. Und so ist der Kanal, den Franzosen ersonnen und gebaut haben, so ist die alte Vorherrschaft Frankreichs am Nil heute verloren für die Franzosen. Wie merkwürdig diese Umkehr der Verhältnisse: im Jahre 1801 forderte England, als es noch keinen Suezkanal gab, von Rußland eine formelle Garantie dafür, daß Aegypten nicht in der Hand Frankreichs bleibe, was Alexander I. ablehnte. Und heute wagt Frankreich nicht, diese Garantie von Rußland gegen England zu fordern. Heute zieht es sich von Faschoda zurück und giebt seine Ansprüche auf Landausdehnung bei Schanghai auf, weil England mit dem Schwerte rasselt. So weit ist es mit dem Stolze Frankreichs gekommen, daß diese Dinge kaum auf Tage die Aufmerksamkeit abziehen können von dem hochwichtigsten Brennpunkt des französischen Staatslebens: dem Fall Dreyfuß.

Es ist, als ständen verborgene Kräfte hinter diesen Generälen, Ministern, Deputirten, die diese Komödie Dreyfuß spielen. Kräfte, die den Pariser Pöbel allmählich so weit zu erhitzen sich bemühen, um ihn gegen die Republik selbst treiben zu können. Lange genug hat Frankreich die Republik ertragen, die diesem uniformirten Volke weniger paßt als andern, die noch Lebenskraft und Selbständigkeit in ihren Gliedern, in Provinzen, Ständen, Gemeinden behalten haben. Der Pariser Brausekopf, der allmächtige, ist leicht hierhin und dorthin zu drehen, und an Prätendenten für eine Krone fehlt es nicht. „La loi, c'est l'empire du plus fort," sagte vor hundert Jahren ein Jakobiner. Mit dem Gesetzesrecht ist es nun zu Ende in Frankreich; es fragt sich, wer der Stärkste sein wird.

E. von der Brüggen.

Neue Belletristik.

Frankreich hat uns auf dem Gebiete des Dramas eine große Ueberraschung bereitet, — und ich setze sogleich hinzu: eine durchaus freudige Ueberraschung, die wir am wenigsten jetzt erwartet hätten, wo so erdrückend viel Symptome dort von tiefgehender moralischer Fäulniß unzweideutig zu zeugen scheinen. Edmond Rostand's geniales, durchaus ideal gerichtetes Drama „Cyrano de Bergerac"*) legt ein beredtes Zeugniß davon ab, daß im französischen Volk doch noch Kräfte höherer Art schlummern, die Besseres für die Zukunft, Regeneration und Gesundung hoffen lassen. Und dies um so mehr, als der Dichter nicht als ein einsamer Prediger in der Wüste erscheint, sondern mit dem ungeheuren, geradezu beispiellosen Erfolge seines Dramas bei seinen Landsleuten uns den Beweis liefert, daß er Töne angeschlagen, die in weitesten Kreisen machtvoll wiederklingen. „Cyrano de Bergerac" hat mit seiner zweihundertvierzigsten Aufführung in Paris bereits eine Einnahme von rund zwei Millionen Francs und damit einen Bühnen-Rekord erreicht, der die Erfolge der bekanntesten und beliebtesten Ausstattungs- und Effektstücke wie „Michel Strogoff" und „Die Reise um die Welt in 80 Tagen" von J. Verne und A. d'Ennery weit hinter sich läßt. Das würde nun natürlich nichts für die Güte des Stückes beweisen, allein es beweist, daß das französische Publikum doch noch das Gute und Große zu schätzen weiß, trotz aller dem entgegenarbeitenden Tendenzen. Denn das Stück ist gut, — es bedeutet eine glänzende dramatische Leistung und ist dabei doch so durchaus edel und rein gehalten, daß man an demselben seine aufrichtige Freude haben kann.

Edmond Rostand nennt sein Stück „Comédie héroïque", und diese Bezeichnung dünkt mich weit treffender als „Romantische Komödie", wie wir es auf dem Titel der im Uebrigen wirklich sehr gelungenen deutschen Uebersetzung von Ludwig Fulda lesen. Eine wirklich ans Heroische reichende Gestalt ist vor Allem der Held des Dramas, der geistreiche Dichter Cyrano von Bergerac

*) Edmond Rostand, Cyrano von Bergerac. Romantische Komödie in fünf Aufzügen. Deutsch von Ludwig Fulda. Fünfte Auflage. Stuttgart 1898, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.

aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der Gascogner Kadett mit der großen Nase, berühmt und gefürchtet nicht minder wegen seines scharfen Witzes und unbesiegbaren Unabhängigkeitssinnes, wie wegen seines seltenen physischen Muthes und der gefährlich scharfen Klinge, die er führte. Edmond Rostand hat ihn in seinem Drama eine glänzendere Auferstehung feiern lassen, als sie dem fast Verschollenen in der französischen Litteraturgeschichte zu Theil geworden. Cyrano ist durch Rostand mit einem Schlage zu einer Berühmtheit ersten Ranges geworden und — läßt sich hinzusetzen — Rostand ebenso durch Cyrano, denn man kannte den Autor bisher nur wenig durch seine „Romanesques“, die für anmuthig, aber doch nicht gerade sehr bedeutend gelten.

Gleich der erste Aufzug des Stückes zeigt uns die volle dramatische Kraft des Dichters. Derselbe betitelt sich „Eine Vorstellung im Hotel de Bourgogne“ und knüpft an eine Tradition aus Cyranos Leben an, der zufolge er einst dem beliebten Schauspieler Montfleury verboten habe aufzutreten und, als derselbe Solches dennoch wagte, ihn bei offener Szene zwang, sich zurückzuziehen. Der Akt ist voll dramatischen Lebens und versetzt uns in genialer Zeichnung mitten hinein in das Paris von anno 1640. Er gipfelt in dem Duell zwischen Cyrano und dem thörichten Vicomte Valnert, der dem Dichter entgegenzutreten wagt und von demselben nach unnachahmlich geistreicher Verspottung unter Rezitation einer im Augenblick auf den Fall gedichteten Ballade glänzend abgeführt wird. Zum Schluß folgt der Ausblick auf ein noch kühneres Abenteuer des muthigen Gascogners, in welchem er allein hundert Mann in die Flucht schlägt.

Der zweite Aufzug, „Die Garküche der Poeten“, führt uns zu dem für Poesie begeisterten Bäcker, Konditor und Restaurateur Ragunneau, der die armen Poeten füttert, selbst Madrigale auf Mandeltörtchen dichtet und den prächtigen Gascogner Kadetten ein freundliches Heim gewährt. Es knüpfen sich die Fäden zu dem von Cyrano stolz verborgen getragenen Liebesleid, und voll Edelmuth wirft er sich hier schon zum Beschützer seines von den Kameraden angefochtenen glücklichen Nebenbuhlers, des schönen jungen Barons Christian von Neurillette, auf.

Poetisch am Höchsten steht wohl der dritte Akt, „Der Kuß Roxanens“. Hier sehen wir Cyrano mit seinem Geist, seiner

genialen Dichtergabe, großmüthig eintreten für den recht bescheiden begabten Christian von Neurillette, den die schöne Roxane liebt, aber nur dann dauernd lieben kann, wenn er der Geistreichen, Verwöhnten auch geistig genügt. Dazu verhilft ihm Cyrano in der reizenden Szene vor Roxanens Fenster. Nun liebt sie Christians Schönheit und Cyranos Geist zugleich, ohne zu ahnen, daß der letztere nur die großmüthig gewährte Anleihe seitens eines sie noch tiefer Liebenden bedeutet, die dem schönen Christian unverdient zu Theil wird. Die sonst wohl unabwendbare Enttäuschung wird dadurch abgeschnitten, daß der junge Gatte gleich nach der Kopulirung mit den anderen Gascogner Kadetten fort muß vor den Feind. Der vierte Aufzug, „Die Gascogner Kadetten", lehrt uns dies muntere, tapfere, heroische Völkchen, geführt von dem wohlbekannten Hauptmann Castel Jaloux, lieben und bewundern. Sie verstehen vor Arras so tapfer zu streiten wie zu hungern, und der gute Humor verläßt sie nicht. Roxane, die mit Ragunneau als ihrem Bediensteten, mit köstlichen Vorräthen versehen, sich in das Lager zu schmuggeln verstanden hat, entfesselt einen Sturm der Begeisterung, dem bald beim Angriff des Feindes das tragische Ende folgt. Ihr geliebter Christian fällt, ohne daß sie es ahnt, daß auch in seiner Korrespondenz mit ihr Cyrano, der stumm entsagend Liebende, ihm die Feder geführt hat.

Und Cyrano bewahrt auch weiter das Geheimniß, fest überzeugt, daß für ihn, den Häßlichen, durch die gewaltige Nase Entstellten, jede Hoffnung auf Gewinn der Geliebten ausgeschlossen ist. Aber treulich besucht er allwöchentlich die schöne verwittwete Roxane, die bei den Nonnen des Ordens vom Kreuz eine Zuflucht gefunden, ohne selbst Nonne zu werden. Ihr geht die lange schon dunkel geahnte Wahrheit zu spät erst auf bei Cyranos heroischem Ende, das uns wie sie den tapferen Mann erst ganz verstehen und lieben lehrt. Sein Wappenschild ist unbefleckt geblieben! Dies Wort des Sterbenden empfinden wir tief als Wahrheit.

Ehre dem Dichter für solch ein Werk! Was ich im Vorstehenden bieten konnte, waren nur flüchtige Andeutungen. Mögen sie den Zweck erreichen, daß sie den Leser nach dem trefflichen Drama greifen lassen. Er wird es sicherlich nicht bereuen.

Völlig anderen Charakters sind die rasch berühmt gewordenen Romane des Italieners Gabriele d'Annunzio, „Der Unschuldige"

und „Luft"*). Charakteristisch moderne Produkte, zeichnen sie sich durch feine psychologische Beobachtung, durch Geist und Kenntniß des Weltlebens aus; auch fehlt ihnen nicht der feinere Duft poetischer Stimmung. Allein sie bewegen sich fast durchweg auf den bedenklichsten, heikelsten Gebieten, so daß sie nur von ganz reifen Lesern ohne Schaden in die Hand genommen werden dürften. Man muß den Dichter und seine vollendete Künstlerschaft bewundern; allein zu der Bewunderung gesellt sich das Bedauern, daß er seine hohe Kunst nicht anderen Objekten gewidmet hat.

Von dem Grafen Leo Tolstoi ist neulich eine Erzählung, „Ein Präludium Chopins" betitelt, in deutscher Uebersetzung von Wladimir Czumikow erschienen**). Dieselbe führt uns in Moskauer Kreise des Adels und der Studentenwelt und erhält einen eigenthümlichen Reiz durch den Umstand, daß der Dichter hier gewissermaßen gegen die Theorien, wie sie sein Vater in der Kreuzersonate entwickelt hat, polemisirt. Poetisch schön ist insbesondere das Erwachen einer tiefen idealen Liebe in dem Herzen des armen Studenten Krjukow zu der jungen Prinzessin Sonja Baretzki geschildert.

Liebe alte Bekannte begrüßen wir in den Bauerngeschichten von Björnson, die der Fr. Wilh. Grunowsche Verlag unter dem Titel „Ueber den hohen Bergen" in zwei Bänden, geschmackvoll ausgestattet, dem deutschen Publikum darbietet***). Jene herrlichen, kraft- und humorvollen Erzählungen, die uns mitten unter das mannhafte, kernige Volk Norwegens, in seine großartige Alpennatur hineinführen, „Arne," „Synnöne Solbakken," „Ein fröhlicher Bursch," „Der Brautmarsch," „Das Fischermädchen," sie alle, die uns so oft schon wie reine Alpenluft erquickt, — auch die kleinen Geschichten, „Eisenbahn und Kirchhof," „Der Falbe," „Thrond," „Der Vater," „Das Adlernest," „Treue," „Der Bärenjäger," „Eine gefährliche Freierei," — hier finden wir sie beisammen, in ansprechendem Gewande, so recht zum Geschenke geeignet. Björnsons Dichtungen bilden eine weitaus gesundere Speise als diejenigen seines vielgerühmten Landsmannes Ibsen, und er hat sehr viel

*) Berlin, Verlag von S. Fischer, 1898.

**) Stuttgart, Verlag von Carl Malcomes, 1898.

***) Ueber den hohen Bergen, Bauerngeschichten von Björnstjerne Björnson. Zwei Bände, Leipzig 1898, Fr. Wilh. Grunow.

mehr echte Poesie in sich als dieser. Daß er auch ein echter, großer Dramatiker ist, wissen wir durch das „Fallissement“ und andere Schöpfungen. Der reinen, erquicklichen Poesie seiner Bauerngeschichten hat Ibsen nichts an die Seite zu stellen.

Einen dänischen Dichter von großem und sympathischem Talent lernen wir durch eine andere Veröffentlichung desselben Verlages kennen: Zacharias Nielsen, dessen Erzählung „Die Kohlenbrenner“*) den Wunsch erweckt, noch mehr aus dieser Feder dargeboten zu erhalten. Es sind prächtige, markige Gestalten, die uns da in dem alten Kohlenbrennergeschlecht der Insel Seeland entgegentreten. Kraft, die Gefahr läuft in Rohheit auszubrechen, finden wir neben herrlicher Tiefe und Treue der Empfindung. Vor Allem fesselt der überaus anziehend geschilderte stolze Mädchencharakter der Anine, ihre echte, tiefe Liebe zu Sneed, dem allzu leichtblütigen, kecken Burschen, ihr langes Leiden und der schwer errungene Sieg. Mit innerster Theilnahme verfolgen wir die vielverschlungene Herzensgeschichte der beiden einfachen Kohlenbrennerkinder; sie erscheinen uns wie liebe alte Bekannte; und die nordische Natur, in der sie leben, der Gribwald mit seinen rauchenden Meilern, das rauschende Meer daneben, — wie werden sie uns lieb und vertraut, daß wir uns ordentlich schwer von ihnen trennen!

Einen weit weniger glücklichen Griff hat derselbe Verlag mit der ähnlich ausgestatteten Erzählung einer deutschen Dichterin gethan: Luise Glaß, Im Mund der Leute**). Es ist eine harmlose, aber auch herzlich unbedeutende Geschichte, die ich nicht zu Ende habe lesen können, weil das Interesse schon in der Mitte des Bandes allzu lahm geworden war.

Einen gewaltigen Erfolg hat Gerhart Hauptmann mit seinem Schauspiel „Fuhrmann Henschel“***) zu verzeichnen. Das Stück ist bereits in einer Menge von Auflagen erschienen — mein Exemplar gehört der fünfzehnten an! —, an mehreren großen Bühnen ist es bereits mit gewohntem Erfolge aufgeführt,

*) Die Kohlenbrenner. Erzählung von Zacharias Nielsen. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Pauline Kleiber. Leipzig 1898, Fr. Wilh. Grunow.

**) Leipzig 1898, Fr. Wilh. Grunow Verlag.

***) Berlin 1899, S. Fischer, Verlag.

eine große Menge anderer Bühnen haben schon das Recht der Aufführung erworben, und dem Verfasser ist — last not least — der Grillparzer-Preis in Wien zu Theil geworden, — ein Preis, der in 2400 fl. für das beste in den letzten drei Jahren auf deutschen Bühnen aufgeführte Drama besteht. Der vollste Erfolg des Stückes ist demnach eine Thatsache, an welcher Niemand zweifeln kann. Ob derselbe ein berechtigter ist, ob er ein dauernder sein wird, darüber hat natürlich Jedermann das Recht, seine eigene Meinung zu haben. Was mich betrifft, so bezweifle ich es sehr, ob man nach ca. 20 Jahren den „Fuhrmann Henschel" noch lesen und aufführen wird. Hauptmann ist im vollsten Sinne des Wortes Mode geworden. Man reißt sich um seine Stücke, kann sie nicht schnell genug lesen und aufgeführt sehen. Wir leben, wie man sagt, im Zeitalter „des Herben," und diesem Geschmack hat es Hauptmann in vorzüglicher Weise verstanden zu entsprechen. Seine Bedeutung wird aber, wie ich meine, ganz gewaltig überschätzt, und wer weiß, ob die Zeit noch sehr ferne ist, wo sich der nothwendige Rückschlag dieser Ueberschätzung geltend machen wird! Nur seine „Weber" haben mir in gewissem Sinne imponirt, und „Die versunkene Glocke" weist unleugbare poetische Schönheiten auf, ohne doch ein wahrhaft bedeutendes, ein Werk von dauerndem Werthe zu sein. Der ungeheure Erfolg des „Fuhrmann Henschel" ist in dem Werthe des Stückes auf keine Weise begründet und erklärt sich nur aus der mächtig fluthenden Strömung der Zeit. Ohne Zweifel gehört sich etwas dazu, seiner Zeit in so vollem Maße zu entsprechen, ihrem Wollen Ausdruck zu geben, und nur ein Mann von großer Begabung ist dazu im Stande, — indessen das Höchste, das Größte ist es nicht. Es ist höher, größer, über seiner Zeit zu stehen und mit Schöpfungen von ewigem Werth der Zukunft die Bahnen zu weisen, wie es Goethe und Schiller gethan haben. Und es ist lehrreich, die ungeheuren, sensationellen Erfolge eines Hauptmann und Sudermann im Lichte der uns neuerdings immer klarer gewordenen Thatsache zu betrachten, daß unsere beiden großen Dichterheroen während ihres Wirkens und gerade mit ihren bedeutendsten Werken keineswegs dasjenige Verständniß, diejenige Anerkennung fanden, die uns jetzt schon lange selbstverständlich scheint. Daß Solches von dem großen österreichischen Dramatiker Grillparzer in noch weit höherem Maße gilt,

ist allbekannt. Er mußte sich zeitlebens mit dem Bescheidensten begnügen, in jeder Richtung, ja sein langes Leben war eigentlich ein langer Mißerfolg. Nun fällt — wie schneidender Hohn — von den endlich gereiften Früchten seines Thuns goldener Regen herab in den Schoß des Mannes, dem der Erfolg von heute gehört! Es ist eine beherzigenswerthe Lehre, die uns die Litteraturgeschichte damit giebt.

„Fuhrmann Henschel" ist ein ganz im unschönen schlesischen Dialekt geschriebenes Stück, das uns einen allmählich herunterkommenden Lohnfuhrwerksbesitzer vorführt, der seiner schon lange kränkelnden Frau auf dem Sterbebette das Versprechen giebt, keinesfalls nach ihrem Tode die derbe, rohe Dienstmagd Hanne zu heirathen. Er thut dies indessen doch und erlebt dann auch manches Unschöne an dem recht gemeinen Frauenzimmer. Sein Geschäft kommt herab, der Bruch seines Versprechens quält und verfolgt ihn, und schließlich nimmt er sich das Leben. Der Stoff wie die Ausführung ist häßlich und unerquicklich von Anfang bis zu Ende, und einige wenige Lichtblicke, wie z. B. Henschels menschenfreundliches Verhalten gegenüber dem verwahrlosten unehelichen Kinde seiner zweiten Frau, die sich hier recht als Bestie zeigt, können nicht entschädigen für die Unsumme von widerwärtigen und rohen Eindrücken, die uns geboten werden. Von Poesie ist in dem Ganzen auch nicht die leiseste Spur zu entdecken.

Wie man sich für eine solche Schöpfung wahrhaft erwärmen kann, ist mir völlig unverständlich. Aber die Mode ist eine mächtige Göttin und unter ihrer Aegide freut sich „Fuhrmann Henschel" seines Erfolges.

Nach meiner Ueberzeugung haben Hauptmann und Sudermann das deutsche Drama in durchaus falsche Bahnen gelenkt. Der Deutsche ist nur dann groß, wenn er — wie Goethe, Schiller, Grillparzer — dem ihm tief innewohnenden, großen Zuge zum Idealismus folgt. Verleugnet er diesen, dann verleugnet er sich selbst und verurtheilt sich zu einer Rolle zweiten oder dritten Ranges. In naturalistischen Schöpfungen werden die Deutschen stets von Franzosen, Russen, Norwegern weit übertroffen werden, einfach aus dem Grunde, weil diese Nationen nach der realistischen Seite weit stärker begabt, weit reicher veranlagt sind. Man kann geradezu sagen, die natürliche Begabung insbesondere der Fran-

zosen und der Russen weise sie auf den Naturalismus hin. Das ist bei den Deutschen durchaus umgekehrt der Fall. Sie spielen daher auch heutzutage in der Weltlitteratur nur eine mittelmäßige Rolle, haben die Führung durchaus anderen Völkern abtreten müssen, während sie vor hundert Jahren mit Goethe und Schiller, den großen Idealisten, unstreitig die erste Stelle einnahmen. Und nun scheint es, als wolle das besiegte und gedemüthigte Frankreich die Deutschen noch in anderer Weise beschämen. Wie klein, wie leer, wie öde, wie arm und elend nimmt sich Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" neben Edmond Rostands „Cyrano von Bergerac" aus!

Es giebt in Deutschland freilich auch jetzt noch ideal gerichtete Dichter, allein dieselben sind ganz in das Hintertreffen gerathen. Die hervorragenden, führenden Geister sind es nicht. Immerhin verdienen einige derselben Beachtung. In meinem letzten Artikel besprach ich das epische Gedicht „Laskaris" von Arthur Pfungst; jetzt möchte ich auf desselben Dichters „Neue Gedichte" aufmerksam machen, welche soeben in zweiter Auflage erschienen sind*). Es ist nur ein kleines, bescheidenes Bändchen, aber es enthält manches Gute, manches tiefe und schöne Gedicht. Der oft hervortretenden stark pessimistischen Weltanschauung des Dichters will ich nicht das Wort reden, aber es findet sich gar Manches bei ihm, was erfreulich und sympathisch berührt. Als Beispiel sei hier nur ein Gedicht mitgetheilt:

Vom Lebenswege.

Wer bittres Unrecht knirschend hat erduldet,
Dem ist die Erde eingehüllt in Nacht,
Der wähnt die ganze Menschheit mitverschuldet,
Wo Einer frevelte voll Niedertracht;
Die Welt erscheint ihm eine Welt voll Teufeln
— Ein Mensch läßt an der Menschheit uns verzweifeln.

Doch wenn wir einsam dann durchs Leben wallen,
Weil unsre Seele wild den Menschen grollt,
Und finden, trostlos wandernd unter Allen,
Ein einz'ges wahrhaft edles Herz von Gold,
Da lauschen wir beglückt den fremden Tönen:
— Ein Mensch kann mit der Menschheit uns versöhnen.

*) Neue Gedichte von Arthur Pfungst. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1899, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

In erfreulichem Fortgang begriffen ist die bereits von uns erwähnte Gesammtausgabe von Th. H. Pantenius' Romanen*). Der dritte Band enthält die bekannte Erzählung „Im Banne der Vergangenheit", an welcher sich höchstens die eine Ausstellung machen läßt, daß der Abschluß gar zu gewaltsam durch die Alles vernichtende Windhose herbeigeführt wird. Der vierte Band, „Im Gottesländchen" betitelt, bietet uns die beiden meisterhaften Erzählungen „Um ein Ei" und „Unser Graf". Sie gehören zum Besten, was Pantenius geschrieben hat, und dürfen als klassisch im besten Sinne des Wortes bezeichnet werden. Man wird sie mit wahrem Genuß immer wieder lesen können. Namentlich halte ich die Zeichnung der beiden Charaktere des Barons und des lettischen Bauern Wezwagar in der ersten der beiden Erzählungen für eine Leistung allerersten Ranges. In ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen stehen sie mit vollendeter Lebenswahrheit vor unseren Augen.

Neben dem alten bekannten Erzähler des Baltenlandes ist aber inzwischen ein neuer getreten, der in der Heimath schon viel von sich reden macht. Auch er ist ein Sohn Kurlands, auch er ohne Zweifel ein hochbegabter Dichter, dem man eine bedeutende Zukunft voraussagen darf. Der Roman „Du bist mein" von Carl Worms bedeutet für die baltische Litteratur ohne Zweifel ein Ereigniß**). Denn es offenbart sich in ihm ein Erzählertalent, das den Vergleich mit demjenigen von Th. H. Pantenius durchaus nicht zu scheuen braucht. Auch Worms hat wie Pantenius mit offenen, klaren Augen beobachtet, mit warmem Herzen empfunden, was die Natur und Menschenwelt des Gottesländchens an Schönem und Charakteristischem bieten, und auch er hat mit festem Griffel das Geschaute gezeichnet. Insbesondere an dem ersten Theile dieses Romans habe ich meine helle Freude gehabt. Ihn halte ich in jeder Beziehung für ungleich werthvoller als den zweiten, und weiche in diesem Punkte also von dem Urtheil meines lieben alten Freundes O. Kleinenberg in der Dünazeitung (Nr. 281, Jahrgang 1898) wesentlich ab, während ich in mancher anderen

*) Th. H. Pantenius, Gesammelte Romane in 9 Bänden. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

**) Carl Worms, Du bist mein. Ein Zeitroman in zwei Büchern. Stuttgart 1899, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Frage mit ihm durchaus zusammentreffe. Es sind insbesondere zwei Eigenschaften, die Carl Worms als berufenen Erzähler und echten Dichter erscheinen lassen: die Kraft und die Wahrheit in der Charakteristik der Personen, die Treue und der poetische Reiz in den Schilderungen der baltischen Natur. Beides gilt in weit höherem Maße von dem ersten Buche des Romans wie von dem zweiten. Da treten uns, ebenso talentvoll wie liebenswürdig geschildert, in scharfen Umrissen die Gestalten des prächtigen alten Försters Erbach, des Barons von Hohensee, der Asta, der alten Pastorin u. A. entgegen; und auch die weniger liebenswürdigen oder weniger interessanten Charaktere, wie der alte Pastor Eichfeld, der junge Pastor von Birken, Marie, die Baronin u. A. erscheinen durchaus aus dem Leben gegriffen. Für am wenigsten gelungen halte ich — und darin liegt allerdings ein wesentlicher Mangel des Ganzen — den Helden, den jungen Benni Eichfeld, der aber zum Glück im ersten Buche nicht allzu sehr hervortritt. Er ist gar zu sehr Romanheld im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Wir hören so viel von seiner Schönheit, seinem Geist, mit dem er alle bezaubert, aber was er thut und äußert, ist weder originell noch bedeutend genug, um unser Interesse lebhaft zu erregen, so daß uns die allgemeine Schwärmerei für ihn, die Liebe und Verehrung, die ihm von allen Seiten zu Theil wird, einigermaßen räthselhaft erscheint. Weder ist er ein konsequenter, starker, großer Charakter, ein gewaltiger Wille, noch besonders edel oder liebenswürdig, noch auch, soweit wir ihn kennen lernen, hervorragend geistvoll. Für den alten Förster, für Asta u. a. interessiren wir uns weit mehr als für Benni. Sie fesseln durch die Originalität und Ursprünglichkeit ihres Wesens, wovon wir bei Benni ebenso wenig wahrnehmen wie von bedeutendem Geist. Von wahrhaft erschütternder Gewalt und darum bis ins Herz hinein packend ist aber der Konflikt zwischen Eichfeld Vater und Sohn, am Schluß des ersten Buches. Es ist ein wahrhaft tragischer Konflikt, unser Interesse wendet sich aber auch hier weniger Benni als dem Vater zu, so wenig auch der sonst so ehrenwerthe alte Mann mit seinem allzu rauhen, harten, unliebenswürdigen Charakter vorher unsere Sympathien gewonnen hat. Aber erschütternd tragisch ist es, wie er hier die Fehler und Irrthümer seines langen Lebens mit dem Zusammenbruch seiner ganzen Existenz bezahlen muß.

Was das zweite Buch des Romans betrifft, so bin ich weit davon entfernt, mich moralisch über dasselbe zu entrüsten. Dazu bietet die durchaus ernst geführte Erzählung gar keinen Anlaß, und der moralischen Verirrung folgt die Strafe auf dem Fuß. Aber während ich im ersten Theil durchweg den Eindruck habe, daß der Verfasser Gesehenes und Erlebtes kraftvoll schildert, kurzum den Eindruck der Lebenswahrheit, erweckt mir der zweite Theil vielmehr den Eindruck des Konstruirten, des theoretisch und künstlich Zurechtgemachten, Zusammengedachten. Und jene Konsequenz, die derartigen Konstruktionen allein noch Interesse zu verleihen vermag (z. B. bei Ibsen), vermisse ich bei Worms. Des Unwahrscheinlichen, Unmotivirten, ja Unmöglichen findet sich hier allzu viel, und es betrifft die wichtigsten Momente der Erzählung. Unwahrscheinlich und ganz unmotivirt ist vor Allem Bennis jahrelang dauernde wilde Ehe mit der Baronin Asta, da man durchaus nicht begreift, warum er sie nicht heirathet. Der Scheidung von ihrem ersten Manne stehen keinerlei Hindernisse im Wege, sie wird geschieden, und man versteht nicht, was für eine Ueberzeugung Benni, der ruhig fortfährt kirchliche Amtshandlungen zu verrichten, davon abhalten kann, sich mit der geliebten Frau ehelich zu verbinden. Und es ist eine einfache Unmöglichkeit, daß die kirchliche Oberbehörde dem durch Jahre hindurch ruhig zusieht und den Mann nicht sofort einfach aus dem Amte wirft, völlig abgesehen von seinen freisinnigen Predigten. Wäre Benni nicht Pastor, so läge die Sache natürlich ganz anders, so aber ist sie durchaus unmöglich. Ganz unwahrscheinlich und geradezu unmöglich ist auch die Behandlung Astas durch ihren Gatten; ganz unwahrscheinlich und unmotivirt auch der Umstand, daß der alte Baron von Hohensee, der seine Asta doch zärtlich liebt, nach ihrer Verheirathung sich um die namenlos elend gewordene absolut nicht mehr bekümmert. Ganz ungenügend motivirt ist auch Bennis Erkaltung Asta gegenüber, unmotivirt und unwahrscheinlich auch seine heimliche Flucht, und wenn auch die Doppelsterbeszene des tragischen Momentes nicht entbehrt, so ist sie doch allzusehr theatralisch konstruirt, als daß sie wirklich lebenswahr und überzeugend wirken könnte. Die Erzählung hat im zweiten Theil etwas Hastiges und Unruhiges, dem man die Unsicherheit des Autors abzumerken glaubt, ganz

im Gegensatz zu dem ersten Theil, in welchem er sich ruhig und sicher auf dem vertrauten Boden der Wirklichkeit bewegt.

Diese großen und schweren Fehler des Romans habe ich nicht verschweigen können, um so weniger, als ich ja zugleich seinen großen Vorzügen die volle und warme Anerkennung gern und freudig spende. Es bleibt doch die Thatsache bestehen: Mit Carl Worms ist ein großes und reiches Erzählertalent dem baltischen Lande geschenkt worden; ein Talent, das uns schon jetzt lebhaft interessirt und von dem wir für die Zukunft durchaus Bedeutendes erwarten; ein Talent, das wohl auch scharfe Kritik vertragen können und durch dieselbe nur zu noch größeren Leistungen angespornt werden wird. Mich dünkt, daß wir alle Ursache haben, der Heimath zu diesem erfreulichen Ereigniß Glück zu wünschen.

L. v. Schroeder.

Ein kurländischer Zeitroman.

Der vorige reichhaltige Weihnachtsbüchertisch, der uns, um nur ein Werk zu nennen, die hochinteressanten und gewissermaßen monumentalen „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Bismarck" brachte, wies auch ein Buch auf, dessen Titel und Provenienz geeignet waren, gerade in unseren heimischen Kreisen allgemeines Interesse wachzurufen. Leider ist es auch der Fall gewesen, das Buch ist viel gekauft und heute schon von Vielen gelesen worden, gewiß Niemandem zum Nutzen, Vielen zum Aerger und wahrscheinlich Manchem zum Schaden.

Das Buch trägt den Titel „Du bist mein," Zeitroman von Carl Worms. Wenn wir hinzufügen, daß die Handlung

sich ausschließlich in Kurland und in dem benachbarten Littauen abspielt, wobei hier wie dort alle Personen bis auf einige Nebenfiguren Kurländer sind, daß die Zeit der Handlung präzise auf das Jahr 1890 verlegt ist, und das ganze Werk die Bezeichnung Zeitroman trägt, so sind wir zu der Annahme berechtigt, daß Herr Carl Worms die Absicht hatte in seinem recht voluminösen Roman die Zustände Kurlands in mannigfacher Beziehung im Jahre 1890 zu schildern. Hielten auch die bisherigen Leistungen des Autors auf litterarischem Gebiete keinen Vergleich mit denjenigen unseres hochbegabten Pantenius aus, so lag es doch sehr nahe zu hoffen, daß er einigermaßen den Spuren seines Vorgängers folgen würde und daß es ihm gelingen könnte einige kurländische Typen der Neuzeit den so markig und talentvoll gezeichneten Panteniusschen Figuren der sechziger Jahre anzureihen. Eine gründliche Enttäuschung mußte das baltische Lesepublikum erleben. Abgesehen von einigen nicht üblen Naturbeschreibungen und einzelnen Kleinigkeiten, die nicht ungeschickt ein gewisses Lokalkolorit zu Stande bringen — nichts als Gebilde einer, wenn auch regen so doch weder kurländischen noch überhaupt baltischen Phantasie. Wenn statt dieses dickleibigen Bandes eine kleine Novelle „Du bist mein" erschienen wäre, deren Handlung irgendwo und irgendwann sich abspielt, ohne im Entferntesten die Prätension zu haben, bestimmte lokale Zustände zu schildern, so wäre die sogenannte Eisenbahnlitteratur um einen dünnen Band reicher — und der Rest wäre Schweigen. Jetzt liegt die Sache anders, und daher muß, so wenig ersprießlich diese Beschäftigung auch sein mag, der Roman des Herrn Carl Worms etwas näher beleuchtet werden.

Beginnen wir mit den Hauptfiguren des Romans: Benni Eichfeld, Asta von Hohensee und Förster Erbach.

Da haben wir vor Allem den Helden, offenbar die Lieblingsfigur des Autors — Benni Eichfeld — den „großen Benni!" Worin eigentlich seine Größe besteht, erfahren wir überhaupt nie, wir müssen eben einfach daran glauben, denn der ganze erste Abschnitt des Buches zeigt uns, daß sein Erscheinen sowohl im Pastorate, wie auch im Schlosse und nicht am wenigsten in der Forstei als ein Ereigniß ersten Ranges aufgefaßt wird. Diese einleitenden Kapitel sind gewissermaßen von dem abwesenden Benni durchtränkt. Nun erscheint Benni. Man erfährt Anfangs nur, daß

er lang, schwarz und blaß ist, daß er sich im elterlichen Pastorate nicht recht wohl fühlt und viel im Schlosse verkehrt, wo er Lawn-Tennis spielt, schießt und reitet, dinirt und soupirt. Selbstverständlich ist das Schloßfräulein Asta in Benni, ihren früheren Lehrer, bis über die Ohren verliebt. Nach einer Unterredung zwischen der Baronin und Papa Eichfeld werden die Schloßbesuche Bennis beschränkt. Der Autor hat hier einen merkwürdig glücklichen Einfall, wenn er sagt: „Von diesen seltsamen Kombinationen wußte Benni nichts. Er war wie ein Buch, das interessant sein soll und mit einer gedruckten Reklame ins Haus geschickt ist; man hatte keine Zeit gefunden es zu prüfen, die etwas überschwängliche Anpreisung macht mißtrauisch, man läßt es unaufgeschnitten neben dem Falzbein liegen." O wäre doch Bennis ganzer innerer Mensch neben dem Falzbein liegen geblieben! Denn jetzt erfährt man Einiges von ihm und leider wenig Schönes. Benni soll nämlich nächstens zum zweihundertjährigen Jubiläum der Eichfeld im Pastorate „Waldheim" als Pastor loci in spe vor einer auserlesenen Gesellschaft predigen und will es nicht, weil er mittlerweile in Deutschland zum Zweifler geworden ist. Dieses Nichtwollen an sich ist gewiß nur achtbar. Leider bleibt unser Held nicht bei diesem Entschlusse, sondern benimmt sich wie gewöhnlich recht inkonsequent. So tritt er eines Nachmittags in die leere Kirche, in welcher der Adjunkt, Pastor v. d. Birken, schöne Weisen von Luther auf der Orgel spielt, setzt sich zu ihm, schwatzt ziemlich unklares und unnützes Zeug, steigt endlich auf die Kanzel und — „ein schneidendes Lachen flog von der Kanzel und verhallte im dämmrigen Raum." Nach dieser schönen Leistung beichtet Benni dem Adjunkten, daß er der Autor einer Broschüre über das Evangelium Johannis ist, die den alten Pastor Eichfeld durch ihre freie negirende Tendenz tief empört hat, und daß er diese seine Broschüre dem Vater anonym übersandt hat. Aus der Kirche heimgekehrt, verlobt er sich ebenso unmotivirt wie zwecklos mit seiner Cousine Marie, hat darauf eine ernste und heftige Unterredung mit seinem Vater wegen der bevorstehenden Predigt, wobei er aber nicht den Muth hat sich zur Autorschaft der genannten Broschüre zu bekennen, und verläßt endlich den Vater mit den Worten: „Ich werde predigen."

Wahrlich ein recht ausgefüllter Abend! Etwas Kirchenschändung, eine flüchtige Verlobung und feiges Aufgeben seiner innersten Ueberzeugung. Der ganze Benni ist uns jetzt schon fatal geworden, und doch muß sich der Leser noch durch einige hundert Seiten mit ihm befassen und sich an ihm ärgern.

Nun kommt das Jubiläum. Zuerst Ball im Schlosse (hierüber manches köstliche Detail später), an dem Benni, statt seine Probepredigt zu memoriren, regen und recht wenig ersprießlichen Antheil nimmt, dann am nächsten Morgen Bennis Predigt, die, im Auszuge wiedergegeben, den Eindruck unverbesserlicher Mediokrität macht. Man ist ordentlich überrascht zu vernehmen, daß dieser ziemlich flache Erguß eine starke Erregung unter den versammelten Pastoren erzeugt. Zum Schlusse kommt eine Abendmahlsszene, die zu den schlimmsten Seiten des Buches gehört: Ohnmacht der Braut am Altar, Ergreifung derselben durch den offiziirenden Benni und Forttragen in die Sakristei, Belebung der Braut durch Abendmahlswein, Küsse, Schwüre, leidenschaftliche Ergüsse — doch genug!

Durch die Probepredigt veranlaßt, kommt es nun zu einer Erklärung zwischen Vater und Sohn, in welcher der alte Eichfeld trotz aller Einreden Bennis, kategorisch verlangt, er solle Pastor werden, weil bisher alle Eichfeld's Pastore gewesen sind, die Sache würde sich schon machen u. s. w. Endlich bekennt sich Benni zur Autorschaft der Broschüre, was er wohl etwas früher und schonungsvoller hätte thun können und den alten Eichfeld rührt der Schlag.

So traurig dieser letzte Vorfall auch sein mag, so tröstet sich der Leser bei dem Gedanken, daß dieses Unglück wenigstens die gute Folge haben werde, die evangelische Kirche vor einem Pastor wie Benni in Zukunft zu bewahren. Weit gefehlt! Wir finden nach Jahr und Tag Benni als wohlintroduzirten Pastor in dem littauischen Städtchen Dany. Wann, wie und warum Benni denn doch Pastor geworden ist, erfahren wir nicht genau, dagegen finden wir natürlich Asta als örtliche Schloßfrau und den alten Erbach als Förster loci dort vor, und jetzt können die Marionetten wieder in Aktion gesetzt werden und mit ungeschwächten Kräften wieder hüpfen.

Die Schloßfrau und der Pastor sehen sich während der ersten Jahre garnicht, mit der Zeit führt sie die Armenpflege zusammen,

und es entwickelt sich zwischen ihnen ein gutes freundschaftliches Verhältniß, wie es zwischen Schloßfrau und Pastor bei den vielen gemeinsamen Interessen, die sie verbinden, oft der Fall ist. Wenn Benni auch ein schlechter Pastor ist und seiner Gemeinde durchaus unorthodoxe Predigten vorsetzt, die glücklicher Weise von den Wenigsten verstanden werden, so ist er doch ein rühriger Armenpfleger und zeigt sich uns zum ersten Mal in gutem Lichte.

Mittlerweile sind die Verhältnisse im Schlosse Dany zu wüst geworden und Asta flüchtet in das Pastorat. Das unvermeidliche geschieht, Benni's Ausruf „Du bist mein" wird zur Wahrheit, und Benni und Asta sind endlich ein glückliches Paar.

Aber nicht lange währt das Glück, denn Benni zieht es vor, statt seinem Bunde die kirchliche Weihe zu geben, in wilder Ehe zu leben. Wohl läßt er sein Kind taufen und scheut sich nicht für dasselbe die Heilskraft eines Sakraments in Anspruch zu nehmen, an das er selbst nicht glaubt, aber trauen läßt er sich nicht, obgleich er durch diese Handlung kein Sakrament entweihen würde und obgleich seine Asta körperlich und moralisch an dieser Sachlage zu Grunde geht. Hier vermag man dem Autor nicht mehr zu folgen; Benni hat absolut keinen stichhaltigen Grund, sich nicht trauen zu lassen, er sieht sein Weib verkommen, seine Kirche veröden, seine Gemeinde zersprengt, alle Menschen sich von ihm abwenden, und lebt in dem selbstgeschaffenen Sumpfe weiter, ohne auch nur den Versuch zu machen, hinauszugelangen in frischere, gesundere Luft. Und da fragt uns der Autor am Anfange des achten Kapitels ganz harmlos: „Wer war hier schuldig? Wer klagte an, wer durfte verdammen?" Nun, uns scheint die Antwort auf diese Fragen recht nahe zu liegen, und wir können nur unser Bedauern darüber aussprechen, daß Herrn Carl Worms die Beantwortung dieser Fragen nicht gelungen ist, wodurch sich auch die ethischen und sittlichen Defekte seines Buches erklären.

Auffallend ist bei den Hauptfiguren des Romans der absolute Mangel an Pietät ihren Todten gegenüber, ein Zug, der, nebenbei bemerkt, keineswegs zu den Eigenthümlichkeiten des kurischen Lebens gehört. Benni erfährt gleichzeitig die Todesnachricht seiner beiden Eltern. Er ist wenig erschüttert, und nachdem sein Gewissen ihn in Bezug auf den Tod des Vaters wieder einmal freispricht, beruhigt er sich bei folgender Betrachtung: „Was waren sie (die

Verstorbenen) der großen vorwärts hastenden Welt! Nur Namen, kaum gehört, wieder vergessen. Und ihm! ach, auch verklungen, aus der Uebung gekommen. Mochten die Todten die Todten begraben." Noch philosophischer benimmt sich Asta bei gleicher Veranlassung. Asta erscheint, wenige Tage nach dem Tode ihres so sehr geliebten Vaters in „einer malvenfarbenen Tuchrobe mit weißer Stickerei bis auf die Schleppe herab, unter dem offenen Figaro-Jäckchen bauscht sich eine Spitzenblouse, ein Gürtel aus türkisblauem Sammet umschloß die Taille." Ihre Aeußerung entspricht vollkommen der Toilette: „Mein Vater ist todt. Er liebte nicht viel Worte, er war eine so selbstverständliche Natur, ohne Kommentar, ohne Fragezeichen, daß uns sogar sein Sterben selbstverständlich ist. Ich war darauf vorbereitet." Auf das Nächstliegende, dem Vater die letzte Ehre zu erweisen und auf Jahr und Tag die exzentrischen Toiletten links liegen zu lassen, scheint diese sonderbare Frau garnicht zu verfallen. Es war eben „selbstverständlich", daß er starb, wozu dann noch „Kommentare".

Benni stumpft ruhig in den selbstverschuldeten trostlosen Verhältnissen weiter, findet „seine Ehe" ganz gelungen und arbeitet mit dem ihm eigenen schonungslosen Egoismus ausschließlich daran, seine klägliche Persönlichkeit bis zur „Denkfreiheit" durchzuringen. Noch ist er mitten in dieser wichtigen Beschäftigung begriffen, als er die offizielle Nachricht erhält, daß demnächst eine Delegation des Konsistoriums erscheinen werde, um seine Amtsthätigkeit an Ort und Stelle zu untersuchen. Diese an sich wenig überraschende Thatsache, denn ewige Lammesgeduld durfte er doch kaum von Seiten seiner Vorgesetzten erwarten, versetzt ihn in die größte Erregung, und er empfängt den in bester Absicht erschienenen alten Freund Pastor v. d. Birken aus Waldheim einfach schnöde, und geberdet sich überhaupt recht kindisch. Statt als Mann der von ihm selbst geschaffenen Situation gerade ins Auge zu sehen und bereit zu sein, die Folgen seiner Thaten zu tragen, für seine Ueberzeugungen zu leben und zu sterben, und zu sühnen, was er verschuldet hat, denkt er nur daran persönlich aus seiner fatalen Situation herauszukommen.

Er ist auch bereits in seiner „Denkfreiheit" so weit durchgedrungen, daß er all den unnützen Ballast in Gestalt von Weib, Kind und Pflichten leicht abwirft und beschließt durch schleunige

Flucht über die Landesgrenze sein köstliches „Ich" einer wahrscheinlich noch freieren Entwickelung entgegenzuführen. Wie er bei diesem Fluchtversuche verunglückt, wie Asta dazu kommt, den Tod in den Eisschollen mit ihm zu theilen, bietet geringes Interesse; die ganze Beschreibung ist ziemlich unwahrscheinlich, ebenso auch der Umstand, daß alle Peripetieen des Dramas, trotz Nacht, Sturm und Regen von dem am Ufer stehenden Förster auf das Genaueste gesehen und gehört werden. Befriedigend nach irgend einer Richtung hin kann dieser Schluß nicht sein.

Es ist eine Eigenthümlichkeit unserer baltischen Dichter, daß sie nicht selten, oder vielmehr etwas zu häufig zu dem Mittel greifen ihre sich Anfangs recht behäbig und breit bewegenden Personen plötzlich durch Hilfe irgend eines Naturereignisses verschwinden zu lassen. So durch die Windhose in „Im Banne der Vergangenheit" von Pantenius, so durch den Eisgang im vorliegenden Werke. In dieser Eigenthümlichkeit nun ist Herr Carl Worms unbestrittener Meister, er läßt seine Personen ebenso leicht verschwinden, wie der Taschenspieler seine Kugeln, und hier wie dort erfahren wir nicht, wo sie geblieben, sondern müssen uns mit der Thatsache begnügen, daß sie eben „fort" sind. So ist das Ende des Oberförsters überaus einfach: „Dann hat er seinem Hund gepfiffen, das Gewehr über die Schulter geworfen und war zum Walde hingegangen. Man hat nie wieder von ihm gehört." Ob der Hund sich nun auch entleibt hat, erfahren wir nicht weiter.

Nun wollen wir uns zur zweiten Hauptfigur des Buches, zu Asta von Hohensee, wenden. Sie tritt uns gleich am Anfange des Romans entgegen, und durch sie werden wir gewissermaßen in medias res eingeführt, aber freilich auf etwas überraschende Weise. Gleich die erste Szene auf der Schaukel und der darauf folgende Spaziergang mit dem Pastor v. d. Birken zeigt uns Asta als ein ganz merkwürdiges Exemplar kurischer Edelfräulein. Da wir bisher von Astas Eltern nichts wissen, so drängt sich uns die Ueberzeugung auf, das arme Mädchen müsse wohl ohne alle Aufsicht aufgewachsen sein, wahrscheinlich in Gesellschaft von Zirkusdamen und ähnlichem Volke, und wohl auch noch durch Lektüre schlechter Romane verwirrt worden sein. Sie wird vom Förster ihres Vaters geduzt, Kreuzschnabel genannt und geküßt, macht mit dem ihr gänzlich unbekannten Pastor v. d. Birken einen längeren Spazier-

gang, wobei sie ihn beständig neckt und aufzieht, und beträgt sich im Pastorate beim Aufräumen von Bennis Stube nichts weniger als mädchenhaft. Da wir nun noch erfahren, daß sie als Backfisch Benni, ihren damaligen Hauslehrer, mit der Gerte geschlagen und dabei gemeint „jetzt wird er schlagen, und die Augen geschlossen" und ferner noch, daß sie ihre Frühlingsspaziergänge am frühen Morgen und durch dick und dünn im Schleppkleide unternimmt, so werden wir in der Annahme von Zirkuseinflüssen bestärkt, und sind daher sehr überrascht nachträglich in Herrn und Frau von Hohensee recht gut erzogene Menschen zu finden. Auf die Baronin ist der Autor schlecht zu sprechen, sie wird uns als kalt, herzlos, ehrgeizig geschildert, und mag es wohl auch sein, doch hat sie fraglos Recht, wenn sie Bennis häufige Besuche im Schlosse einzuschränken sucht, da ihr wohl nicht entgangen, was der Leser schon weiß, daß sowohl die gute alte Pastorin, als auch der Förster sich etwas lebhafter als erlaubt für eine Verbindung zwischen Benni und Asta interessiren. Daß sie Asta mit dem verlebten und schlecht beleumundeten Baron Hausen verheirathen will, ist allerdings recht häßlich von ihr. Diesen Baron Hausen führt uns der Autor nun vor, und zwar auf dem Balle in Schloß Waldheim. „Auf den ersten Blick fiel an ihm ein rothseidenes Taschentuch im Westenschlitz und ein sehr faltiges Beinkleid auf — weiter nichts." Auf Benni „machte der Baron den Eindruck eines unerzogenen Knaben, der auf Probe Mann geworden war und das Leben wie eine Erdbeerbowle ansah, die man höchstens nur noch mit der Nase streifte." Nun ist der Leser doch über die Persönlichkeit dieses Baron Hausen vollkommen orientirt und hat die ganze Verächtlichkeit dieser Persönlichkeit kennen gelernt. Es geht eben nichts über die Anwendung eines gelungenen Bildes! Und doch sorgt der Autor gleich darauf dafür, daß den Leser ein flüchtiges Gefühl der Sympathie für diesen Verächter der Erdbeerbowle beschleicht, wenn derselbe gänzlich ohne Veranlassung seinerseits, durch den groben, alten Oberförster provozirt und beleidigt und gleich darauf auch von Benni in sehr unmanierlicher Weise behandelt wird. Leider setzt der Förster seine unersprießliche Thätigkeit im Ballsaale fort und persuadirt seinen „Kreuzschnabel," den nächsten Tanz mit Benni in einer versteckten Fensternische abzusitzen. Da geschieht nun das Unglück, daß Benni statt für sich zu freien, für seinen

Freund Pastor v. d. Birken spricht, und Asta, schwer enttäuscht, in einen pathologischen Zustand geräth, bei dem natürlich der Elfenbeinfächer in Trümmer geht und das schöne Spitzentuch zerrissen wird. Als sie dann noch das Unglück hat Benni mit Marie zu belauschen und die Gewißheit erhält, daß diese seine Braut ist, so entflieht sie wie ein „gehetztes Waldthier“ in ihre oberen Gemächer, löscht die Kerzen aus und wälzt sich auf ihrem Eisbärenfelle, schlägt die Tatzen um ihre Schultern, macht auch Turnübungen „Kniee anziehen und wieder ausstrecken,“ kurzum beträgt sich so, daß man unwillkürlich wieder Zirkuseinflüsse vermuthet. Natürlich fällt das spurlose Verschwinden der Tochter des Hauses ebenso wenig auf, wie vorhin ihr Weilen in der versteckten Nische mit Benni. Endlich, spät Abends, klopft ein Diener, dann der Vater, endlich der unvermeidliche Förster — sie weist sie Alle ab, aber den Baron Hausen läßt sie herein. „Auf Asta's Wink schloß er die Thür, eine halbe Stunde blieben sie allein. Niemand hat erfahren, was sie sich zu sagen hatten.“

Von dem genialen französischen Schriftsteller Balzac, der in seiner „Comédie humaine“ alle Gesellschaftskreise seiner Zeit und seines Landes zu beschreiben unternahm, sagte ein mißgelaunter Kritiker einstmals, Balzac beschreibe mit Vorliebe die Salons von Komtessen und Marquisen, man merke ihm jedoch an, daß er nie über das Vorzimmer hinausgekommen sei. So wenig verdient dieser Vorwurf dem großen Balzac gegenüber sein mag, so ist es nicht zu leugnen, daß man nicht selten den heutigen Romanschriftstellern gegenüber versucht ist, diese Bemerkung zu machen. Wir wollen daher nicht weiter den Ausführungen des Autors über das Leben und Treiben in Schloß Dany folgen, sondern Asta erst wieder aufsuchen, nachdem sie von ihrem Manne verlassen, allein als Schloßfrau dort haust. Dieses ist der einzige Abschnitt des Buches, in dem sie in natürlicher und ungekünstelter Erscheinung an uns vorüberzieht. Sie hütet tief im Herzen die alte Neigung für Benni und findet Freude daran, in vernünftiger und nützlicher Thätigkeit mit ihm gemeinsam wirken zu können. Ebenso ist die Flucht ins Pastorat nach der übrigens ganz unwahrscheinlichen und verzeichneten Szene im Schlosse, sowie der Empfang seitens Bennis psychologisch richtig geschildert und gut geschrieben. Auch noch zugegeben, daß bei Asta die Leidenschaft momentan alle

Rücksichten zurückdrängen konnte und es so kommen mußte, wie es kam, so bleibt es immerhin räthselhaft, wie aus der charakter- und temperamentvollen Asta in kurzer Zeit ein unglückliches, verkümmertes, äußerlich und innerlich verwahrlostes Wesen entstehen konnte: ohne Willen, ohne Ehre — eine Wirthschafterin, die Kümmelkuchen backt und um das leibliche Wohl des Herrn Pastors besorgt ist. Hier wäre eine Katastrophe wohl zu erwarten und am Platz gewesen; statt dessen verläuft Alles in einen traurigen, prosaischen, kleinbürgerlichen Sumpf. Die freilich recht phantastisch gezeichnete Asta des ersten Theiles, konnte alles Mögliche werden, nur nicht das, was der Autor am Schlusse aus ihr macht. Es ist dieses schon keine Verzeichnung mehr, es ist geradezu eine Vergewaltigung der Persönlichkeit, und daher schwindet beim Leser auch jedes Interesse für dieses Produkt einer willkürlichen und unberechenbaren Phantasie.

Und nun zur dritten Hauptfigur, zu dem mit besonderer Liebe gezeichneten Förster Erbach.

Nein, ist der Mann grob! So etwas giebt es ja garnicht und für ihn ist der landesübliche Ausdruck „Doppelknot" noch beinahe zu milde. Wir haben eben keine Bezeichnung für ihn, aus dem einfachen Grunde, weil wir derartige Menschen nicht haben. Daß der Förster grob und dabei kreuzbrav sein würde, lag auf der Hand, denn von Spielhagen an hat sich eine gewisse Kategorie von Romanschriftstellern ganz feste und gewiß höchst bequeme Normen für die Charaktere ihrer Figuren herausgebildet. So ist stets der Förster grob, wortkarg und bieder, der Baron jovial und etwas roh, die Baronin kalt und hochmüthig, der Hauslehrer einfach bezaubernd, das gnädige Fräulein emanzipirt u. s. w. Empfehlenswerth wäre es, an der Wende des Jahrhunderts mit dieser recht bequemen aber abgetragenen Methode zu brechen, oder wenigstens ab und zu einige Abwechselungen hereinzubringen, so z. B. es einmal mit einem nicht bezaubernden, sondern bornirten und hochmüthigen Hauslehrer zu versuchen oder einen liebenswürdigen und höflichen Förster zu schildern &c.

Nun, Herr Carl Worms ist den eingefahrenen Wegen treu geblieben, nur hat er die Farben gar zu stark aufgetragen. Daß ein Förster sich mit seinem Prinzipal duzt, ist an sich kein häufiger Fall, mag aber vorkommen; daß er aber dieses freundschaftliche

Verhältniß dazu mißbraucht, auch seine erwachsene Tochter zu duzen, sie zu küssen, sie „Kreuzschnabel“ zu nennen, im Schlosse durch sein unmögliches Benehmen peinliche Auftritte herbeizuführen, das dürfte denn doch kaum irgendwo vorgekommen sein. Und wie läßt sich denn die hochmüthige Baronin so etwas gefallen? Sie hat doch ihren Gatten so ziemlich „unter“ und wenn sie ihn dazu bringt, daß er sein Herzblatt, seine Asta, dem verkommenen Baron Hausen giebt, so könnte sie doch sicherlich ihn bereden, sich entweder von seinem Förster zu trennen oder jedenfalls die nöthigen Schranken zu ziehen. So grob der Förster auch ist, so ist er doch nicht ganz so bieder, wie man ihn sich wünschen würde. Wenigstens erscheint uns sein so außerordentlich stark ausgeprägter Hang zum Kuppeln mit dem Begriffe eines Biedermannes sich nicht ganz zu vertragen. Er kuppelt von Hause aus, Anfangs freilich mit mehr Unglück als Geschick, später aber mit mehr Erfolg, und als endlich die unglückliche Asta, freilich ohne sein direktes Zuthun sich zu Benni flüchtet, da freut sich seine alte Kupplerseele „mit dem stillen Wohlgefallen eines Vaters, der seine Erwartungen übertroffen sieht.“ Nun, in der Regel pflegen Väter bei ähnlichen Vorkommnissen sich nicht zu freuen, der alte Förster denkt eben über diese Sache anders, vielleicht weil in seinem Leben ebenfalls eine wilde Ehe den Glanzpunkt gebildet hat. So erscheint denn die wilde Ehe überhaupt als das Leitmotiv des vorliegenden Buches. Zu des Försters Ehre muß gesagt werden, daß er mit Bennis Auffassung der „Ehe“ auf die Dauer nicht einverstanden ist und auch einige Versuche macht, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen; wie ihm das aber nicht gelingt, zieht er sich in die Einsamkeit zurück. Gerade hier, wo es galt, zwei ihm liebe Menschen vor dem sittlichen Untergange zu retten, wird er zaghaft und unsicher, und wir vermissen zum ersten Male die göttliche Grobheit und elementare Rücksichtslosigkeit, von denen er Anfangs so häufige und zuweilen recht ärgerliche Proben gegeben hat.

Neben diesen drei Hauptfiguren treten die übrigen ziemlich in den Hintergrund, sind aber entschieden besser gezeichnet als die ersteren, vielleicht gerade weil der Autor es nicht für nothwendig hielt, sie subjektiv stark zu beeinflussen. Von ihnen allen tritt noch am meisten die Figur des alten Pastors Eichfeldt hervor, und wenn an derselben auch manche zu starke Striche und einige Ueber-

treibungen bemerkbar sind, so ist sie immerhin ein Typus, der in einem Zeitromane seine Stelle finden mag. Auch Marie ist, so verblichen und gewissermaßen fragmentarisch sie uns geschildert wird, eine recht gelungene Vertreterin ruhiger, vernünftiger Weiblichkeit und bleibt sich bis zum Schlusse des Buches gleich.

Der adelige Pastor ist Dutzendmensch durch und durch und daher auch wenig interessant; der Versuch aus ihm zum Schlusse mehr zu machen und ihm einen ausgeprägten Charakter zu verleihen, mag als mißglückt bezeichnet werden. Gut gezeichnet und sympathisch ist das alte „Mamsing" im Pastorate. Fräulein Malchen Beeting ist recht breit und ausführlich geschildert und da sie für die Handlung des Romans ganz überflüssig ist, so muß man annehmen, daß sie gewissermaßen die „komische Person" darstellen sollte. Sie giebt sich auch bei jeder Gelegenheit so komisch, wie sie es eben nur leisten kann, aber — der Leser merkt die Absicht und wird verstimmt. Vielleicht war sie nothwendig, um die ganze Grobheit des Försters zur Anschauung zu bringen, sonst hätte sie wohl auch ganz wegbleiben können und der Leser hätte es gewiß verschmerzt, wenn einige der besagten Grobheiten unterblieben wären.

Zum Schluß muß noch darauf hingewiesen werden, daß das Buch merkwürdig nachlässig verfaßt ist, und daß die besten Beschreibungen, von denen manche von unleugbarem Talente zeugen, durch große und kleine Schnitzer entstellt werden. Nur als Beispiel eine kleine Blüthenlese solcher Fälle: Im ersten Kapitel wird ein Jagdbetrieb geschildert, der nach der Umgebung zu schließen, die Auerhahnbalz sein muß. Die Jagd gilt aber einem Birkhahn. Er wird von einem Jäger im dunkelblauen Paletot und Gummigaloschen geschossen. Recht unwahrscheinlich, da der Birkhahn selbst für den erprobten Jäger im grauen Jagdanzuge schwer zu beschleichen ist und meist auf sehr nassen Flächen balzt. Dieser Birkhahn wiegt zwanzig Pfund, also fünfmal so viel wie ein nicht-Worms'scher Birkhahn. Der Jäger steht an einem Latschenbusche, einem Gewächs, das wohl in den Alpen, nicht aber in Kurland vorkommt. — Während des Balles in Waldheim klimpert das Gold auf den Spieltischen herum. Da dieser Ball im Juli 1890 stattfand und damals Goldstücke in Kurland so selten waren, daß

man sie kaum in den Münzsammlungen fand, so werden sie auch damals auf den Waldheimer Spieltischen nicht geklimpert haben. — Im ersten Theile des Buches erfahren wir, daß Baron Hausen Besitzer eines großen Majorates in Littauen ist. Unwahrscheinlich, doch nicht gerade unmöglich! Der harmlose Leser nimmt diese Thatsache an. Im zweiten Theile ist er daher höchst erstaunt zu erfahren, daß dieses Majorat durch Baron Hausen verspielt worden ist, und in fremden Besitz übergeht, was bekanntlich bei Majoraten, die unveräußerlich sind, nicht möglich ist. — Asta hat sich einen weißseidenen Schlafrock, der seitwärts geschlitzt ist, angelegt. Höchst merkwürdig! Bisher ward dieses Gewand nur von der „Offenbachschen schönen Helena“ getragen, und der Schlitz bildete allerdings ein Zugmittel für einen Theil des Publicums. Unser Erstaunen wächst noch, wenn wir vernehmen, daß Asta in dieser etwas zu klassischen Toilette liegend, um Mitternacht ihren Förster empfängt. Diese ganze Szene ist in Kurland ebenso unmöglich wie das Vorkommen eines Latschenstrauches daselbst. Unschwer ließen sich in diesem „Zeitromane“ noch manche Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten nachweisen, doch werden dem Leser die vorstehenden Proben wohl genügen. Sie sind nur zu dem Zwecke aufgeführt worden, um anzudeuten, daß auch in der Detailarbeit das vorliegende Buch durchaus nicht den Anforderungen entspricht, die man an einen Zeitroman zu stellen berechtigt, ja verpflichtet ist.

Herr Carl Worms hat durch dieses Buch seiner Heimath keinen guten Dienst geleistet. Er hat Gebilden seiner Phantasie, die durchaus keine Aehnlichkeit mit den wirklichen Verhältnissen Kurlands haben, durch recht geschickt angebrachte lokale Sprachwendungen und durch originelle und farbige Beschreibungen ein eigenthümliches Kolorit zu geben verstanden, das genügen wird, um in ausländischen deutschen Leserkreisen den Eindruck hervorzubringen, man habe es mit einem wohlgelungenen, waschechten kurländischen Zeit- und Sittenroman zu thun. Das baltische Lesepublikum wird eher in der Lage sein, die Spreu vom Weizen zu scheiden, doch auch hier beweisen die vielen, zum Theil sehr anerkennenden Kritiken, wie selbst bei uns die nicht wegzuleugnenden einzelnen Vorzüge dieses Buches so bestechend gewirkt haben, daß

die Kritik in den Tagesblättern sich ihrer Pflicht, prinzipiell gegen dieses verzerrte Zeitbild Stellung zu nehmen, nicht genügend bewußt war.

Es ist meines Erachtens einfach unstatthaft, daß ein Schriftsteller, dessen einziges Verdienst im Führen einer recht gewandten Feder besteht, sich unterfängt, gewissermaßen aus dem Studirstübchen die sozialen, kirchlichen, sittlichen Zustände der Heimath nach Gutdünken zu schildern und dann sein so entstandenes Elaborat als „Zeitroman“ in die Welt zu schicken. Gegen solch ein Verfahren muß Protest eingelegt werden. Wenn Herr Carl Worms seine Heimath schildern will, so möge er zuerst Stadt und Land studiren, so durchstreife er fleißig Feld und Wald und besuche Herrenhaus und Forstei, Doktorat und Pastorat, und dann — schreibe er kleine Novellen. Bei seinem Talente und etwas mehr Fleiß könnte er gewiß recht anmuthige Skizzen liefern. An den Zeitroman wagt er sich hoffentlich nicht mehr heran, denn der erfordert etwas mehr, als nur eine gewandte Feder, sollte dieselbe auch noch so rücksichtslos geführt werden.

W. Graf Reutern-Freiherr von Nolcken.

Tannenwald, mein Tannenwald!

Tannenwald, mein Tannenwald!
Sehnsuchtsvoll begrüßter Wald!
Nicht mit Rauschen mich empfängst du —
Wie in stummer Klage senkst du
Deine Wipfel jung und alt:
Wohl vergangener Tage denkst du,
Tannenwald, mein Tannenwald!

Denkst du jener fernen Zeit,
Da du ragtest, kühn und weit;
Nimmer vor dem Sturme bangend,
Stolz in Kraft und Fülle prangend,
Stamm an Bruderstamm gereiht?
Fest umfangen und umfangend,
Treu zu Schutz und Trutz bereit?

Alter Freund in Lust und Leid —
Wo doch blieb die holde Zeit?!
Oede ward's in deinen Hallen,
Deine Besten sind gefallen
Der verweg'nen Axt geweiht;
Mitleidslose Stürme wallen
Durch die einst'ge Herrlichkeit. — —

Tannenwald, mein Tannenwald,
Heimathlich geliebter Wald!
Laß mich ruhn im stillen Haage
Lauschend auf die leise Klage,
Die durch deine Wipfel hallt...
Ich auch denk' vergang'ner Tage,
Tannenwald, mein Tannenwald!

Helene von Engelhardt.

Die historisch-kritische Würdigung der Kunst unseres Jahrhunderts*).

Ein Vortrag von O. Kleinenberg.

Unser scheidendes Jahrhundert wird seinem Nachfolger eine hübsche Speisekarte voll schwer verdaulicher Gerichte überreichen, oder, um parlamentarischer zu reden, das 20. Jahrhundert wird schon bei seiner Geburt eine lange Reihe ungelöster Fragen auf der Tagesordnung finden. Darunter wird die Kunstfrage nicht fehlen. Zwar giebt es Enthusiasten, die da meinen, diese Frage sei gelöst, unser Jahrhundert habe sowohl die wahre Kunst als die wahre Kunsttheorie gefunden, aber es wird wohl dabei bleiben, daß die Kunstfrage zu jenen gehört, deren Lösung nie vollständig erreicht werden wird. Trotzdem wünscht gewiß Jeder, der sich für die Kunst interessirt, wenigstens für sich eine möglichst klare Stellung zu den schwebenden Kunstfragen zu gewinnen, einen festen Weg zu finden durch das Gewirre der Kunstmeinungen und die Fülle der modernen Kunstwerke. Da bieten sich nun als Führer eine ganze Reihe in den letzten Jahren erschienener Bücher an. Unter diesen dürfte die hervorragendste Erscheinung doch wohl Richard Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert sein. Gewiß eine bedeutende und verdienstvolle Arbeit, denn schon die bloße Kompilation und Gruppirung des ungeheuren Stoffes ist ein großes Verdienst; aber das Buch ist auch amüsant zu lesen, und

*) Mit Bezug auf Rich. Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert.

daß es viele Leser gefunden hat, beweist der Umstand, daß es im Buchhandel vollständig vergriffen ist. Und doch ist es ein gefährliches Buch, gefährlich gerade dadurch, daß der Verfasser ein begabter Mann ist, ein Mann nämlich von großer journalistischer Begabung. Die zeigt sich am augenfälligsten in dem gewandten, lebendigen, amüsanten, prickelnden Feuilletonstil, den Muther schreibt. Er ist nie verlegen um den rechten Ausdruck, die passende Bezeichnung, ob sie nun scharfer Kritik oder begeisterter Anpreisung dienen soll. Ob seine Ausdrücke freilich immer begründet, und ob sie immer geschmackvoll sind, ist eine andere Frage. Eine starke Vorliebe hat er für gewisse Fremdwörter, sein Lieblingswort ist „delicat." Auf drei Seiten seines dritten Bandes z. B. (S. 116—118), wo er von dem englischen Maler George Mason spricht, kommen folgende Stellen vor, S. 118: „Unter der blonden, zarten Hülle seiner Bilder lebt ein ruhiges delicates Gefühl, etwas Mystisches, Süß-Schmerzliches, Leidendes." „Der Mond geht auf und beleuchtet mit sanftem Zwielicht die dunkeln Hügel und delicaten Bäume, in deren silbernen Blättchen der Abendwind spielt." (S. 116): „Die Gegend, die er malt, ist in ihrer lyrischen Armuth verwandt den Hügeln auf Peruginos Bildern. Es wachsen hier dieselben dünnen Bäume, auf delicatem, welligen Boden." (S. 117): Auf seinem Abendgesang singen Mädchen auf der Wiese ein Lied; — delicat wie Glas, sensitiv bis in die Fingerspitzen, spirituell bis zur Krankhaftigkeit, hauchen sie, von den weichen Schatten der Abenddämmerung umflossen, singend ihre Seele aus, lassen in dem Hymnus, den sie anstimmen, die ganze feine Zartheit ihres subtilen Temperamentes ausklingen." Ich für meine Person muß gestehen, daß ich mir nur schwer einen „delicaten" Boden vorstellen kann, daß der Vergleich: „delicat wie Glas" mir unzutreffend und geschmacklos erscheint, und daß Muther sich für meinen Geschmack zu oft jener pikanten oder delicaten Wonnesäuselei hingiebt, die vielen modernen Kritikern als die passendste Ausdrucksweise erscheint, wenn sie loben wollen. Das zeigt auch folgendes Beispiel: „William Kennedy (ein schottischer Maler) liebt den Frühling und dichtete auf ihn moderne Hirtenidyllen, dick impressionistisch in der Mache, zauberhaft fein in der Wirkung. Auf einem seiner Bilder streckte ein blühender Apfelbaum sein buntes Geäst krummknochig in den hellen Himmel. Jungzartes Frühlings-

wiesengrün sproßte ringsum, rosarothe Wölkchen zogen wie weiße Lämmer durchs Firmament. In der Ferne wand sich das schmale, dunkelblaue Band eines Flusses; und ganz vorn, auf dem Rücken liegend, den struppigen Wolfshund zur Seite, blickte ein rothhaariger Hüterbub, faul sich dehnend, lustig in den tiefblauen Aether." Ein flüchtiger und gemüthvoller Leser sagt da gewiß: „Das muß ja reizend sein, und wie anschaulich ist es beschrieben!" Ich muß leider wieder trocken bekommen, daß ich mir nicht einen hellen Himmel mit tiefblauem Aether vorzustellen vermag, durch den rosarothe Wölkchen ziehen, die wie weiße Lämmer aussehen. Andererseits aber wird man durchaus zugeben müssen, daß Muther im Allgemeinen mit einer großen Lebendigkeit der Darstellung auch Klarheit und Präzision zu verbinden weiß. Gefährlicher als seine stilistischen Kunststücke, scheinen mir zwei Künste zu sein, die in der Journalistik von großem Vortheil sein können, in wissenschaftlichen Werken aber lieber entbehrt werden: Die Kunst mit Grazie inkonsequent zu sein, und die Kunst mit Grazie dasselbe zu wiederholen. Beide übt Muther mit großer Virtuosität. Ein sprechendes Beispiel für die erste finde ich in seiner Charakteristik Schwinds. Er sagt da: „Es weht aus seinen Märchenbildern ein lieblicher Widerschein der längst entschwundenen ersten Jugendtage der Menschheit, aber gerade deshalb ein Hauch modernster Decadence." Und gleich darauf: „Er unterscheidet sich von Marées und Burne-Jones, von Puris de Chavannes und Gustave Moreau durch eine sehr unmoderne Eigenschaft — er strotzt von Gesundheit." Diese unmoderne Eigenschaft hindert Muther also nicht, in Schwind etwas von modernster Decadence zu entdecken. In der That ein seltsames Meisterstück moderner Kritiker-Feinfühligkeit. Daß sich in einem Werke, wie dem Muthers Wiederholungen nicht vermeiden lassen, ist klar; daß er sie geschickt zu variiren weiß, wird man nicht tadeln dürfen; die Gefahr aber liegt darin, daß Muther durch die häufige Wiederholung seiner Ansichten Gelegenheit findet, dieselben den weniger selbständigen Lesern ganz unmerklich immer tiefer einzuflößen. Das Gefährlichste an dem Mutherschen Buch aber ist die in ihm herrschende Verquickung von Geschichte und Kritik, die es zu einer sehr wirksamen Tendenzschrift macht.

Zwar finden wir in allen kunsthistorischen Werken eine Verbindung von Geschichte und Kritik; aber da dienen die kritischen

Urtheile entweder der Klarlegung der geschichtlichen Entwickelung oder sie sollen den Werth bestimmen, den die historischen Kunstwerke noch für uns haben. Muther benutzt umgekehrt die Geschichte, um seinen kritisch-ästhetischen Standpunkt zu verfechten, er giebt eine für eine bestimmte Tendenz zugeschnittene Geschichtskonstruktion. Am Ende seines Uebersichtskapitels (Kap. V., Bd. I, S. 184) sagt er: „Vom Historien- und Genrebild zur Malerei, von der Stilnachahmung zur eigenen Naturanschauung, von der Antike zum Leben, von der Abstraktion zum Charakter, vom Typischen zum Individuellen, vom Epigonenthum zur Selbständigkeit, vom Klassizismus zur Klassizität, von den Schulen zur Persönlichkeit — das ist der Weg, den die moderne Kunst in mühevollen Etappen und ruhmvollen Siegen durchlief. Die Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts aber bedeutet ein Stück aus dem großen Emanzipationswerk des modernen Geistes. Sie bedeutet, wie die Geschichte des 19. Jahrhunderts überhaupt, den Kampf zweier Prinzipien: Tradition und Freiheit." So ist Muthers ganzes Buch, abgesehen von manchen Inkonsequenzen, im Grunde ein Jubelhymnus auf die moderne Malerei, mit deren Maßstab Alles gemessen wird, so daß Alles Frühere einfach verurtheilt wird, es sei denn daß ihm ein Stich ins Moderne angedichtet werden kann, wie wir das bei Schwind sahen, oder daß ihm als einer zwar verfehlten, aber nothwendigen Durchgangsphase ein laues Zeugniß historischer Existenzberechtigung ertheilt wird. Muthers Geschichtskonstruktion ist daher sehr einfach: Nach ihm schmachtete die Kunst etwa im ersten Drittel unseres Jahrhunderts in den Fesseln des Klassizismus, der sie zu nichts führte als zu ödem schablonenhaftem, leblosem Formenabschreiben und ihr selbst alle technischen Fähigkeiten raubte; im zweiten Drittel besannen sich die Maler darauf, daß sie es eigentlich mit Farben zu thun hätten, sie lernten an der Hand der alten Meister Tizian, Velasquez, Rembrandt ꝛc. wieder ganz hübsch malen, aber unselbständig blieben sie doch, im besten Falle thaten sie es ihren Vorbildern gleich, und auch inhaltlich flüchteten sie sich in die Vergangenheit, da sie noch in dem Wahn befangen waren, die Gegenwart sei nicht malerisch genug, sie stellten nur gut kostümirte Modelle zu theatralischen Geschichts- oder Anekdotenerzählungen zusammen; im letzten Drittel kam die Erlösung vom Banne, das moderne Leben ward erobert,

strikte Wahrheit und einfache Natur erstrebt, eine selbständige neue Malweise entdeckt oder erfunden, die Freiheit und die wahre Kunst waren erkämpft.

Eine solche historische Theorie mag manches Wahre enthalten; ihrem Wesen nach bleibt sie vollkommen unhistorisch. Vor der Geschichte hat jede Periode ihr eigenes Recht, keine, auch die schlimmste nicht, darf als bloße Durchgangsphase oder Vorstufe abgethan werden; und keine Epoche, auch nicht die glücklichste, auch nicht das Perokleische Zeitalter, hat eine alleinberechtigte Kultur erzeugt. Das würde Muther am ersten unterschreiben, und er würde gewiß heftig protestiren, wenn man z. B. heute noch die Frührenaissance des 15. Jahrhunderts als bloße Vorstufe des Cinquecento bezeichnen wollte. Aber solcher Konsequenzen scheint er sich garnicht bewußt geworden zu sein, im Eifer des Gefechts scheint er garnicht daran zu denken, daß sehr bald die Kunst der Gegenwart ebenso heftig verdammt werden könnte, wie von ihm die der jüngst vergangenen Zeit, denn schon wankt ja der Thron des alleinseligmachenden Naturalismus bedenklich. Die Begründung seiner Theorie bleibt bei Muther doch eben oberflächlich und inkonsequent. So denkt er nie an eine Erörterung der so naheliegenden Frage, wer eigentlich die armen Leute in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in die Fesseln des Klassizismus geschlagen hat, denn daß Winkelmann das ganz allein fertig gebracht haben sollte, wird er doch auch kaum behaupten wollen. Und für die Leute von damals war ja der Klassizismus durchaus nicht Tradition, ihre Tradition war das Rokoko, das Muther so liebt, während die Klassizisten es sich zu verachten erlaubten. Die Klassizisten mögen verblendet gewesen sein oder nicht, man mag ihre Richtung verwerfen oder billigen, jedenfalls haben sie einfach von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, ihren Ideen zu folgen, und sie haben sich dabei wahrscheinlich ebenso frei gefühlt wie irgend ein moderner Naturalist. Mit dem Mutherschen Drucke der Tradition ist es also schwach bestellt. Aber Muther hat gerade in diesem Punkte einen Bundesgenossen in einem sonst viel maßvolleren und vorsichtigeren Kunstschriftsteller gefunden. Karl Woermann, der Direktor der Dresdener Galerie, vertritt in seiner Schrift „Was uns die Kunstgeschichte lehrt" ganz denselben Standpunkt. Er sagt dort (S. 89): „Meint man in

der That, daß der künstlerische Klassizismus der natürliche Ausdruck des Zeitalters der französischen Revolution gewesen sei? Einen widersinnigeren Gedanken kann es kaum geben. Es war ein merkwürdiger, vom staatserhaltenden Standpunkt aus angesehen vielleicht ein glücklicher Zufall, daß die politische Umsturzbewegung in jenem Zeitalter ein Gegengewicht im künstlerischen Klassizismus erhielt." Mir erscheint es als ein viel widersinnigerer Gedanke, ja einfach als Nonsens, eine historische Erscheinung durch einen merkwürdigen Zufall erklären zu wollen, denn das heißt doch einfach nichts erklären. Ich finde Davids Bilder für den Geist der französischen Revolution so bezeichnend wie nur möglich, sein „Schwur der Horatier" wurde bekanntlich schon vor Ausbruch der Revolution in Paris als republikanisches Tendenzbild begrüßt. Daß aber nicht alle Seiten des Zeitalters der französischen Revolution ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben, erscheint mir sehr natürlich, und ich halte es für eine ziemlich widersinnige Forderung an eine politische Revolution, daß sie sich in der bildenden Kunst verewigen solle. Im weiteren Verlaufe seiner Geschichtsentwickelung legt Muther das Hauptgewicht auf den Inhalt der bildlichen Darstellungen, er verdammt die Wahl geschichtlicher Stoffe, das was er die „Flucht in die Vergangenheit" nennt, er zieht immer wieder zu Felde gegen die „barbarische Erzählungskunst," die auf den Geschichts- und Genrebildern historisch-theatralische Effekte, litterärische Bezüge, anekdotische Pointen spielen läßt, um das große Publikum der sogenannten Gebildeten zu befriedigen. Gewiß zum Theil mit Recht, denn wo noch das inhaltliche Interesse überwiegt, da kann das wirklich künstlerische Interesse noch wenig entwickelt sein. Aber wie reimt sich damit die Glorifikation der „Eroberung des modernen Lebens" für die Kunst zusammen. Wird ein Stoff einfach dadurch künstlerischer, daß er modern ist? Muther scheint dies wirklich zu glauben. Er merkt garnicht, wie unkünstlerisch seine Anforderungen sind, wenn er immer wieder von der Kunst verlangt, sie solle „die ganze Naturgeschichte des modernen Lebens" schreiben, sie müsse die Chronik ihrer Zeit sein, ja wenn er ihr als Hauptaufgabe zumuthet, ein anschauliches Bild unserer Zeit für unsere Nachkommen zu liefern. Eine seltsame Idee, die den Zweck der Kunst einer Zeit darin sieht, kulturhistorische Dokumente für die Nachwelt zu-

zusammenzustellen! Liegt es nicht auf der Hand, daß das höchstens Aufgabe der Wissenschaft, aber nicht der Kunst sein kann. Der stoffliche Inhalt hat für die Kunst nur insofern mehr oder weniger Bedeutung, als er mehr oder weniger geeignet sein kann als Grundlage für den Ausdruck des künstlerischen Geistes. Es ist vielleicht möglich, daß moderne Stoffe leichter zum Ausdruck modernen Geistes zu verwerthen sind als andere, nothwendig sind sie gewiß nicht dazu. Sonst wäre ja unsere ganze moderne Phantasiekunst, der sogenannte Neu-Idealismus, mit Böcklin an der Spitze, dem Fluche der Unmodernität verfallen. Und doch preist Muther Böcklin als den größten Künstler des Jahrhunderts. Auf einige Inkonsequenz kommt es ihm eben nicht an, und in der That machen diese Inkonsequenzen Muthers Buch für solche Leser genießbarer und brauchbarer, die seiner Haupttheorie nicht zustimmen können. Von den großen Errungenschaften der modernen Kunst, die Muther nennt, bleibt nun noch die Freiheit. Freiheit ist eine schöne Sache, aber bekanntlich nur wenn sie richtig angewandt wird. Wer soll nun für die richtige Anwendung garantiren, der Naturalismus oder der Neu-Idealismus, der Symbolismus oder der Ornamentalismus? Ein anderer deutscher Kunstschriftsteller, der ganz in dasselbe Horn bläst wie Muther, Woldemar von Seidlitz, hat in einem im Dresdener Kunstverein gehaltenen Vortrage „Ueber die Entwickelung der modernen Malerei" Muthers Ausdrücke „Tradition" und „Freiheit" durch die Worte „Nachahmung" und „Originalität" ersetzt. Der Ruf nach Originalität ist nicht gerade neu, er erscholl am Ende des vorigen Jahrhunderts ebenso laut wie heute. Aber Originalität als Richtung, als allgemeines Ziel für die Künstler bleibt eine prekäre Sache, denn noch immer ist keine Methode erfunden, nach der man Originalität erlernen, kein Prinzip entdeckt, mit dem man sie erwerben könnte. Originalität ist noch immer das Vorrecht der großen und der verdrehten Leute. So scheint also als das ganze Resultat des großen Befreiungskampfes übrig zu bleiben, daß die genialen Künstler heutzutage die Freiheit haben, originell zu sein, ein Resultat, das doch in der That ziemlich gleich Null ist, denn dieser Freiheit haben sie sich früher auch schon bedient.

Aber hat denn kein Kampf, keine Entwickelung stattgefunden, ist kein Fortschritt gemacht worden, und kann man das

nicht feststellen und darlegen? Gewiß kann und muß man das, aber bei der Größe des Stoffes und der Nähe der Zeit ist es sehr schwierig. Wenn ich daher im Folgenden versuche, die Kunst unseres Jahrhunderts in ihren hauptsächlichsten Zügen zu charakterisiren, so bin ich dabei Ihrer Nachsicht sicher, denn Sie wissen, daß das nur ein Versuch sein kann, bei dem es an Irrthümern nicht fehlen wird; auch werden Sie von mir nicht lauter neue Gedanken verlangen. Natürlich ist meine flüchtige Skizze auch keineswegs dazu bestimmt, mit dem dreibändigen Werke Muthers in Konkurrenz zu treten. Was die Frage nach dem Fortschritt der Kunst im 19. Jahrhundert anbetrifft, so ist sie wenigstens in einem Punkte leicht und unbedingt zu bejahen. Die Technik, speziell die der Malerei, hat seit dem Anfang unseres Jahrhunderts ganz unzweifelhaft eine außerordentliche Vervollkommnung erfahren. Das ist vorzugsweise ein Verdienst der Franzosen und begründet hauptsächlich die führende Rolle, die Frankreich auch in unserem Jahrhundert auf dem Gebiete der Kunst gespielt hat. Mit der Veränderung der malerischen Technik steht auch die unzweifelhafte und große Umwandlung im Zusammenhange, die in unserem Jahrhundert mit der Art zu sehen vor sich gegangen ist. Wir sehen gewiß viel malerischer als früher, wir haben eine weit feinere Empfindung für Farben- und Tonwerthe gewonnen, aber wir haben zugleich wohl einen Theil der Fähigkeit eingebüßt, Linienharmonie und architektonisch-plastische Formenfreude zu empfinden. Ob wir dabei mehr gewonnen oder verloren haben, dürfte schwer zu konstatiren sein, denn an sich kann keine jener verschiedenen Arten des Sehens den Vorrang vor der anderen beanspruchen. Die Art zu sehen aber hängt davon ab, wer sieht und was gesehen wird, denn wir sehen keineswegs einfach das, was zu sehen ist. Die meisten Menschen sehen in der Regel weit weniger, als gesehen werden kann; umgekehrt sehen wir auch oft mehr als zu sehen ist, wir sehen in das Kunstwerk Manches hinein, was nur in uns, in unserer Phantasie- und Gefühlserfahrung vorhanden ist. Es kommt eben darauf an, was wir sehen können und wollen. Zu unserer ererbten Sehbegabung kommen die Resultate unseres Sehenlernens im Leben; am leichtesten sehen wir, was wir zu sehen gewohnt sind, und viele wollen überhaupt nichts Anderes mehr sehen; andere

dagegen sehen nur was ihnen gezeigt wird und wünschen, daß ihnen immer Neues gezeigt werde, das ist das Publikum für die neueste Kunstmode und für die Modekritiker. Im Allgemeinen aber wollen die Menschen in der Kunst sehen, was ihrem geistigen Zustande entspricht, was ihrer Seh-Empfindungs- und Denkthätigkeit eine ihnen zusagende Bethätigung verschafft; und die Mehrzahl der Künstler, die ja selbst ähnliche Menschen wie ihr Publikum sind, suchen dies mit mehr oder weniger Erfolg in ihren Werken zu verwirklichen. So entstehen die Kunstströmungen, die stets von außerhalb der Kunst liegenden geistigen Strömungen und Zuständen beeinflußt und bedingt werden. Aber diese Zustände wechseln. Im Mittelalter und in der Frührenaissance waren die für die Kunstübung maßgebenden Faktoren religiöse Gemüthsbildung und handwerkliches Formengefühl, im 16., 17. und 18. Jahrhundert war es die weltmännische Bildung der neuzeitlichen Aristokratie; in unserem Jahrhundert, während seines ganzen Verlaufs waren es Wissenschaft und Litteratur. Dies halte ich für das wesentlichste Charakteristikum der Kunst des ganzen 19. Jahrhunderts. Aber wird dadurch nicht die große Kunswandlung innerhalb unseres Jahrhunderts unerklärlich? Durchaus nicht, denn es lösten sich während desselben verschiedene Wissenschaften und litteräriscche Strömungen in dem maßgebenden Einflusse auf die Kunst ab. Gerade darnach unterscheiden wir nach meinem Ermessen am besten die drei Hauptphasen der Kunstentwickelung unseres Jahrhunderts: in der ersten Phase war die tonangebende Wissenschaft die Philosophie, in der zweiten die Geschichte, in der dritten die Naturwissenschaft.

Natürlich greifen diese Richtungen vielfach ineinander über und gehen nebeneinander her, aber im Großen und Ganzen löst doch die eine die andere ab und gewinnt die vorherrschende Geltung für ihre Zeit. Die erste, die philosophische Phase, ist zu ihrer reinsten und vollsten Entwickelung nur in Deutschland gediehen, die beiden anderen sind französischen Ursprungs und haben sich mehr oder weniger über alle europäischen Länder ausgebreitet. Das geistige Leben Deutschlands am Ende des vorigen und in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, das nicht von dieser Welt war, das den Deutschen den Ehren- oder Spottnamen des Volkes der Dichter und Denker und Träumer eintrug, mußte seinen

Ausdruck auch in der bildenden Kunst suchen und es fand ihn mit seinen Vorzügen und mit allen seinen Mängeln, die auf dem konkreten Gebiet der bildenden Kunst am schärfsten hervortreten mußten. Klassizismus und Romantik entsprachen in der Kunst ebenso wie in der Litteratur der herrschenden Geistesrichtung; in einer verklärten Anschauung des Alterthums und des Mittelalters schien man die Ideale zu finden, die in der Gegenwart nicht zu realisiren waren. Das Zeitalter Hegels und Schellings betrachtete die Kunst vom Standpunkt der deduktiven Ethik und Aesthetik, von der Höhe der Begriffe des absolut Schönen und Guten. Die Klassizisten, wie Carstens und später Genelli, suchten durch die Nachahmung der Griechen in reinen Linienharmonien den Ausdruck zu finden für die edle Schönheit hoher Gedanken; die Nazarener, Overbeck und seine Genossen, fanden das Ideal ihrer sanft-mystischen religiösen Träume in den Jugendbildern Raffaels; die älteren Düsseldorfer sorgten für die sentimentalen Herzensbedürfnisse des größeren Publikums; wie aber die Philosophie in Hegels System die Höhe des absoluten Gedankens erstiegen zu haben glaubte, so wollte Cornelius' monumentale Kartonmalerei die höchste Kunst verwirklichen, die Kunst schwang sich ebenso wie die Philosophie in die höchsten Regionen, aber sie schwebte auch ebenso in der Luft, sie verlor ebenso den Boden unter ihren Füßen, die großen Geisteskünstler verstanden ganz einfach nicht zu malen. Es war ein Ikarusflug, aber bei dem unvermeidlichen Sturze ist nicht alles zerschellt, oder um ohne Bild zu reden, so Manches ist von jener Kunst übrig geblieben, das auch uns Interesse und Genuß erweckt. Freilich am wenigsten von der Monumentalmalerei, am allerwenigsten von Wilhelm von Kaulbachs einst allgemein gepriesenen Fresken, die einen so großen Erfolg hatten, weil sie in gewandter Weise an der Scheide zweier Perioden, der philosophischen und der historischen, das beiden Genehme zu verbinden wußten, indem sie Geschichtsphilosophie traktirten, in den noch immer beliebten kalligraphisch schönen Formen, aber mit starker Berücksichtigung des neuerwachten Sinnes für elegante Posen und lebhaftere Farben. Auf uns wirken sie jetzt um so verstimmender durch das Hervortreten der schlimmsten Mängel beider Perioden, der abstrakten, leeren Formen einerseits, und des unwahren theatralischen Pathos andererseits. Die guten Seiten der klassisch-

romantischen Kunst aber, ruhige Linienharmonie und einfach-ernste Größe der Auffassung finden wir mehr oder minder in Rethels Entwürfen, in den Landschaften Rottmanns und Prellers, Schirmers und Lessings, in Führichs und Schnorrs Bibelbildern. Vor allem entzücken uns aber gerade die anspruchslosesten Bilder und Bildchen jene Bilder, aus denen zu uns, wenn auch verklärt, die wahre, keusche, einfältige, deutsche Volksseele jener Zeit spricht, wie aus einem verlorenen Paradiese, Moritz von Schwinds Märchenbilder, Ludwig Richters Zeichnungen, Carl Spitzwegs Genrebilder. Es ging in der Malerei eben, wie in der Litteratur, auch da sind die Schulhäupter, die Schlegel und Tieck, für uns kaum mehr als historische Erscheinungen, Platens Formvollendung läßt uns kalt; Uhlands und Lenaus Gedichte aber leben, wenn sie auch nicht modern sind. Die Malerei war jedoch in dieser Phase noch nicht so sehr die führende Kunst, wie in den späteren, ja die Formenanschauung der Zeit mußte der Plastik und Architektur sogar mehr zu Gute kommen als der Malerei. Freilich auch in den Leistungen dieser Künste, auf die ich hier nur hindeuten kann, erscheint uns heute Vieles als leere, abstrakte Form, aber Vieles wird auch seinen Werth behalten, die Namen Schinckel und Rauch werden nicht vergessen werden. Ueberhaupt aber können wir von manchen Erscheinungen der klassisch-romantischen Periode schon heute sagen, daß sie uns wieder näher stehen, als die meisten Produkte der uns zeitlich so viel näheren historischen Epoche.

Frankreich hatte auch seinen Klassizismus und seine Romantik, aber während sie sich in Deutschland ganz gut vertrugen, denn „leicht bei einander wohnen die Gedanken," stießen sie in Frankreich hart aufeinander, und die Siegerin in diesem Kampfe, die französische Romantik, war der Anfang der zweiten, der historischen Kunstphase. Die Romantik in der französischen Kunst ist aber, wenigstens in ihrer Hauptströmung, durchaus verschieden von der deutschen, so verschieden wie Viktor Hugo von Eichendorff, wie Sonnengluth von Waldesdämmerung. Und es erscheint mir sehr wenig zutreffend, wenn Muther sie in der Rubrik „Die Flucht in die Vergangenheit," einreiht. Wie Guizot und Thiers keineswegs blos Männer der Vergangenheit, wie sie nicht nur bedeutende Historiker, sondern auch praktische Staatsmänner waren, so scheuten die französischen Romantiker in der Malerei durchaus nicht die

Gegenwart, wenn sie ihnen nur das bot, was sie suchten. Das beweist gleich das erste epochemachende Bild dieser Richtung, Géricaults „Floß der Medusa," das beweist Delacroix', des größten Romantikers, „Gemetzel von Chios," das beweisen ebensowohl die Orientbilder Decamps', Delacroix', Marilhat's, Fromentier's, wie die Soldaten- und Schlachtenbilder Horace Vernets oder die italienischen Banditen Leopold Roberts. Aber freilich am meisten fanden die Künstler das, was ihren Intentionen entsprach, auf dem historischen Gebiete, darum ward das Geschichtsbild die Hauptschöpfung dieser Epoche und Paul Delaroche wurde ihr gefeiertester Vertreter, obgleich er ein mittelmäßiger Künstler war. Was diese Epoche wollte, das war das Interessante, das Affekt- und Effektvolle, das Pittoreske, das Farbenprächtige. Ein schöner gemalter historischer Unglücksfall nun bot das Alles. Da konnten die Beschauer die interessantesten historischen Reminiscenzen überdenken, da konnten sie sich einem angenehmen Grauen hingeben, sie konnten das Kompositionstalent des geistvollen Künstlers bewundern, der Alles so effektvoll gruppirt und auf eine leicht erkennbare Pointe zugespitzt hatte, sie konnten die historische Echtheit der Kostüme und Lokalitäten mit Kennermiene prüfen und sie konnten schwelgen in der Farbenfülle und Farbenglut̃h der Töne, die diese Künstler in der That mit großem Geschick und großer Schnelligkeit ihren alten Vorbildern ablernten. Da sehen aber die ernüchterten Nachkommen ebenso leicht das unkünstlerische Ueberwiegen des Inhaltlichen, die Aeußerlichkeit und Aufdringlichkeit der Kostüme und Farben, und vor Allem die Unwahrheit der theatralischen Pose. Damals sahen das nur sehr Wenige, die große Menge jubelte den imposanten Leinwandflächen mit den lebensgroßen Figuren zu und pries die Geschichtsbilder als den modernen Ersatz für die alte monumentale religiöse und mythologische Malerei. Jedoch der Klassizismus war nicht vollständig vernichtet, durch Ingres und seine Schule lebte er fort, und zur Zeit des zweiten Kaiserreichs verband er sich mit seiner alten Gegnerin, der romantischen Historie. Coutures berühmtes Bild „Die Römer der Verfallzeit" gab da den Ton an. Gerade in der späteren Antike entdeckte man moderne Seiten, man fand dort das, was diese Generation vor allem zu sehen wünschte, nämlich Fleisch und Blut, nackte Frauenkörper und Szenen der Grausamkeit.

Gleyre und Cabanel, Baudry und H. Regnault und viele andere befriedigten in der einen oder der anderen Weise diese Wünsche. Die letzte Stufe der historischen Kunstphase, die zugleich schon zu der jetzigen Kunstrichtung hinüberleitet, war das historische Genrebild. Wie man in der historischen Wissenschaft immer mehr Interesse für die Kulturgeschichte gewann, so war man in der Malerei der Staatsaktionen müde geworden, man fand es interessanter, die alten Zeiten in dem gewöhnlichen Thun und Treiben der Menschen, im Sittenbilde wieder aufleben zu sehen. Auch hier ging man vom Alterthum aus, Hamon und Gérome begannen mit antiken Genreszenen, in denen später der Holländer Alma Tadema in London der archäologisch sattelfeste Spezialist wurde. Leys in Brüssel, Meissonier in Paris, der Spanier Fortuny in Rom, waren unter den Schilderern der späteren Zeiten die bedeutendsten, die mit ihrem altmeisterlich-feinen Realismus auch den höchsten kunsthistorischen Anforderungen genügten. Nach Deutschland kam die historisch-theatralische Kunst spät und auf einem Umwege, dann aber gewann sie schnell auf allen Gebieten die Herrschaft. Zwei an sich nicht besonders hervorragende belgische Bilder, de Biefves „Kompromiß der niederländischen Edelleute" und Gallaits „Abdankung Karls V." machten im Jahre 1842 eine Rundfahrt durch Deutschland und wurden überall als Offenbarungen einer neuen, vollkommneren Kunst und namentlich einer ungeahnten Technik begrüßt. Die jungen deutschen Maler fingen an, nach Paris zu wandern, aber bald fanden sie auch schon in Deutschland selbst im Vollbesitz der neuen Technik stehende Lehrer. Der einflußreichste von ihnen war Piloty in München, der deutsche Delaroche, aus dessen Atelier und dessen Schule unzählige pomphafte Staatsszenen in die Museen wanderten. Gewiß war er ein guter Maler und ein guter Lehrer, aber ein schwacher Künstler, und die ganze Massenproduktion dieser Richtung läßt uns heute kalt, es sei denn, daß wir in ihr einem so vornehmen und eigenartigen Künstler begegnen, wie Anselm Feuerbach. Andreas Achenbach bürgerte die neue Richtung auf dem Gebiete der Landschaft ein, die nun nach blendenden Effekten suchte, exotischen Gegenden, Mondscheinnächten, Seestürmen mit Wogengischt und sonnenbeglänzter See mit Wellengekräusel, wie wir sie in Rußland an Aiwasowski kennen. Hans Makart wußte die sinnlich-dekorative

Richtung des zweiten französischen Kaiserreichs nach dem fröhlichen Wien zu übertragen und ihm hier ein zwar ebenso oberflächliches, aber vielleicht liebenswürdigeres und wärmeres Leben einzuhauchen. Auch die deutsche Genremalerei erhielt durch Ludwig Knaus etwas von den Vorzügen der Pariser Technik, aber auch etwas von der Aeußerlichkeit der Pariser Eleganz; jedoch Meister wie Voutier und Defregger blieben zwar technisch unbehilflicher, aber mehr deutsch und natürlich. Im historischen Sittenbilde endlich hatte Deutschland den größten und den selbständigsten Künstler in Adolf Menzel, der aber ebenso sehr und ebenso selbständig der dritten Kunstphase angehört.

Auf diese dritte Phase haben wir nun noch einen Blick zu werfen. Ihre Lösung ist „Natur". Natur als Inhalt und Aufgabe der Kunst, in dem Sinne, wie der Begriff „Naturalismus" gewöhnlich verstanden wird, als möglichst getreue Wiedergabe des Wirklichen. Natur aber auch als Tendenz der Kunst, als Forderung unbedingter Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit, als Verurtheilung alles Gekünstelten, Gemachten, Theatralischen, jeder Pose, jedes Kompositionsschemas. Natur endlich als Trost der Kunst, als Zuflucht für die Kulturmüden, als Born alles Intimen, Naiven, Urwüchsigen, wonach sie sich sehnen. Während die vorige Kunstrichtung stets nach dem Pittoresken spähte, Natur und Menschen nur darstellenswerth fand, wenn sie Staat machten, sucht die moderne Kunst das rein Malerische mit Vorliebe in den einfachsten, unscheinbarsten Ausschnitten aus Natur und Menschenleben. Die moderne Kunst hat, wie wir schon gesehen haben, eine Wurzel in dem Realismus des historischen Sittenbildes, der blos auf moderne Stoffe übertragen zu werden brauchte, wie das z. B. Menzel that. Ihre zweite, stärkere Wurzel aber reicht viel weiter zurück, sie liegt in der Landschaftsmalerei, im paysage intime, der Schöpfung jener großen Meister von Barbizon oder Fontainebleau, eines Rousseau und Dupré, Diaz und Corot. An ihrer Seite arbeiteten Troyon, der große Thiermaler und Millet, der große Schilderer des arbeitenden Landmannes, der Entdecker des „Armeleutebildes". Aber sie alle arbeiteten noch ganz einsam, rein künstlerisch, ohne jede Tendenz. Als Tendenz, als alleinwahre Kunst wurde der Realismus durch Courbet, den Zola der Malerei, verkündet, den vollen Sieg, die Verbreitung in alle Länder gewann

er durch Manet, den Begründer der Freilichtmalerei und des Impressionismus, die dann von Max Liebermann in Deutschland und der ungezählten Schaar jüngerer Künstler in ganz Europa vertreten wurden. Daneben aber ging die Phantasiekunst ihre eigenen Wege. In die Rubrik des Neuidealismus, wie sie auch Muther aufstellt, werden freilich die verschiedenartigsten Künstler zusammengeworfen, aber etwas Gemeinsames haben sie doch. Das ist der Primitivismus, jene auf den ersten Blick so seltsam anmuthende herbe Steife, Eckigkeit und Unbeholfenheit der Formen, die wir in geringerem oder höherem Grade bei so verschiedenen und so selbständigen Künstlern finden, wie den englischen Präraffaeliten, den Franzosen Moreau und Puvis de Chavannes, den Deutschen Gebhardt und Uhde, Klinger und Thoma, und auch bei dem größten, bei Arnold Böcklin. Darum glaube ich nicht, daß sich diese Eigenthümlichkeit blos durch die moderne Anlehnung an die noch theilweise primitive Kunst des 15. Jahrhunderts erklären läßt oder durch das Bedürfniß nach Formen, die von den verbrauchten, schablonenhaft gewordenen Schönheitslinien der ausgebildeten Renaissancekunst des 16. und 17. Jahrhunderts abweichen. Dieser Primitivismus ist doch wohl zum größten Theil auf das allgemeine Prinzip der modernen Kunstrichtung zurückzuführen, auf das Suchen nach der Natur, nach dem Urwüchsigen. Ich kann hier ebenso wenig näher auf die Beurtheilung unserer heutigen Kunst eingehen als ich im Stande bin, die Entwickelung der Architektur und Plastik hier genauer darzustellen. Sie zeigen dieselben Strömungen wie die Malerei, aber die Natur dieser Künste bedingt eine langsamere Wandelung, und so sehen wir in ihnen auch heute noch, wenigstens bei den monumentalen Werken, den Geist der zweiten von uns geschilderten Phase oft den Ausschlag geben, so bei den neuesten großen Monumenten Berlins, bei Wallots Reichstagsbau und Begas Denkmal Kaiser Wilhelms I. Manche polemischen Stellen meines Vortrages mögen zu dem Verdacht Anlaß geben, ich sei ein Gegner der modernen Kunst. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall. Ich habe nur ihren Anspruch auf Alleingiltigkeit als unberechtigt zurückgewiesen, für unsere Zeit gestehe ich ihr ebenso die volle Berechtigung zu wie den Richtungen der früheren Kunstphasen. Ueberlegen ist sie diesen in der Technik. Wie weit sie diese Ueberlegenheit zu wahren,

großen Kunstschöpfungen ausnutzen wird, steht noch dahin. Heute haben wir noch ein paar große, geniale Künstler, aber die sind alt; wir haben eine größere Anzahl bedeutender Talente; daß sich von ihnen noch welche als Genien entpuppen werden, ist nicht unmöglich, aber wenig wahrscheinlich; ob endlich in der ungeheuren Zahl begabter Kunstjünger schon die großen Künstler heranreifen, nach denen man sich so sehnt, das kann niemand wissen; denn die großen Künstler kann keine Richtung, keine Theorie, keine Kritik und keine Gönnerschaft hervorbringen, die müssen von selbst kommen. Wir müssen eben abwarten, wie das 20. Jahrhundert die Erbschaft des 19. verwalten wird.

Corrigenda.

Seite 246, Zeile 19 v. o lies: Anmuth statt Armuth.
„ 247, „ 8 „ „ „ bekennen statt bekommen.
„ „ „ 15 „ „ „ Puvis statt Puris.
„ 249, „ 9 „ „ „ Perikleische statt Perokleische.
„ 257, „ 1 „ „ „ Regnault statt Reguault.
„ 258, „ 9 „ „ „ Bautier statt Boutier.
„ „ „ 13 „ „ „ Losung statt Lösung.

Litterärische Streiflichter.

Der zweite Theil von Otto Kaemmels Buch: Der Werdegang des deutschen Volkes*) ist dem ersten in nicht allzu langer Frist gefolgt. Während der erste Band fünfzehn Jahrhunderte deutscher Geschichte behandelt, gelangen in dem vorliegenden umfangreicheren zweiten nur 470 Jahre der Neuzeit zur Darstellung, jener verhält sich zu diesem also wie eine ausführliche Einleitung zu dem eigentlichen Werke. Der Verfasser hat den reichen Stoff nach eigenthümlich von ihm aufgestellten Perioden gruppiert, indem er die neuere deutsche Geschichte in drei Zeiträume theilt: die landeskirchlich-ständische Zeit 1517—1648, die preußisch-österreichische Zeit 1648—1858 und die deutsche Kaiserzeit von 1858 bis vorläufig 1888; den letzten Abschnitt des zweiten Zeitraumes rechnet er von 1807 bis 1858 und bezeichnet ihn als „Anläufe zur Neugestaltung". Hier scheint uns nun weder der Anfangs- noch der Endpunkt richtig gewählt zu sein. In dem Beginn der innern Reform Preußens und der Vorbereitung zum Kampf gegen Napoleons Zwingherrschaft kann man doch nur sehr uneigentlich einen Anlauf zur Neugestaltung Deutschlands sehn, vielmehr können als solcher doch nur die Verhandlungen und Bestimmungen des Wiener Congresses von 1814 gelten. Auch das Jahr 1858 als Endpunkt desselben Abschnittes können wir nicht anerkennen. Die damals vom Prinzregenten von Preußen versuchte Politik litt ja völligen Schiffbruch und der letzte Anlauf Oesterreichs zur Neugestaltung Deutschlands war doch der Frankfurter Fürstentag von 1863. So müßte denn dieser Abschnitt unseres Erachtens richtiger als von 1814—1863 reichend bezeichnet werden. Der siebente Zeitraum, die deutsche Kaiserzeit, kann aber nur mit 1862, und zwar der Ernennung Bismarcks zum Minister des Auswärtigen beginnen. Doch die Periodeneintheilung ist schließlich etwas Nebensächliches, die Behandlung und Gruppierung des Stoffes bleibt immer die Hauptsache, Zuverläßigkeit im Einzelnen und genaue Sachkenntniß sind dabei selbstverständliche Voraussetzungen. In dieser Beziehung hat Kaemmel sehr Anerkennenswerthes geleistet. Die eigentliche Reformationszeit ist wohl etwas knapp, aber doch befriedigend dargestellt

*) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 3 M.

mit vorzüglicher Hervorhebung der politischen Seite, ohne doch die kirchliche zu vernachläßigen. Lichtvoll und übersichtlich ist die verwickelte Epoche vom Augsburger Religionsfrieden bis zum westfälischen Frieden geschildert. Den Glanzpunkt des Buches aber bildet die Darstellung der Begründung des brandenburgisch-preußischen Staates und der Erhebung Preußens zur Großmacht 1648—1786; hier hebt der Verfasser alle wesentlichen Momente in klarer und eingehender Erzählung mit eingestreuten gelungenen Charakteristiken trefflich hervor; namentlich die hohe Bedeutung Friedrich Wilhelms I. als des Begründers der inneren Verwaltung und des preußischen Beamtenthums wird gebührend betont, und ebenso ist Friedrich des Großen Persönlichkeit und Regierungsthätigkeit sehr gut geschildert. Sehr gut entwickelt der Verfasser auch die Entstehung und Ausbildung der absoluten Fürstengewalt in Deutschland; lobend muß dabei hervorgehoben werden, daß er, wenn auch in aller Kürze, die Geschichte der einzelnen Territorien in die Darstellung verwebt. Zu dürftig ist dagegen die Schilderung der Wiedergeburt Preußens seit 1807 und die Erhebungsversuche gegen Napoleons Gewaltherrschaft, vor Allem des Aufstandes der Tiroler und Andreas Hofers. Von all' den großen Männern jener ewig denkwürdigen Reformzeit wird eigentlich nur der Freiherr von Stein voll gewürdigt, Scharnhorsts Größe wird nicht nach Gebühr dargelegt, von seinen Schülern und Freunden kaum einer genannt und Gneisenaus Heldengestalt erscheint nur ganz flüchtig, ohne die eingehende Charakteristik, auf die der Held doch vollen Anspruch hat. Auch die Darstellung der glorreichen Befreiungskriege ist zu knapp gehalten, namentlich die Bedeutung, welche der im schlesischen Heere lebende Heldengeist für die Besiegung Napoleons gehabt hat, hätte eingehender dargelegt und betont werden sollen. Von den Anläufen zur Neugestaltung Deutschlands und der Begründung des deutschen Reiches gibt Kaemmel eine gute zusammenfassende Darstellung, der sich als Schlußkapitel eine kurze, aber genügende Uebersicht über den Ausbau des Reiches von 1871—1888 anfügt. Daß im letzten Theile Bismarck im Mittelpunkt der Darstellung steht, versteht sich von selbst. Sehr verdienstlich sind die Ausführungen über die innere Verwaltung, die Volkswirthschaft, Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft, kurz die kulturgeschichtlichen Kapitel, die Kaemmel am Schlusse jedes einzelnen Zeitraumes liefert; sie sind

sehr belehrend und verleihen dem Buch besondern Werth. Daß dabei nicht selten fast nur Name an Name sich reiht, ohne genauere Charakterisierung findet in der Schwierigkeit den ungeheuren Stoff auf engbegrenztem Raume zusammenzudrängen seine Entschuldigung. Doch muß man es bedauern, daß das eigentliche Verdienst so großer Männer wie B. G. Niebuhr nicht deutlich hervortritt, daß Jakob Grimms unvergängliche Bedeutung und Wirkung nicht so zur Anschauung kommt, wie sie sollte, und daß weder Beethoven noch Schinkel, weder Uhland noch Platen genügend charakterisiert werden. Doch in wenigen prägnanten Worten die Bedeutung einer hervorragenden Persönlichkeit zu kennzeichnen, ist eine der schwersten Aufgaben und Sache besondere Talents; der Kirchenhistoriker K. Hase war darin Meister. Aber das sind kleine Mängel, die das Verdienst und den Werth des vorliegenden Geschichtswerks nicht wesentlich beeinträchtigen können, ebensowenig wie kleine hie und da vorkommende Irrthümer. Der Kundige läßt in Kaemmels Geschichte den zweitausendjährigen „Werdegang des deutschen Volks" mit Vergnügen an sich vorüberziehn, dem Laien aber wüßten wir zur Einführung in die deutsche Geschichte und zum befriedigenden Ueberblick über ihre einzelnen Epochen keinen geeigneteren Führer zu empfehlen als Kaemmels Buch; es ist ganz dazu angethan, historischen Sinn zu erwecken und zu beleben.

Einen Ausschnitt aus der Geschichte des deutschen Bauernstandes bietet Alfred Hagelstange in seiner Schrift: Süddeutsches Bauernleben im Mittelalter*). Der Inhalt entspricht nicht ganz dem Titel, indem nicht das Bauernleben während des gesammten Mittelalters, sondern nur in der zweiten Hälfte desselben, seit dem XIII. Jahrhundert behandelt wird. Der Verfasser hat für seine Arbeit vor Allem die Weisthümer, d. h. die Aufzeichnungen des Gewohnheitsrechts der Landgemeinden, aber auch die Dichter und geistlichen Schriften jener Zeit fleißig und sorgsam benutzt und liefert ein abgerundetes, anziehendes und lehrreiches Kulturbild. Mit der Einleitung des Buches können wir uns allerdings nicht ganz einverstanden erklären: das Kapitel über die soziale Lage der Bauern, womit der Verfasser seine Darstellung eröffnet, hätte nach unserer Ansicht richtiger den Schluß des Buches

*) Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot. 5 M. 60 Pf.

bilden sollen, auch das Familienleben wäre wohl besser unmittelbar vor den Festen und Vergnügen behandelt worden. Aus Hagelstanges Darstellung ersieht man so recht wieder, wie falsch die noch immer weit verbreitete Vorstellung von der gedrückten, ja geknechteten Lage der Hörigen in der zweiten Hälfte des Mittelalters ist; sie war vielmehr im Ganzen recht erträglich, es herrschte sogar vielfach Wohlstand und Ueppigkeit, besonders in Süddeutschland. Wie viel ungünstiger und trauriger war und ist dagegen größtentheils noch die Lage der meisten freien Fabrikarbeiter unserer Tage! Erst durch die Reaktion nach den großen Bauernkriegen des XVI. Jahrhunderts und durch das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland ist die Lage der Bauern auch in Süddeutschland eine ungünstigere und gedrücktere geworden. Wie konservativ der im Bauernstande lebende Geist ist, drängt sich aus Hagelstanges Buche dem aufmerksamen Leser immer wieder auf: in den Formen des Landbaues und der Bodenkultur wie im Familienleben und den Festen und Vergnügungen ist Vieles heute noch so wie vor Jahrhunderten. Die Schilderungen des Verfassers gelten größtentheils auch für Mitteldeutschland, im Norden Deutschlands waren die Verhältnisse allerdings vielfach andere, so namentlich in Westfalen. Es ist sehr zu wünschen, daß auch das Bauernleben in diesen norddeutschen Territorien während des Mittelalters in ähnlicher Weise wie hier das Süddeutschlands geschildert werden möge, dann wird sich ein vollständiges Bild der Lage der deutschen Landbevölkerung im späteren Mittelalter ergeben. Man möchte wohl wünschen, daß Hagelstange strenger die verschiedenen Zeiten geschieden und manchmal mehr Kritik bei der Benutzung der Dichter angewandt hätte, auch könnte die Darstellung nicht selten gedrängter sein, es stört bisweilen eine gewisse Weitschweifigkeit. Aber im Ganzen betrachtet, ist Hagelstanges Buch ein verdienstlicher und werthvoller Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte und Alterthumskunde, wie zur Kenntniß der sozialen Verhältnisse im Mittelalter. Die Schrift wendet sich zunächst an die Fachgenossen, aber sie wird auch jedem Laien, der sich für die darin behandelten Dinge interessiert, viele Belehrung gewähren und manche hergebrachten und immer wiederholten Vorurtheile beseitigen.

Die Biographie eines Mannes, dessen Name in weiteren Kreisen wenig bekaunt ist, wird uns in dem Buche: Heinrich

Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit aus Briefen zusammengestellt*) geboten. Es ist ein Denkmal der Pietät, das dadurch die Wittwe Abekens, Hedwig geb. v. Olfers, dem Gedächtniß ihres verewigten Gatten gesetzt hat. Ein Hannoveraner, in der uralten Stadt Osnabrück 1809 geboren, hat Abeken einen an mannigfachen Wechseln reichen Lebensgang gehabt. Durch seinen Oheim Rudolf Abeken, der längere Zeit Lehrer von Schillers Söhnen nach des Dichters Tod in Weimar war und eine Verwandte Charlotte Schillers, Christiane v. Wurmb, heirathete, trat auch der Neffe Heinrich frühe in Verbindung mit dem Schillerschen Hause und empfing die unmittelbaren Eindrücke der Glanzzeit Weimars; er wuchs in der Verehrung Schillers, in der Bewunderung Goethes auf und wurzelt noch ganz in der idealen Geisteswelt und den Humanitätsanschauungen der klassischen Zeit. Es war sein Stolz, daß er als Jüngling Goethe noch gesehn und gesprochen und mit Schillers jüngster Tochter Emilie von Gleichen-Rußwurm blieb er auch später noch in freundschaftlichen Beziehungen, ebenso wie mit der geistreichen und originellen Ulrike von Goethe, der Schwiegertochter des großen Dichters. Mit dem Marke der altklassischen Bildung genährt, studierte Abeken in Berlin Theologie. Er war ein eifriger, begeisterter Jünger Schleiermachers und zeichnete sich durch eine gediegene Preisschrift aus. 1835 wurde er preußischer Gesandtschaftsprediger in Rom, wo damals Bunsen Gesandter Preußens war; an ihn schloß er sich eng an und fand im Verkehr mit ihm und in seinem gastlichen Hause die reichste Anregung und lernte da eine große Anzahl hervorragender Männer kennen. Auch nach Bunsens Abberufung blieb er bis 1840 in seiner Stellung zu Rom. Die Zeit dieses italienischen Aufenthalts hat in Abekens Seele die tiefsten Eindrücke hinterlassen, er liebte Italien von Herzen, und es wurde ihm schwer das Land der Schönheit und der klassischen Erinnerungen zu verlassen. Bis dahin war sein Lebensgang in ganz regelmäßiger Bahn verlaufen, nun aber trat eine Wendung ein. Er erkannte nach längeren inneren Kämpfen, daß er nicht den Beruf zur praktischen geistlichen Thätigkeit habe. In Berlin wurde er durch seine kirchlichen und liturgischen Studien und Arbeiten und durch Bunsens Empfehlung

*) Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 10. M.

Friedrich Wilhelm IV. bekannt. Der König wandte ihm seine Gunst zu und gewährte ihm die Mittel, an der großen auf Kosten der preußischen Regierung unternommenen Expedition von R. Lepsius nach Aegypten theilzunehmen. Von dieser zurückgekehrt, wurde Abeken vorübergehend in Italien als Attaché bei der preußischen Gesandtschaft in Rom angestellt. Anfang 1848 begab er sich dann wieder nach Berlin und wurde hier, zuerst als Hilfsarbeiter, im Ministerium des Auswärtigen beschäftigt. Damit beginnt seine diplomatische Laufbahn. Er ist wohl der letzte preußische Diplomat, der aus dem geistlichen Stande hervorgegangen ist. Früher war das gar nicht so selten, ist doch sogar ein französisch-reformirter Prediger unter Friedrich Wilhelm III. Minister des Auswärtigen gewesen, Ancillon. Fast 25 Jahre ist Abeken im Dienste des auswärtigen Amtes thätig gewesen, bald in fester Stellung als Legationsrath, zuletzt als Geheimrath, an allen bedeutsamen und wichtigen Ereignissen der neueren preußischen Geschichte betheiligt. Welche Wandlungen der preußischen Politik hat er mit durchgemacht und wie vielen leitenden Ministern hat er seine Kraft und seine Feder gewidmet! Unter dem Märzminister Heinrich v. Arnim hat er seine Thätigkeit begonnen, er hat den Grafen Brandenburg, J. v. Radowitz, Manteuffel, Schleinitz, Auerswald und zuletzt Bismarck zu Chefs gehabt, er hat an den Unionsbestrebungen Preußens 1849 und an dem schmachvollen Abkommen von Olmütz als Gehilfe theilgenommen, und er verfaßte im Auftrage des Königs die berühmte Depesche aus Ems vom 13. Juli 1870, und viele Noten und amtliche Erlasse während des Krieges von 1878 sind aus seiner Feder geflossen. So ist Abeken das seltene Glück beschieden gewesen, an dem denkwürdigsten Zeitabschnitt der neueren Geschichte Preußens in der Nähe der leitenden Persönlichkeiten mitarbeitend sich betheiligen zu dürfen. Daß die Briefe eines solchen Mannes viel Interessantes und Merkwürdiges enthalten müssen, ergiebt sich von selbst, wenn auch die Pflicht amtlicher Verschwiegenheit und zur Gewohnheit gewordene diplomatische Vorsicht und Zurückhaltung den Briefschreiber von jeder indiskreten Mittheilung abhielten. Gleich seine ersten Briefe aus Berlin über den Märzaufstand von 1848 sind höchst anschaulich und geben ein sehr lebendiges Bild von den damaligen Vorgängen; auch für ihn, wie für alle gut monarchisch Gesinnten damals war der Befehl des

Königs zum Rückzuge der siegreichen Truppen wie ein Todesstoß. Auch auf die Stellung der preußischen Regierung zum Frankfurter Parlament, so wie auf die grenzenlose Schwäche der wechselnden Ministerien des Jahres 1848 werfen Abekens Briefe viel Licht. Sind schon seine Mitteilungen aus dieser Zeit von geschichtlichem Werth, so steigt derselbe noch bei den Briefen aus dem österreichischen Kriege von 1866, und vollends die Feldpostbriefe an seine Frau während des großen Krieges von 1871 sind für die Kenntniß der Stimmungen und Anschauungen im Hauptquartier von nicht geringer Bedeutung; sie versetzen den Leser mit wunderbarer Unmittelbarkeit in die politischen und militärischen Kämpfe und Sorgen jener Zeit. Selbstverständlich findet man in ihnen keine neuen überraschenden Aufschlüsse, aber sie bereichern das Bild jener großen Zeit um viele sehr charakteristische und beachtenswerthe Einzelzüge. Da tritt dem Leser die edle, einfache und doch wahrhaft königliche Persönlichkeit Wilhelms I., dem Abeken oft in Versailles in Bismarcks Auftrage Vortrag zu halten hatte, mit ihrer Milde und Humanität lebendig vor Augen. Vor Allem aber ist es Bismarck, der im Mittelpunkt aller Mittheilungen steht, und nicht wenige, sehr bemerkenswerthe Striche zum Charakterbilde des großen Staatsmannes liefern Abekens die mannigfach wechselnden Stimmungen des Augenblicks wiedergebende Urtheile und Bemerkungen. Bismarck, selbst ununterbrochen thätig, stellte oft harte Anforderungen an den Pflichteifer und die Arbeitskraft seiner Untergebenen und forderte rücksichtslos die strikte Erfüllung seiner Anordnungen und Befehle, dazu war er in der schriftlichen Ausführung der von ihm gegebenen Gesichtspunkte nicht leicht zu befriedigen. Es will daher nicht wenig bedeuten, daß er mit den von Abeken verfaßten Noten und Depeschen meist zufrieden war und nicht häufig an ihnen wesentliche Korrekturen vornahm; nur die rasche Auffassung, genaue Sachkenntniß, Formbeherrschung und stilistische Gewandtheit machten es diesem möglich die übertragenen Arbeiten rasch und fast immer zur Zufriedenheit des Chefs auszuführen. Er wurde daher nicht mit Unrecht Bismarcks Feder genannt; die wichtigsten Schriften allerdings verfaßte der Kanzler selbst. Daß es bei den stark und zu jeder Zeit in Anspruch genommenen Beamten des auswärtigen Amtes in Versailles nicht an Mißstimmung und Unzufriedenheit fehlte, ist begreiflich und auch Abeken äußert sich manchmal miß-

müthig über seinen Chef und dessen Anordnungen. Doch ist er sich immer wieder der Größe Bismarcks bewußt und spricht immer von Neuem seine Bewunderung über dessen Genialität, staatsmännische Einsicht und politischen Scharfblick aus. Gerade diese unumwundene Anerkennung der überragenden staatsmännischen Größe Bismarcks von seiten seines nächsten Untergebenen, der täglich mit ihm zu verkehren hatte und eine völlig anders geartete Natur war, in diesen ganz vertraulichen Briefen ist für die Beurtheilung des Kanzlers von nicht geringem Werth. Sehr bezeichnend ist auch Abekens Bemerkung, daß Bismarck seine entscheidenden Entschlüsse und großen Pläne immer für sich allein faßte.

Ist nach dem Bemerkten der zweite Theil der Biographie von besonderem geschichtlichen Werthe, so ist doch der erste in anderer Beziehung nicht weniger lesenswerth. Es finden sich da zahlreiche geistvolle Urtheile über Goethe, Schiller und andere berühmte Personen wie Tieck, Wilhelm v. Humboldt, Carlyle, Hermann Grimm und viele Andere, über Bücher und Zeitereignisse, außerdem viele feine Bemerkungen über Menschen und Leben. Man gewinnt beim Lesen lebhafte Theilnahme für den Briefschreiber, dessen edle, feingebildete Persönlichkeit sehr anzieht. Abeken war einer der letzten Diplomaten aus der Zeit des Stilllebens Preußens, wo Gesandte und Kabinetsräthe noch Zeit zu gelehrten Nebenbeschäftigungen und wissenschaftlicher Schriftstellerei fanden, wie Bunsen, A. v. Reumont, M. v. Niebuhr und Andere. Seit der Bismarckschen Staatsleitung und vollends der Begründung des deutschen Reiches wird die ganze Kraft und Zeit der deutschen Diplomaten durch ihre amtlichen Pflichten vollkommen in Anspruch genommen. Abeken erscheint als ein etwas biegsamer, aber wahrer und zuverläßiger Charakter, er zeigt eine lebhafte Empfänglichkeit für die Huld und die gnädigen Aeußerungen des Königs und der Angehörigen des Königlichen Hauses, aber doch nicht mehr, als es bei den allermeisten Menschen in gleicher Lage der Fall wäre. Er war von ganzem Herzen Monarchist und Preuße aus voller Ueberzeugung. Manchen Lesern wird die gehässige Karrikatur, die M. Busch in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute“ von Abeken gezeichnet hat, in Erinnerung kommen; sie kontrastiert höchst seltsam mit dem hier vorliegenden Lebensbilde. Der grobschrötige Holsteiner und der klassisch gebildete Diplomat von feinen Welt-

formen waren die größten Gegensätze; Busch vermochte Abeken weder zu verstehen noch zu würdigen, und persönliche Gehässigkeit und wohl auch Neid haben ihn ein wahres Zerrbild von Abekens Persönlichkeit und Charakter entwerfen lassen.

Abekens Lebensausgang kann wohl als ein glücklicher bezeichnet werden: noch in voller Kraft, im frischen Glanze einer großen Zeit, unter dem frohen Jubel des deutschen Volkes über das neuerstandene Reich ist er 1872 aus dem Leben geschieden; viele Enttäuschungen und bittere Kämpfe der späteren Jahre sind ihm erspart geblieben.

Das vorliegende Buch ist eine wirkliche Bereicherung der biographischen Litteratur, man liest es mit ebenso viel Belehrung wie Genuß. Der Herausgeberin, die mit rührender Liebe und Treue zu ihrem so lange schon dahingeschiedenen Gatten diese Briefe zusammengestellt und durch eine schlichte und kunstlose Erzählung verbunden hat, gebührt der Dank aller Leser für ihre Gabe.

Die um die nationale Bildung durch eine Anzahl von ihr herausgegebener gediegener, allgemein verständlicher Werke verdiente Verlagshandlung von F. W. Grunow hat der Uebersicht der deutschen Geschichte von Kaemmel rasch eine Geographie Deutschlands in konzentrirter Form aus berufenster Feder folgen lassen, wir meinen Friedrich Ratzels Deutschland, Einführung in die Heimathkunde*). Das kleine Buch hat einen ganz eigenartigen Charakter und weicht von dem, was man sich gewöhnlich unter einem geographischen Handbuch vorstellt, völlig ab; wir finden hier keine trocknen Zahlen und Aufzählungen von Namen, es ist ein Ueberblick in großen Zügen mit Heranziehung nur des nothwendigsten unentbehrlichsten Details. Ratzel zeigt in diesem Buch, wie man auch die geographischen Thatsachen lebendig, anschaulich und anziehend zu behandeln vermag. Dabei ist das Ganze so leicht und fesselnd geschrieben wie es nur ein den Stoff vollkommen beherrschender Autor vermag. Auf eine Einleitung über Deutschlands Weltlage und Größe folgt der erste Haupttheil, der den deutschen Boden behandelt. Nachdem der geologische Aufbau desselben dargelegt worden, wird seine Vielseitigkeit geschildert und das Verhältniß von Hoch- und Tiefland in ihrem Wechsel

*) Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 2 M.

betrachtet, und dann die Mittelgebirgslandschaften und die Tiefländer des Nordens, die Seen und Flüße vorgeführt; das Ganze faßt sich zuletzt für den Leser zu einem großen Gemälde des deutschen Landes zusammen. In dem sich daran schließenden Abschnitt über das Meer und die Küsten wird die Einwirkung der Meeres auf das Festland, die Nord- und Ostsee in ihrer Verschiedenheit und der besondere Charakter der Nord- und Ostseelandschaften dargestellt. Den Schluß dieses Abschnittes bildet eine sehr interessante Ausführung über Deutschlands Seegeltung. Hier wie überall ist die Verbindung der physischen mit der politischen Geographie sehr belehrend. Auf einen interessanten Abschnitt über Deutschlands Klima und Thierwelt, folgt dann das umfassende Schlußkapitel: Volk und Staat, ein Glanzpunkt des Buches, wie das von dem Begründer der neuen politischen Geographie nicht anders zu erwarten war. Eingeleitet wird dieses Kapitel durch vortreffliche Bemerkungen über den Einfluß des deutschen Bodens auf die deutsche Geschichte. Die Ausführungen über die Herkunft der Deutschen und die Stämme sind ebenso belehrend wie die Auseinandersetzungen über die Nachbarvölker und die fremden Nationalitäten angehörenden Bevölkerungsgruppen in Deutschland. Aus der reichen Fülle des hier Gebotenen seien nur noch die beherzigenswerthen Bemerkungen über den politischen Charakter der Deutschen hervorgehoben. Inhaltreiche Ausführungen über die geistigen wirthschaftlichen und Wehrkräfte Deutschlands bilden den Schluß des trefflichen Buches, das mit zwei Karten und vier Landschaftsbildern ausgestattet ist. Eine Fülle von Belehrung und Anregung ist hier in dem engsten Raume zusammengedrängt; an manche Ratzel eigene sprachliche Neubildungen gewöhnt sich der Leser bald. Wenn der Verfasser den Zweck seiner Arbeit dahin zusammenfaßt, daß er dadurch die Kenntniß des Vaterlandes vertiefen wolle, „der Deutsche soll vor Allem wissen, was er an seinem Lande hat", so kann man nur sagen, daß er sie vortrefflich gelöst hat. Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, wie man das von der Verlagshandlung freilich nicht anders erwartet.

Friedrich Vischer ist zweifellos der größte deutsche Aesthetiker im diesem Jahrhundert. Ein Schüler Hegels und dessen philosophischen Grundgedanken sich anschließend ist er der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Aesthetik auf spekulativ-philosophischer

Grundlage geworden; seine großartig entworfene, von ebenso tiefer und energischer Gedankenarbeit, wie von seltenem Schönheitssinne zeugende „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen," die von 1846 bis 1857 erschien, ist ein unvergängliches Denkmal deutscher Geisteskraft. Leider sind die Paragraphen, besonders der beiden ersten Bände, welche die Grundlegung von Vischers ästhetischem System enthalten, in so schwerfälliger scholastisch hegelischer Terminologie gehalten, daß wohl nur wenige zünftige Philosophen sich durch sie durchgearbeitet, die meisten übrigen Leser werden sich mit den lebensfrischen und inhaltreichen Ausführungen, die jeden Paragraphen begleiten und erläutern, begnügt haben; der dritte, die einzelnen Künste behandelnde umfangreichste Theil des Werkes ist allgemeiner verständlich und daher am meisten gelesen und benutzt worden. Vischer hat nachher als Professor in Zürich und dann am Polytechnikum in Stuttgart oft Vorlesungen über Aesthetik gehalten, die nun sein Sohn Robert, einem vielfach ausgesprochenen Wunsche Folge leistend, unter dem Titel: Friedrich Vischer, das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik*), theilweise herausgegeben hat. Fr. Vischer war ein Meister der Rede, die Sprache stand ihm völlig zur Verfügung; er sprach daher fast immer frei, nur kurze Notizen und Dispositionen lagen seinen stets neu durchgearbeiteten Vorträgen zu Grunde. Aus diesen Manuskripten seines Vaters und aus mehreren genauen stenographischen Nachschriften von Zuhörern aus verschiedenen Jahren hat der Herausgeber in mühsamer Arbeit ein, wie er es selbst bezeichnet, mühevoll zusammengestelltes Mosaik geschaffen. Man muß aber anerkennen, die Arbeit ist ihm vortrefflich gelungen, die Vorträge lesen sich wie ein formell für den Druck durchgearbeitetes Buch, wie ein Werk aus einem Gusse, nur selten finden sich im Einzelnen kleine Wiederholungen. Zugleich aber haben diese Vorträge den Charakter wirklicher Rede und zeigen die ganze Frische einer solchen, es ist wie ein steter Dialog des Verfassers mit den Zuhörern, den wir vernehmen. Vischer hat einmal den Unterschied zwischen einem frei gesprochenen Vortrage und einer vorgelesenen Abhandlung geistreich und treffend auseinandergesetzt und dabei bemerkt, die wahre Rede könne und solle gar nicht

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Nachfolger. 6 M.

gedruckt werden; in diesen Vorträgen haben wir ausnahmsweise wirklich gehaltene Reden.

In dem vorliegenden Buche wird uns nur der allgemeine Theil der Aesthetik, der den beiden ersten Bänden des großen Werkes entspricht, in allgemein verständlicher Form geboten, aber in vielfach veränderter Behandlung des Stoffes und mit Umwandlung mancher Grundgedanken, wie sie sich Vischer seit 1870 gestaltet hatten. Es ist eine Psychologie des Schönen, was, wie der Herausgeber zutreffend es bezeichnet, wir hier erhalten d. h. Vischers Grundanschauungen und prinzipielle Auseinandersetzungen über das Schöne und die Kunst. Die Vorträge sind populär im bestem Sinne des Wortes, d. h. allgemein verständlich, klar und geistreich, ohne je oberflächlich zu werden. Nach einer Einleitung über die Berechtigung, die Aufgabe und den Zweck der Aesthetik werden zuerst die allgemeinen ästhetischen Begriffe erörtert und das Wesen des Schönen festgestellt, das Vischer als „sinnfällige, ausdrucksvolle harmonische Form“ definirt und dann das Verhältniß des Schönen zur Religion, Philosophie und Moral besprochen. Nachdem hierauf Vischer das Häßliche, Erhabene und Komische eingehend und scharfsinnig behandelt und in tiefgreifender Auseinandersetzung das Wesen der Phantasie betrachtet hat, wendet er sich der Kunst zu, wobei auf die Frage, wie weit sie Nachahmung der Natur sei, eingegangen wird. Weiter folgen Erörterungen über die Ausführung der Kunst, namentlich ein vortreffliches Kapitel über den Stil. Mit der Eintheilung der Künste und der Hervorhebung des verschiedenen Charakters der einzelnen schließen die Vorträge. In religiöser Beziehung ist Vischers Grundanschauung pantheistisch, hier ebenso wie in seinem großen Werke. Die Religion hat ihm ihren Sitz im Gefühl, die religiösen Vorstellungen sind nur Symbole ohne Realität, sie als Wirklichkeiten zu fassen ist Aberglaube und Wahn; daher ist er ein entschiedener Gegner des Christenthums und aller positiven Religion. Muß man es auch bedauern, daß der große Kenner des Schönen in der Natur und in der Geisteswelt in dieser Hinsicht auf dem radikal-junghegelischen Standpunkt seiner Jugend stehen geblieben ist, und tritt diese seine prinzipielle Stellung zur Religion auch an manchen Stellen der Vorträge deutlich hervor, so übt sie doch im Allgemeinen keinen störenden Einfluß auf die ästhetische Betrachtung im Ein-

zelnen aus. Beim Lesen spürt man es immer wieder, ein Meister ist es, der da zu uns spricht, man erfreut sich an den klaren und gedankenvollen Ausführungen, den feinsinnigen Betrachtungen, den durchdachten Darlegungen; ein wahrhaft künstlerischer Sinn und der durchgebildetste Geschmack verbinden sich hier mit seltener Gedankentiefe. Nichts ist geeigneter in das Verständniß der Aesthetik einzuführen als dieses Buch, das für alle Gebildeten zugänglich ist. Mit dem oben gemachten Vorbehalt seien daher diese Vorträge aufs Wärmste zur Lektüre empfohlen. Der zweite Band soll Vischers Vorträge über Shakespeare enthalten; man wird ihm mit Spannung entgegensehn.

Nach längerer Pause hat Professor Adolf Hausrath in Heidelberg, der zuerst unter dem Namen Georg Taylor in die Oeffentlichkeit trat und durch seinen Antinous wohlverdientes Aufsehn erregte, wieder einen historischen Roman ans Licht treten lassen: Pater Maternus, ein Roman aus dem XVI. Jahrhundert*). Der Roman spielt zu Rom im Jahre 1511, also kurz vor Beginn der Reformation, der Held Pater Maternus, ist ein Mönch des Augustiner-Eremiten-Ordens, der mit seinem Prior Johannes in Angelegenheiten des Ordens aus Annaberg nach Rom gepilgert ist. Luthers Erfahrungen und Erlebnisse in Rom bilden, auf Maternus übertragen und im Einzelnen weiter ausgeführt, den Grundstoff des Romans. Auch die Seelenqualen und das heiße Verlangen nach Erlösung von der ihn fortwährend drückenden Sündenlast sind hier von Luther auf Maternus übertragen; er hofft Trost und Frieden für seine Seele in dem heiligen Rom, der Hauptstadt der Christenheit, zu finden. Seine Enttäuschungen und was er da erlebt, machen den Inhalt des Romans aus. Die furchtbare Entartung und Verweltlichung der Kirche am Sitze des Hauptes der Christenheit, enthüllt sich ihm an den Verfolgungen und dem Schicksal einer jungen Jüdin, die mit ihrem Vater halbgezwungen Christin geworden ist; an ihr Schicksal knüpft sich die Verwickelung des Romans. Maternus hat fortwährend Gelegenheit in den Abgrund des Verderbens und der Verworfenheit, die in allen kirchlichen Kreisen Roms herrschten, in denen sich frivoler Unglaube mit rohem Aberglauben paart, hin-

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 6 M.

einzuschauen, und da gehen ihm die Augen auf. Er befreit die Jüdin aus der Gewalt ihrer Feinde und giebt sie ihrem Vater zurück. Innerlich umgewandelt, ledig aller früheren Ehrfurcht vor Rom, kehrt er, geistig ein Freier, getröstet und beruhigt in seiner Seele in die Heimath zurück. Damit schließt der Roman, der jeder Liebesintrigue entbehrt. Die Entwickelung der Handlung ist spannend, die Verwickelungen sind geschickt angelegt, die Darstellung ist trefflich, der Eindruck der berühmten heidnischen und christlichen Stätten Roms wird gut wiedergegeben, dazwischen finden sich anschauliche Schilderungen des Volkslebens, die Kampagna und besonders die Katakomben werden anziehend und lebendig beschrieben, durch die Einflechtung vieler Nebenpersonen entsteht ein farbenreiches Gemälde, das den Leser fesselt. Doch erheben sich bei der Lektüre des Buches auch manche Bedenken, die sich nicht zurückdrängen lassen. Der Verfasser stellt die Wirkung des Eindrucks, den das tiefe Verderben in Rom auf seinen Helden macht, so groß dar, daß er innerlich dadurch von der herrschenden Kirche gelöst wird. Nun haben die Erfahrungen in Rom aber auf Luther keinenwegs unmittelbar so gewirkt, sie haben seine Ehrfurcht vor dem römischen Stuhle nicht erschüttert, sondern haben ihm erst später, nachdem er aus ganz andern Beweggründen zum Angriff gegen Rom vorgegangen, als Waffen und zur eignen Stärkung gedient. Es ist also sehr unwahrscheinlich, daß sie auf einen andern Mönch einen solchen Einfluß, wie er hier geschildert wird, gehabt haben sollten. Daß ferner Maternus durch die Anschauung aller dieser Mißbräuche und Greuel und die Erkenntniß der Entartung in der Kirche allmählich von seinen innern Qualen und Anfechtungen frei wird, erscheint uns psychologisch sehr unwahrscheinlich, ja kaum begreiflich. Seine ganze Entwickelung will uns überhaupt etwas anachronistisch vorkommen, solch eine rasche Umwandlung durch die Anschauung des römischen Wesens konnte wohl ein Mönch etwa 10 Jahre später, 1521 nach Luthers Auftreten erfahren, aber nicht 10 Jahre vorher; wäre damals wirklich etwas Aehnliches eingetreten, so hätte sich der Mönch einer Ketzerpartei angeschlossen. Daß Maternus sich schließlich an Reuchlin und Ulrich v. Hutten anschließen will, ist auch auffällig und befremdlich; Reuchlin war ein treuer Sohn der Kirche und mit dem fahrenden Ritter und Poeten konnte ein Mönch unmöglich Gemeinschaft haben. So scheint uns Gestalt

und Charakter des Pater Maternus stark in der Luft zu schweben. Nicht selten legt der Verfasser auch sonst ihm recht moderne Ansichten in den Mund, so wenn der Mönch einmal ausruft: „die Schönheit macht den Menschen frei", ein Wort, das im Munde eines Humanisten wohl denkbar wäre, aber ganz unmöglich in dem eines Mönches jener Zeit ist. Der Humanismus der italienischen Renaissance wird durch einen Menschen wie Greco doch gar zu einseitig und ungünstig repräsentirt. Auch daß Rafael Santi als Nebenfigur und noch dazu in nicht sehr günstiger Beleuchtung vorgeführt wird, sagt uns nicht zu, noch viel weniger aber, daß auch Luther im Vorübergehn auftritt und gegen Maternus wie ein Schatten vorüberzieht; Luther ist denn doch zu groß, um irgendwo als Nebenperson verwendet zu werden. Wenn auch die Darstellung der römischen Zustände im Wesentlichen richtig ist, so sind die Farben bei der Schilderung der einzelnen Vertreter der Kirche doch etwas grell aufgetragen. Eine einfache fromme Christenseele hätte der Verfasser doch auch im damaligen Rom vorhanden sein lassen können, der Kontrast mit der herrschenden Geistlichkeit würde dadurch noch stärker hervorgetreten sein. Der Prior Johannes mit seiner Gutmüthigkeit und Pedanterie, seiner aufbrausenden Heftigkeit und seinem Aberglauben, seiner echt deutschen Trinkfähigkeit und Eßlust ist eine prächtige Figur, die uns viel mehr als Maternus befriedigt hat. Den Bolanden und Konsorten, die Luther beschimpfen und die Reformation verunglimpfen, und dem Uebermuth der heutigen Ultramontanen gegenüber ist es ganz zeitgemäß, wenn ein auch wohl etwas einseitiges Bild der entsetzlichen Verweltlichung der Kirche in ihrem Hauptsitze und ihren obersten geistlichen Leitern vorgeführt wird. Hausraths Roman wird sicherlich wie seine früheren weite Verbreitung finden.

H. D.

Zur Biographie des Dichters Jacob Lenz.

Das Mißgeschick, unter dem der Dichter Lenz bis zu seinem jammervollen Ende gelitten, hat ihn auch nach seinem Tode verfolgt. Lange Jahre war er ganz vergessen, seine meist anonym veröffentlichten späteren Dramen so gut wie unbekannt, bis Goethes Schilderung in „Wahrheit und Dichtung" sein Gedächtniß wiederbelebte und die Aufmerksamkeit auf seine dichterische Thätigkeit lenkte. Doch erst 36 Jahre nach Lenzs Tode erschien die von Ludwig Tieck besorgte Ausgabe seiner gesammelten Werke; sie ist durchaus nicht vollständig, es fehlen darin außer manchen Erzeugnissen der kurzen Blüthezeit des Dichters, alle aus der Zeit nach seiner Rückkehr in die Heimath stammenden, anderseits sind manche gar nicht von ihm herrührende Gedichte darin aufgenommen, endlich läßt sie Genauigkeit und strenge Kritik im Einzelnen vermissen. Dennoch war diese Ausgabe sehr verdienstvoll, denn man erhielt durch sie zuerst ein Gesammtbild des litterärischen und poetischen Schaffens des Dichters und auch heute noch ist sie für Jeden, der Lenz kennen lernen will, unentbehrlich, da sie durch keine neue Gesammtausgabe, so dringend das Bedürfniß nach einer solchen auch ist, ersetzt worden; die alten Originalausgaben sind sehr selten und kaum zugänglich. Von Lenzs lyrischen Gedichten besitzen wir allerdings seit einigen Jahren die vortreffliche Ausgabe K. Weinholds, die uns die Bedeutung des Dichters nach dieser Seite erst eigentlich erschlossen hat, und derselbe ausgezeichnete Forscher hat auch Lenzs dramatischen Nachlaß in der sorgfältigsten Weise nach den Grundsätzen streng wissenschaftlicher Kritik herausgegeben. Diese Veröffentlichungen verstärken nur um so mehr das Verlangen nach einer ähnlichen Ausgabe der Dramen und der andern gedruckten Werke und Schriften des Dichters. Wendelin von Maltzahn, der bekannte eifrige Sammler, hat sich lange mit einer solchen getragen, aber er ist aus dem Leben geschieden, ohne seine Absicht zur Ausführung gebracht zu haben; seine reiche Sammlung von ungedruckten Lenz'schen Gedichten und Schriften ist in die königliche Bibliothek zu Berlin übergegangen. An Würdigungen seines Talentes und dichterischen Schaffens fehlt es nicht: Dorer-Egloff, Gruppe, A. Sauer und besonders Erich Schmidt haben

Jacob Lenzs Dichtung und Charakter behandelt. Dagegen vermißt man noch immer eine sorgfältige und eingehende, alle zerstreuten Notizen und die Ergebnisse der bisherigen mannigfachen Forschungen zusammenfassenden Biographie des Dichters, die namentlich seine Jugendentwickelung in's Auge zu fassen und, so weit dieses möglich ist, Licht über das letzte traurige Jahrzehnt seines Lebens zu verbreiten hätte; aber auch nicht wenige Punkte seiner kurzen Blüthezeit, so seines Aufenthaltes im Elsaß und in Weimar bedürfen noch mannigfacher Aufhellung, das haben die Veröffentlichungen und Arbeiten von A. Stoeber, H. Düntzer, Urlichs, P. Falk, J. Froitzheim und Anderen hinlänglich gezeigt. Eine solche Biographie hatte sich Jegor von Sivers zur Lebensaufgabe gestellt, er hatte reiches Material dafür zusammengebracht; wie gründlich er den Stoff beherrschte, zeigt seine 1879 erschienene Schrift über Lenz. Doch der Tod raffte ihn hinweg, ehe er die Aufgabe zu lösen vermochte; seine Sammlungen sind dann in den Besitz Weinholds übergegangen. Spätere kürzere Uebersichten wie der dankenswerthe biographische Abriß von Jacob Lenz, den P. Falck in der großen Enzyklopädie von Ersch und Gruber geliefert hat, können eine vollständige Biographie doch nicht ersetzen. Vor einiger Zeit verlautete, von Professor K. Weinhold in Berlin sei eine solche zu erwarten, aber seitdem ist nichts weiter darüber bekannt geworden und bei dem hohen Alter des ausgezeichneten Germanisten und seiner nach ganz anderen Seiten in Anspruch genommenen wissenschaftlichen Thätigkeit läßt sich kaum noch hoffen, daß er dem größten baltischen Dichter das ersehnte biographische Denkmal setzen werde. Hätte Dr. Dumpf[1]), der mehr als irgend Jemand, für die Auffrischung von Jacob Lenzs Gedächtniß und die Sammlung und Erhaltung seines zerstreuten Nachlasses gethan hat, eine Biographie des

---

[1]) Georg Friedrich Dumpf war 1777 zu Ohlershof in Livland geboren, studierte in Jena seit 1794 und später in Göttingen Medizin und erlangte auf der letzteren Unioersität 1798 die Doctorwürde. Seit 1804 war Dumpf Arzt in Cusekküll, seit 1813 auch Kreisarzt in Fellin, wohin er 1823 ganz übersiedelte und wo er 1819 gestorben ist. W. o. Bock rühmt in dem kurzen Nekrolog, Innland 1849, Nr. 23, seinen Seelenadel, seine Uneigennützigkeit, sein tiefes Gemüth und sagt: in ihm habe sich die Humanität verkörpert gezeigt. Wer Dumpfs Briefwechsel mit Karl Petersenn kennt, wird dieses Urtheil nur bestätigen können.

Dichters, wie es in dem zweiten und dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts seine Absicht war, verfaßt, so würden wir eine Lebensschilderung desselben besitzen, wie sie kein Späterer zu geben vermag. Wenn sie auch den Anforderungen heutiger strenger Wissenschaft vielleicht nicht ganz entspräche, so würden wir dafür reichlich entschädigt sein durch des Biographen tiefe gemüthvolle Auffassung und seine warme Begeisterung für den Helden, seinen poetischen Sinn, das feine psychologische Verständniß und den Nachklang der großen dichterischen Epoche Deutschlands, unter deren Einwirkung damals jeder gebildete Deutsche stand. Es wird daher immer zu beklagen sein, daß Dumpf, wie es scheint, durch die geringe Theilnahme seiner Freunde entmuthigt, sein Vorhaben schließlich nicht zur Ausführung gebracht hat. Wahrscheinlich durch Goethes Schilderung seines Verkehrs mit dem Dichter angeregt, fing Dumpf sich mit Lenzs Werken zu beschäftigen an und mit rührender Pietät, begeisterter Hingebung und unermüdeten Eifer begann er nicht nur die gedruckten und noch mehr die ungedruckten Schriften des Dichters zu sammeln, sondern bemühte sich auch überall her Daten und Notizen über das Leben des auch in der Heimath völlig Vergessenen zu erlangen. Wie glücklich war er, wenn er von neuen Funden Kenntniß erhielt, wie freudig betrachtete er jedes Blättchen von Lenzs Hand. Es waren damals, als er 1815 sein Rettungs- und Erhaltungswerk begann, fast 25 Jahre nach des Dichters Tode, eben noch der letzte Moment, um von Personen, die ihn persönlich gekannt und mit ihm verkehrt, authentische Mittheilungen über sein Leben zu erhalten; ein Jahrzehnt später wäre es kaum in dem Maße mehr möglich gewesen. Es gelang Dumpf noch manche halb verwitterte Erinnerung greiser Männer wieder zu beleben und aufgezeichnet zu erhalten. Wie er durch seine Unterstützung und die reiche, neidlose Mittheilung des von ihm Gesandten Tiecks Ausgabe erst möglich machte, so hat er auch unschätzbares Material für jeden späteren Biographen des Dichters zusammengebracht. Auch dieses ist gegenwärtig leider zersplittert, nur ein Theil ist in der Heimath geblieben. Aus diesem letzteren[1]) wird im Folgenden Einiges veröffentlicht. Das Meiste davon ist den einheimischen „Lenz-Forschern" nicht unbekannt, aber es lohnt wohl, es auch zur

[1]) Das sich in der Stadtbibliothek in Riga befindet.

Kenntniß des weitern Kreises der Freunde des Dichters zu bringen. Das Wichtigste sind die Mittheilungen, welche der jüngere Bruder Jacobs, der Gouvernements-Fiskal in Riga, Karl Heinrich Gottlob Lenz (geb. 1757, † 1836) Dumpf auf dessen Bitten hat zugehen lassen. Den alternden Berichterstatter hat sein Gedächtniß in manchen Punkten im Stich gelassen und während er manches Unwichtige erzählt, schweigt er über nicht Weniges, was wir gern erfahren möchten, aber im Ganzen sind seine Nachrichten doch sehr dankeswerth. Besonders der eingehende Bericht über die Rückführung des kranken Bruders in die Heimath ist von nicht geringem Interesse, trotz mancher Weitschweifigkeit; wie wenig aber Karl Heinrich seinen Bruder im tiefsten Grunde verstanden hat, ersieht man daraus so recht deutlich. Dennoch muß man es sehr bedauern, daß er seine Erzählung nicht noch etwas weiter geführt und auch von Jacobs ersten Erlebnissen nach der Rückkehr berichtet hat. Ein Brief des Pastors Marpurg giebt uns von einer vorübergehenden Neigung des Dichters in der Heimath Kunde. Drei Briefe von Jacob Lenz an den Bürgermeister von Dorpat F. K. Gadebusch, in des letzteren Briefwechsel erhalten, sind für des Dichters damalige Lebensstellung und Beschäftigungen nicht ohne Interesse. Zum Schlusse folgt Dumpfs Briefwechsel mit L. Tieck, der zur Kenntniß der Entstehung und der Ausführung der Ausgabe von Lenzs gesammelten Werken von Werth ist. Weitere Mittheilungen werden dem hier Gegebenen später folgen.

I.

Wohlgeborener Herr Kreis-Arzt,
Hochgeschäzter Freund!

Ew. Wohlgeboren sehr schäzbares Schreiben an mich, hat ein mir bis jezt noch unerklärbares Schreiben an mich, hat ein mir bis jezt noch unerklärbares wibriges Schicksal gehabt, denn, unter denen vor mir liegenden Papieren und unbeantworteten Briefen ist auch nicht eine Spur davon zu entdecken, und ich muß fast glauben, daß irgend ein spaßhafter Taschen-Entwender, deren es sonst wohl einige gegeben hat, entweder sich scheuet, oder auch wohl eine kleinliche Schaden-Freude daran hat, den Brief nicht

wieder herauszugeben. — Für Scherz wäre denn das doch wohl zu viel. — Ich bin daher auch außer Stande, Ihr gütiges Schreiben gehörig zu beantworten, zudem ich noch in vielen Unruhen, Sorgen und Zerstreuungen lebe. Wozu besonders viele proceßualische Angriffe und Verfolgungen verkappter und unverkappter Gegner war, und dann auch ein gezwungener Bau ohne Mittel und ohne alle Unterstützung, und unerschwingliche Ausgaben, das Mehreste beytragen.

Nur so viel ist mir noch aus Ihrem geneigten Schreiben erinnerlich, daß Sie von meinem verstorbenen Bruder Jacob Michael Reinhold, Nachrichten und Beyträge zu erlangen wünschten, — Leztere, die in einem Packen von seinen frühesten Arbeiten vor der Ausreise nach Deutschland, mehrentheils in unbeendigten dramatischen und poetischen Aufsätzen bestanden, und etwa als Beyspiele seiner aufkeimenden, — besonders durch einen alten Hausfreund meines seeligen Vaters, den längst verstorbenen Pastor der ehstnischen Gemeinde, Theodor Oldekop[1]) aufgemunterten jugendlichen Talente dienen konnten, sind mir leider in dem kriegerischen Brande der Rigaschen Vorstädte mit verloren gegangen.

Was ich aber sonst von ihm anführen könnte, besonders von seiner Constitution, oder dem physischen Menschen, seinen Idiosynkrasien ꝛc., nebst einigen charakterischen Anekdötchen, unter andern von seinem heftigen Widerwillen gegen das Bier, von seinem, mir ein paar mahl sehr aufgefallenen Vorgefühl des Blitzeinschlagens, seinem nächtlichen Schreiben ꝛc., und von den nächsten Ursachen der nachmahligen Zerrüttung seines Nerven-Systems, so weit sie mir bekannt geworden, — auch von seiner Abholung aus Hertingen, (hart an der Grenze der Schweitz), von seiner Post-Fuß- und See-Reise mit mir u. s. w. anführen konnte, dazu bedarf es mehrerer Zeit, und einer ruhigen Sammlung des Gemüths, als ich für jezt habe, um meinem sehr abnehmenden Gedächtniß aufhelfen zu können. Wenn Ihnen daher hieran etwas gelegen seyn sollte, so muß ich Sie ergebenst bitten, mir hierzu einige Frist zu laßen, und mir allenfalls einige vorzüglich gewünschte Noticen anzudeuten.

---

[1]) Theodor Oldekop, geb. 1724 zu Dorpat, wurde daselbst 1752 estnischer Pastor, † 1806. Napiersky Beiträge II, 104.

Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken und verharre mit der aufrichtigsten Hochachtung,

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebener Diener und Freund
Ch. G. Lenz.

Riga, den 31. Januar 1816.

II.

Wohlgeborner Herr Kreis-Arzt,
Hochgeschäzter Freund!

Was mögen Sie wohl von mir und meinen Mitschreibern denken? Ich meinerseits könnte wiederum nach der Wahrheit mein langes Stillschweigen mit vielseitigen Zerstreuungen und sehr beunruhigenden Geschäften entschuldigen. Aber ich will statt dessen Ihnen lieber neuere Vorgänge melden.

Mein Schwager, der Probst und Ober-Konsistorial-Assessor Pegau[1]) befindet sich seit der O.-Konf: Juridik jezt hier in dem Quartier meines Bruders, des Kollegien-Rath L.[2]). Ich habe hier in diesen Tagen sie besucht, und wir drei haben uns auch in Ansehung der von Ihnen gewünschten Nachrichten über unseren seeligen Bruder Jacob besprochen. Mein Bruder, der Kolleg.-Rath will nicht, daß alle unwichtige, oder gar dem Verstorbenen und seiner Familie nachtheilige Dinge geschrieben werden sollen, und will Sie deshalb sogar mit einer persöhnlichen Bitte in diesem Sommer heimsuchen. Ich habe zwar den Vorschlag gethan, daß unser Pegau, der ungeachtet seiner Kränklichkeit, hier noch die meiste Zeit und Ruhe hat, von allen unserem etwanigen Beyträgen Redacteur werden möchte. Aber, auch schon drei Köpfe wollen sich nicht immer unter einen Hut bringen laßen. Mögen Sie

[1]) Carl Emanuel Pegau, geb. 1751 zu Ramkau in Livland, soll in Koenigsberg 1768—1772 Theologie studiert haben (in dem von Dr. Otto bearbeiteten Auszuge aus der Universitätsmatrikel findet er sich nicht), wurde 1777 Pastor zu Sissegal, 1786 zu Cremon, 1814 Assessor des livländischen Oberconsistoriums, † 1816. Napiersky Beiträge III, 108. Er war verheirathet mit Anna Eleonore Lenz, geb. 1760, der jüngeren Schwester von Jacob.

[2]) Johann Christian Lenz, geb. 1752, studierte zusammen mit seinem Bruder Jacob seit 1768 in Koenigsberg, war seit 1783 Sekretär der livländ. Gouvernementsregierung, Collegienrath in Riga, † 1831.

denn, hochgeschätzter Freund, von diesem oder jenem einzelne Bruchstücke bekommen, und solche nach Ihrer eigenen Einsicht und Discretion entweder ganz verwerffen, oder hie und da ein Körnchen davon benutzen. — Was mich betrift, so will ich gerne damit den Anfang machen, und mir nur vorbehalten, bey erster Zeit und Ruhe eine kleine Fortsetzung zu geben.

Wenn ich zwar von Allem nicht viel specielles weiß, so sind mir doch die Jahre der Kindheit fast noch errinnerlicher, als die weit späteren Jahre. Wahrscheinlich, weil damahls die Eindrücke des Gedächtnißes viel lebhafter und weniger von anderen Gegenständen verdrängt, als in der Folge waren.

Jakob Michael Reinhold Lenz, soll den 12. Januar 1751 (ohne Zweifel zu Serben[1]) in Lettland) gebohren seyn. — Eine Hausbibel, die vermuthlich mit dem Bücher-Nachlaß meines seeligen Vaters sich in der Bibliothek der Dorpatschen Universität, oder vielleicht auch noch unter den Büchern meines ältesten seel. Bruders, Oberpastors F. D. Lenz[2]) in Dorpat befinden mag, muß darüber bestimmte Gewißheit geben. Jak. M. R. Lenz, war eben nicht von schmächtiger und nicht kleiner Natur, aber doch von schwächlicher Constitution, blond, wie meine seel. Schwester Schmidt[3]) und ich, mit denen er einige Aehnlichkeit gehabt haben soll, wovon ich aber nichts weiß, sondern vielmehr glaube, daß er unserem jetzigen Herrn Oberpastor Grave geähnelt habe. Seine (Jak. Lenzens) Leibes- und Brust-Beschaffenheit hat ohne Zweifel von jeher durch nächtliches vieles Schreiben und durch beständiges Wasser-Trinken gelitten. Gegen das Bier hatte er einen solchen heftigen Widerwillen, daß er mir, der ich ihm einmahl eines Abends, — ich weiß nicht mehr aus welcher Veranlassung, statt gebetenen Wassers, ein Glas Bier brachte, wovon er in der Distraction einen guten Schluck hinunter gebracht haben mochte, aus Uebereilung das Glas auf den Leib goß. — Mein seel.

---

[1]) Vielmehr in Seßwegen, wo sein Vater Christian David seit 1749 Pastor war.

[2]) Friedrich David Lenz, geb. zu Serben 1745, studierte 1762 in Koenigsberg (Otto Nr. 1453), 1767 Pastor in Tarwast, 1779 Oberpastor in Dorpat, † 1809. Napiersky III, 52.

[3]) Elisabeth Christiane Lenz, geb. 1748, verheirathet mit Theophilus Schmidt, Pastor zu Neuhausen, † 1781.

Vater schmeichelte sich immer, einer wackeren Theologen aus ihm zu ziehen, und er machte auch im griechischen und hebräischen gute Fortschritte. Aber, der seel. Pastor Theodor Oldekop (eine seltene Erscheinung seiner Zeit, der unter andern mit dem obersten Geistlichen in St. Petersburg, Platon, über die Vereinigung der Religionen in langem Briefwechsel stand, ꝛc.) entdeckte zuerst Jak. Lenzens dichterische Talente, die er auch, wie mir noch errinnerlich ist, besonders auf einigen gemeinschaftlichen Erholungs-Reisen nach dem Pastorath Niggen (2 Meilen von Dorpat) zu dem 3. innigen Freunde des Kleeblatts, J. B. Sczibalsky[1]), einem bei der Lampe sich selbst gebildeten religiösen Philosophen, und zu seiner sehr liebenswürdigen, geistreichen und witzigen Ehegattin, geb. Rulcovius, (die wenn sie länger gelebt hätte, nachmahls meine Stief-Schwester geworden seyn würde,) bey dem fröhlichen Fortuna-Spiel im Garten, durch angefeuerte Impromtüs aufzumuntern suchte. Womit mein seel. Vater im Stillen freylich nicht zufrieden zu seyn schien, weil er als ein unbemittelter Mann und Vater einer zahlreichen unversorgten Familie, gar nicht absehen konnte, wo das hinaus wollte. Denn, die Dichter- und schönwißenschaftliche Laufbahn galt damahls (wie leider in Liefland auch noch jetzt,) für kein Brodt-Studium, sondern war, nächst dem Soldaten- und Komoedianten Leben, sehr verrufen. Inzwischen hielt Jakob Lenz selbst an sich, und setzte sein Theologisches Studium, dabey abèr auch, vom Vater unbemerkt seine Lieblings-Beschäftigungen fort. Schon in dieser Zeit war er einmahl, — außer einer schweren Krankheit — dem Tode sehr nahe. Beym Mittags-Eßen hatte eine furchtbare Gräte von einem großen Brachsen sich bey ihm (wahrscheinlich in tiefen Gedanken versunken) der Queere nach im Schlunde festgesetzt. Ich fühle noch die Angst, die wir Alle bey seinem Röcheln ausstanden, und bey der vergeblichen Erwartung eines benachbarten Chirurgens Lange, bis endlich durch die verzweifelten Stöße, die ihm, die eben gegenwärtige Wittwe Rulcovius, (eine sonst sehr sanfte Frau, meine nachmahlige Stiefmutter) in den Rücken gab, die Gräte glücklich herausgebracht wurde. Aber, er war zu mehrerem aufbehalten. Schon bey seiner Abreise auf die Acadamie nach

[1]) Johann Benjamin Sczibalski, geb. 1728, Pastor in Rüggen 1755, † 1797. Napiersky Beiträge IV, 44.

Königsberg, war ihm durch einen zu voreiligen unglücklichen Sprung, das Rad des schweren Preußischen Fuhr-Wagens über die Brust gegangen. Und — dennoch erhielt ihn Gott!

Von seiner academischen Laufbahn[1]) kann ich nichts weiter sagen, als daß er sich in Königsberg ohne Menschen-Kenntniß und ohne Mißtrauen an diesem oder jenen, und zuletzt an die im Geräusch der großen Welt gelebten Kurländischen Herrn Gebrüdern von Kleist[2]) gehalten hat, mit denen er auch auf Reisen gegangen ist, und er sich schon damals gänzlich emancipiret, und von aller Unterstützung seines armen frommen Vaters losgesagt hat. Auf diesen Reisen hat er auch die vertrauliche Bekanntschaft des früh verstorbenen ältesten Bruders[3]) von dem noch jetzt lebenden Herrn geheimen Rath Baron von Vietinghoff gemacht. Diesen Verstorbenen habe ich selbst noch als einen überaus liebenswürdigen jungen Cavalier kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Sein Tod war auch für Lenz großer Verlust.

Doch, hier muß ich für dasmahl abbrechen. Gruß und Hochachtung.

Ch. G. Lenz.

Riga, den 9. May 1816.

---

[1]) Jacob Lenz wurde am 20. April 1768 immatrikuliert (Otto Nr. 1543), studierte in Koenigsberg bis Anfang 1771, dem Namen nach Theologie.

[2]) 3 Brüder Kleist studierten gleichzeitig in Koenigsberg seit dem 20. April 1769, alle 3 Sohne des Majoratsherrn Christian Ewald v. Kleist aus Werklingen.

a. Friedrich Georg von Kleist, geb. 1751, 1776 Besitzer von Dobelsberg, † 1800.

b. Ernst Nicolaus v. Kleist, geb. 1752, Kapitän in französischen Diensten, 1781 Besitzer von Sabern, † 1787.

c. Christoph Johann Hieronymus v. Kleist, geb. 1753, französischer Kapitän, besaß nach einander verschiedene Güter in Livland und Litauen, † 1822 zu Charlottenburg bei Berlin. (Otto Nr. 1561—1563).

[3]) Otto Ernst v. Vietinghoff, der Sohn des Geheimraths Otto Hermann v. Vietinghoff, des Begründers des Theaters in Riga, † 1792, war geb. 1758, wurde Gardeleutenant in Petersburg, † im Duell 1780. Jacob Lenz hat seinem Andenken den Aufsatz „Etwas über Philotas Charakter" in der Zeitschrift „Für Leser und Leserinnen", 1780, Heft 8 gewidmet.

III.

Riga, den 31. December 1816.

Wohlgeborner Herr Kreis=Arzt,
Hochgeschätzter Freund!

Der Trubel der Zeit und unserer Schicksale wirbelt uns aus einer Epoche und aus einer Lage in die andere, ohne daß wir uns selbst genügliche Rechenschaft geben können, warum wir dasjenige, was wir uns vielfältig vornahmen, nicht gethan, oft kaum begonnen oder auf künftige Zeitpunkte verschoben haben; da doch die Dauer unseres Erdenlebens zu kurz und ungewiß ist. Auch dieses verfloßene Jahr hat uns davon durch die Abrufung unseres seeligen Pegau, den lebhaftesten Eindruck zurückgelaßen. Aber er hat uns noch Lebende auch darin beschämt, daß er seine Versprechungen pünktlicher gehalten, und nicht so lange damit gezögert, als z. B. ich, und noch mehr mein alter Bruder, der mir keine befriedigende Antwort darüber geben können, warum er bey seiner Anwesenheit in Fellin gar nichts gethan, oder Ihnen hochgeschätzter Freund, nicht wenigstens mündlich von unserem seeligen Jacob Lenz etwas mitgetheilt. — Bey mir könnten denn doch noch vielleicht verdrüßliche Proceß= und Bau=Angelegenheiten ꝛc., zunehmende Schwäche der Augen und des Gedächtnißes, welche durch das — auch von Jacob Lenz bestätigte Erb=Uebel, nehmlich die lange Jahre hindurch fortgesetzten Lucubrationen und Nachtwachen ganz natürlich herbeygeführt worden, u. a. m. zu einiger Entschuldigung gereichen. Allein dennoch will ich wenigstens jetzt meinen guten Willen, und — wo mich mein Gedächtniß gänzlich verlaßen hat, mein Unvermögen durch beyfolgende Blätter zu bethätigen suchen. Nehmen Sie sie mit Güte und Nachsicht auf, und wundern Sich auch nicht, wenn damit bey steten Zerstreuungen, mehr als ein Posttag verstreichen sollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Empfangen Sie noch geneigtest meinen herzlichen Wunsch zu einem, Gott gebe, glücklichen und geseegneten Jahres=Wechsel, und die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung, mit der ich fortdauernd die Ehre habe zu seyn,

Ew. Wohlgebohren
ganz ergebenster Diener
Karl Heinrich Gottlob Lenz.

P. P.

So viel ich mich erinnere, habe ich Jacob Lenz bei seiner Abreise in Königsberg in Gesellschaft der Herren von Kleist verlassen, und von da ab muß ich auch, da mir von seinen Begegnissen und Verhältnissen in Deutschland, besonders in Weymar und Strasburg, wahrscheinlich weniger bekannt ist, als Sie schon gesammlet haben werden, den Zeitraum mehrerer Jahre gänzlich, bis zu der Periode überspingen, wo ich von Weymar und von Liefland aus bewogen wurde, meine academische Laufbahn in Jena früher als ich wollte, zu beendigen, um meinen kranken Bruder von der Grenze der Schweitz abzuholen. — Zu diesem behuf erhielt ich in Weymar aus der Großmuth der Weyl. verwittweten Frau Hertzogin, durch Göthe eine baare Geld-Unterstützung, welche, wie mich däucht, an 60 Louis'dor betrug. Dahingegen war mein Abschieds-Wechsel gänzlich ausgeblieben, und ich mußte immer noch alle möglichen Oekonomien beobachten. — Göthe nahm mich übrigens auf seinem Gartenhause sehr gütig auf, und unterhielt sich mit mir bei unserer Promenade in dem Lust-Wäldchen, der Stern genannt, meistens in sehr liebreichem Andenken an Jacob Lenz, und selbst seine Schwächen berührte er nur mit vieler Delicatesse. Seine nachmahligen Aeußerungen erscheinen freylich nicht consequent. Weit weniger Schonung fand ich bey dem alten Wieland, von dem einige beißende Urtheile sich gar nicht mit seinem großen Geiste und mit seinem altrömischen Gesichte zu vertragen schienen. Die größte Theilnahme aber fand ich bey dem biederen, augenkranken Herder, und am allermeisten bei seiner gefühlvollen, bezaubernden Gemahlin, die mir durch Zartheit des Geistes und der körperlichen schönen Bildung damahls fast wie ein überirdisches Wesen vorkam. Hier hat mich mein Gedächtniß doch nicht verlassen. Ich förderte meine Reise bis Strasburg, wo ich der starken Versuchung, nach Paris herüber zu stutzen, durch den Gedanken an meinen unglücklichen Bruder fest widerstand, und nach Emmendingen zu Hofrath Schlosser eilte — einem in der That, gleichfalls originellen und großen Mann, der durch seine unnachahmliche Thätigkeit in einer weitläuftigen Oberamtmannschaft, es mich fast vergeßen machte, welchen tiefdenkenden Philosophen, Staats- und bürgerlichen Rechts-Gelehrten ich vor mir hatte. Dieser Mann, der vielleicht gerade die wenigste Veranlassung dazu hatte, hat ohne Zweifel das Meiste für Jacob

Lenz gethan, und hat, wie er selbst sagte, alle Mittel wie wohl vergeblich erschöpft, seinem zerrütteten Geistes und Körper-Zustande wieder aufzuhelfen. Denn auch der letztere war durch seine eigensinnige Erkletterung der hohen Schnee-Gebirge und durch die zurückgeschlagene Transspiration zu Grunde gerichtet. Ich mußte mit Schlossers bequemen halben Wagen und raschen Pferden (ganz nach liefländischer Art, nur statt des Jswoschiks ein rüstiger bärtiger Jude), noch etwa gegen 12 Meilen weiter bis Hertingen reisen, wo ich schon die Schweitzer Gebirge vor Augen hatte. Hier traf ich meinen armen Bruder in einem Zustande von Apathie und Erstarrung an. Nur schwach schien die Freude der Erkennung seines Bruders durchzuschimmern, und kaum einzelne abgebrochene Worte waren von ihm heraus zu bringen. Dieser traurige Zustand dauerte noch lange auf der Rückreise fort, indem er auf dem Postwagen immer nur die gerade Linie hinaus auf's Feld hinsah! Dies brachte mich, da ich alle Mittel zu seiner Zerstreuung vergeblich angewandt hatte, auf den glücklichen Einfall, ihm eine Fußreise vorzuschlagen, so daß wir unser Gepäck auf dem Postwagen fortgehen laßen wollten. Nun bekam mein Kranker die Sprache wieder, und die Freude über den Genuß der ihm so theuren Natur glänzte sichtbar in seinen Augen. Unsre Fußreise mochte wohl 20 bis 30 Meilen betragen. Aber leider, ist hier auf der Tafel meines Gedächtnißes viel, und fast alle chronologische Ordnung verwischt. Nur so viel kann ich mir noch von unseren kleinen Reise-Abentheuren schwach errinnern, daß wir in den Gegenden von Cassel oder Göttingen in einem isolirten Dorfe auf heßische Werber für Amerika, trafen, welche nicht sowohl auf den kranken Menschen, als auf mich, wenn auch nur zu einem Troßbuben, Jagd zu machen schienen, und den Kranken bald ganz hülfloß hinterlaßen hätten. Ich weiß es selbst nicht mehr, wie mich die Vorsehung ihren Nachstellungen glücklich entzogen hat. — Noch am Rhein oder Mayn machten wir einst, zu m. Bruders innerer Freude, mit einem stattlichen fremden Fuhrmann ein gemeinschaftliches Frühstück, indem letzterer von unserem Käse, Butter, Würsten vertraulich aß, und uns dagegen mit seinem Hochheimer regalirte, der mir freilich nie wieder so vortrefflich geschmeckt hat. Bey diesem nomadischen Mahle belebte meinen Bruder die Errinnerung an die Schweiz auffallend. — In den Gegenden von Nordhausen (glaube ich, — genug! in

Nieder-Sachsen) hatten wir sehr viel Regenwitterung, und äußerst schlechte Wege, so daß wir im Lehm-Grunde oft bis an die Knöchel im Schlamm waten mußten, und ganz durchnäßt waren. Aber, dies schien meinen Patienten im geringsten nicht zu verschlimmern oder zu ermüden. Die kärglichste Kost in den Dorfs-Wirthshäusern, und ein armseeliges Strohlager waren ihm lieber, als die würklich herrliche Tafel und die Flaumenbetten in dem stolzen Hotel à l'Empereur romain zu Frankfurth am Mayn, wo Joseph der 2. gewöhnlich einkehrte. Wundern Sie sich nicht über diesen scheinbaren Aufwand mit einem Kranken und äußerst wenigem Gelde; die Rechnung des Herren Krug, (so hieß, däucht mir, der brave Wirth), betrug für alle Bequemlichkeiten und Genüße an seiner prächtigen Table d' Hote mit doppelten Weinen, Deßerts, Säften und Confitüren, für 2 Menschen auf etwa 6 Tage kaum dasjenige, was mich einzelnen allein, zu Berlin in der Postillons-Addreße (der grüne Schild, oder wie sonst die Mause-Falle hieß) drey elend hingebrachte Tage gekostet haben, bis ich Freunde und Verwandte auffand.

An einem trüben Tage unserer Fußwanderung wollten wir wegen des aufziehenden schweren Gewitters, durch ein niedriges Gehölz oder Buschwerk eilen, um unser Nachtquartier zeitig zu erreichen. Die schwangern Wolken hingen, besonders über dem Eingang ins Buschwerk, so niedrig, als ich es in meinem Leben nicht wieder gesehen habe, und der Regen ströhmte dabey heftig auf uns nieder. Ich zögerte, und stellte meinem Bruder vor, daß es räthlicher wäre, unter freyem Himmel die Regengüße auszuhalten. Hier verließ ihn sein Ahndungs-Vermögen, welches ihn vormahls einst drey Schläge, und den dritten ganz nahe treffend, richtig voraus sagen ließ. Diesmahl war er anderer Meinung, und rief zugleich einigen rechter Hand auf dem Felde arbeitenden Bauersleuten, die unter einzelnen Bäumen Schutz suchten, zu, daß sie es nicht thun möchten. Aber, diese erwiederten ihm einstimmig: „seh er man sich selbst vor, und geh' er da nicht herin!“ Kaum gesagt, so fiel Bliß und Schlag — vielleicht keine 8 oder 10 Schritte vor uns nieder. Denn, wer konnte in der Betäubung es ermeßen? — Aber nun hielt ich meinen Jacob fest, und wir gingen erst nach einer geraumen Weile unter anhaltendem Regen weiter. Wie wir bey unserer Ankunft im Wirthshause ausgesehen,

kann man sich leicht denken. — Dies Leben schien sein wahres Element zu seyn, und ich begriffe es selbst nicht, weil weder ihn, noch mich eine Unpäßlichkeit anfocht.

Dies scheint, beyläuffig, meine noch jetzt beybehaltene, wenn gleich paradoxe Hypothese zu bestätigen: daß äußere und innere Nerven-Schwächen durchaus in keiner absoluten, oder totalen Verbindung stehen; erstere zeigten uns beide als Ritter der traurigsten Gestalt, von letzteren wußten wir Beyde nichts. Vielmehr brachten alle Strapazen und Fatiguen den Kranken wieder auf die Beine.

Ich murre selbst auf mein abgängiges Gedächtniß, daß ich mich dessen auf keine Weise mehr sicher errinnern kann: ob ich auf der Rückreise mit meinem kranken Bruder, auch Emmedingen und Weymar berührt habe? Aus mehreren zusammengehaltenen Gründen aber glaube ich, Nein! Nur so viel weiß ich noch, daß ich in Erfurth Halt machen mußte, um der getroffenen Abmachung zu folgen, aus Jena einen treuen, nun schon lange verewigten Freund von seltener Redlichkeit (den nachmahligen Cameralhofs Sekretär Thomas Rottbeck), der mir meinen Abschieds-Wechsel überbringen sollte, abzuwarten. Allein, dieser kam leer und traurig herangesprengt, und mein Wechsel lag noch lange Zeit nachher bey meinem Berliner Banquier Haude, weil weder er, noch ich von einander wußten. Jeder Tag längeren Aufenthalts schmälerte meine erschöpfte Casse sehr merklich. Ich mußte daher eilen, wenigstens Braunschweig zu erreichen, wo ich bey einem ehemals von Helmstedt aus frequentirten, biederen Gastwirth Diebrich, im blauen Engel, Beystand und Unterstützung zu erhalten glaubte. Diese meine, freylich seltsame Hoffnung, täuschte mich auch nicht. Der brave Diebrich ließ es uns nicht allein an nichts abgehen, und creditirte uns, sondern vermittelte es auch, daß wir von einer Post-Station zur anderen, (denn an eine Fußreise war — gegen den Herbst 1779 gar nicht mehr zu denken,) ohne Postgeld reisen konnten, nur daß mein schwerer Koffer, der Post-Casse bis Lübeck zu Pfande blieb. In Braunschweig ließen es wir uns daher noch recht wohl seyn, so daß Jacob Lenz gar lüstern ward, die berühmte braunschweiger Mumme zu versuchen. Wir bekamen ein großes Glas starker Doppel-Mumme: er that einen herzhaften Schluck, legte sich aber auch sogleich quer übers Bette, weil — wie er sagte, die ganze Stube mit ihm herumginge; da er sonst ein erklärter Bier-

feind war, so ist mir dieser Zug merkwürdig geblieben. — Wir reiseten endlich weiter. Meine nach und nach bis auf einige Groschen geleerte Reisebörse nöthigte uns jedoch bald, wenn andere Post-Passagiere mit dem Zuruf vom Wagen sprangen: „Sie werden doch mit uns speisen"? oder, wenn einige artige Frauenzimmer da waren: „Wir bestellen doch für Sie mit Chocolade"? eine Unpäßlichkeit vorzuwenden und uns davon zu schleichen, was besonders Jacob Lenz sehr behende, und oft mit dem ersten Sprunge vom Wagen that, so daß ich ihm anfangs aus Besorgniß nachzueilen bemühet war, jedoch sein großes Mißfallen spührte, wenn ich ihn würklich einholte. Weshalb ich ihn schon seinen einsamen Streyfereien und Betrachtungen überlaßen mußte, während ich selbst mit einem trockenen Zwieback einen anderen Weg herum wählte. So gelangten wir dann doch, an Entbehrungen gewöhnt, nach Lübeck. Die Realisirung unserer Addreße an den dasigen Herrn Doctor Curtius, (einem — schon lange verewigten Bruder der noch in Riga lebenden Frau Etatsräthin von Brückner,) konnten wir der göttlichen Vorsehung nie genug verdanken. Denn, dieser edle, zuvorkommende und großmüthige Mann, der uns doch gar nicht weiter, als elende Studenten kannte, übernahm nicht allein unsere ziemlich hoch angelaufene Post-Schuld, und das Diedrichsche Conto von Braunschweig aus, sondern hielt uns auch in- und mit Allem frey, fuhr mit uns auf sein reitzendes Landhaus, und verschaffte uns, besonders durch seines liebenswürdigen Neffen Kölberg Zugesellung, die angenehmste Aufheiterung, und bewirkte solchergestalt ohne alle andere, als diese geistige Artzney, bei unserem in Gesellschaften noch immer schüchternen Jacob Lenz ein halbes Wunder, indem Letzterer durch solche imponirende und doch Zutrauen erweckende Beyspiele froher Gesellschafter, von Tag zu Tage immer aufgeräumter und gesprächiger wurde. Endlich besorgte uns unser Wohlthäter auch eine erwünschte Schiffs-Gelegenheit nach Riga, bezahlte nicht allein die Schiffs-Fracht, sondern auch unsere beyderseitige warme Beköstigung auf der ganzen See-Reise, ohne von unserem oft erwähnten reichlichen Abschieds-Wechsel auch nur einen Groschen zu erblicken. Dieser blieb noch immer aus, und wir mußten uns sogar noch einiges Taschengeld geben lassen. Endlich waren wir gezwungen von Curtius, dem Scheine nach, wie — Schurken, aber mit einem Gefühle Abschied zu nehmen, das sich

nicht beschreiben, sondern nur nachempfinden lässet. Nur Kölberg, unser zugesagter Begleiter bis Travemünde, fehlte noch beym Abreisen. Er war nirgends zu finden, und — schon saßen wir im Wagen, als wir von ferne ein weißes Schnupftuch uns zuwinken sahen. Bald erkannten wir unsern lieben Kölberg, der athemloß von der Post hergerannt kam, und — einen dicken Brief mit Innlagen und unserem Sorgenbrechenden Wechsel in die Höhe hielt. Meine, und meines theuren Bruders Empfindungen waren in diesem Augenblick zu gleichem Dank gegen Gott gestimmt, und gleich stark gerührt. Unsere Abreise litt nicht den geringsten Aufschub. Ich riß den Brief auf, sprang heraus auf meinen Gönner zu, und übergab ihm den ganzen Wechsel zu seiner freyen Disposition, nur mit der einzigen (in der Folge gründlich erfüllten) Bitte, von dem erheblichen Ueberschuß meine nachgelaßenen Schulden in Jena völlig zu tilgen, und ein etwaiges Surplus dem Armen-Fonds zuzutheilen. Noch eine Umarmung, und — wir raßelten mit Dankes- und Freundschafts-Thränen davon.

In Travemünde durften wir des günstigen Windes wegen nicht zu Bette gehen. Jacob Lenz und Kölberg schwärmten bey dem mitternächtlichen, schrecklich schönen Anblick der rauschenden Wogen hart vor unserem Fenster, mit ihrem Klopstock und Ossian in idealischen Gefilden umher, als das schreckende Commando-Wort: „Fort, fort, meine Herren!" erscholl, und Dichter Lenz mußte aus seiner Begeisterung, in die kleine, entsezlich schwankende Schaluppe steigen und bey nächtlicher Dunkelheit die tobenden Wellen bis zum Schiffe, durchschneiden. Nach meinem eigenen Gefühle zu urtheilen, muß ihm allerdings der Muth gesunken gewesen seyn; aber er war in sich verschloßen. Die folgenden Tage hingegen waren so ruhig und angenehm, daß alle Furcht verschwand. Das große Schauspiel von Himmel und Wasser, von Auf- und Niedergang der Sonne feßelten meinen guten Bruder die mehreste Zeit auf dem Verdeck. Doch spann sich nach und nach mit unseren frohen Schiffs-Gefährten, und namentlich mit einem Kaufmann Meinecke aus Quedlinburg und Kaufmann Riesenkampf aus Reval eine vertrauliche Bekanntschaft an, wozu das gemeinschaftliche Frühstück aus unseren reichlich gefüllten Speise-Paudeln vieles beytrug. Nur einer der Gesellschaft (ein nachmahls in der Rigischen Gegend verstorbener Prediger,) sonderte sich immer von uns ab, und lagerte sich eines

Tages bey einem frischen Wind-Wetter mit seiner propren Kaffee-Serviette und übrigem sauberem Geräthe auf eine Ecke des auf einer Seite liegenden Verdecks. Ehe aber noch der gute Mann die Tasse an den Mund bringen konnte, spülte eine rasche Welle alles so rein weg, daß der Mann mit offenem Munde nachstarrte, und wir uns des Lachens nicht enthalten konnten, woran auch der — sonst gewiß keine Schaden-Freude billigende Dichter Theil nahm. — Auf unserem Schiffe, die Hoffnung genannt, hatte unser Capitain Höft, ein im Grunde guter und biederer Mann, eine ziemlich strenge, aber löbliche Ordnung eingeführt, so daß wir z. B. Sonntags, seine kauderwelsch vorgelesene Postille, und am Schluße sein memorirtes Schiffs-Gebeth, oft mit verbißenem Lächeln (welches bey Jacob Lenz ein eigner charakteristischer Zug am Munde andeutete), sittsam anhören, und jedem Schlaflustigen einen Klingbeutel dicht an's Ohr fahren sehen mußten. Durch die Zuneigung der Schiffsleute, konnte ich aus dem Schiffs-Faße so viel süßes Wasser erhalten, als ich wollte. Aus würklicher Unwissenheit hatte ich es für mich und meinen Bruder schon mehrmahls zum Waschen verbraucht, bis uns der Capitain darüber ertappte, und uns, besonders mir, sehr starke Verweise darüber ertheilte, welche wir Beyde auch Ursache hatten, ganz stillschweigend hinzunehmen. Auf der Rhede von Riga aber vertauschte der Herr Capitain das despotische Commando mit einem sehr gefälligen Betragen, er ruderte voraus mit einer Schaluppe zur Stadt, und kam nach einigen Stunden, mit Hutschwenken und dem freudigen Zuruf zurück: „Gratulier, meine Herrn Lenz, gratulire!“ und auf weitere Erkundigung: „Ihr Herr Vater ist General-Superintendent geworden, und wird bald in Riga eintreffen[1].“ Die freundschaftliche und frohe Theilnahme auf unserem Schiffe ward bald allgemein, und wir beschloßen einmüthig, unsere noch lange nicht geleerten Flaschen-Futter nunmehro zum gemeinschaftlichen Gesundheit Trinken zusammen zu stoßen, und so kam es denn, daß ich und mein schwächlicher Bruder, die wir zu unserer eigenen großen Verwunderung noch gar nicht Seekrank gewesen waren, ohne alle Weitläufigkeiten als

[1]) Christian David Lenz, geb. 1720 zu Koeslin in Pommern, kam 1740 nach Livland, wurde 1742 Pastor zu Serben, 1749 zu Sissegoll, 1758 Oberpastor in Dorpat, 1779 Generalsuperintendent von Livland, † 1798. Rapiersky Beiträge III, 52. Schriftstellerlexikon III, S. 39 ff.

Doctoren der See promovirten. Bei unseren Meinecke und Riesenkampf aber hatte die Studentenartige Collation ernsthaftere Folgen. Denn, — sie erzürnten, und forderten sich. Gleichwohl gings bey der Landung gegen Abend noch gemeinschaftlich nach dem Markte zu, wo eben die damahls übliche Abendmusik von der Haupt-Wache sich endigte. Unser exaltirter Riesenkampf bestand darauf, daß sie für sein Geld noch fortspielen sollten, und — es geschahe auch für ein paar Ducaten. Nun aber vermißte ich schon meinen Bruder Jacob, von dem ich nicht weiß, in welchem Moment er sich fortgeschlichen haben mag. Inzwischen gieng der Zug auf's nächste Kaffeehaus, wo annoch Getränke und eine Bouteille Champagner die friedliche Aussöhnung zwischen Meinecke und Riesenkampf vollendete[1]).

Es war noch das Zeitalter aufrichtiger Freundschaft und geselligen herzlichen Umganges. Wir fanden daher auch, während die Ankunft meiner Eltern und Familie aus Dorpat sich noch mehrere Wochen verzog, bey unserem väterlichen Freunde, dem seeligen Herrn Oberpastor Dingelstedt[2]) (an den wir zunächst addreßirt waren), und bey seiner für redliche Freundschaft enthusiasmirten Gemahlin, die liebreichste und erheiternste Aufnahme. Tägliche Zerstreuungen, die intereßantesten Gesellschaften und Ausfahrten brachten bey meinem kranken Bruder eine Würkung hervor, die Curtius in zu weniger Zeit noch nicht ganz hatte erreichen können. Durch das Dingelstedtsche Haus kamen wir bald auch in die freundschaftlichen Familien-Cirkel von Madame Busch[3]), und der Herren

---

[1]) In den Rigischen Anzeigen 1779, St. 32, vom 12. August, S. 355, heißt es unter der Rubrik: Eingekommene Schiffe: den 23. Juli Joh. Heinr. Höfft, von Lübeck mit Stückgut an Woehrmann.

Danach läßt sich also der Tag der Rückkehr der Brüder Lenz genau bestimmen.

In der Rigischen politischen Zeitung von 1779, Nr. 61, vom 30. Juli, heißt es unter der Rubrik: Angekommene Fremde: die Herrn Candidaten, Gebrüder Lenz, aus Deutschland, logieren bey Mad. Busch.

[2]) Christian Adolph Dingelstädt, geb. 1741 in Hannover, kam 1763 als Hofmeister nach Estland, wurde 1773 Diaconus, 1776 Oberpastor zu St. Jacob in Riga. † 1790. Napiersky Beiträge II, 51. Schriftstellerlexikon I, 434 ff.

[3]) Amalie Reinholdine Busch von Buschen, geb. Tesch, war 1733 zu Rostow geboren, † 1792. Ihr Mann war Kaufmann in Riga, wurde 1755 nobilitiert, † 1771. Herders Lebensbild III, 181 ff. Von und an Herder II, 16. „Ein Haus, wo Herder fast täglich ein- und ausging, wie bei Hartknoch".

Fiskale Tesch und Polchow rc., und nicht lange darauf sogar in die damahls glänzenden Wevelschen[1]) Versammlungen und Concerte (in welchen unter andern eine Minna Brandes[2]), und der große Dilettant Bötefeuer[3]), so wie auch der originelle Witzling, Sekretär Heydevogel[4]) excellirten). Und hier mag sich nun Jeder selbst, den Hertinger Kranken in gepuderter Frisur, seidenen Strümpfen, mit einem Galanterie-Degen an der Seite, und einen platten Chapeau-Bas-Hut unter dem Arme, nach Belieben ausmahlen. Dieser Saus und Braus, bei welchem Jacob Lenz jedoch nebenbey einige, ihm in der Folge viele Geistes-Nahrung gewährten Bekanntschaften, z. B. mit dem schon vorhin belobten Herrn von Vietinghoff, D. Schlegel, Hartknoch, und anderen Gelehrten machte, — dauerte auch noch mehrere Wochen nach meines seeligen Vaters Ankunft fort, ließ aber zuletzt, nach meiner eigenen Wahrnehmung zu urtheilen, bey meinem Bruder Jacob so sehr als bey mir, eine düstere Leere zurück, als es endlich Zeit ward, unserer Bestimmung und Versorgung wegen, ernsthafte Ueberlegungen anzustellen. Alle uns vorgemahlte Aussichten entsprachen indeßen so wenig dem Geschmack des einen, als des anderen und obwohl Jeder von uns eine ganz verschiedene Laufbahn betreten mußte, so gestehe ich es doch gerne, daß ich meines Bruders heimlichen Wunsch der Rückkehr nach Deutschland von Hertzen mit ihm theilte. Allein, unser Schicksal wollte es anders.

Hier muß ich, da die Folgezeit nur wie in einem trüben Nebel und mit vermischten Farben vor mir schwebet, während mir — sonderbar genug, die frühere Zeit weit errinnerlicher ist, — wenigstens für jetzt, den Vorhang fallen laßen, und nur noch um nachsichtige Beurtheilung bitten, wenn ich mein unwichtiges Ich,

---

[1]) Eberhard Wevell von Krüger, geb. 1742, † 1806, Aeltester der großen Gilde, Besitzer des Gutes Waidau.

[2]) Minna Brandes, geb. 1765, † 1788, gefeierte Opernsängerin jener Zeit. Sie kam aber erst 1782 mit ihrem Vater dem Schauspieler Joh. Chr. Brandes nach Riga. Brandes Selbstbiographie Bd. 3, S. 3 ff. M. Rudolph Rigaer Theaterlexikon S. 28.

[3]) Johann Jacob Daniel Boetefeur, 1779 Dockmann der großen Gilde, 1784 Rathsherr, 1790 Stadthaupt von Riga, † 1802, Boethführ, Die Rigische Rathslinie Nr. 728.

[4]) Ernst Heydevogel, geb. 1749, Landvogteigerichtssekretär in Riga, † 1787.

in die Geschichte meines Bruders Jacob Lenz unwillkürlich verweben müssen, und wenn ich bey meiner eigenthümlichen Geschwätzigkeit vielleicht auch gar zu unerhebliche Dinge berührt, auch die Nahmen vieler Persohnen bekannt gemacht habe, bey denen ich mir selbst zurief: Olim meminisse juvat! Und warum sollte man auch nicht die Nahmen guter und werth geachteter Menschen nennen dürfen, zudem sie mehrentheils würklich Einfluß auf den Geist und die Genesung unseres Kranken hatten, und jetzt, so wie der Dichter selbst, schon lange verewigt sind. Friede sey mit ihnen, und mit uns!!!

Carl Heinrich Gottlob Lenz.

Riga, den 4. Januar 1817.

IV.

10. November, 15.

Wohlgeboner,
Insonders Hochzuverehrender Herr Doctor.

Ihr geehrter Brief unterm 2. November c. hat durch die Erinnerung an den Dichter Lenz in meinem Herzen mancherley lebhafte Empfindungen und die fast lauter angenehme seyn würden, erregt, wenn Sie nicht bey Erwähnung seines Namens das Beywort unglücklich vorgesetzt hätten. Dieses griff mich gleich bey Lesung Ihres Briefs sehr hart an und erregte in meinem Herzen die unangenehmsten Empfindungen. Ich weiß seit 1781 nichts von ihm, noch von seinen Schicksalen, habe seitdem von ihm nichts erfahren, noch gehört, noch gelesen. Nun seit 34 Jahren, in welchem Zeitraum, sich so vieles Merkwürdige, Große, Unerhörtes, Schreckliches und Abscheuliches zugetragen hat, werde ich an einen Freund, der es mir und dem ichs in dem reinsten Sinne des Worts war, und den ich längst vergessen hatte! so stark erinnert. Jetzt ist nun dieser Lenz derselbe Freund mir wieder, der er mir damals war, und ichs ihm war, er mag noch leben oder todt seyn. Ich glaube daher, daß wahre Freundschaft in unserer Seele ewig dauere, wenn solche auch darinnen lange Zeit schlummert. Jedoch ich muß meine Gedanken hierüber unterdrücken, um nicht so weitläuftig zu werden. — Ehe er ins Liphartsche Haus kam, waren wir nur Bekannte. Er schenkte mir aber seine

Freundschaft und Zutrauen noch einer von mir am Schluße des zu Ende gehenden Kirchen-Jahres 1780 gehaltenen Predigt, wobey er mein Zuhörer war, und worinnen ich solches als einen Abschied nehmenden Freund vorstellte. Nach seiner mündlichen Aeußerung darüber gegen mich noch am selben Tage, hatte ihn diese Idee gegen mich eingenommen und er traute mir einer [sic] wahren Freundschaft zu. Seitdem war er mein Freund und ich der Seinige. Nicht lange darauf kam er aus dem Liphartschen Hause weg, weil er nicht für das Haus und das Haus nicht für Ihm war. Das hätte sein verehrungswürdiger Bruder weiland Oberpastor Lenz voraussehn und wissen müssen. Denn so gelehrt, bieder und rechtschaffen und edelgesinnt der Dichter Lenz seinem Verstand und Herzen nach war, so war's doch deutlich an ihm zu merken, daß er überspannte Ideen hatte. Bey mir velohr er dabey an Herzenswürde nichts, aber in seiner Stelle und in dem Hause, wo dergleichen mit seinen Verhältnißen in Widerspruch geriethen, konnte seine Ueberspannung seiner dasigen Bestimmung nicht anders als zweckwidrig gehalten werden. Beyde Theile trennten sich daher bald. Ein weiteres ist mir von den Ursachen davon weder bekannt noch erinnerlich. Unmoralischer Handlungen, einer unsittlichen Aufführung war er nicht fähig. Ich kam nicht unmittelbar nach ihm in's Liphartsche Hause, sondern es wurde nach Lenz ein Lehrer aus Berlin verschrieben, der aber nur einige Tage daselbst behalten und sogleich entlassen wurde. Dann erst kam ich dahin! Während der Zwischenzeit bewieß mir Lenz seine Freundschaft durch ein Zutrauen, das er sonst zu Niemandem hatte. Er hatte sich nemlich in ein Fräulein v. A.[1]) verliebt und erwählte mich dabey zum Vertrauten seines Herzens und sogar zum Unterhändler! Mir war das natürlich eine kizliche Sache. Denn bey einem so hübschen Fräulein, das sie damals war, für einen andern zu unterhandeln, war doch damals für mich eine eigene Sache! Allein mein Herz war rein und unschuldig, und Lenzens Zutrauen in dieser Sache zu mir, war mir zu heilig, so daß ich in meiner Unschuld und Einfalt und mit der beste Wille das kritische Unternehmen beging, und, laut Auftrag, seine Liebes-Briefe und auch einige beygefügte Sächelchen an das Fräulein abzugeben kein Bedenken trug! Meine Einfallt

[1]) Julie v. Albedyll.

und Unerfahrenheit in dergleichen Unterhandlungen war wirklich sehr groß, aber ich war Lenz so ergeben, daß, da er mir so wiederholend betheuerte, er könne ohne das Fräulein nicht glücklich seyn, ich's für meine Pflicht hielt, ihm zu seinem Glücke behülflich zu seyn! Ich war in meiner damaligen Einfalt steif und fest seiner Meinung: daß, wenn man ein solches Mädchen herzlich liebe, und man sie bekommen könne, so wäre man dadurch ganz glücklich!!! O sancta simplicitas! die aber vielleicht nur im heiligen Mond oder in den Fixsternen oder sonst wo, in der Höhe gültig seyn mag. Du lieber Freund Lenz, und ich noch mehr, habe das nur im weiland Dörptschen Con-Rectorat nur wonnevoll und dichterisch, dabei in heiliger Unschuld, geträumt, und — es blieb ein Traum —! Die Anträge wurden natürlich — aber man denke sich, zu meinem Erstaunen und sogar spöttelnd gegen mich — (hätte ich das — damals besser verstanden, so würde ich vielleicht ein sehr glücklicher Ehemann geworden seyn) abgewiesen — ich berichtete ihm dieses theils mündlich und theils schriftlich in aller Ehrbarkeit. Er wurde durch den Widerstand nur verliebter, als mir die Augen aufgingen, als ich ihm die ganze Correspondenee zurückschickte. Dieß that ich aus freundschaftlicher Schonung für ihn, damit ja kein Jota in Spötter Hände kommen möchte. Da ich diese seine Verliebtheit weder für etwas unedles noch unmoralisches hielt, so verlor dadurch Lenz in seinem moralischen Werth in meinem Herzen nichts, vielmehr zog mich mein Mitleid und Theilnahme und seine Klagelieder, in die ich herzlich mit einstimmte, noch mehr an ihm an. Da kam er aus Dorpat weg, und ich nach Neuhausen in ein Gewühl von Amtsgeschäften, weil ich sogleich auch noch an die Pleskowsche lutherische Gemeinde zu bedienen bekam und da und dort oft einige 20 bis 30 Meilen Amtsverrichtungen hatte und daneben die ehstnische Sprache noch lernen mußte. Daher gerieth unser Briefwechsel im Stocken. Seitdem habe ich nichts weiter von ihm gehört. — Nach Empfang Ihres Briefes schwebt Lenz mir wieder wie vor 34 Jahren vor, und ich bitte Sie sehr, mir nun auch Licht zu ertheilen über seine Schicksale, seit 1782, und ob er noch lebt, und was Sie mit dem Worte unglücklich meynen? Ich traue Ihrer Versicherung, daß Sie mit diesem Brief keinen, weder für mich noch für Lenz nachtheiligen Gebrauch machen

werden. Mit der aufrichtigsten Versicherung meiner Hochachtung habe ich die Ehre zu seyn

Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener,
Georg Gottfried Marpurg[1]).

Rauge, Pastarath, d. 20. Navember 1815.

* * *

I.

Hoch Edelgeborener und Hochgelehrter,
Insonders hochzuverehrender Herr Justizbürgermeister.

Ich nehme mir die Freyheit Ew. Hoch Edelgebornen schriftlich für die Mittheilung des beyfolgenden Buches meinen verbindlichsten Dank abzustatten und zugleich gehorsamst zu bitten, aus Ihrer Güte mir die Tittel von einigen Büchern dero Bibliothek gehorsamst auszubitten (sic). Das Theatrum pretensionum und die Livonica, wie auch das Werk von Schlegeln und die Sachen von Janotzky.

Der schnelle Abgang der Post verhindert mich Ew. Hoch Edelgebornen die Ihnen schon von meinen frühesten Jahren her gewidmete Hochachtung auszudrücken, womit ich allen Mißverständnissen Trotz biete, die Nebenumstände in unserer sublunarischen Welt nur zu oft erregen und mit der, nach gehorsamstem Empfel an dero Frau Gemalinn beharre

Hoch Edelgeborner Hochgelehrter Herr
Insonders hochzuehrender Gönner
dero
gehorsamstergebenster Diener
J. M. R. Lenz.

Aya, d. 26. Fbr. 1780.

II.

Hoch Edelgebohrner Herr,
Insonders hochzuverehrender Herr Justiz-Bürgermeister!

Da ich auf einige Zeit meinen Aufenthalt beym Herrn Assessor

---

[1]) Marpurg war 1755 zu Langensalza in Thüringen geb., kam 1777 nach Riga, 1780 nach Darpat als Konrektar der Stadtschule, wurde 1782 Pastor zu Neuhausen, 1811 Pastar zu Rauge, † 1835. Vgl. den ausführlichen Nekralag im Inlande 1836, Nr. 40 u. 41, Napiersky Beiträge III, 65 gibt irrig 1836 als sein Todesjahr an.

von Engelhardt[1]) nehmen werde: so nehme mir die Freyheit, Ew. Hoch Edelgebornen um eines der grösseren Werke aus dero Bibliothek zum Durchblättern gehorsamst zu ersuchen, für dessen unschadhafter Zurücklieferung denen selben mein Bruder gut stehen wird. Sollten dieselben Ihren Schlegel, oder das Theater der Ansprüche füglich entbehren können, würden Sie die Schuld meiner sehr frühen Verbindlichkeiten gegen Sie vermehren.

In einem Briefe an den Herrn Kabinetssekretär N.[2]) kam ich auf die Derptsche Akademie, welche ich ihm als dem Zögling des grossen Schöpflins[3]) des Stifters so mancher deutschen Akademieen ans Herz zu legen versuchte. In der That ist das Beispiel des Russischen Adels beschämend für den unsrigen, der seinen Namen unsterblich machen und zugleich die Preise seiner Güter und der Landesproducten erhöhen könnte. Man bedenke nur, was durch 500 Akademisten allein, die eine Menge feinerer Bedürfnisse aus dem väterlichen Hause mitbringen, für Geld in Umlauf kommen würde, wenn wir auch die erspahrten Summen nicht rechnen, die der Edelmann itzt mit seinen unverassekurirten Söhnen aus dem Lande schickt, oder lieber in's Wasser wirft. Ich wagte es Herrn N. zu behaupten, daß wir Jena, Leipzig und einer Menge sonst unwichtiger Städte in Deutschland ihren Flor gegeben. Ich wagte es ihm die Parallele von Strasburg zu Frankreich und Derpt zu Rußland zu ziehn, die in sofern ziemlich passend bleibt, da wir sonst keine, Frankreich aber noch viele andere blühende Akademieen hat. Und doch kommen aus Gascogne und Languedoc Franzosen dahin, um Deutsch und Lateinisch zu lernen. Zugleich

[1]) Joh. Fr. v. Engelhardt, Erbherr auf Ohlershof, geb. 1724, † 1813. Sein Sohn Joh. Wilh. Heinrich war 1765 geb., † 1832.

[2]) Ludwig Heinrich v. Nicolay, geb. 1737 zu Straßburg im Elsaß, besuchte die Universität seiner Vaterstadt, wurde auf Empfehlung des Grafen Rasumowsky, dessen Sohn Alexei er auf ausgedehnten Reisen als Hofmeister begleitet hatte, 1769 Lehrer des Großfürsten Paul in Petersburg. Er gewann dessen Gunst, wurde 1770 des Großfürsten Kabinetsicketär und Bibliothekar, 1798 Präsident der Akademie der Wissenschaften. 1803 zog er sich auf sein Gut Monrepos in Finnland zurück, wo er 1820 starb. Französisch gebildet, war er ein Anhänger und Nachahmer Wielands. — P. v. Gerschau, Aus dem Leben des Freiherrn L. H. v. Nicolay, Hamburg 1834.

[3]) Johann Daniel Schoepflin, der berühmte Historiker und Staatsrechtslehrer, geb. 1694, seit 1720 Professor in Straßburg, † 1771.

studieren dort Ungarn, Russen, Pohlen u. s. f. Unsere einheimischen neuveränderten Rechte, Ukasen u. s. w. erfordern gewiß eben sowohl ihre eigenen Doktoren, als der Körper Justinians: gleiche Ansprüche macht die sehr versäumte Vaterländische Geschichte, die Pastoraltheologie und Homiletik, wie sie für unsere Bauern paßt, sammt den Landessprachen, die unsere Prediger oft erst für die andere Welt vollkommen erlernen; imgleichen der einheimische Landbau, über den bisher immer der vorurtheilsvolle sclavische Bauer und Ausländische Bücher die uns nichts fördern, die letzte Instanz bleiben. Was den Plan anbetrift, so ist bei einer Sache die die Natur vorbereitet, kein weitaussehender Plan nöthig, als den sie selbst mitten unter der Ausführung an die Hand giebt, wie sie es bey allen Dingen macht, die nicht in der Idee sterben sollen. Man vergißt, daß die grossen Flüsse aus kleinen Quellen entstehen und wenn wir Müllers russische Geschichte[1]) lesen, kommt uns der ehemalige erste Fonds der Derptschen Akademie unglaublich vor. Ein einziges Kronsgut würde zur ersten Besoldung der nöthigsten Professoren hinreichen und wenn wir die Mittelzahl von 500 Rbl., die jeder Student überhaupt in Derpt liesse annehmen (die in der That sehr geringe ist) sich bald bezahlt haben, wenn dies Geld auf einmal in die Circulation käme; kämen vornehme Russen dazu, die ohnehin von unsern Sitten mit Recht vortheilhafte Begriffe haben und an dem Umgang des umliegenden Adels bald Geschmack gewinnen würden, so würde Derpt in kurzem eine der mächtigsten Städte seyn. Und wieviel würde die Population unter allen Ständen gewinnen, durch die grössere Menge der Domestiken, Familienannäherungen, Bekanntschaften, Verbindungen mehrerer Städte mit dieser.

Doch ich ermüde Sie mit einem Auszuge, der von lauter schon oft gesagten Dingen spricht[2]).

Ew. Hoch Edelgebornen gehorsamster Diener
J. M. R. Lenz.

Ohlershoff, d. 26. November 1780.

[1]) Gemeint ist Hartwich Ludw. Chr. Backmeisters Abhandlung: Nachrichten von den ehemaligen Universitäten zu Dorpat und Pernau im 9. Bande von G. F. Müllers Sammlung russischer Geschichten. St. Petersburg 1764.

[2]) Der Gedanke einer Wiederherstellung der Universität zu Dorpat hat Lenz auch noch später bis zu seinem Tode beschäftigt. Vgl. W. v. Bock, die Historie von der Universität zu Dorpat, Balt. Monatsschr., Bd. V, S. 511 ff.

Meinen Respeckt an dero Frau Gemalinn. Mein Bruder aus Pernau wird denenselben bereits geschrieben haben. Wenn Ew. Hoch Edelgeboren eines oder des andere der Petersburger Manuscripte zu sehen wünschten, so bitte mir nur Nachricht davon zu geben.

III.

Wohlgeborner Herr,
Insonders hochzuverehrender Herr Justiz-Bürgermeister.

Da Se. Kaiserliche Hoheit balde nach Sarsko gehen, so hat mir Herr Kabinetssekretär Nicolai aufgetragen, Ew. Wohlgebornen zu berichten, daß wenn dieselben eines oder das andere der liefländischen, kurländischen und pohlnischen Manuscripte Auszugsweise oder in Abschrift zu sehen begehrten, Sie so gütig seyn und mir in Zeiten hievon Nachricht geben wollten, weil die Bibliothek den Sommer über verschlossen bleibt. In Erwartung also baldiger Nachricht von Ew. Wohlgebornen habe die Ehre nach gehorsamer Empfehlung an dero Frau Gemahlinn zu beharren

Wohlgeborener Herr,
Insonders hochzuehrender Herr Justizbürgermeister
dero
ergebenster Diener
J. M. R. Lenz.

St. Petersburg, d. 25. Merz 1781.

Den Herrn General Bauer[1]) werden dieselben nun bereits in Derpt gesehen haben.

* * *

Zwei weitere Briefe von Jacob Lenz an Gadebusch bringen wir ihres unbedeutenden Inhalts wegen nicht zum Abdruck. Der erste vom November, (das Tagesdatum fehlt) 1780, enthält nur einen Auszug aus einem Schreiben von Nicolay, worin dieser sich erbietet, Gadebusch ein Verzeichniß der in der Großfürstlichen Bibliothek vorhandenen Manuscripte von Livonica, Curlandica, Polonica, mitzutheilen. In dem zweiten vom 28. Dezember 1780,

[1]) General Friedrich v. Bauer, aus Hanau in Hessen, trat 1769 in russische Kriegsdienste, zeichnete sich im Türkenkriege von 1770 sehr aus, † 1783.

„von Hause" datirten Briefe erbietet sich Lenz ein Schreiben von Gadebusch zugleich mit seinem Briefe an Nicolay zu beföcdern. Der Anfang des Briefes lautet: „Die Abwesenheit des Hr. v. Liphardt[1]) hindert mich selbst zu kommen, welches mir auf den ersten freyen Augenblick vorbehalte, da meine Eltern itzt ganz allein meiner Aufsicht überlassen sind.

* * *

I.

Wohlgeborener Herr,
Hochverehrtester Herr Professor!

Ihnen unbekannt, ohne irgend ein literarisches Verdienst, konnte der Gedanke an Sie zu schreiben, mir nimmer kommen, so gern ich es Ihnen auch gesagt hätte, wie innig ich Ihrem Genius manche schöne Stunde danke. Doch das Schicksal ist gütiger gegen mich, als ich hoffen durfte; es giebt mir Veranlassung, diese Zeilen an Sie zu richten und die Hoffnung, durch diese, vielleicht einen Ihrer Wünsche zu erfüllen. — Herr von Freymann[2]), der das Vergnügen hatte, Ihnen persönlich bekannt zu werden, schrieb meinem Freunde, dem Oberpastor Lenz in Dorpat: Sie wünschen Nachricht von dem handschriftlichen Nachlaße seines Vaterbruders, des unglücklichen Dichters Lenz, der etwa in den Händen seiner Verwandten, sich finde. Durch die freundschaftliche Güte des Collegienrathes von Lenz, eines Bruders und zwar des geliebtesten Bruders, des Dichters, bin ich im Besitze seiner sämmtlichen, nachgelassenen Papiere und deswegen auch halte ich mich verpflichtet, Ihnen die gewünschte Nachricht zu geben. — Sie wollen dieses Dichters Werke neu herausgeben und das erfreut mich innig, weil lange schon dieser Wunsch mir theuer war, zu dessen Erfüllung ich, seit Jahren, seine Schriften sammelte und, wenn nicht ein be-

[1]) Hans Heinrich v. Liphart, geb. 1735, Besitzer von Noetkenshof und von 1766 bis 1788 von Aya, holsteinischer Kammerjunker, verheiratet mit Louise von Ermes. Vgl. L. v. Stryk, Beiträge zur Geschichte der Rittergüter Livlands, I, S. 170.

[2]) Ferdinand Otto Ludwig v. Freymann, geb. auf dem väterlichen Gute Alt-Nursi in Livland, 1792, studierte in Dorpat, dann in Berlin, seit 1820 in Leipzig Philosophie. Er lernte in Dresden Tieck kennen. † als Oberlehrer der griechischen Sprache am Gymnasium in Mitau 1836. Inland Nr. 44, S. 734.

deutender Mann sich diesem Unternehmen geneigt finden ließe, es endlich selbst versuchen wollte, so wenig ich mich ihm auch gewachsen fühle. Sie können sich nun auch wohl denken, wie hoch mich Herrn von Freymanns Brief erfreuen mußte, der es sagt: daß Sie, den wir, als Dichter und Gelehrten, so sehr ehren, des unglücklichen, nun fast verschollenen Dichters Andenken, retten wollen. Zählen Sie unbedingt auf alle Materialien, die ich und meine Freunde, zu diesem Zwecke liefern können, erlauben Sie mir indeß Ihnen vorläufig von dem Inhalt des Lenzischen Nachlaßes einige Notiz zu geben.

Als Lenz 1778, in Emmedingen, erkrankte, blieben seine Papiere in Schlossers Händen, der sie, nachmals, Lenzens Bruder übergab. Sie bestehen, aus der ersten, mehrentheils auf einzelne Blättchen geschriebenen, Handschrift von seiner „Katharina von Siena", einem Trauerspiel, „Die Laube", ein Schauspiel, beide noch nicht gedruckt, aus den bereits gedruckten, „Die Freunde machen die Philosophen" und „Die Engländer". Ferner, aus einer bedeutenden Anzahl von Abhandlungen, Aufsätzen und einigen, wenigen lyrischen Gedichten, deren einige noch ungedruckt seyn mögen. Endlich aus Briefen von Lenz an einige Freunde und aus solchen, die Herder, Klinger, Lavater, Gotter, Merk, Stolberg, ihm geschrieben. Kleine Papierschnitzel enthalten Notizen von Lenz. Unter den Aufsätzen, befindet sich auch ein Bruchstück des Memoire, welches, wie Göthe erzählt, dem französischen Kriegsminister bestimmt, von seinen Freunden dem Feuer übergeben wurde und, in der That, eben nicht unausführbare Ideen enthält, wie die Folgezeit bewiesen. Alle diese Papiere aber sind defect und nur eine kleine, geniale Skizze „Pandaemonium germanicum" ist vollständig. Vorzüglich zu bedauern ist es, daß Katharina von Siena sich nicht wiederherstellen läßt, denn sie war nach ihren Trümmern zu schließen, die schönste Blüthe dieses Genius; Schlosser erhielt von Lenz, die einzige, vollständige Handschrift. — Nach Lenzens Tode, in Moskwa, sammelte sein Bruder, auch die von ihm dort hinterlassenen Papiere. Sie sind großentheils auch Fragmente, in deutscher, französischer und russischer Sprache geschrieben, aber auch zugleich traurige Spuren seines zerdrückten Geistes. Unter ihnen befindet sich jedoch „Divertissement zum Nachspiel: die Christen in Abyssinien", eine Satyre auf Stritter und Schulkow, besonders aber eine humoristische

Schrift „über Delicatesse der Empfindung, oder, Reisen des berühmten Franz Gulliver", in zwölf dramatischen Vorstellungen, welche vollständig sind und der Beachtung nicht unwerth scheinen. Das wäre nun der ganze handschriftliche Nachlaß des Dichters. Wünschen Sie speciellere Nachricht, statt dieser allgemeinen, so bin ich bereit sie zu geben, weil es thunlicher scheint, Ihnen das zu senden, was Sie etwa zu sehen wünschen, als das ganze, vielen Raum einnehmende Convolut, nicht zu ergänzender Bruchstücke. Lenzens gedruckte Schriften kennen und besitzen Sie wahrscheinlich. Sollte Ihnen jedoch eine fehlen, so werde ich sie Ihnen gern mittheilen, oder wenigstens bestimmte Nachweisung geben können, wo sie zu finden ist.

Nachdem ich Ihnen vorläufig angezeigt, was, in Lenzens handschriftlichem Nachlaße, sich findet, erlauben Sie mir, einige Worte über die wenigen Schritte, welche ich bisher gethan, um dem Andenken des Dichters die Achtung zu beweisen, die ich gegen ihn hege. Im Allgemeinen bekannt mit dem traurigen Schicksale des Dichters, hatte es, seit vielen Jahren, ein besonderes Interesse für mich, die näheren Umstände desselben genau kennen zu lernen und den Veranlassungen zu seiner Zerstörung nachzuspüren. Da erschien der dritte Band von Göthes Wahrheit und Dichtung. In ihm spricht Göthe mit großer Achtung von dem Dichter Lenz, dem Menschen aber will er keinesweges wohl; aber er giebt Hoffnung einst über dessen Leben zu sprechen. Indeß hatte ich mich von den Ursachen, die jene üble Meinung Göthes begründet, wie ich glaube, hinlänglich, überzeugt und, wohl erwogen, geschlossen: daß Göthe den Unglücklichen, nicht mit vollem Recht, für einen Schuldigen halte. Deswegen wünsche ich, ehe Göthe von Lenzens Leben spräche, alles das ihm bekannt zu machen, was mir durch jahrelange Nachsuchung, durch die Mittheilungen seiner noch lebenden Brüder und der wenigen Personen, die den Dichter persönlich kannten, gewiß geworden. Also wollte ich meine Materialien zu einer Biographie Lenzens, herausgeben. Zwar hatte Horn[1]) und zuletzt noch der geistreiche Verfasser der Memoiren des Freiherrn von S—a,[2])

[1]) Franz Horn, Die schöne Litteratur Deutschlands während des XVIII. Jahrhunderts 1812. Bd. I, S. 160—162.

[2]) Karl v. Wollmann, Memoiren des Freiherrn von S — a. Bd. I, S. 63, 1815.

an Lenz erinnert, doch fand sich niemand, der von seinem Leben gesprochen. Es konnten also noch mancherlei Materialien vorhanden seyn, von denen ich nicht wußte. Sie zu erhalten, beschloß ich, Lenzens Pandaemonium herauszugeben und, in der nöthigen Einleitung, meine Absicht bekannt werden zu lassen, hoffend, auf diese Anzeige, die etwa noch vorhandenen Notizen zu erhalten. Weil Goethe viel über Lenz haben konnte und Bertuch[1]) ihn ebenfalls gekannt, ließ ich diesem den Verlag des Pandaemonium's, durch einen gemeinschaftlichen Freund antragen. Er erklärte sich sehr geneigt für Lenzens Andenken, lehnte aber seine Mitwirkung ab: „weil er des Goethe's und des Großherzog's wegen" nicht wagen dürfe. Nun lag das Manuscript zwei Jahre in Berlin, ohne einen Verleger zu finden, bis endlich meine Schwester, Karoline Stahl[2]), Campe in Nürnberg, zu seiner Herausgabe dadurch bewog: daß sie ihm, unter dieser Bedingung, eines ihrer eigenen Manuscripte überließ. Es erschien also unter dem Titel Pandaemonium germanicum, eine Skizze von J. M. R. Lenz 1775, bei Campe in Nürnberg 1819. Schon auf dem Titel beginnt die Entstellung meines Manuscripts, durch den willkührlichen Einfall Campes, zu den Worten „aus des Dichters Handschrift Nachlaße herausgegeben, noch das unstatthafte Beiwort „verstorbenen" zu Dichters, hinzu zu drucken. Der entstellenden Druckfehler im Texte, sind viele. Indeß hoffe ich, Sie werden diese kleine Schrift mit Vergnügen lesen. Hofrath Winkler[3]) hat sie, im Abendblatte, angezeigt, aber eine grobe litterärische Sünde in dieser kurzen Anzeige begangen, indem er Götter, Helden und Wieland, Lenzen zuschreibt. Sie sehen, das Lenzens Unstern, auch lange nach seinem Tode, nicht müde wurde ihn zu verfolgen und werden es nun glauben: daß es mich innig freuen muß, in Ihnen den Retter des Andenkens dieses ädlen Geistes, erstehen zu sehen.

[1]) Friedrich Justin Bertuch, geb. 1747 zu Weimar, seit 1775—1802 Geheimsekretär des Herzogs Karl August, seit 1789 auch Buchhändler, † 1822.

[2]) Karoline Stahl, geb. Dumpf, zu Ohlershof in Livland 1776 geb., † zu Dorpat 1837, hielt sich längere Zeit in Deutschland auf, gab bei Campe in Nürnberg 1819 Romantische Erzählungen und „Kleine Romane" heraus. Sie ist Verfasserin zahlreicher Jugendschriften.

[3]) Karl Gottlieb Theodor Winkler, bekannter unter seinem Schriftstellernamen Theodor Hell, geb. 1775, Herausgeber der Dresdener Abendzeitung 1817 bis 1843, † 1856, Uebersetzer zahlloser französischer Theaterstücke.

Indeß hat das Pandaemonium mir gar keine neuen Beiträge zugewendet und Klinger, der sich dem Herausgeber freundlich näherte, ist beharrlich geblieben in seiner Abneigung von Lenz. Mich irret das aber nun nicht mehr, ich schreibe getrost an Lenzens Biographie, in der ich, bis zu seinem Aufenthalt in Straßburg, gelangt bin. Zwar kann ich sie nicht vollenden, vor dem künftigen Frühlinge, weil meine Zeit sehr beschränkt ist, denn ich bin practischer Arzt, den stete Reisen verstimmen und hemmen; allein ich wage zu glauben, daß eben der Arzt dieses unglücklichen Mannes Gemüthsstellung vielleicht, aus Gründen, darstellen kann mit allen Veranlassungen derselben. Wird also dieser biographische Versuch kein Kunstwerk — denn ich fühle sehr gut quid valeant humeri, quid ferre recusent — so wird er doch, wenigstens das Verdienst der Wahrheit haben und mehr bedarfs nicht, um Lenz den Menschen, von allem Vorwurfe zu befreien. Ueberdieß ist, in Lenzens Biographie, Umsicht nöthig, weil bedeutende, noch lebende Männer, ihm unversöhnt zürnen und alle Materialien, auch die, welche mir, durch mündliche Ueberlieferung wurden, Ihnen mitzutheilen, unmöglich wird. Wollen Sie deshalb mir die Geschichte Lenzens überlassen und seine Psyche zu verherrlichen übernehmen, so wird mein schönster Wunsch vielleicht erfüllt, Ihnen aber verspreche ich, noch einmal, alle Beiträge, zu diesem schönen Werke, die in meinen Händen sind. Um bei dem Verdienstlichen, auch von dem Nützlichen zu sprechen, so erlauben Sie mir noch dieses Wort. Die Verwandten des Dichters übergaben mir alle Materialien, die sie bebesaßen, und ich schaffte die übrigen selbst an, also begehren sie keinen Theil an dem etwanigen Vortheile, den die neue Ausgabe der Werke des Dichters, gewähren könnte, ich aber wünsche nur, durch den Ertrag der Biographie, meine Kosten zu decken, Ihnen gern den poetischen Theil seines Nachlaßes und die Herausgabe seiner Schriften überlassend, deren Ertrag Ihr Eigenthum bliebe. Ich glaube, daß, auch in solchen Unternehmungen, es nöthig sey über den Vortheil und Nachtheil, sich gleich anfangs, bestimmt zu erklären, damit, wenn die Seite, welche immer die unangenehmste bleibt, einmal beleuchtet worden, es dann nicht mehr nöthig ist, an sie zu denken, die doch nur störet. — Sie werden, das hoffe ich mit Zuversicht, meine Erklärungen, wenigstens offen und gerade finden; deswegen gönnen Sie mir die Hoffnung: daß Sie nun

bald so gütig sein werden, mir Ihre Ansichten und Absichten mitzutheilen, damit ich, so viel an mir ist, mitwirken könne, Ihre Wünsche der Erfüllung näher zu bringen. Wollen Sie mir directe schreiben, so füge ich unten meine Addreße bey und bitte sie, da es in Deutschland möglich ist, Ihren Brief **nicht** postfrei zu senden mir das Porto überlassend, wodurch Ihr Schreiben um so sicherer und schneller, in meine Hände gelangen würde. — Sollten Sie indeß, lieber Herr von Freymann die Besorgung Ihres Briefes überlaßen, so zweifle ich nicht, ihn ebenfalls, wiewohl ein wenig später, zu erhalten. Ich gestehe gern, daß mich, in dieser Angelegenheit, jeder Zeitverlust schmerzt, weil ich sehr wünsche, noch bei Goethes Leben, Lenzens Andenken wiederhergestellt zu sehen. — Doch, ich muß glauben schon zu weitschweifig Ihnen geschrieben zu haben und ende also wenigstens hier. Nehmen Sie dieses Blatt gütig auf und erlauben Sie mir nochmals die Versicherung der innigsten Achtung, mit der ich immer seyn werde,

Ew. Wohlgeboren ergebenster
Dumpf.

Eusekküll, am 26. Mai/7. Junius, 1820.

Addreße: An den Doctor Dumpf,
zu Eusekküll in Livland.

II.

Hochgeehrtester Herr Doctor![1])

Ich erstarre vor mir selber, wenn ich in Ihrem theuern Briefe zurücksehe, seit wie lange ich Ihnen meine Antwort schuldig geblieben bin. Geht es doch nur zu leicht bei recht erfreulichen Briefen so, daß man die Antwort aufschiebt, weil man gern viel sagen will, weil man nicht flüchtig schreiben will, und doch thut man Unrecht nicht gleich zu antworten, denn hätte ich Ihren mir so theuern Brief auch nicht so vergelten können, wie er es verdient, so wäre unterdessen doch die Sache schon fortgeschritten. Aber vergeben Sie mir als Arzt und unbekannter Freund, als letzterer der

---

[1]) Ein Stück aus diesem Briefe ist schon in der Balt. Monatsschr., Bd. 13, S. 214 mitgetheilt; wir bringen den Brief des Verständnisses wegen hier vollständig zum Abdruck.

mit meinen Schwächen Nachsicht haben wird, und als erster, wenn ich Ihnen sage, daß ich nun schon seit 9 Monathen mich mit meinem Uebel, der Gicht (die mich schon seit vielen Jahren quält) wieder habe herumschleppen müssen, und die mir Arbeit und freundschaftliche Correspondenz besonders dadurch unmöglich machte, daß sie mir in die rechte Hand getreten war, aus welcher sie erst seit kurzem wieder gewichen ist. So viel, um Ihre Nachsicht in Anspruch zu nehmen, denn ich habe seit lange mit empfindlichem Schmertz gefühlt, wie Sie mir vielleicht zürnen, wenn Sie voraussetzen, daß ich gegen Ihre Güte und zuvorkommende Freundschaft unempfindlich sein möchte.

Ihre Bereitwilligkeit, zur Herausgabe der Schriften des merkwürdigen Dichters mitzuwirken, hat mich unendlich erfreut: empfangen Sie dafür meinen wärmsten Dank. Ich will Ihnen vorerst melden, was ich selbst von ihm besitze: 1) Den Hofmeister; 2) Den neuen Menoza; 3) Die Uebersetzung des Love's labours loust von Sheakspeare nebst Lenzens Abhandlung; 4) Flüchtige Aufsätze von Lenz, von Kayser herausgegeben, 1776 zu Zürich, enthält: die beiden Alten, Familiengemählde, eine Schulmeisterfeier. Reden über die deutsche Sprache u. s. w.. Das Ganze nur 6 Bogen stark, auch besitze ich noch seine Comoedien nach dem Plautus; dann kenne ich von ihm die Soldaten, und einige lyrische Gedichte, zuletzt das von Ihnen herausgegebene Pandaemonium. So weit meine Kenntniße seiner Werke. Sehr begierig bin ich immer gewesen auf — „Die Freunde machen die Philosophen" — welches Schauspiel einige für sein bestes ausgeben wollen, ingleichen auf „Die Engländer": ich habe mich schon um diese Sachen bemüht, kann sie aber hier in der Nähe — nicht erhalten. Können Sie sie mir senden, so verbinden Sie mich; nur macht mir H. v. Freymann Angst, daß es schwierig sei, gedruckte Sachen über die russische Gränze nach Deutschland zu senden.

Was nun die Mscpt. betrifft, so freue ich mich sehr darauf und bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mir diese anvertrauen wollen. Sollte von der Catharina v. Siena nicht von der Schlosserschen Familie vielleicht das vollständige Mscpt. zu erhalten sein? Ich kenne einige sehr achtungswürdige Nachkommen, und habe mich schon deshalb an diese gewandt. Ich muß aber dennoch bitten, mir die Fragmente der Catharina, sowie der „Laube", ganz

so zu senden wie Sie dieselben besitzen, weil jene Hoffnung doch nur eine sehr ungewisse ist. Ueberhaupt geht meine Bitte an Ihre Freundschaft und Güte dahin, mir doch ja Alles, was Sie von Lenz in Händen haben, mitzutheilen, gerade seine abgerissenen Gedanken und Entwürfe sind vielleicht am wichtigsten; höchst interessant müssen die Briefe jener trefflichen Männer sein an ihn, und da ich aus der Ferne nicht wissen kann, was sich zur Herausgabe eignet, so kann ich erst, indem ich Alles in Händen habe und von allen Seiten mich wiederholt damit bekannt gemacht habe, wissen: 1) ob es möglich sei, Alles, auch das schon Gedruckte in einer Reihe von Theilen zu liefern, entweder mit dem ungedruckten Nachlaß vermischt oder als Folge; ich kann dann auch erst sehen, ob vielleicht kleinere oder größere Bemerkungen von mir zur Erläuterung des Verständnisses nothwendig sind; 2) ob es gerathener ist, die handschriftlichen Sachen vielleicht allein zu geben als Einleitung und Vorbereitung der Herausgabe der gedruckten Werke. — Ich gestehe, das erstere stimmt mehr mit meiner Neigung überein. — Ihr Vertrauen, daß Sie mir alle handschriftlichen Sachen zur Ansicht überlassen wollen, werde ich zu verdienen suchen; und was die Briefe betrifft, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich mit diesen mit der größten Umsichtigkeit und Discretion verfahren werde; ich würde gewiß nichts daraus bekannt machen, was einen, noch lebenden oder schon gestorbenen Mann irgend kompromittiren könnte. Sind diese Sachen von mir benutzt und die Ausgabe vollendet, so empfangen Sie, auf den ersten Wink von Ihnen alles, bis auf das kleinste Blättchen zurück. Als ich vor 20 Jahren den Nachlaß meines geliebten Novalis ordnete, und selber die beiden herausgekommenen Bände abschrieb, gab ich mit vielleicht zu großer Gewissenhaftigkeit dem Bruder alles wieder zurück, als dieser vor einigen Jahren starb, haben jüngere Brüder alle diese herrlichen Schätze unachtsam in einer Viertelstunde verbrannt, aus dem ich jetzt gern, da Novalis sich doch ein großes Publikum gemacht, noch einen Band hinzugefügt hätte. Darum bitte ich aber auch, sich der Post und des Porto wegen nicht vor dem großen Pakete zu scheuen, wenn es nicht anders schnell und auf sichere Weise hergelangen kann, denn die Ausgabe dafür, um diese Sachen kennen zu lernen, wird mich keineswegen gereuen, da sie mir überdies, nach Ihrer und der Verwandten des Dichters Bewilligung der

Buchhändler späterhin wieder ersetzt. Ich bilde mir ein, daß ich auf jeden Fall aus dem, was ich durch Ihre Freundschaft erhalte, ein ebenso anziehendes als lesenswerthes Buch werde zusammensetzen können, und freue mich mit Ihnen, daß das Andenken des unglücklichen Mannes bei den Deutschen erneuert und seinem Schatten Gerechtigkeit wird.

Was nun Lenzens Biographie betrifft, so haben Sie damit ohne Zweifel die schwierigere Hälfte des Unternehmens auf sich genommen. Ich freue mich sehr darauf und hoffe, daß Sie diese reichhaltige Materie nicht zu kurtz behandelt haben. Nach Ihrem Briefe müßte diese Arbeit vielleicht jetzt schon vollendet sein. In Ansehung dieses Punktes bin ich ungewiß, ob ich Sie ganz verstanden habe. Soll Ihre Arbeit die von mir herausgegebenen Schriften begleiten? Soll sie vielleicht den ersten oder den letzten Theil davon ausmachen? In diesem Falle ersuche ich Sie, diese Biographie den übrigen Papieren sogleich beizufügen, indem ich dann in den Bemerkungen auf sie hinweisen und außerdem für meine eigene Arbeit vieles daraus lernen könnte. Sollte dies nicht Ihre Absicht sein, so erbiethe ich mich wenigstens, Ihnen für diese Arbeit einen Verleger zu schaffen, im Fall Sie noch keinen haben sollten und so vortheilhafte Bedingungen als ich nur erlangen können.

Da die Verwandten Lenzens des Honorars nicht bedürfen, so darf ich, wie ich glaube, ohne Bedenken, deren und Ihr freundliches Anerbieten annehmen für meine Mühe das Honorar zu beziehn.

So hätte ich Ihnen nun alle Punkte Ihres mir so erfreulichen Briefes beantwortet, und ich bitte zum Schlusse nur noch mir Ihre Freundschaft zu erhalten und mir dies Wohlwollen dadurch zu beweisen, daß Sie mir recht bald wenn auch nur mit wenigen Zeilen zu (sic) antworten, und mir, so schnell es sich thun läßt die Scripturen alle durch sichere schnelle Gelegenheit, oder durch die Post zu übersenden, damit ich recht bald an das Studium derselben, und an die Herausgabe gehen kann; es thut mir unendlich leid, daß durch meine Schuld, hauptsächlich aber durch meine Krankheit, schon so viele Zeit verstrichen ist.

Ich benutze Ihre Erlaubniß, diesen Brief nicht zu frankiren, damit Sie ihn um so sicherer erhalten.

Es gewährt dem Autor zu Zeiten Beruhigung und Erheiterung, daß es ihm durch seine Stellung möglich wird, werthe Menschen, auch weit entfernt, kennen zu lernen; diese Freude hat mir Ihr Brief gemacht, und ich kann mir nun einbilden vermöge meiner Schriften, die Ihnen vielleicht einige Stunden erheitert haben, schon seit Jahren mit Ihnen in einer freundschaftlichen Verbindung gewesen zu sein. Mit dieser Ueberzeugung hoffe ich, daß wir uns noch näher kennen werden, und bin mit aller Hochachtung und großem Zutrauen,

Ew. Wohlgebohren ergebenster
L. Tieck.

Dresden, am 16./28. März 1812.
(Alter Markt).

III.

Cufeküll, am 20. Apri / 12. Mai 1821.

Wie innig Ihr so freundliches, ganz in meine lange getragenen Wünsche eingehendes Schreiben, vom 25. März, mich erfreute, wie sehr es mich erquickte, das werden Sie ermessen, wenn Sie erfahren: daß, seit Jahren, die Wiedererweckung des Andenkens Lenzens meine vergebliche Sehnsucht war. Einst bemühte Aloys Schreiber[1]) sich um dieses Dichters Nachlaß, ich schrieb ihm damals und — erhielt keine Antwort. Schon glaubte ich, mein Brief an Sie habe ein gleiches Schicksal, da kam Ihre Antwort. Sie belebt meine Hoffnung und läßt mich mit Zuversicht glauben: Lenzens Manen werde nun ein würdiges Denkmal. Nur muß ich es wahrhaft theilnehmend, bedauern: daß solch ein Leiden Sie quälte, dessen Pein mir nur zu wohl bekannt ist. Doch lassen Sie uns bessere Tage hoffen. „Alles geht vorüber und dem Muthigen eher als dem Zagenden" sprach einst Herder zu Lenz. — Indeß wozu die lange Einleitung, lassen Sie mich auf die Sache selbst eingehen. Zuvörderst ein Wort über mein Pensum, Lenzens Biographie. Wie Sie Krankheit hemmete, so mich Kranke. Ich stand als ich Ihnen schrieb, bei dem Jahre 1773, in Lenzens Leben, und da stehe ich noch. Nun aber beginne ich wieder und

[1]) Aloys Schreiber, geb. 1765, 1805 Professor der Aesthetik und Litteratur in Heidelberg, 1813 badischer Historiograph, † 1841.

hoffe stetiger fortzuschreiben. Wenn nur die Berufsarbeit um's Brod, nicht so gar sehr alle Stunden in Anspruch nähme! — daß aber dadurch es unmöglich wird, die Biographie den Schriften des Dichters voraus gehen zu laßen, ist schon deswegen sehr unangenehm, weil die Materialien zu derselben, aus Lenzens Nachlaß, nicht früher an Sie abgehen können, als bis ich sie nutzte und doch bedürfen Sie derselben ebenfalls zur Würdigung des Dichters. Unter diesen Umständen bliebe denn nur wohl übrig: mit der Herausgabe der Schriften zu beginnen. Vielleicht eröffnete diese am Zweckdienlichsten, eine Nachlese der handschriftlichen und unter diesen Lenzens „Gullivers Reisen" geschrieben in Moskwa, in des Dichters letzten Lebensjahren. Allein hierüber können nur Sie urtheilen und müßten wenigstens die handschriftlichen Papiere in Händen haben, die nicht direct der Biographie angehören und diese will ich Ihnen gern, sobald als möglich senden. Nur thut sich hier abermals ein Hinderniß auf und zwar, daß sich nur spärlich gute Gelegenheiten finden. Denn, durch die Post geht diese Sendung wohl nicht, weil das Packet zu schwer wäre, dessen Postlauf wir nicht bezahlen können. Das erfuhr ich, als ich „Lenzens Soldaten," aus Nürnberg erhielt. Diese wenigen Bogen kosteten 10 Thaler, was würden wohl mehrer Pfunde kosten, da Lenz, wie schon Goethe bemerkt, auf dem schlechtesten Papiere zu schreiben pflegte. Ueberdieß enthalten Lenzens Papiere eine Menge Fragmente, die kaum mehr als angesehen zu werden werth sind. Glauben Sie ja nicht, daß ich hier den gewöhnlichen Maasstab an jene lege, Sie werden beifällig urtheilen, wenn sie dieselben sehen. Und warum sollte denn dem Genius nicht auch Spreu erlaubt seyn? Um jedoch eine bestimmte Uebersicht dessen zu haben, was Lenz geschrieben, wird es wohl gut seyn ein Verzeichniß sowohl seiner gedruckten Schriften, als auch der Trümmer seines handschriftlichen Nachlaßes aufzunehmen. Das will ich hier versuchen. Also 1) Gedruckte Schriften a. Gedanken über den Versöhnungstod Jesu; in den Rigischen Stadtblättern 1766 [von dem 16jährigen Lenz, Klopstocks Messiade nachahmend, in Hexametern, enthält einige gelungene Stellen] b. Die Landplagen. Koenigsberg 1769 [ein mißglückter Versuch, ebenfalls nach Klopstock.] c. Der Hofmeister, oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie. Leipzig 1774. [Den Stoff gab eine, in Livland

vorgefallene scandalöse Begebenheit. Die Personen sind Liv- und Kurländer, von denen ich Paetus und Bollwerk gekannt habe.] d. Der neue Menoza, oder Geschichte des Cumbanischen Prinzen Tandi. Eine Komödie. Leipzig 1774, [in Schlossers kleinen Schriften, ist eine schöne Recension dieser Comödie, unter der Aufschrift: Prinz Tandi an Lenz.] e. Lustspiele nach dem Plautus, x. Leipig und Frankfurt 1774. f. Anmerkungen übers Theater x. Leipzig 1774. g. Eloge de feu Mss.... nd (Wieland), Ecrivain très celèbre en poësie et en prose, dedié au bonheur de l'Allemagne, Hanau 1775, [matt recensirt in Schmidts Almanach der Deutschen Musen, 1777] h. Die Soldaten. Leipzig 1776 eine Comödie. [Die letzte Scene ist einer Lieblingsidee zu Liebe, die wohl Sinn hat, angehängt; diese gestrichen und das Stück leibt und lebt.] i. Die Freunde machen den Philosophen, eine Komödie. 1776. k. Der Engländer. Eine dramatische Phantasie. Leipzig 1777. l. Petrarch, Ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen. Winterthur 1776. m. Flüchtige Aufsätze, herausgegeben von Kayser. Zürich 1776. n. Vertheidigung des Herrn W. gegen die Wolken, von dem Verfasser der Wolken, 1776. [Lenz schrieb in Straßburg die Wolken gegen Wieland und sandte sie Boie zum Druck, lernte aber gleich darauf Wieland kennen und drang auf die Unterdrückung dieser Schrift, als sie schon beinah fertig gedruckt war. Das geschah denn auch, doch mag irgend ein Exemplar in's Publikum gekommen seyn; deswegen Lenzens Vertheidigung W's gegen die Wolken. Mit Boie hatte er, in dieser Sache, einen bittern Briefwechsel.] In Zeitschriften lieferte Lenz noch: Zu Jacobis Iris: Uebersetzungen von Ossians Fingal im 3. Bde., Stück 3, Bd. 4., St. 2. u. s. w. ferner, im 7. Bde. 1 St.: an Wieland, ein Gedicht von Lenz. — Zum deutschen Museum, von 1775—1777 mehrere schöne Fragmente w. z. B. Zerbin im Bd. 2. und das Fragment einer Farce, Der Höllenrichter, eine Nachahmung der Frösche des Aristophanes, so wiedie schöne Erzählung: Der Landprediger, deren Hauptzweck ein Preis Schlossers ist. — Zum Deutschen Mercur, Gedichte von 1776 bis 1777. — Zum Goettinger Musenalmanach. Gedichte 1775 bis 1776. — Zur Frankfurter gelehrten Zeitung, lieferte er ebenfalls mehrere Aufsätze. Endlich erschien, nach Lenzens

Tode, in Schillers Thalia, der Waldbruder, ein kleiner Roman, in Briefen, welcher die erotische Episode enthält, von der Goethe spricht, aber nicht glaubt, daß Lenz sie darstellen werde. In Moskwa hat er eine statistische Schrift von Pleschtschejew übersetzt aus dem Russischen, und drucken lassen. In der Urania von Ewald, 1795, im Helvetischen Taschenbuch 1811 und in den Heidelb Jahrb. 1813, befinden sich ebenfalls einige aufgefundene Gedichte von Lenz. Soweit meine Kenntniß von Lenzens gedruckten Schriften. Ich glaube, das Verzeichniß ist vollständig[1]); doch mag sich vielleicht nach irgend ein lyrisches Gedicht in mir unbekannten Schriften finden. — Nun zu dem Inhalte des handschriftlichen Nachlaßes. 1) Trümmer von Katharina von Siena, auf Läppchen und Blätter geschrieben, die kein Ganzes errathen lassen. Der Engländer, Die Freunde machen den Philosophen, Albia oder die neuere Philosophie, (später, als Zerbin, im deut. Museum gedruckt) befinden sich ebenfalls chaotisch hier. 2) Vollständig, Divertissement zum Nachspiel: Die Christen in Abyssinien, (Satyre auf Stritter und Tschulkow). Ueber Delicatesse der Empfindung, oder Reise des berühmten Franz Gulliver. In 12 Vorstellungen. 3) Bruchstücke aus dem Schauspiel, Die Laube. 4) Kleine fragmentarische Aufsätze, betreffend die Theorie der Kunst, Litteratur u. s. w. Doch nur wenige, von geringem Werth. 5) Aufsätze und Fragmente militärischen, statistischen, kameralistischen Inhalts; alle unzusammenhängend, defect. Unter ihnen ein Theil des Manuscripts, von dem Goethe sagt, es sey ins Feuer geworfen, weil es nicht getaugt; doch fand ich Ideen in demselben, welche die Errichtung einer Nationalgarde vorbereiten und welche Jourdan, später wirklich ausgeführt hat. 6) Kleine Poesien, leider nur sehr wenige und auch defect, einige schottische alte Balladen, gar lieblich übersetzt. 7) Briefe an und von Lenz, die zwar nicht seine Schriften, wohl aber den Menschen berühren und mithin, seiner Biographie recht eigentlich angehören. 8) Blättchen, Zettelchen, Läppchen, abgerissene Gedanken enthaltend;

[1]) Dumpf waren also die in Mitau 1780—1782 herausgegebenen Zeitschriften „Für Leser und Leserinnen" und „Liefländisches Magazin der Lektüre", worin Lenz vieles veröffentlicht hat, unbekannt geblieben.

ein wahrer Schatz für seine Biographie, in psychischer Hinsicht, jedoch auch Urtheile über seine eigenen Schriften, die Sie durchaus bald haben müssen. — Das wären denn alle Lenzische opera posthuma, von denen wenig Ausbeute zu erwarten steht, die Sie aber beinahe alle, erhalten müssen. Von seinen gedruckten Sachen besitze ich selbst nur wenige und auch nur solche, die Sie schon kennen; was ich von ihm las, borgte ich zusammen. Allein es sollte Ihnen, meine ich, sehr leicht werden, sie aus Bibliotheken und alten Buchhandlungen, wo sie ja nur Ladenhüter sind, zusammen zu tragen; wenigstens hoffe und wünsche ich das. Von den ungedruckten Sachen werde ich Ihnen, durch die nächste Gelegenheit, zusenden 1) Ueber Delicatesse des Empfindens, oder Reise des berühmten F. Gulliver. 2) Die Christen in Abyssinien und alle kleineren lyrischen Gedichte, deren kaum zehn sind. Nun aber bitte ich Sie mir zu sagen, welche der übrigen ungedruckten Schriften, Sie dann zunächst zu erhalten wünschen, damit ich wieder eine Gelegenheit nutzend, sie Ihnen zusende. — Sonderbar ist's, daß unter den lyr. Gedichten, sich eines befindet, von ihm „trauer- und schauer-volle Abschiedsode eines deutschen Dichters," überschrieben, welches seines innern Menschen Lebenslauf wahr und fast schaurig, darstellt. Ich kann mich nicht enthalten einige Zeiten desselben abzuschreiben, die wunderlich abstehen gegen die vielen Härten im Versbau des Ganzen. Nach einer launigen Erzählung seiner Begebenheiten und Irrsaale, geht er, unerwartet, zu den Worten über:

„Wem unter Jünglingen und Schönen,
Ich ohne meine Schuld mißfiel,
Der denk': „er spielt die letzten Scene
Von einem frühen Trauerspiel
Er blühte noch, als seine Blume
Von einem Blitz getroffen ward;
Sie senkte tief die blassen Wangen
Und Himmelstropfen haben sich
Seitdem den Blättern angehangen;
„Das denkt und dann — bedauert mich." —

Mich ergreift, so oft ich auch diese Verse gelesen, von denen, die kleine Probe hier steht, immer noch eine tiefe Wehmuth, wenn ich sie wieder lese und diese wird dadurch um vieles erhöht, daß Lenz, von ihnen zur freundlichen Weitererzählung fortschreitet und mit einem Scherze schließt. Ich würde diese Verse zum Motto einer Biographie wählen. In Welkers Anthologie befindet sich Lenzens schönstes lyrisches Gedicht, „Die Liebe auf dem Lande",

„Ein wohlgenährter Candidat u. s. w. Nun meine ich seine Kindheits- und Knabenzeit, mit einigen Strophen aus seinen „Gedanken über den Versöhnungstod Jesu" einzuleiten, seine höchste Blüthe, durch seine Liebe auf dem Lande, zu bezeichnen und sein Ende, durch das Gedicht, aus dem ich obige Verse gezogen, ausklingen zu lassen. Doch, verzeihen Sie mir Geschwätzigkeit, die über mich kommt, so oft des liebenswürdigen und doch so unglücklichen Dichters Erinnerung mir vor die Seele tritt. — Da die Biographie noch immer nicht beendet ist, so wird sie wohl die Herausgabe von Lenzens Schrift beschließen müßen, denn früher, hoffe ich nun nicht mehr fertig zu werden. Reichardt (der Capellmeister) hat in die Berliner Monatsschrift, einige gar freundliche, aber von F. Nicolai angeschnauzte, Worte rücken laßen, die eine Epistel von Lenz bei dem Tode von Goethes Schwester, und mehrere Briefe, zur Zeit seines Wahnsinns, an Sarazin in Basel enthalten. Ich besitze eine Silhouette von Lenz, die ihn wirklich so bezeichnet, wie jene Briefe. Auch sein Stammbuch hab ich; doch sind viele Blätter ausgerissen und nur Goethes, Schlossers und seiner Frau Inschriften erhalten. Die meisten Nachrichten von seinen Jugendjahren verdanke ich seinem geliebtesten Bruder, Christian, der in Koenigsberg, sich von ihm trennte, um ihn nie wiederzusehn. In Moskwa, wo ich genau nachgeforscht, lebte, sonderbar genug, kein Mensch, der Lenz einst gekannt und Karamsin, mit dem er vertraut gelebt, konnte mir bei seiner fast völligen Blindheit, nur einige Fragmente in russischer Sprache von Lenz, und nichts weiter mittheilen. Unter den Papieren seines ältesten, nun verstorbenen Bruders, fand ich viele Briefe, von des Unglücklichen Hand, aus St. Petersburg und Moskwa, die sein trauriges Schicksal in den letzten zwölf Jahren seines gequälten Lebens, bedeutend aufklären. Sein Nekrolog steht in der Allg. Lit. Zeit. von 1792, Mai. Nun, nun, ich ende schon! Erlauben Sie mir nur noch, am Schlusse dieses Blattes, Ihnen recht innig zu danken für den so gütigen und freundlichen Sinn Ihres Briefes; glauben Sie gewiß, daß es mich höchlich erfreuen wird, wenn es mir irgendwo möglich wird, Ihren Wünschen, für diese Unternehmung zu entsprechen und daß es mich gewiß erquicken würde in der dürren, durstigen Wüste meines Lebens, wenn es mir vergönnt wäre, Ihnen einmal zu begegnen; daß aber, dieser Hoffnung wohl für immer entsagend, ich

mit der wahresten Achtung Ihnen ergeben bin und bleibe. Hoffend, Sie wollen diesen Zeilen eine freundliche Antwort gewähren, schließe ich, mich Ihrem gütigen Andenken empfehlend und werde immer bleiben,

Ihr treu ergebenster
Dumpf.

IV.

Wohlgeborner Herr,
Hochgeehrtester Herr Professor;

Endlich findet sich eine günstige Gelegenheit, die Ihnen eine kleine Lieferung aus Lenzens Nachlaße, bringen kann. Herr von Oettingen, ein junger Mineraloge, der eben nach Göttingen reiset, verspricht mir die Beförderung dieses Päckleins. Sollte er, in der Folgezeit sich Ihnen in Dresden vorstellen, so hoffe ich: daß seine liebens-würdige Natur ihn empfehlen werde; wie er denn wirklich zu den Strebenden gezählt werden kann.

Sie erhalten hier Fragmente aus fast allen Lebensperioden des unglücklichen Dichters, die sich zu eignen scheinen, sein Steigen und Sinken anschaulich zu machen. Deswegen auch habe ich, fast jedes Blättchen, mit der Jahreszahl bezeichnet, in welcher es entstanden. Da nun diese nicht von dem Dichter selbst aufgezeichnet worden, suchte ich sie auszumitteln, indem ich die Handschrift desselben vergleichend mit andern Papieren, deren Entstehungszeit gewiß war, nach eben diesen Zeiten sonderte, wozu auch das verschiedene Papier merklich mithalf. Ferner halfen die verschiedenen Perioden seiner geistigen Richtung, sie, den Jahren nach, bezeichnen. Denn, unverkennbar sind, in Lenzens Productionen, folgende Uebergänge ausgesprochen. Die erste poetische Lebensregung gab sich durch Nachahmungen Klopstocks kund, von welchen Sie Proben in dem Manuscripte seiner Biographie, finden werden. Nach einigen Jahren stiller Vorbereitung, folgen nun die, meistens lyrischen Gedichte, aus dem Jahre 1773—1774, von denen Sie hier Proben finden. Von diesem Jahre an wird er Dramatiker, wofür seine gedruckten Schriften Beweis und Belege geben. Zugleich erhob er

sich, in dieser Zeit, zu seiner vollesten Blüthe als Lyriker, die vielleicht ihren Kulminationspunkt in dem Gedichte „Die Liebe auf dem Lande" erreichte. In Welkers Anthologie finden Sie diese schöne Reliquie. Eine dritte Periode möchte ich, von seiner genaueren Bekanntschaft mit Wieland, datiren. Auch diese, die im Jahre 1776 begann, giebt sich durch einige Papiere, unter den hier übersendeten, kund. Sie war wohl die letzte des Dichters, der nie seine individuelle Vollendung erreichte. Wieland meinet freilich, „er habe nur einen Flügel von einem Dichter und nicht die Hoffnung beide zu gewinnen" doch glaube ich, mit Jean Paul: daß die kritische Magnetnadel, auch des recensirenden Dichters, oft irrig declinire. Denn, Lenzens noch vorhandene Productionen möchten wohl ein anderes Urtheil motiviren. Von 1776—1778 war Lenz wiederholt in der Schweiz, schrieb wenig, genoß mehr und richtete sich auf an dem gesunden Verstande der Schweizer, was ihm später Früchte getragen, wenn nicht 1778, der Wahnsinn über ihn gekommen. Ein Gedicht, mit Bleistift geschrieben, ist fast allein nur Zeuge seines Lebens in der Schweiz; Sie finden es ebenfalls unter diesen Papieren. — Alles was er, nachdem er genesen, schrieb, trägt einen völlig veränderten Character; es ist als ob er aus seiner Lebensluft geschieden, mit beengter Brust, in fremder Luft zu athmen versuchte. Dafür zeugen die auch hier folgenden Papiere. Die späteste Entstehung hat wohl das Heft, „über Delicatesse der Empfindung", denn hier verliert er sich in ödes Etymologisiren. Eine Anzahl Briefe von ihm, die ich besitze, beweisen für diese traurige Verirrung in seinen letzten Lebensjahren, die, unter geistigem und körperlichem Druck, den Genius niederzogen und kaum noch dem Charakter gestatteten, das was im Elende allein übrig bleibt, seine Kraft, in fast stillem Trotze, kund zu geben. Besonders anziehend ist die Innigkeit, welche sich in den kleinen Blättchen ausspricht, die ich mit keiner Jahreszahl bezeichnete, die aber offenbar in die Zeit von 1774—1776 gehören und ihnen gesellt sich, wohl nicht unwürdig das Fragment „Shakspear's Monolog" und „Leopold Wagner im Wallfischbauche", so wie einige andere Bruchstücke, in dieser Sendung. — Ich weiß nicht mehr, ob, in meinem letzten Schreiben, unter Lenzens gedruckten Schriften, ein kleiner Roman, in Schillers Thalia, „der Waldbruder". aufgeführt worden. Nach des Dichters Tode, wurde dieser,

von einem mir bisher Unbekannten, dort mitgetheilt[1]). Aus Briefen Röders an Lenz, läßt sich nachweisen: daß dieser kleine Roman, die erotische Episode darstellt, deren Goethe erwähnt. Daß diese Darstellung des Dichters nicht unwürdig, spricht sie wohl selbst aus. Vielleicht finden Sie diese Trümmer Lenzens würdig, ein Bändchen zu bilden, das die Herausgabe seiner Schriften eröffnen könnte, denen dann Ihre Darstellung des Dichters und seine Biographie folgen würde. Doch darüber erwarte ich Ihre Meinung, der es ja überlaßen seyn muß, wie Sie das letzte Denkmal diesem Genius erbauen wollen. Nur darum bitte ich, daß, wenn Sie diese Papiere benutzten, Sie dieselben mir wieder gütig zurücksenden durch irgend eine sich bietende Gelegenheit. Ich weiß nicht warum mir der Gedanke so schmerzlich ist, mich, für immer von denselben trennen zu sollen. So lange ich sie auf meinem Schreibetische sehe, ist es mir, als sey mir Lenz nahe, den ich, im Leben, wohl nie gekannt, dessen Andenken mir aber so wehmüthig theuer geworden. — Wäre Lenz in Deutschland geblieben, hätte man ihn nicht hierher zurückgeführt, als er 1779 genesen, gewiß sein Geist hätte sich wieder aufgerichtet und wir hätten schönere Angedenken seines Dagewesenseyns. Unter diesem rauhen Himmel mußte eine physisch und psychisch so zarte Natur völlig zerstört werden. Und nun gar sein Leben in Moskau! Mußte er dort nicht untergehen unter — Russen? — Ich wünsche Sie nur einen Tag hier, Sie würden Lenz den Menschen, aus seinen Papieren und aus den Notizen, die mir von den wenigen Personen, die ihn einst gekannt, zugekommen, gewiß kennen und lieben lernen, wie Sie izt den Dichter ehren, und sein unglückliches Schicksal bedauern. Sehr niederschlagend ist es, daß Goethe und Klinger, die Genossen seiner Jugend, von seinem Herzen eine schlechte Meinung hegen. Und doch läßt es sich erweisen: daß das, was sie seinem Herzen zurechneten, nur seiner Krankheit beigemessen werden kann, die schon ihn umstrickt hatte, als jene kerngesunden Naturen ihn, nach sich selbst messend, keine Ahnung ihres Daseyns hegten. Wenige Menschen haben die Schuld ihres Geschicks so sehr mit dem Herzen bezahlen müssen als Lenz. In den beiden Sammlungen der Briefe

[1]) Jetzt von Max v. Waldberg mit einer lehrreichen Einleitung, Berlin 1882, herausgegeben.

Wielands an seine Freunde, erwähnen zwei Lenzens. Der eine an Baron Gehler[1]) in Wien, ist mild, der andere, an Lavater[2]), hart gegen Lenz. Aber unter Lenzens Papieren findet sich ein Zettel von Lavater an Lenz, der geschrieben wurde, als er Wielands Brief erhalten, in dem er Lenz warnt und eine so schöne Meinung von ihm ausspricht, daß man Wieland wohl beschuldigen kann, hämisch gegen Lenz verfahren zu haben, welches seine harten Aeußerungen über denselben, gegen einen der Brüder des Dichters, als dieser bereits unglücklich war, nur zu sehr bestätigen. Herder kannte und liebte den Unglücklichen recht eigentlich, wie er's verdiente. Uebrigens ist die Jahreszahl über jenen Briefen Wielands, irrig; denn sie sind 1777 und nicht 1776 geschrieben, denn erst 1776 lernte Lenz Wielanden, in Weimar, kennen und verlebte einige Sommermonate in Berka.

Sie erwarteten vielleicht eine größere Anzahl von Lenzens Papieren durch diese Gelegenheit. Allein wenn Sie erwägen, daß junge Reisende, wie Herr von Oettingen schnell und leicht zu reisen pflegen, mithin wenig Gepäck mit sich führen, so werden Sie es mir nicht verargen: daß ich unter jenen Papieren, nur die zur Sendung auswählte, die mir für Ihren Zweck, zunächst wichtig schienen. Ueberdieß wartete ich bisher vergeblich, daß Sie selbst wählten aus dem Verzeichniß der Papiere seines Nachlasses, das ich Ihnen mitgetheilt habe. Deswegen auch werde ich mit einer neuen Sendung so lange warten, bis Sie mir aufgegeben: welche der bekannten Papiere Sie zu haben wünschen und wie Sie mit dieser Sendung zufrieden sind. Es ist eine böse Sache, sich, zweihundert Meilen weit, über dergleichen Dinge verständigen zu sollen. Indeß bitte ich Sie auf meine Bereitwilligkeit zu zählen, wenn Sie mir nur sagen, was ich Ihnen senden soll. — Meine Arbeit an der Biographie rückt immer nur sehr langsam fort, weil mein Beruf viele Zeit fordert und selten die Stimmung gewährt, in der solche Productionen entstehen und fortrücken sollen. Aber dennoch werde ich mein begonnenes Unternehmen fortsetzen, unbe-

[1]) Schreibfehler für Gebler. Gemeint ist die Stelle in der „Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland", herausgegeben von Ludwig Wieland. Wien 1815. Bd. II, S. 55.

[2]) C. M. Wielands ausgewählte Briefe an verschiedene Freunde. Zürich 1810. Bd. III, S. 257.

kümmert um jedes Hinderniß und hoffe endlich doch mein vorgestecktes Ziel zu erreichen. Und nun will ich endlich schließen. Entschuldigen Sie die Breite dieses Briefes mit dem wohlthätigen Gefühle eines einsamen Menschen, wenn es ihm einmal gestattet wird zu sprechen über Gegenstände, die ihm theuer sind. Der Genius in Ihnen bedarf keiner bestimmten Person, um sich auszusprechen; das macht Sie eben weit glücklicher als wir Alltagsmenschen uns fühlen können. Möge Ihre Gesundheit Ihnen, auch in diesem schlimmen Sommer, so viele Lebensfreude gestattet haben, als ich herzlich wünsche und wenn ich bitten darf, bewahren Sie gütig einige Erinnerungen einem Mann, der, mit vollester Anerkennung und Hochachtung Ihres Werthes, jederzeit ist und bleiben wird

Ihr ergebenster
Dumpf.

* * *

Damit endet der Briefwechsel Dumpfs mit Tieck. Dieser hat in der Einleitung zu den gesammelten Werken von Lenz S. CXIII wol Dumpfs gedacht, aber dessen großes Verdienst um das Zustandekommen der Ausgabe durch die Zusendung der von ihm mühsam gesammelten Papiere nicht nach Gebühr hervorgehoben und betont.

Politische Korrespondenz.

Vor einigen Wochen schrieb ich Ihnen über die heutigen Zustände in Frankreich, die seitdem zwar einen neuen Präsidenten ans Tageslicht gebracht, aber im Uebrigen sich in nichts verändert haben. Lassen Sie mich heute einen Blick werfen auf die andere europäische Republik, die Schweiz.

Frankreich und die Schweiz, die beiden Republiken, die von strengen Monarchisten oft mit der gleichen Verachtung und gleichen Oberflächlichkeit abgethan werden, und die doch so ungeheure Gegensätze aufweisen, wie nur irgend zwei andere Staaten. Gegensätze, die trotz der scheinbaren Gleichheit der staatlichen Grundsätze doch in der Ungleichheit der praktischen Ausgestaltung dieser Grundsätze wesentlich begründet sind, und die verschärft werden durch die Verschiedenheit der geschichtlichen Entwickelung.

Die Schweiz ist bekanntlich langsam aus kleinen Stücken zu dem Bundesstaat zusammengewachsen, den wir heute sehen. Wie in allen unseren Großstaaten, so hat es auch hier langer Kämpfe bedurft, ehe aus dem Bunde der alten eidgenössischen Kantone die Schweiz wurde in dem Umfange wie sie seit 1815 besteht. Aeußere Kriege, besonders die mit Burgund im 15. Jhdt., und innere Ueberwältigung brachten ein Stück dieses Mosaikwerkes nach dem anderen zur Vereinigung mit dem Bunde der Urkantone, aber immer war der Zusammenhang nur sehr locker, die Selbständigkeit der herrschenden Kantone fast ungeschmälert, der Druck der Kantone auf die unterworfenen Gebiete schwer. Denn jeder Kanton führte gelegentlich seinen Krieg, und so war z. B. Bern ein mächtiger Herr geworden, der die unterworfenen Länder wie die Waadt und den Aargau recht übermüthig durch seine Vögte regierte. Die französische Revolution schuf dann die Helvetische Republik, die nach französischem Muster eine republikanische Verfassung mit einheitlicher Gewalt erhielt. Die selbständigen Kantone sanken zu Departements herab, die unterworfenen Vogteien, die die Franzosen ins Land gerufen hatten, erhielten gleiches Recht wie die ehemaligen Herren, Freiheit und Gleichheit waren ins Land gekommen, und mit ihnen die französische Tendenz zu Uniformität und Zentralisation. Aber Schweizer sind keine Franzosen, und so dauerte es nur fünf Jahre (1789 bis

1803) bis unter Napoleons Vermittelung der erste Stoß gegen die uniforme Verfassung geführt und den Kantonen ein Theil der alten Freiheiten zurückgegeben wurde. Aber noch war zu viel von der französischen todten Uniformität zurückgeblieben; immer heftiger wurden die Angriffe auf die uniformirte Verfassung, bis endlich unter dem Einfluß des Wiener Kongresses der Bundesvertrag von 1815 zu Stande kam, durch den äußerlich das heutige Gebiet des Bundes durch den Beitritt von Wallis, Neuenburg und Genf festgelegt und die alten und neuen Kantone einander gleichgestellt wurden. Zugleich wurde ein großer Theil der alten Souveränetät der Kantone wieder hergestellt, wie z. B. die Befugniß, die Rechtsgleichheit des Napoleonischen Kodex aufzuheben. Noch aber blieb der Bundesobrigkeit, die jährlich zwischen Bern, Zürich und Luzern wechselte, eine ansehnliche einheitliche Macht, die indessen nicht ausreichte um die in den folgenden Jahrzehnten hervortretende Reaktion in vielen Kantonen zu zügeln. Die Verfassungskämpfe führten im Jahre 1847 zum Sonderbund von 7 Kantonen, wozu die kirchlichen Streitigkeiten den Hauptanstoß gegeben hatten, und dann zu dem Sonderbundeskriege, der die abtrünnigen katholischen Kantone dem Bunde unterwarf. Bald darauf schritt man zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung, die 1848 angenommen ward. Eine starke Zentralgewalt im siebenköpfigen Bundesrath, eine aus zwei Kammern bestehende Bundesversammlung, ein Bundesgericht, einheitliche Post, Münze, Maaß, Gewicht, die Zölle in der Hand des Bundes, — das war der Ausdruck des neuen Bundesstaates; das Volk erhielt freiheitliche Rechte. Seitdem begann eine Zeit schnellen Aufschwungs und großer Arbeit auf allen Gebieten des Volkslebens unter Leitung hervorragender Männer in der Zentrale wie in den Kantonen. Je mannigfaltiger aber die Aufgaben wurden, die an den Bund herantraten, um so klarer ward das Bedürfniß nach engerem Zusammenschluß mancher staatlichen Formen, und am 29. Mai 1874 bekam die revidirte Verfassung Rechtskraft, welche heute Geltung hat, und an deren Verbesserung rastlos weiter gearbeitet wird.

Die Geschichte der Schweiz seit hundert Jahren ist ein fortdauerndes Ringen zwischen der Souveränetät der Kantone und der Souveränetät des Bundes. Das Bestehen der zwei unabhängigen Gewalten neben einander ist oft einer schnellen Befriedigung neu

auftauchender Bedürfnisse hinderlich, und hat doch wieder das Gute, ein Damm zu sein gegen dürren Bureaukratismus, Ueberstürzung und Vielregiererei. Den Hauptvortheil aber dieser getheilten Staatshoheit sieht der bekannte Neuenburger Staatsmann Numa Droz darin, „daß die Freiheit, der Geist der Initiative, die Erfahrung in öffentlichen Angelegenheiten, der Patriotismus sich besser entwickeln und alle lebendigen Kräfte der Nation besser zur Geltung kommen lassen." „Aber, sagt er weiter, es bedarf einer weisen Abwägung und Abgrenzung der beiden Souveränetäten nach den Bedürfnissen der Epoche, die man durchlebt, damit nicht scharfe Konflikte zwischen dem Zentrum und den Theilen hervortreten*). An solchen Konflikten fehlt es natürlich nie, aber ohne sie wäre die rapide Entwickelung andererseits nicht möglich, die die Schweiz auszeichnet. Zwei große Parteien stehen einander gegenüber: die zentralistische der deutschen Kantone und die föderalistische, die kantonale Selbständigkeit vertheidigende der Sonderbundskantone, welche durch das Band des Katholizismus unter einander zusammengehalten werden. Die welschen oder romanischen Kantone**) sind konfessionell getheilt, und dem entsprechend die Waadt und Genf auch zentralistisch. Die Kantonalgewalt bildet ein wohlthätiges Gegengewicht nach beiden Seiten hin: hier gegen das Uebergreifen der zentralen Bundesgewalt, dort gegen die rohe demokratische Volksmacht. In den Kantonen hat das föderalistische Element seinen Halt; die zentralisirende Partei der deutschen Kantone neigt zur direkten Betheiligung des Volks an der Regierung. Bemerkenswerth hierbei ist, daß die Urkantone auf Seiten der katholischen welschen Kantonalpartei stehen, obwohl sie in ihrer Landsgemeinde-Verfassung rein demokratisch organisirt sind; denn dort übt die Landesgemeinde in ihren unter freiem Himmel abgehaltenen Tagsatzungen die staatliche Gewalt aus.

Die Staatsgewalt ist nun zwischen Bund und Kantonen so

*) N. Droz, Instruction civique.

**) Die französisch redenden Schweizer von Freiburg, Waadtland Genf, Neuenburg nennen sich lieber romanische als französische Kantone, „la Suisse romande", im Unterschied zu der „nation romanche" in Graubündten, diesen Gemeinden mit besonderer lateinischer Mundart; dort lebt noch ein lateinischer Stamm, „la nation ladine" der „romanche" nahe verwandt. Den deutschen Schweizern sind das die „Welschen".

getheilt, daß vor Allem der Grundsatz festgehalten wird: die Bundeshoheit hat sich auf die Gebiete des Volks- und Staatslebens zu beschränken, die ausdrücklich und verfassungsmäßig ihr unterstellt sind; alles Uebrige gehört zum Bereich der Kantonalregierung oder der Kommune. Der Bund leitet demgemäß die äußeren Angelegenheiten, schließt Staatsverträge, hat über Krieg und Frieden — soweit das bei der anerkannten Neutralisation der Schweiz in Betracht kommt, zu beschließen, regelt die diplomatische Vertretung, hat die Kriegshoheit über das Heer; der Bund übt das Expropriationsrecht für allgemeine Staatszwecke, trifft Verfügungen zum Schutz der Wälder, zur Regelung der Wasserläufe, zum Bau und zur Nutzung von Eisenbahnen, für Jagd und Fischerei. Aber in diesen letzteren Dingen ist der Bund beschränkt auf das Recht der Anordnung und Aufsicht, die Ausführung liegt in der Hand der Kantone. Der Buud hat die Oberaufsicht über die Volksschule, dessen direkte Verwaltung dem Kanton zusteht. Der Bund verwaltet die Zölle, welche in die Bundeskasse als Haupteinnahmeposten des Bundes fließen. Der Bund wacht über der Freiheit von Handel und Industrie, über dem gewerblichen Leben, der Arbeit in den Frabriken; er verwaltet Post, Telegraphen, Münze; Maaß und Gewicht stehen unter Aufsicht des Bundes, er hat das Regal für Pulver und seit 1887 für Alkohol; der Bund garantirt die persönlichen und kollektiven Rechte der Bürger gegenüber Angriffen der kantonalen Gewalt. Wie man sieht, berührt die Bundeshoheit die meisten Gebiete des Volkslebens; aber nur auf sehr wenigen, ja im Grunde nur auf dem der äußeren politischen Beziehungen ist er vollkommen selbständiges Organ: überall sonst wird er mehr oder weniger von dem Recht der Kantone eingeschränkt, die die Ausführung seiner prinzipiellen Anordnungen in Händen haben. Der Bund ist thatsächlich in den meisten dieser Zweige des Volkslebens nicht mehr als eine Berufungsinstanz; er würde z. B. erst dann sich geltend machen, wenn ihm zu Ohren käme, daß eine Gemeinde in der Volksschule ein Schulgeld erhebe oder daß Jemand für eigene Rechnung Branntwein brenne; er würde dann durch den Kanton einschreiten lassen. Die Kantone besitzen volle Staatshoheit auf folgenden Gebieten: der persönliche Zivilstand, das Prozeßverfahren, das Immobiliarrecht, das Strafrecht, die zivile und kriminelle Justiz, die Behördenverfassung, die Polizei, die

Verfassung in Stadt und Kommune, die öffentlichen Arbeiten, die Schulen, das Kreditwesen, das Armenwesen. Der Kanton hat die Verwaltung der niederen militärischen Angelegenheiten, ja er ernennt sogar die Offiziere der Armee bis zum Major. Bund und Kantone sichern gemeinsam die Freiheit und den Frieden der Konfessionen.

Die Verfassung von 1874 hat mancherlei Aenderungen erfahren, aber die Gewalten, auf denen sie ruht, gleichsam das Knochengerüste dieses Körpers, sind wesentlich dieselben geblieben. „In den meisten der verbündeten Staaten, sagt Gavard*), besonders der deutschen Schweiz, bildet die Kommune wohl den Mittelpunkt des individuellen und sozialen Lebens. Sie hat ihre Gesetze, ihr Budget, ihre Besitzungen, ihre Versammlungen, die ihr eigenthümlich sind; sie regelt die Interessen der Schule und der Kirche, die Bedingungen des Beistandes für die Unglücklichen, der Vormundschaft für die Waisen; sie wacht über den Forderungen der Hygieine und der Gesundheitsverhältnisse. Sie bildet in der helvetischen Republik eine kleine Republik, deren frei gewählte Beamte der Gemeinde unterworfen sind und von ihr kontrolirt werden; die Versammlung aller Wähler als Generalrath übt sogar ein Recht der Initiative oder des Veto aus."

Ueber der Kommune steht der Kanton, dessen Verfassung nicht überall gleich ist. Von der Landsgemeinde der Urkantone mit ihrer rein demokratischen Selbstverwaltung war bereits die Rede. In den meisten Kantonen steht der Große Rath, von den Wählern direkt gewählt, an der Spitze als gesetzgebende Autorität. Er ernennt als exekutives Organ den Staats- oder Kantonalrath, dem die sehr vielseitige Verwaltung obliegt, da, wie wir sahen, nur sehr wenige staatliche Funktionen dem Bunde allein vorbehalten sind. So besteht der Staatsrath von Waadt z. B. aus folgenden Departements: 1) Justiz und Polizei; 2) Unterricht und Kultus; 3) Inneres; 4) Landwirthschaft und Handel; 5) Heer; 6) Oeffentliche Arbeiten; 7) Finanzen. Hier in diesen Departements pulsirt das Herzblut der Schweiz, und die Rechte des Kantons werden eifersüchtig gewahrt aber auch eifersüchtig angewandt im Wettlauf des Volkswohls mit andern Kantonen.

*) Gavard, histoire de la Suisse au XIX. siècle.

Ueber den Kantonen steht der **Bund** mit seinen drei Institutionen:

1) Die Bundesversammlung als gesetzgebende Gewalt ist in zwei Organe getheilt: der Nationalrath, vom Volk mit einem Deputirten auf 20,000 Einwohner gewählt, und der Ständerath, von jedem der 22 Kantone durch zwei Räthe beschickt;

2) der Bundesrath als Exekutive, aus 7 Gliedern bestehend, davon eines der Bundespräsident ist;

3) das zu Freiburg sitzende oberste Bundesgericht.

Die Präsidenten dieser drei Körperschaften werden jährlich neu gewählt.

Seit 1874 ist die Gesetzgebung nicht mehr von der Bundesversammlung allein abhängig: auf Verlangen von 30,000 Bürgern oder von 8 Kantonen muß jeder dem Bunde vorliegende Gesetzentwurf dem Volk, also allen Bürgern über 20 Jahr, zur Entscheidung vorgelegt werden. Auf Grund dieses Rechts des **fakultativen Referendum** wurde vor einigen Monaten die Verstaatlichung der Eisenbahnen durch den Bund durchgeführt. Das fakultative Referendum war ursprünglich eine in Wallis und Graubündten heimische kantonale Institution, von wo es auf alle andern Kantone mit Ausnahme des katholisch-reaktionären Freiburg und endlich auf den Bund überging. In den Urkantonen und einigen andern Kantonen gilt das **obligatorische** Referendum, eine sehr bedenkliche Institution, weil gute und sorgfältig ausgearbeitete Gesetzentwürfe von dem versammelten Volke einfach oft gar nicht verstanden und blindlings verworfen werden. Das Referendum hat übrigens eine zentralistische Wirkung auf die ganze Schweiz bereits geübt, die wieder vorzugsweise von den deutschen demokratischen Kantonen gefördert wird. Höchst interessant ist der Fortschritt des **proportionalen Wahlrechts**, welches den Minoritäten der Wähler eine proportionale Vertretung in den kommunalen und kantonalen Räthen giebt. Dieses der rohen Majoritätsgewalt entgegentretende System wurde zuerst in Tessin infolge der dort durch eine ungerechte Majorisirung entstandenen Unruhen um 1890 eingeführt, ist seitdem für einige Gemeinden Freiburgs angenommen und wird voraussichtlich in nächster Zeit auch in Genf und in Bern Eingang finden. Durch Bundesbeschluß vom 5. Juli 1891 wurde bestimmt, daß eine theilweise Revision der Verfassung

Bundes durch souveränes Dekret des Volkes erfolgen könne, wenn der Antrag von 50,000 wahlberechtigten schweizer Bürgern gestellt werde. Das ist das sogen. Recht der Initiative, welches wiederum eine zentralistische Tendenz hat.

Die Tendenz zur Zentralisation gewisser Institutionen macht sich natürlich immer mehr geltend je lebhafter der Verkehr innerhalb der Schweiz und mit dem Auslande wird. Was diesem wachsenden Verkehr dient, muß in die Hände des Bundes kommen. So wurde im Dezember 1898 durch Volksabstimmung im Referendum beschlossen, daß das gesammte bürgerliche und kriminale Recht vereinheitlicht werden solle. Bisher waren nur das Obligationsrecht, das Beitreibungs- und Konkursverfahren einheitlich. Nun wird an einem schweizerischen Rechtskodex gearbeitet; nur der Prozeß soll kantonal-partikular bleiben. Eine andere zentralistische Forderung: einheitliches Bankwesen, wurde abgelehnt; aber ohne Zweifel wird wenigstens das Regal der Notenemission in naher Zeit durchgesetzt werden. Ebenso wird die Heeresverwaltung weiter zentralisirt, die Truppenverpflegung, Kasernirung, die noch kantonal waren, dem Bunde übertragen werden. Aber der Schwerpunkt des Volkslebens, die Administration, liegt dennoch in Kanton und Gemeinde und wird dort auch künftig bleiben. Denn der Schweizer hat aus langer Erfahrung die unschätzbare Wohlthat freier Selbstverwaltung in dezentralisirten Verbänden kennen gelernt um jemals dem föderativen System zu entsagen.

Die Millionen Fremder, welche die Schweiz alljährlich überfluthen, werfen nur selten einen Blick in das staatliche und volkliche Leben des Landes; sie sehen Gastwirthe und Kellner, Senner und Schaffner, und rümpfen oft die Nase über die etwas derbe, eckige, scheinbar sogar wenig zivilisirte, geldgierige Art des Schweizers. Wer sich die Mühe giebt, tiefer hineinzuschauen, wird staunen über die Tüchtigkeit dieses Volkes und über das was es geschaffen hat. Man staunt vor Allem über die Fülle von individuellen Kräften, die allen öffentlichen Bedürfnissen zu Gebote steht. Es giebt, wie mir scheint, in keinem Lande eine solche Menge von Leuten, die in ihrem Beruf tüchtig sind und so wenig verfehlte Existenzen. Man begegnet vielleicht seltner als anderswo glänzendem Geist, Genie, noch weniger jener geistigen Eleganz, die den Franzosen wenigstens in der Zeit des Königthums auszeichnete;

aber um so mehr positivem Verstand, praktischer Vernünftigkeit, gesundem Sinn. Das sind die Eigenschaften, die dem bürgerlichen Leben am besten dienen, und die vielleicht nur in der freien Bewegung dieses Staatslebens so reichlich gedeihen können. Hier ist Alles auf das Wirkliche gerichtet, nirgend giebt man so wenig auf leeren Schein. Protzigen Luxus findet man nirgend. Man tritt in das Zimmer eines Advokaten, und findet einen Mann in gestrickter wollener Jacke an seinem Pulte, umgeben von einfachem Hausgeräth; aber der Mann kennt sein Geschäft vortrefflich und hat einen begründeten Ruf. Man kommt zu dem Präsidenten des Kantons und findet einen Mann von hoher und allgemeiner Bildung, der sich in seinen Lebensformen nicht von dem wohlhabenden Bürger der höheren Stände unterscheidet. Man besucht eine Versammlung von Sozialdemokraten oder Mitgliedern des großen Arbeiterbundes und bemerkt, daß es sich da wenig um Lösung großer politischer Prinzipienfragen, um so mehr um Lösung einfacher und praktischer Fragen des täglichen Lebens, um gegenseitige Unterstützung im Erwerb und in der Vertretung erwerblicher Interessen in Gemeinde, Kanton oder Bund handelt. Man tritt in den Kreis der Bauern von Uri, die sich zur Tagsatzung um ihren Landammann unter einigen alten Bäumen versammelt haben, und hört, wie diese Leute, mit ihren alterthümlichen großen Filzhüten auf den Köpfen, verständig über Schule und Kirche, Steuern und Polizei, Verfassung und Justiz berathen um dann nach Erledigung einer Vorlage durch Emporrecken ihrer alten Schwerter abzustimmen.

Der Unterschied zwischen der privaten und der politischen Erziehung dieses Volkes zu der Erziehung in Frankreich findet einen guten Ausdruck in folgenden Sätzen, die ich in einem Schweizer Blatte dieser Tage fand, und die sich auf ein eben in Paris erschienenes sehr lesenswerthes Buch beziehen*); es heißt da über die Zustände Frankreichs: „Ein Land, in dem die öffentlichen Funktionen nicht den Würdigsten gehören, den Besten, denjenigen, welche am fähigsten sind sie auszuüben, sondern wo sie der zügellosen Konkurrenz der Politiker, die davon ein lukratives Gewerbe machen, ausgeliefert sind; wo der Deputirte sich weniger als der Vetreter des ganzen Landes ansieht, denn als der Mandatar und

*) Vers la ruine, par Léon Poinsard, Libr. Charles.

das Faktotum des Kantons, aus dem er kommt und der Wähler, die ihn ernannt haben, ist auf dem Wege, welcher zum politischen Ruin führt. Ein Land, wo die offizielle Funktion der Schule weniger darin besteht, unterrichtete, mit praktischen Kenntnissen ausgerüstete, für den Kampf des Lebens vorbereitete Männer zu machen, als vielmehr Graduirte, Baccalaureusse und Doktore, deren schöne Pergamente ihnen ihr ganzes Leben lang zu nichts Anderem dienen werden, als vom Staat Aemter zu erlangen, ist auf einem Wege, der nicht derjenige des Fortschritts, sondern derjenige des Niederganges ist." Das ist Frankreich, das seit Jahrhunderten uniformirte Frankreich, und das ist was diese Republik sehr einschneidend trennt von der Schweiz mit ihrer unendlichen Verschiedenheit in Verfassung, Verwaltung, Recht, Sprache, und mit ihrer selbständigen Kraft der Personen und Provinzen, die vom Staat, von der Bundesregierug wenig zu erwarten haben und wenig fordern außer Freiheit der eigenen Arbeit.

Vortreffliche Volksschulen überall, in schönen, von der Gemeinde errichteten und erhaltenen Gebäuden; der Kanton bestreitet die Kosten der Schulverwaltung und des Unterrichts. Die mittleren und höheren Lehranstalten, wie Gymnasien und Universitäten unterhält der Kanton, die Gebäude baut er. Große Summen werden für den Unterricht durch freiwillige Spenden der Reichen aufgebracht; z. B. in Basel, wo die Universität zum großen Theil von Privatspenden erhalten wird, wo weltberühmte Institute wie das Bernoullianum, die Bibliothek u. A. aus gleicher Quelle errichtet wurden, wo von einer Stadt mit 75,000 Einwohnern $1^1/_2$ Millionen Fr. jährlich für Zwecke des Unterrichts aus der öffentlichen Kasse gegeben werden.

Der Unterricht ist unentgeltlich in der Volksschule der ganzen Schweiz. In vielen Kantonen ist der unentgeltliche Unterricht auch in den Mittelschulen, wenigstens bis zur Tertia eingeführt; in Basel giebt der Staat sogar die Bücher, Papier, Tinte u. s. w. her. Der Unterricht ist sehr gut, sehr gewissenhaft, mit großer Sorgfalt verwaltet, Gemeinden wie Kantone wetteifern unter einander, das Beste zu leisten. Und derselbe Wetteifer auf andern Gebieten: wird hier eine neue Kirche, ein Museum, eine schöne Brücke gebaut, so findet sich in Solothurn oder Glarus leicht der Eifer, Aehnliches auf öffentliche oder private Kosten zu leisten;

ist in Aargau das Armenwesen oder die Polizei, oder das Steuerwesen aufgebessert, so wird Appenzell eifersüchtig. Unter den 22 Staaten zittert stets ein wohlthätiger Wettbewerb, und mit Verachtung spricht der Berner oder der Baseler von dem zurückgebliebenen Unterwallis oder dem ultramontanen Freiburg. Freilich ist die Besteuerung in vielen, besonders den reichen Staaten nicht eben rücksichtsvoll gegenüber den Reichen. Basel nimmt ihnen von ihrem Einkommen an Vermögensteuer über 1 Million Fr. jährlich ab; ähnlich steuert der Millionär in Genf. Aber trotzdem opfern die reichen Leute freiwillig große Jahresbeiträge zu öffentlichem Nutzen. Jede Gemeinde besteuert sich selbst, jeder Kanton desgleichen; die Steuern, kommunale und kantonale, sind meist in drei Klassen getheilt, nach Einkommen vom Gewerbe und Zinsen vom Vermögen; letztere Steuer ist in manchen Staaten sehr hoch, sie beträgt z. B. in Bern 9 pro mille; sie ist in vielen Gemeinden und Kantonen progressiv, in den obersten Stufen, an manchen Orten sehr hoch, wie z. B. in Genf und in Basel. Nur die Zölle sind den Kantonen entzogen; sie bilden jetzt die Quelle des Einkommens des Bundes, und zwar fast die einzige; was jedoch die Kantone nicht hindert, eben wieder die Forderung zu schüren, daß der Bund ihnen einen Theil der Zälle herauszahlen solle. Dagegen sträubt sich der Bund, und wohl mit Recht. Das Bahnnetz wird immer dichter, die Straßen sind vortrefflich. Telephone und Telegraphen überall, elektrische Beleuchtung bis in kleine Dörfer verbreitet. Für solche Anlagen tritt der Kanton mit großen Beiträgen sehr bereitwillig ein, sobald das Verlangen von dieser oder jener Gemeinde gestellt wird. Z. B. wird im Kanton Bern eine Lokalbahn nach der andern gefordert, wozu die Kantonalregierung meist 60% des Anlagekapitals hergiebt, oft mit sehr geringer Aussicht auf Verzinsung. Die geringen Staatsschulden des Bundes werden durch das Bundesvermögen mehr als gedeckt. Das Heer besteht aus über 200,000 Mann feldbienstmäßig ausgerüsteter Truppen und wird trotz einiger Mängel, die man der Organisation vorwirft, sicher nöthigen Falls sich als sehr tüchtig erweisen, obgleich die Mannschaft aus Milizen besteht, die nur für 6, und später 3 Wochen jährlich zu Uebungen einberufen werden. Der Handel und die Industrie entwickeln sich gut. Das letzte Jahr (1898) ist für die meisten Staaten Europas ein wirthschaftlich

nicht günstiges gewesen; die Schweiz macht davon eine Ausnahme, denn ihre Ausfuhr ist von 693 Mill. Fr. in 1897 auf 723 Millionen gestiegen. Sie ist nebst Deutschland der einzige europäische Ausfuhrstaat, der mit dem letzten Jahre zufrieden ist. Es wäre ein gewagter Schluß, diese Blüthe der Arbeit auf die ähnliche Staatsverfassung beider Länder zurückführen zu wollen; aber es darf doch bemerkt werden, daß Deutschland und die Schweiz diejenigen europäischen Länder sind, in denen eine lebensvolle Dezentralisation mit einer festen Saatseinheit am glücklichsten verbunden ist. Bis auf einige dürre Hochlande ist ein behaglicher Wohlstand allgemein sichtbar, und eben so allgemein die Zufriedenheit des Volkes. Jeder ist stolz auf seine Gemeinde, seinen Kanton, auf sein schweizer Vaterland, und trotz verschiedener Sprache und Abstammung sind, Deutsche, Franzosen, Italiener, Romanen ein fest zusammenhängendes Volk. In Summa, ich kenne kein Volk, in welchem das glückliche Wohlergehen des Einzelnen so allgemein und so in allen Schichten verbreitet, und keinen Staat, in dem die öffentliche Macht so harmonisch mit Selbständigkeit und Freiheit des Einzelnen verbunden wäre.

E. von der Brüggen.

Baltische historische Litteratur.

Dr. Alexander Bergengrün: Herzog Christoph von Mecklenburg, letzter Koadjutor des Erzbisthums Riga. Ein Beitrag zur livländischen und mecklenburgischen Geschichte. Reval 1898. Verlag von Franz Kluge (Bibl. Livl. Gesch. herausgegeben von Dr. Ernst Seraphim. Zweiter Band).

—b—. Die Berufung des Herzogs Christoph von Mecklenburg zum Koadjutor des Erzstifts Riga, gegen einen Beschluß des Landes erfolgt, der den Einmischungen ausländischer Fürstenhäuser in die einheimischen Angelegenheiten einen Damm vorschieben sollte, hat den Anstoß zu Verwicklungen gegeben, die in beschleunigter Folge einander überstürzend den Zusammenbruch der Staatengebilde Alt-Livlands herbeiführten. Eine vertiefte Behandlung dieser ganzen wichtigen Periode livländischer Geschichte auf Grund der gleichzeitigen diplomatischen Quellen, der Urkunden und Briefe, unter Heranziehung der chronikalischen Aufzeichnungen, ist bisher nicht erfolgt. Soviel auch seit bald vierzig Jahren (vorhergehende Versuche abgerechnet) aus einheimischen und ausländischen Archiven ans Licht gebracht ist seit Schirrens epochemachender Erforschung des schwedischen Reichsarchivs, noch genügt das zugängliche Material nicht zu einer umfassenden Darstellung. Es gilt, die Archive noch gründlicher auszuschöpfen, bisher bei Seite gelassene heranzuziehen, auch die Vorgeschichte mehr, als bisher geschehen, zu berücksichtigen. Das Gewonnene ist dann einer den Stoff nach mannichfachen Richtungen durchackernden Behandlung in Einzelarbeiten zu unterwerfen, ehe an eine fruchtbringende, wissenschaftlich genügende und damit auch anderen Anforderungen entsprechende Darstellung gedacht

werden kann. Eine solche Monographie, die uns einen großen Schritt vorwärts bringt, liegt in dem Buche A. Bergengrüns vor. Da das Auftreten Christophs den Stein ins Rollen brachte, seine Person unlöslich mit den darauf folgenden Ereignissen verbunden ist, liegt die Nöthigung vor, auch die Vorgänge der Zeit in ihren Hauptphasen zu behandeln. K. Lohmeyer hat an der Hand von königsberger Archivalien gezeigt, wie Herzog Christophs Hineinzwängen in die livländischen Angelegenheiten nur eine vorläufige, einleitende Episode bildet bei der Ausführung des Planes seines Bruders, des Herzogs Johann Albrecht, sich zum Herrn der an der Ostsee liegenden Länder (Mecklenburg, Preußen, Livland) zu machen. F. W. Schirrmacher hat dann in seiner Biographie des Herzogs Johann Albrecht einige Kapitel diesen ebenso hartnäckig fortgesetzten wie erfolglos bleibenden Versuchen gewidmet. Aus Schirrmachers Werk erfuhren auch weitere Kreise*), wie reich das schweriner Archiv noch an Aktenstücken für diesen Zeitraum sei und daß dort noch vieles auf Livland Bezügliche zu finden sein mußte, was er seinen Zwecken entsprechend nur andeutend oder beiläufig hatte heranziehen können. Zur Ausbeutung für die livländische Geschichte hat sich auf Grund dieser Hinweise bisher aber niemand entschlossen. Es kann daher als eine glückliche Fügung bezeichnet werden, daß es Bergengrün vergönnt war, in aller Muße sich an die Durchforschung dieser Partieen des schweriner Archivs machen zu können. Er bietet uns nun nicht Materialien, giebt im Anhange nur eine dem vorhandenen Reichthum gegenüber verschwindende Auswahl von Stücken im Wortlaut, sondern fordert (S. VI der Vorrede) die livländischen Forscher auf, diesem Archive ihre Beachtung zuzuwenden; ein Ruf, der hoffentlich nicht unbeachtet verhallt. Ihm fügte sich dank seiner schon wiederholt bewährten Gestaltungsgabe der spröde Stoff zu einer abgeklärten Darstellung, die die Mühen des angewandten Fleißes, des Zusammentragens der Bausteine dem Leser entrückt. Spuren und Zeuge der gründlichen Arbeit sind nun nicht etwa blos die zahlreichen Anmerkungen, die die Erzählung begleiten, jede Seite giebt Zeugniß

*) Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Lisch im 22. Bande der Jahrb. f. mecklenb. Gesch. eine Reihe von Aktenstücken bereits publizirt hatte, die die Wichtigkeit des schweriner Archivs auch für Livland erkennen ließen.

von der abwägenden besonnenen Ausnutzung und Verarbeitung des, alles in allem genommen, recht zerstreuten Quellenmaterials. Der Lebenslauf des Herzogs Christoph bildet den Faden, an dem sich die Thatsachen aufreihen ließen. Die Vorgeschichte, eine trotz redlichen Bemühens des die Erziehung leitenden älteren Bruders durch Gegenwirkungen der Mutter, einer der unglücklichsten und bedauernswerthesten fürstlichen Frauen der Zeit, verkümmerte Kindheit und Jugend, giebt den Schlüssel zu der Beurtheilung der Charakterentwicklung Christoph des Mannes. Das Hauptgewicht ist auf seine livländische Episode gelegt. „Mit der Rückkehr Christophs nach Mecklenburg im Jahre 1569 erlischt im Grunde das allgemeinere geschichtliche Interesse an seiner Person" (S. 258). Wir verfolgen selbstverständlich die uns gebotene Darstellung mit gleichem Interesse an der Arbeit bis zu Ende; mehr Ansprechendes mag das Schlußkapitel dem mecklenburgischen Leser bieten, der ihr mehr Anknüpfungspunkte aus seiner Heimathsgeschichte, aus den Vorgängen innerhalb seines Herzoghauses entgegenbringt, dem dafür in dem Vorhergehenden Gelegenheit geboten wird, über die Geschicke Livlands in jener bewegten Zeit seine Kenntniß zu vertiefen. Denn das muß hervorgehoben werden: Bergengrün hat es durchaus verstanden, die Ergebnisse seiner Forschung in einer Form darzubieten, die den Leser fesselt, dabei einfach und klar ist, unter Vermeidung jeder rhetorischer Anwandlung. Der ernste Geschichtsforscher darf weder bewundern noch verachten; ihm soll der Gegenstand nicht Aeußerungen der Zu- oder Abneigung entlocken, er hat ihm blos seine Betrachtung zuzuwenden. Ein andersartiger kann der Eindruck auf den Leser sein; ohne nun hier in den Chor derjenigen einzustimmen, die den Herzog Christoph kurzweg als „langweilige" Person bei Seite schieben möchten, können wir nicht verhehlen, daß der Held als solcher unsere Theilnahme durch die Plumpheit seiner Winkelzüge, die Planlosigkeit seiner Unternehmungen verscherzt, selbst das Mitleid an seinem selbstverschuldeten herben Schicksale sich nur mäßig und wie widerwillig regt. Dieses fortgesetzte Lügengewebe, die Vorstellung, alte gewiegte Praktiker bethören zu können, läßt die Nichtigkeit der Persönlichkeit grell hervortreten.

Einzelheiten zu beanstanden oder hervorzuheben ist hier nicht der Ort. S. 8 hat der Brief von Ende Dezember 1551 nicht

das falsche Jahr 1552, sondern er ist nach dem Weihnachtsjahr datirt, das neben dem Januar als Anfang des Jahres bis gegen Schluß des 16. Jahrh. im Gebrauch blieb. S. 40 ist ein Verhältniß berührt, dem die livländische Geschichtsforschung bisher noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt hat: die Schutzherrschaft fremder Potentaten über die Bisthümer des Landes. Welche Wichtigkeit dieses Konservatorenthum unter Umständen haben konnte, wenn es zur praktischen Geltung gelangte, geht aus den a. a. O. berührten Vorgängen hervor. Vielleicht theilt B. gelegentlich an anderer Stelle Genaueres mit über die Ergebnisse der Nachforschung im wilnaer Archiv. Im liv-, est- und kurländischen Urkundenbuch ist eine Reihe von Aktenstücken gedruckt*), die die Schutzherrschaft des Königs von Polen über das Erzstift Riga schon für's Jahr 1366 belegt, die des Großfürsten Witold von Litauen über das Stift Dorpat andeutet, endlich die im Jahre 1449 vom Papste schon anerkannte Schirmherrschaft des Königs Kasimir IV. von Polen über die Stifte Riga und Dorpat fixirt. Die ganze Frage im Zusammenhang ist aber noch niemals Gegenstand einer Untersuchung gewesen.

Dem Verfasser, dem der wärmste Dank für diese Gabe gebührt, nicht nur von Seiten der Fachwissenschaft, sondern auch von einer recht stattlichen Leserzahl, wie wir hoffen, wünschen wir seine freudige Arbeitskraft noch weiterhin auf dem Gebiete livländischer Geschichtsforschung bethätigen zu sehen und die Resultate der alten Heimath als Angebinde darzubringen.

*) Bd. 2 n. 1030; 4 n. 1368; 5 n. 2063, 2119, 2127; 7 n. 245 und 460; 10 n. 574. Damit sind nur die wichtigsten Nummern zitirt.

Erläuterndes Memoire zum Steuerreformprojekt des livländischen Landtages v. J. 1898*).

Im Jahre 1687 hat die Schwedische Regierung das Bauerland aller Domänengüter und Privatgüter, behufs Regelung der Ableistung der Frohndienste und Vertheilung der öffentlichen Abgaben, nach dem System der Hakentaxation, in Haken Thaler und Groschen gleichmäßig einschätzen lassen.

Nachdem Livland mit dem Russischen Reich vereinigt worden war und dem livländischen Adel die demselben von der schwedischen Regierung durch die sogenannte Güterreduktion genommenen Güter wieder restituirt worden waren, wurden in den Jahren 1758, 1764 und 1800 seitens der Staatsregierung für die Domänengüter und durch bezügliche Aufträge an die Ritterschaft für die Privatgüter Verbesserungen der Hakeneinschätzung in Angriff genommen. Diese Arbeiten führten in der Folge zum Erlaß und zur Publikation der in der Bauerverordnung vom Jahre 1804 (BGS 21,162) und den Ergänzungsbestimmungen zu derselben vom Jahre 1809 (BGS 23,505) enthaltenen gesetzlichen Bestimmungen über die Taxation aller Domänen- und Privatgüger behufs Ableistung der Frohne und der auf dem Lande ruhenden Abgaben. Diese Gesetze setzten zunächst 4 Revisionskommissionen ein mit dem Auftrage, alle Domänen- und Privatgüter einer gleichmäßigen Einschätzung zu unterziehen. Die Grundprinzipien und Zwecke dieser Einschätzungen lassen sich in nachstehende 7 Punkten zusammenfassen.

1) Alle Güter ohne Ausnahme „irgend Jemandes dem sie zugehören, der Krone, den Privatleuten, den Gemeinheiten oder der Geistlichkeit" sind der Einschätzung zu unterziehen. (Instruktion vom 20. Februar 1804, § 15, BGS 21,162. Ergänzungsbestimmungen vom J. 1809, § 67, BGS 23,505).

2) Nur das Bauerland der Güter soll eingeschätzt werden, das Hofsland soll schatzfrei bleiben. (Instruktion vom J. 1804, § 22, BB vom J. 1804, §§ 48 und 54. Ergänzungsbestimmungen vom J. 1809, § 9).

---

*) Die in vorliegendem Artikel gebrauchten Abkürzungen bedeuten: BB = Bauerverordnung, GRP = Gouvernementsregierungspatent, BGS = Vollständige Sammlung der Gesetze.

3) Der Schätzung sind zu unterziehen: Gärten, Aecker, Buschland und Wiesen. (Instruktion vom J. 1804, § 22, Tabelle B BB vom J. 1804, § 57. Ergänzungsbestimmungen vom J. 1809, §§ 13 und 67).

4) Die sub 3 erwähnten Landkategorien sind der Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Landes gemäß in je 4 Grade eintheilen und nach Lofstellen geometrisch zu vermessen, wobei Gärten und Aecker der gleichen Graduirung zu unterziehen sind. (Instruktion vom Jahre 1804, § 22, BB vom J. 1804 §§ 57 und 58. Ergänzungsbestimmungen vom J. 1809, §§ 13 und 67).

5) Die 4 Bodengrade der einzuschätzenden Landkategorien sind in Haken, Thalern und Groschen zu veranschlagen, wobei der Haken in 80 Thaler und der Thaler in 90 Groschen zerfällt. (ibidem).

6) Die ermittelten Grade der Bodenkategorien sollen pro Lofstelle folgende Schätzungswerthe haben:

eine Lofstell. Acker od. Garten	1.	Grades	$= 64^2/_7$	Groschen
" " " " "	2.	"	$= 53^6/_7$	"
" " " " "	3.	"	$= 42^6/_7$	"
" " " " "	4.	"	$= 32^1/_7$	"
" " Buschland	1.	"	$= 21^3/_7$	"
" " "	2.	"	$= 17^6/_7$	"
" " "	3.	"	$= 14^2/_7$	"
" " "	4.	"	$= 10^5/_7$	"
" " Heuschlag	1.	"	$= 12^6/_{112}$	"
" " "	2.	"	$= 8^4/_{112}$	"
" " "	3.	"	$= 6^3/_{112}$	"
" " "	4.	"	$= 4^3/_{112}$	"

(ibidem).

7) Nach obigen Taxationsprinzipien sind für das Bauerland der Domänen- und Privatgüter für jedes Gut ein Wackenbuch einzurichten, in welchem das taxirte Areal und der Taxwerth jedes Bauerlandgesindes enthalten sein muß und in dem auch angegeben werden muß, wieviel der Gutsbesitzer von jedem Bauerwirth in Gemäßheit der Taxation Frohndienste beanspruchen darf. Diese Wackenbücher sollen den Maßstab dafür abgeben, wieviel ein jedes Gut Abgaben zu leisten hat. (Instruktion vom 20. Februar 1804,

§ 16. Instruktion für die Meß-Revisionskommissionen vom 28. Februar 1809, § 21, ff.).

Nachdem im Jahre 1809 die 4 Revisionskommissionen in eine Meß-Revisionskommission vereinigt worden waren, wurde die Einschätzung der Privatgüter bereits im Jahre 1823 vollendet. Die Einschätzung der Domänengüter verzögerte sich in Folge nicht genügender Kredite für die ausführenden Organe. Daher bestimmte der Minister-Komité unter Allerhöchster Bestätigung vom 18. März 1830, (Smlg. d. Reichgef. V, 1. Nr. 3536) daß der Meß-Revisionskommission behufs Ausführung der Vermessung und Einschätzung der Domänengüter ein jährlicher Zuschuß von 15,000 Rubel Banko aus dem Reichsschatz zugewiesen werde. Bis zur Ausführung der neuen Einschätzung sollte für die Domänengüter die in Gemäßheit der Seelenzahl der Bauern berechneten provisorischen Wackenbücher oder, wo solche nicht vorhanden waren, die Wackenbücher vom Jahre 1758 Geltung haben. (BB vom 26. März 1819. BGS 27,735. Einleitung Punkt IX und § 41).

Um die Erhebung der öffentlichen Abgaben einheitlich zu regeln, publizirte die Livländische Gouvernements-Verwaltung im Jahre 1832 in einer zusammengestellten Landrolle den ermittelten Haken- und Thalerwerth aller Domänen- und Privatgüter, in dem Patente vom 21. Oktober 1832 sub Nr. 1759 (Beilage 1) und theilte in demselben zur Nachachtung mit, daß die definitive Einschätzung der noch nicht neu eingeschätzten Domänengüter durch nachträgliche Publikationen bekannt gemacht werden solle.

In den Jahren 1832 bis 1864 wurden die neuen Wackenbücher für die noch nicht definitiv eingeschätzten Domänengüter fertig gestellt und der Thalerwerth derselben in einer Reihe von Patenten publizirt, so daß seit dem Jahre 1864 alle Domänen- und Privatgüter in Livland behufs Umlage der Landesprästanden nach den in den Gesetzen von 1804 und 1809 enthaltenen Regeln eingeschätzt worden sind. Diese Einschätzung wird unter dem Namen der „Landrolle vom Jahre 1832" zusammengefaßt.

Damit war für die Normirung der Frohne und die Umlage aller öffentlichen Leistungen für die Domänen- und Privatgüter eine gleiche Steuerbasis geschaffen worden.

Die Normirung der Frohnleistungen war das wesentlichere Motiv für diese Bodeneinschätzung gewesen. Die Frohnleistungen

der Bauern bildeten den Maßstab für den Landwerth jedes Landgutes. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend wurde sowohl auf den Domänen- als den Privatgütern nur das Bauerland als steuerpflichtiges Land einer Taxation unterzogen, während das Hofesland überall schatzfrei und untaxirt blieb. (BV vom Jahre 1819, Punkt IX; BV vom Jahre 1849, Punkt V).

Als in Gemäßheit der Bestimmungen der BV vom 9. Juli 1849, § 7 ff (BGS 23,385) ein Theil des Bauerlandes zum Hofeslande zugeschlagen wurde, behielt auch dieser Theil, die sogenannte Quote, die steuerpflichtige Qualität.

Auch in Gemäßheit der noch jetzt geltenden Bestimmungen der BV vom 13. November 1860 (BGS 36,312, Einleitung Punkt V und §§ 93—95) ist das Hofesland keiner Taxation zu unterziehen, während das steuerpflichtige Land den alleinigen Maßstab für alle Abgaben, auch für die auf dem Hofslande ruhenden öffentlichen Verpflichtungen (Materiallieferungen und Baarzahlungen für die öffentlichen Bauten und Wege) abgeben muß.

Die fortschreitende Entwickelung der Landwirthschaft, insbesondere der Uebergang von der Natural- zur Geldwirthschaft, hatte in den Agrarverhältnissen Veränderungen zur Folge, die bald dazu führten, daß die Einschätzung nach der Landrolle vom Jahre 1832 den thatsächlichen Verhältnissen nicht mehr entsprach. In dieser Beziehung haben sich die Zustände auf den Privat- und den Domänengütern verschiedenartig gestaltet.

Der Entwickelungsgang auf den Privatgütern läßt sich in Nachstehendem skizziren.

In Gemäßheit der BV vom Jahre 1804 sollten die Wackenbücher die feststehende Norm dafür bieten, wie große Frohndienste der Gutsbesitzer von den Bauern verlangen darf. Die spätere Gesetzgebung ist in dieser Beziehung schwankend gewesen. Die BV vom Jahre 1819 (Einleitung I und XIII) überließ die Normirung der Frohndienste dem freien Uebereinkommen zwischen den Gutsbesitzern und Bauern. Die im Jahre 1845 Allerhöchst bestätigten ergänzenden Bestimmungen zur BV vom Jahre 1819, insbesondere der am 23. Januar 1845 Allerhöchst bestätigte Anhang zu diesen Ergänzungen, setzt wiederum fest, daß die Wackenbücher die alleinige Norm für die Frohndienste bilden sollen, daß es aber

den Gutsbesitzern freistehen soll, durch neue Messungen und Taxationen nachzuweisen, daß sie der veränderten Qualität und Quantität des nutzbaren Landes gemäß berechtigt seien, höhere Frohndienste zu verlangen. Die BB vom Jahre 1849 (§ 182) überläßt die Feststellung des Umfanges aller Frohndienste eines Gesindes wiederum der freien Vereinbarung zwischen dem Gutsbesitzer und dem Gesindeswirth. Die BB vom Jahre 1860 (§§ 2 und 118) bringt dagegen den Allerhöchsten Befehl vom Jahre 1845 wieder in Anwendung und bestimmt, daß es den Gutsbesitzern freistehen solle, falls die nutzbaren Ländereien des steuerpflichtigen Landes sich vergrößert haben, neue Wackenbücher anfertigen und von den Kirchspiels- und Kreisgerichten bestätigen zu lassen, welche dann die Norm für die Höhe der Frohnleistungen und auch für die Repartition der Abgaben bilden sollen.

Eine weitere Bedeutung haben die Wackenbücher für die Privatgüter dadurch erlangt, daß sie gemäß dem Reglement der Livländischen adeligen Güterkreditsozietät den Maßstab für die Pfandbriefdarlehen bilden sollen, welche einem Landgute und den von demselben mittelst Verkaufs abgetheilten Grundstücken zu gewähren sind.

Endlich sind die Wackenbücher der Maßstab, nach welchem beim Verkauf bäuerlicher Grundstücke in Gemäßheit des § 48 der BB vom Jahre 1860 die Verpflichtung zur Ableistung der Geldlandesprästanden auf dieselben übertragen werden.

Wie bereits ausgeführt, waren die obligatorischen Wackenbücher für die Privatgüter bereits im Jahre 1823 von der Meß-Revisionskommission fertig gestellt worden.

Mittlerweile aber veränderte sich der Bestand der nutzbaren Ländereien des Bauerlandes, besonders seitdem die BB vom Jahre 1819 den Abschluß freier Kontrakte gestattet hatte, in nicht unbedeutendem Maße. Buschland, Wald, Weide und entwässerte Sümpfe wurden in Feld und Wiese verwandelt. Eine obligatorische Neuregistrirung und Taxation dieser, in den Wackenbüchern vom Jahre 1823 nicht enthaltenen, nutzbaren Ländereien war im Gesetze nicht vorgesehen. Dagegen ließen sich diejenigen Gutsbesitzer, welche höhere Pfandbriefsanleihen aufzunehmen wünschten oder entsprechend der Vergrößerung des Ackerareals eine neue Vertheilung der Frohndienste für nothwendig erachteten, neue Wackenbücher anfertigen und bestätigen.

Ein weiteres Motiv zur Anfertigung und Bestätigung von neuen Wackenbüchern war der seit dem Jahre 1849 in Angriff genommene Verkauf der bäuerlichen Grundstücke. Um den wirklichen Werth der zu verkaufenden Gesinde zu ermitteln und ein möglichst großes Pfandbriefdarlehn auf dieselben zu übertragen, ließen sie die verkaufenden Gutsbesitzer übermessen und von Neuem in Thaler einschätzen, worauf dann neue Wackenbücher bestätigt wurden, welche für die verkauften Grundstücke die Norm bildeten, nach welcher sie ein Pfandbriefdarlehen zu übernehmen und Geldlandesprästanden zu zahlen hatten. Diejenigen Gutsbesitzer aber, welche weder ein Pfandbriefdarlehen aufzunehmen, noch eine Veränderung in dem Umfange der Frohnleistungen vorzunehmen wünschten, behielten für ihre Güter, als Norm für die Ableistung der Abgaben, die Wackenbücher vom Jahre 1823, in denen das nutzbare Land nur in der Größe und Qualität verzeichnet und taxirt war, in der die Revisionskommission dasselbe in den Jahren 1804 bis 1823 registrirt hatte. Aber auch die durch Verkauf von den Privatgütern abgetheilten Bauerlandgrundstücke behielten nicht die Wackenbücher und Bodentaxationen, welche den Verkäufen zu Grunde gelegt waren, bei. Die in der BB vom Jahre 1860 (§§ 114 und 221—223) enthaltenen Bestimmungen über die Maximal- und Minimalgröße der bäuerlichen Grundstücke, sowie die im Jahre 1886 der Livländischen adeligen Güterkreditsozietät ertheilte Befugniß, den von den Rittergütern abgetheilten Grundstücken direkt Pfandbriefdarlehen zu ertheilen, (cf. Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten vom 28. Mai 1886, BGS 3739) veranlaßten die Eigenthümer der bäuerlichen Grundstücke behufs Theilung derselben, sowie Aufnahme neuer Pfandbriefanleihen, ihre Grundstücke neuen Thalereinschätzungen zu unterziehen und diese Einschätzungen in Form von ergänzenden Beilagen in die Wackenbücher aufnehmen zu lassen.

Für die Eigenthümer der Rittergüter bildeten die Wackenbücher auch den Maßstab, nach welchem die vom Landtage und den Kreistagen und Kreisversammlungen beschlossenen Willigungen auf die Rittergüter repartirt wurden.

Diese Repartitionsbasis mußte für diejenigen Rittergüter, deren Bauerlandgesinde durch Verkauf vom Hauptgute losgelöst wurden, zur Aufbringung der ritterschaftlichen Willigungen völlig unbrauch-

bar werden. Denn ein Rittergut, dessen Bauerland durch Verkauf abgelöst worden war, mußte die Willigungen nach Maßgabe des Taxwerthes von Ländereien aufbringen, die sich garnicht im Besitze des Rittergutsbesitzers befanden. Diese Inkongruenzen bewogen den livländischen Landtag im Jahre 1872 den Beschluß zu fassen, behufs Aufbringung der ritterschaftlichen Willigungen, das gesammte Hofesland der Rittergüter nach denselben Taxationsprinzipien in Thaler und Groschen einschätzen zu lassen, welche der Einschätzung des Bauerlandes zu Grunde lagen. (GRP vom 4. Dezember 1872, 101). Die Einschätzung des Hofeslandes in Thaler wurde im Jahre 1878 vollendet (GRP vom Jahre 1878, 107) und seitdem werden die ritterschaftlichen Willigungen gemäß dem Thalerwerthe des Hofeslandes der Rittergüter auf diese repartirt. Eine weitere Abweichung von dem Prinzipe der im Jahre 1832 publizirten, für die Domänen- und Privatgüter gemeinsamen, Taxation des steuerpflichtigen Landes wurde im Jahre 1880 vom Landtage beschlossen und im Jahre 1881 von der Gouvernementsverwaltung genehmigt. (GRP vom Jahre 1881, 13).

Dieselbe besteht in Folgendem: Alle seit der Publikation der Landrolle vom Jahre 1832 für die Privatgüter und die von denselben abgetheilten Grundstücke neu angefertigten und bestätigten Bodentaxationen wurden gemäß Beschluß des Landtages vom Jahre 1880 registrirt und im Jahre 1881 in Form einer neuen Landrolle zur Richtschnur für die Ableistung der Landesprästanden auf den Privatgütern publizirt, während für die Domänengüter die Landrolle vom Jahre 1832 nebst den Nachträgen zu derselben bis auf Weiteres noch in Kraft bleiben sollte. (vide Beilage 2).

Hierbei behielt sich der Landtag vor, periodisch eine derartige Registrirung der neuen Thalerwerthe eintreten zu lassen; worauf in Gemäßheit dieses Beschlusses in den Jahren 1888 und 1891 von der Gouvernementsverwaltung wiederum neue Landrollen für das steuerpflichtige Land der Privatgüter zur Nachachtung publizirt worden sind. (GRP 26 vom Jahre 1888 und 47 vom Jahre 1891.)

Endlich ist noch zu erwähnen, daß der Livländische Landtag im Jahre 1889 in der Erwägung, daß das Hofsland der Rittergüter in Folge der Einführung der Justizreform weniger Willigungen aufzubringen hatte, und um allmählich eine gleichmäßige Besteuerung

sämmtlicher Ländereien anzubahnen, den Beschluß faßte, das schatzfreie Hofsland nach Maßgabe seines im Jahre 1878 festgestellten Thalerwerthes auch zur Zahlung der Geldlandesprästanden zu repartiren. Dieser Beschluß war zunächst in der Voraussetzung gefaßt worden, daß auch das Hofsland der Domänengüter die Zahlung der Geldlandesprästanden mit übernehmen würde. Da aber die Durchführung dieser Maßnahme nicht möglich erschien (u. A. auch aus dem Grunde, weil das Hofsland der Domänengüter nicht eingeschätzt war und nur auf gesetzgeberischem Wege einer Einschätzung unterzogen werden konnte), so beschloß die Livländische Ritterschaft, bis auf Weiteres nur das Hofsland der Privatgüter zur Zahlung der Geldlandesprästanden heranzuziehen. Dieser Beschluß ist von der Gouvernemetsverwaltung im Jahre 1890 zur Nachachtung publizirt worden (vide Beilage 3). Diese Maßnahme hatte den Charakter einer freiwilligen Beisteuer der Hofsländereien zur Zahlung der Geldlandesprästanden, da die gesetzliche Bestimmung, nach welcher das Hofsland einer Einschätzung zur Zahlung der Prästanden nicht unterliegen soll, bis jetzt unverändert in Kraft geblieben ist.

Anders wie auf den Privatgütern gestalteten sich seit der Publikation der Landrolle vom Jahre 1832 die Verhältnisse auf den Domänengütern. Da in Bezug auf die innere ökonomische Verwaltung andere Bedingungen maßgebend waren, als für die Privatgüter, so blieben die in der Landrolle vom Jahre 1832 und den bis zum Jahre 1866 vorgenommenen Nachträgen zu derselben enthaltenen Thalerwerthe der Domänengüter unverändert in Kraft. Um das Prinzip der gleichen Besteuerung der Domänen- und Privatgüter aufrecht zu erhalten und einen gemeinsamen Nenner für die Repartition der Steuern beizubehalten, wird zur Zeit der gesammte Betrag der Geldprästanden zwischen den Domänen- und Privatgütern nach Maßgabe des Thalerwerthes der Landrolle vom Jahre 1832 getheilt.

Der auf die Privatgüter fallende Betrag wird gemäß den neuen im Jahre 1891 ermittelten Thalerwerthen auf das steuerpflichtige Land und in Grundlage des von der Gouvernementsverwaltung im Jahre 1891 publizirten Landtagsbeschlusses auch auf das in Thaler eingeschätzte Hofsland der Privatgüter nach Maßgabe des im Jahre 1878 ermittelten, 1888 und 1891 er-

gänzten Thalerwerthes desselben repartirt. Für die Repartition des auf die Domänengüter fallenden Theiles der Geldlandesprästanden kommen Modalitäten in Anwendung, welche in der Entwickelung der agraren Verhältnisse auf den Domänengütern ihre Begründung finden und in Folgendem bestehen.

Bis zum Jahre 1892 ist der auf die Domänengüter in Livland entfallende Theil der Geldlandesprästanden vom Domänenhof den Arrendatoren des Hofslandes dieser Güter kontraktlich auferlegt und vom Landrathskollegium nach dem Thalerwerthe eines jeden Domänengutes auf Grundlage der Landrolle vom Jahre 1832 für jedes Domänengut berechnet worden. Als der Verkauf des Bauerlandes der Domänengüter von der Staatsregierung in Angriff genommen wurde, mußte zuvor eine einheitliche Taxation dieser Bauerländereien zur Feststellung des dem Verkaufe zu Grunde zu legenden Obroks vorgenommen werden. Die Wackenbücher der Domänengüter konnten als einheitlicher Werthmesser keine Anwendung finden, weil sie verschiedenen Zeiten entstammten und den augenblicklichen Bestand des Kulturlandes unrichtig angaben. Eine neue obligatorische Thalereinschätzung erschien mit großen Kosten verbunden. Daher bestimmte das Gesetz vom 10. März 1869 (Vollständige Gesetzessammlung 468,333) eine einheitliche Einschätzung aller Dessätinen des nutzbaren Landes der Bauergesinde der Domänengüter und legte dieser Einschätzung den jährlichen Ertrag der Aecker, Heuschläge, Weiden und Gärten dieser Gesinde zu Grunde, zu welchem Behuf die genannten Kategorien des Kulturlandes ihrer Ertragsfähigkeit nach in Grade eingetheilt wurden. Als im Beginn der 80-er Jahre das Bauerland auf dem größten Theile der Domänengüter zum Zwecke der Verpachtung und der Ausrechnung des Kaufpreises desselben regulirt worden war, bestimmte das Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 7. Mai 1885 (BGS 2922), daß die Gesammtsumme der Geldlandesprästanden, welche jährlich für die Domänengüter in Livland ausgerechnet wird, auf die Bauergrundstücke dieser Güter nach Maßgabe des für dieselben berechneten Obroks, unabhängig von der „Quantität des zu dem Grundstücke gehörenden steuerpflichtigen oder steuerfreien Landes", zu repartiren sei.

Die Bestimmungen des Gesetzes v. 7. Mai 1885 sind erst im Jahre 1892 gemäß dem Patente der Gouvernements-Regierung

von diesem Jahre sub Nr. 29 (vide Beilage 4) für die regulirten Domänengüter in Livland in Kraft und Anwendung getreten. Auf die zur Zeit noch nicht regulirten livländischen Domänengüter wird der entsprechende Betrag der Geldlandesprästanden noch jetzt nach Maßgabe des Thalerwerthes der Landrolle vom Jahre 1832 repartirt und von den Arrendatoren oder Inhabern der Hofsländereien gezahlt. Die Umlage der in natura zu leistenden Landesprästanden (Wegebau, Schieße, öffentliche Bauten) geschieht sowohl für die Privatgüter als für die Domänengüter noch jetzt ausschließlich auf Grundlage der Landrolle vom Jahre 1832.

Die Naturalprästanden werden in Livland nicht auf das gesammte Gouvernement repartirt, sondern in den Kreisen und Kirchspielen nach den Bedürfnissen derselben gesondert vertheilt. Während die Geldlandesprästanden dem Gesetze gemäß ausschließlich vom steuerpflichtigen Lande zu tragen sind, hat sich gemäß den Bestimmungen des § 550 der BB. vom Jahre 1860 und der Verordnungen über die Ableistung der Wegebaulast (GRP vom Jahre 1859, 145 und vom Jahre 1891, 5, Provinzialrecht der Ostseegouvernements Theil III. Art. 1004) das schatzfreie Hofsland der Domänen- und Privatgüter an der Ableistung dieser Prästanden mit Materiallieferungen und Baarkosten zu betheiligen. Die Inhaber des steuerpflichtigen Landes haben sämmtliche Arbeitsleistungen und Fuhren zu übernehmen und das Dachstroh für die Bauten herzugeben.

Dieser Besteuerungsmodus macht sowohl für das schatzfreie und steuerpflichtige Land, als auch für die Domänen- und Privatgüter, auf welche die Naturalsteuern kreisweise und kirchspielsweise repartirt werden, einen gemeinsamen Werthmesser zur Vertheilung der Steuern unbedingt nothwendig. Aus diesen Grunde werden diese Steuern noch jetzt ausschließlich auf Grundlage der Landrolle vom Jahre 1832 vertheilt, und der Steuerwerth des steuerpflichtigen Landes dieser Landrolle bildet für jedes Gut den Maßstab auch für die Betheiligung des schatzfreien Hofslandes an diesen Leistungen. Die neue Landrolle vom Jahre 1891 und die im Jahre 1878 ermittelten Thaler des schatzfreien Hofslandes kommen bei der Vertheilung dieser Steuern auf die Güter nicht in Anwendung, doch wird die Leistungspflicht eines jeden Gesindeswirthes innerhalb seiner Gemeinde in den Gemeinden der Privat-

güter wohl in Gemäßheit der Thalerwerthe der Landrolle vom Jahre 1891 von der Gemeindeverwaltung berechnet.

Die Mängel und Unzuträglichkeiten des in Livland zur Zeit in Anwendung kommenden Systems der Umlage der Grundsteuern lassen sich in folgende 3 Gruppen zusammenfassen.

I. Die der Besteuerung zu Grunde liegenden Taxationsregeln sind veraltet, berücksichtigen nicht die in Folge der Entwickelung der Landwirthschaft neu geschaffenen Bodenwerthe und umfassen nicht das gesammte landwirthschaftlich genutzte Land.

II. Die Grundsteuern werden nicht gleichmäßig auf das eingeschätzte Land vertheilt. Die Ableistung der Naturalprästanden ist ungleichmäßig, indem der Werth der von dem Hofslande zu öffentlichen Bauten und zu Wegebauzwecken herzugebenden Materialien, sowie die von den Höfen zu tragenden Baarkosten in keinem Verhältnisse zu den vom steuerpflichtigen Lande zu prästirenden Arbeitsleistungen stehen.

III. Der Schätzung und Besteuerung behufs Aufbringung der Landesprästanden wird nur das landwirthschaftlich genutzte Land in beschränktem Maße unterzogen, während andere, nicht unbedeutende Erträge abwerfende, Immobilien nicht eingeschätzt werden und unbesteuert bleiben.

Auf diese Mängel soll in Nachstehendem näher eingegangen werden.

I. a) Die Einschätzung in Haken, Thaler und Groschen, wie sie in den Jahren 1804 und 1809 vom Gesetz vorgeschrieben ist, hatte in erster Reihe den Zweck, die Arbeitsleistungen der Bauern zu normiren. Der Werth eines Gutes wurde zur Zeit der Frohne nach der Arbeitskraft der auf demselben angesiedelten Bauern bemessen. Daher wurde auch zur Bestimmung dieses Werthes nur das von den Bauern besiedelte Land eingeschätzt, während das vom Gutsbesitzer mit Hilfe dieser Bauern bearbeitete Hofesland der Schätzung nicht unterzogen wurde. Im Jahre 1865 ist die Frohne sowohl auf dem Bauerlande als auf dem Hofeslande auf gesetzgeberischem Wege aufgehoben worden. (GRP vom Jahre 1865, 54). An Stelle der Frohne ist die Geldpacht getreten, und die Geldwirthschaft hat überhaupt in der Benutzung des Landes die Naturalwirthschaft verdrängt. Mit diesen Veränderungen, und nachdem der größte Theil des Bauerlandes mittelst Verkaufs in

bäuerliches Grundeigenthum verwandelt worden ist, hat jeder Grund für die Schatzfreiheit des Hofeslandes aufgehört.

b) Bei der Thalereinschätzung wird das Weideland nicht veranschlagt. Zur Zeit der Frohne hatte das Weideland keinen Werth, weil ein großer Theil des nutzbaren Landes unbearbeitet blieb. In Folge der Aufhebung der Frohne ist das Acker- und Wiesenareal bedeutend vergrößert worden. Die Weiden sind dadurch in ihrem Werth ungemein gestiegen, und es erscheint daher die Einschätzung und Besteuerung derselben geboten.

c) Mit der Aufhebung der Frohne hat die in der BV vom Jahre 1860 (§§ 141—145) vorgesehene Nutzung des Buschlandes thatsächlich aufgehört. Die neuere Landwirthschaft verlangt eine intensive Behandlung des Ackers, und das nutzbare Land wird nur dauernd und in dem Umfange als Acker genutzt, als es regelmäßig einer Düngung unterzogen werden kann. Daher widerspricht die im Thalerkataster vorgesehene Einschätzung von Buschland der thatsächlichen Benutzung des Landes. Der Begriff Buschland hat aufgehört, und bei der Einschätzung desselben werden Flächen besteuert, die in einzelnen Fällen gar nicht einmal in landwirthschaftlicher Nutzung stehen.

d) Das in der Thalereinschätzung festgesetzte Verhältniß der Wiese zum Acker entspricht nicht dem Werthe dieser Landkategorien. Nach dem Thalerkataster sind:

1	Lofstelle	Acker	1.	Grades	= 5,3	Lofstellen	Wiese	1. Grades.
1	„	„	2.	„	= 6,6	„	„	2. „
1	„	„	3.	„	= 7	„	„	3. „
1	„	„	4.	„	= 8	„	„	4. „

Es sind somit die Wiesen viel zu niedrig geschätzt, und die mit großem Wiesenareal versehenen Grundstücke werden zu niedrig besteuert.

e) Die Thalereinschätzung berücksichtigt nicht den Belegenheitswerth der Grundstücke. Die in der Nähe der Städte belegenen Grundstücke werden ebenso hoch besteuert wie die entfernt von den Städten belegenen.

f) Die Eintheilung des Ackers in 4 Grade ist ungenügend, und die im Gesetze zur Bestimmung der Bodengrade enthaltenen Merkmale sind ungenau. Daher können Grundstücke von verschiedenem Werthe einer gleich hohen Schätzung unterzogen werden.

g) Die Einschätzung eines Grundstückes in Haken, Thaler und Groschen konnte wohl einen Maßstab für die Arbeitskraft bieten, einen Maßstab für den Ertragswerth des Grundstükes nach den gegenwärtigen wirthschaftlichen Verhältnissen bietet jedoch diese Einschätzung nicht. Behufs einer gerechten Vertheilung der Steuern erscheint es nothwendig, den Ertragswerth des Landes in Rubeln festzustellen.

II. Die Landrolle vom Jahre 1832 entspricht nicht dem Kulturzustande des Landes, der sich seit der Zeit bedeutend verändert hat. Die Landrolle vom Jahre 1832 entspricht nicht einer gleichmäßigen Besteuerung des Landes, weil sie für die einzelnen Güter Landwerthe aufweist, die in der Zeit vom Jahre 1809 bis zum Jahre 1864 ermittelt worden sind.

Abgesehen von den oben aufgeführten Mängeln der Landrolle vom Jahre 1832, werden die Geldlandesprästanden auf die einzelnen Grundstücke nach verschiedenem Maßstabe repartirt. Für das steuerpflichtige Land der Privatgüter gelten als Maßstab die aus den verschiedensten Zeiten stammenden, jetzt in der Landrolle vom Jahre 1891 registrirten fakultativ angefertigten und bestätigten neuen Wackenbücher. Das Hofsland der Privatgüter trägt die Geldlandesprästanden nach Maßgabe des im Jahre 1878 ermittelten Thalerwerthes, ohne gesetzlich dazu verpflichtet zu sein. Das Hofsland der Domänengüter ist nicht eingeschätzt und wird zur Zahlung der Geldlandesprästanden nicht herangezogen. Das steuerpflichtige Land der nicht regulirten Domänengüter trägt die Geldlandesprästanden auf Grundlage der Landrolle vom Jahre 1832. Auf das steuerpflichtige Land der regulirten Domänengüter werden die Geldlandesprästanden nach Maßgabe des Obroks repartirt.

Die Ableistung der Naturallandesprästanden, insbesondere die öffentlichen Bauten, die Wegebaulast und die Schieße, werden dem geltenden Gesetze gemäß in ungleicher Weise auf das Land resp. die Inhaber desselben vertheilt. Die Lieferung des Dachstrohs, die Stellung der Arbeiter zu den öffentlichen Bauten, die Anfuhr des Materials zu denselben, die Reparatur der öffentlichen Wege und die Leistung der Schieße bilden ausschließlich eine Obliegenheit der Inhaber des steuerpflichtigen Landes. Das schatzfreie Hofsland der Güter resp. die Eigenthümer der Güter sind verpflichtet, zu den Bauten das Material anzuweisen und die Baarkosten zu bestreiten. Das Material zum Wege- und Brückenbau

an Steinen, Holz und Grand wird, soweit auf den Grundstücken vorhanden, von allen Grundeigenthümern angewiesen. Hierbei ist die Holzanweisung thatsächlich eine Verpflichtung des Hofslandes, da das steuerpflichtige Land nur ausnahmsweise Wald in sich schließt. Zur Zeit der Frohne entsprach dieses System einer gerechten Steuervertheilung, da die Arbeitskraft einerseits und das Material andererseits nicht den Werth repräsentirte, den dieselben in späterer Zeit erreicht haben. Nach Aufhebung der Frohne, und seitdem das steuerpflichtige Land zum großen Theil den Bauern verkauft worden ist, der Rest desselben aber in Geldpacht vergeben wird, muß eine solche Vertheilung der Naturalprästanden, sowohl das steuerplichtige Land als das schatzfreie Hofsland in ungerechter Weise belasten. Die Arbeitsleistungen einerseits und die Baarausgaben und Materiallieferungen andrerseits entsprechen nicht dem Verhältnisse des Werthes des steuerpflichtigen Landes zum Hofslande. Daher erscheint ein Ausgleich dieser Naturallsteuern im Interesse einer gerechten Steuervertheilung dringend geboten.

III. Bereits oben sub I ist Ausgeführt worden, daß die Weide in Gemäßheit der Thalereinschätzung unbesteuert bleibt. Hier ist noch darauf hinzuweisen, daß das Waldareal, welches zur Zeit beim Steigen des Holzwerthes eine besondere Einnahmequelle bildet, bisher einer Schätzung behufs Umlage der Landesprästanden nicht unterzogen worden ist. Ferner giebt es außerhalb der Städte auf den Landgütern vielfach Gebäude, welche in keiner Beziehung zur Land- und Forstwirthschaft stehen, ihren Eigenthümern eine gesonderte Einnahme bringen und bisher unbesteuert geblieben sind. Absehen von den Gebäuden der gewerblichen Etablissements, welche bisher einer Steuer zum Besten der Friedensrichterinstitutionen unterzogen worden sind, (Allerhöchst bestätigte Reichsrathsgutachten vom 17. März 1881, Vollständige Gesetzessammlung Nr. 22, und vom 13. April 1882, Vollständige Gesetzessammlung Nr. 800), befinden sich auf den ländlichen Grundstückeu Gebäude, welche vermiethet oder auf Grundzins vergeben sind oder zu anderen lukrativen Zwecken benutzt werden und bisher keiner Einschätzung behufs Besteuerung unterzogen worden sind. Als solche Gebäude wären zu bezeichnen die Wohnhäuser in den Flecken und Hakelwerken, die Krüge, die Villen am Meeresstrande und in Gegenden, die im Sommer von Sadtbewohnern besucht werden, u. a.

Zur Abstellung der geschilderten Mängel des bisher in Livland geltenden Systems der Umlage der Landesprästanden hält der livländische Landtag nachstehende Maßnahmen für dringend geboten:

I. Obligatorische Neueinschätzung der Privat- und Domänengüter, bei Aufhebung der Schatzfreiheit des Hofslandes, behufs gleichmäßiger Vertheilung der Grundsteuern auf alle Domänen- und Privatgüter nach einem gleichartigen Vertheilungsmodus.

II. Einschätzung der zu besteuernden Immobilien nach einem Einschätzungssystem, welches der Entwickelung der Landwirthschaft in Livland entspricht und den mittleren jährlichen Ertragswerth des Landes möglichst richtig in Rubeln und Kopeken ausdrückt.

III. Hinzuziehung der Weiden, Wälder und aller einen besonderen von der Land- und Forstwirthschaft unabhängigen Ertrag ergebenden Gebäude zur Einschätzung behufs Umlage der Landesprästanden.

Zur Verwirklichung dieser Reform der Grundsteuern hat der livländische Landtag v. J. 1898 ein Projekt ausgearbeitet, welches zur Vertheilung der vom ganzen Gouvernement aufzubringenden, auf den Grundbesitz zu repartirenden Geldlandesprästanden dienen soll. Der Zweck einer derartigen Einschätzung besteht in der gleichmäßigen Umlage sämmtlicher Geldlandesprästanden und in einer gleichmäßigen Ableistung der Naturalprästanden. Dieser Zweck kann jedoch nur erreicht werden, wenn die Domänengüter, d. i. deren Bauer- und Hofsländereien, sowie deren Wälder nach denselben Grundsätzen wie die Privatgüter eingeschätzt und nach denselben Grundsätzen mit Steuern belegt werden. Die Livländische Ritter- und Landschaft ist bereit und hat den entsprechenden Beschluß auf dem Landtage 1898 gefaßt, die faktisch seit 1889 bereits aufgegebene Steuerfreiheit des Hofslandes nunmehr auch gesetzlich aufheben zu lassen, — sie ist bereit alle Konsequenzen dieses Prinzipes zu ziehen, daher auch sämmtliche Naturalprästationen gleichmäßig nach dem zu ermittelnden Steuerwerth auf das Hofsland zu übernehmen und auf diese Weise einen allgemeinen Steuerausgleich in Bezug auf sämmtliche Landesprästanden herzustellen. In Bezug auf diesen allgemeinen Steuerausgleich hat die Livländische Ritterschaft auf dem letzten Landtage bereits prinzipielle Beschlüsse gefaßt, die eine Regelung auf dem Gesetzgebungswege erheischen werden. — Da diese Seite der Frage einer eingehenden Bearbeitung

bedarf und erst dann praktische Bedeutung gewinnen wird, wenn das vorliegende Projekt, betreffend Ermittelung des Ertragswerthes des Immobiliarbesitzes auf dem Lande, die gesetzliche Sanktion erhalten haben wird, so ist dessen hier nur in allgemeinen Zügen Erwähnung geschehen, um die Bedeutung und Tragweite des vorliegenden Projektes ins richtige Licht zu setzen.

Beilage 1.

Befehl Seiner Kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Reußen rc. aus der Livländischen Gouvernements-Regierung zur allgemeinen Wissenschaft und Nachachtuug aller Derer, welche es betrifft.

Nachdem durch die Beendigung der Arbeiten der Walkschen Messungs-Regulirungs-Kommission es möglich geworden war, eine neue, mit den Angaben der einzelnen Wackenbücher übereinstimmende Hakenzahl festzustellen, ist man bemüht gewesen, dieselbe auszurechnen. Sie konnte indessen blos die privaten Besitzungen umfassen, weil die Messung und Regulirung der publiken Güter noch im Werke ist. Um indessen wegen dieser letzteren die Wohlthat einer genauen Hakenbestimmung zur gleichmäßigen Vertheilung der öffentlichen Leistungen, nicht aufzuhalten, ist man dahin übereingekommen, die Ausrechnung der Hakengröße der publiken Güter auf ihre Seelenzahl zu begründen, die Bestimmuug der auf diese Weise ausgemittelten Hakenzahl der publiken Güter aber nur provisorisch und mit dem Vorbehalte anzunehmen, daß, nach allmälig geschehener Ausmessung und Regulirung der publiken Güter, die dadurch ausgemittelte und sodann, gleichwie bei den privaten Gütern, schon jetzt feststehende Hakenzahl, ebenso allmälig in Stelle der jetzt vorläufig nach der Seelenzahl berechneten Hakengröße der publiken Güter treten, und gleichfalls durch Publikation zur allgemeinen Wissenschaft und Nachachtung der Interessenten gebracht werden soll.

Die auf diese Weise festgestellte Hakengröße aller Livländischen Güter wird, auf Requisition des Livländischen Landraths-Kollegii und nach dem auf dem letzten Landtage ausgesprochenen Wunsche, desmittelst von der Livländischen Gouvernements-Regierung zur allgemeinen Wissenschaft und Nachachtung bei Vertheilung aller öffentlichen Leistungen, bekannt gemacht, dabei aber bemerkt, daß von der provisorischen Hakenbestimmung ausgeschlossen werden: das publike Amt Schlock und das publike Gut Bilderlingshof, ersteres deshalb, weil es, in einem zu großen Hakenbetrage früher angenommen, nun zur Ausgleichung der getragenen Ueberlast bis zu seiner allendlichen, bald zu erwartenden Regulirung von allen Leistungen befreit worden, und letzteres deshalb, weil es bisher nie

im Hakenanschlage gewesen und daher nur erst nach vollendeter Messung und Regulirung in die Zahl der nach Hakengröße bestimmten Güter eintreten kann.

Riga-Schloß, den 21. Otbr. 1832.

George v. Foelkersahm, Civil-Gouverneur.

R. v. Freymann, Regierungsrath. Graf Magawly, Regierungsrath.

Sekretaire: Hehn.

Beilage 2.

Patent v. J. 1881, 13. Von der Livländischen Gouvernements-Verwaltung wird auf Ansuchen des Livländischen Landraths-Kollegii nachstehende, von nun ab für die Leistung aller öffentlicher Abgaben und Prästanden giltige Hakenrolle des steuerpflichtigen Landes der Güter des Livländischen Festlandes bei dem Hinzufügen zur allgemeinen Wissenschaft und Nachachtung bekannt gemacht, daß hinsichtlich der Domänengüter und Pastorate einstweilen die Hakenrolle vom Jahre 1832 in Kraft bleibt und daß die Hakenzahl des steuerpflichtigen Landes derjenigen Güter, bei welcher dieselbe in dem nachstehenden Verzeichniß nicht angegeben worden, seinerzeit durch ein ergänzendes Patent wird publizirt werden.

Beilage 3.

Livländische Gouvernementszeitung vom 26. Januar 1890, Nr. 11. Die livländische Gouvernementsregierung bringt hiermit zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung, daß bis zur Festsetzung einer allgemeinen Norm für die Ableistung der Grundsteuern im Gouvernement Livland, laut Beschluß des außerordentlichen Landtags v. J. 1889 die Geldlandesprästanden, welche der Repartition gemäß auf die Privat-Ritterschafts-, Stifts- und Stadtgüter, sowie die Pastorate entfallen, hinfort sowohl vom Thaler des Bauerlandes und der Quote, als auch des Hofslandes nach der Hakenrolle v. J. 1888 zu erheben sind (Livl. Gouvernementszeitung vom 23. März 1888, 31), und daß mithin jeder Besitzer von Hofsländereien auf den genannten Gütern (mit Ausnahme der im Punkt 2 Art. 5 der Beilage zum Art. 55 der Bestimmung über die Grundsteuern, Theil IV der Reichsgesetze, vorgesehenen Fälle) von nun an verpflichtet ist die Geldlandesprästanden nach Maßgabe der von der Gouvernementsregierung zusammenzustellenden, jährlich in der Gouvernementszeitung zu veröffentlichenden Verschläge, vom Thaler des Hofslandes zu leisten.

Beilage 4.

GAP 29. (Gouv.-Ztg. Nr. 47 vom 8. Mai 1892). Die Livländische Gouvernements-Verwaltung publizirt in Gemäßheit ihrer Journal-Verfügung vom 24. April a. c. sub Nr. 404 Folgendes zur allgemeinen Kenntniß und Richtschnur:

Von diesem, 1892. Jahre an werden die Landesprästanden der Domänengüter des Livl. Gouvernements in nachstehender Weise erhoben werden:

Diese Prästanden werden in genauer Grundlage des Allerhöchst am 7. Mai 1885 bestätigten Reichsrathsgutachtens auf die Bauerland-Parzellen dieser Güter (die losgekauften) nach Verhältniß der von jeder Parzelle zu erhebenden Domänen-Obrok-Summe (Loskaufs-Zahlungen) repartirt, unabhängig von der Quantität der zum Bestande dieser Parzellen gehörenden steuerpflichtigen oder nicht steuerpflichtigen Ländereien. Auf Grund der von der Domänen-Verwaltung übersandten Verschläge über die Prozent-Berechnungen der Loskaufs-Zahlungen, welche auf jeden einzelnen Zahler entfallen, werden genaue Berechnungslisten der Landesprästanden für jeden einzelnen Bauerland-Parzellen-Eigenthümer angefertigt, welche das Landraths-Kollegium den Gemeindeältesten zur Beitreibung übersendet. In Gemäßheit der ihnen zugefertigten Requisitionen des Landraths-Kollegiums erheben die Gemeindeältesten die daselbst angegebenen Beträge der Landesprästanden von den Eigenthümern der Bauerlandparzellen und stellen die beigetriebenen Summen dem Landraths-Kollegium zum festgesetzten Termin — in diesem Jahre zum 22. Oktober — vor. Die Verantwortung für die rechtzeitige und restanzlose Beitreibung dieser Prästanden ruht in allgemeiner Grundlage auf den Gemeindeältesten und den Beamten der Kreispolizei.

Zur Geschichte und Kritik der offiziellen statistischen Daten über die Elementarbildung in Rußland*).

Indem wir uns dem gegenwärtigen Stande der Schulstatistik Rußlands zuwenden, wollen wir zuvor bei einer kurzen Charakteristik der uns zu Gebote stehenden genaueren Ermittelungen über die Volksbildung verweilen und dann zu den speziellen statistischen Untersuchungen über das Schulwesen übergehen.

Genauere Auskünfte in Angelegenheiten des Ministeriums der Volksaufklärung sind von je her in den allerunterthänigsten ministeriellen Rechenschaftsberichten zu finden gewesen, von denen aber gedruckte Exemplare unseres Wissens erst seit dem Jahre 1830

*) Nach einer Studie (russ.) der Herren Falbork und Tscharnoluski (April 1898). St. Petersburg, Druckerei Demakow.

existiren. Für die Jahre 1858, 1862, 1866 und 1868 fehlen sie ganz; sonst umfassen die meisten nur ein Berichtsjahr, einige allerdings auch zwei oder drei Jahre. Einige wenige derselben sind im Journal des Ministeriums der Volksaufklärung veröffentlicht worden, im allgemeinen aber sind diese ministeriellen Berichte dem Publikum beinahe unzugänglich und sind daher fast ganz unbekannt geblieben; in den Buchhandel gelangen sie aus uns unbekannten Gründen überhaupt nicht. Die Mehrzahl der in der Kaiserlichen öffentlichen Bibliothek vorhandenen Berichte haben wir noch unaufgeschnitten vorgefunden, was auch recht bezeichnend ist.

Die ministeriellen Berichte enthalten nur Auskünfte über die diesem Ministerium unterstellten Lehranstalten, aber auch diese Auskünfte zeichnen sich — wenigstens gilt das für die ganze vorreformatorische Epoche — nichts weniger als durch wünschenswerthe Genauigkeit und Zuverlässigkeit aus, für welche Behauptung wir aus den Berichten selbst reichliche Belege schöpfen. In jedem derselben sind nämlich vergleichende Angaben auch für das unmittelbar vorhergehende Jahr enthalten, doch weichen diese ziffernmäßigen Daten von den entsprechenden, im vorhergehenden Bericht aufgestellten Ziffern fortlaufend und durchgängig recht erheblich ab. Der bereits erwähnte Umstand, daß in den Berichten nur Daten über die dem Ministerium unterstellten Lehranstalten enthalten sind, muß bei der Beurtheilung ihres statistischen Werthes natürlich schwer ins Gewicht fallen. Bekanntlich war das Ministerium der Volksaufklärung lange Zeit hindurch nicht nur nicht die einzige, sondern auch nicht einmal die bedeutendste der Regierungsinstitutionen, denen Elementarschulen unterstellt waren. Im Laufe der Zeit jedoch gingen allmählich immer mehr und mehr Schulen der verschiedensten Kategorien in sein Ressort über, dieser Prozeß ist auch jetzt noch nicht ganz abgeschlossen. Infolge der beständig schwankenden Umgrenzung der ihm unterstehenden Schulen stellen sich einer ersprießlichen Verwerthung der Berichte dieses Ministeriums ganz außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, denn um auf Grund derselben überhaupt irgend welche Schlüsse ziehen zu können, muß man alle Abänderungen in unserer Schulgesetzgebung stets auf's sorgfältigste berücksichtigen.

Eine andere ernstliche Schwierigkeit wird der Verwerthung der Berichte durch die verschiedenen Grenzverschiebungen des zum

Ministerium kompetirenden Territorialgebiets bereitet. So sind z. B. die Lehranstalten des Königreichs Polen erst seit dem Jahre 1838 der Verwaltung des Ministerums der Volksaufklärung unterstellt, wodurch allein die Zahl der ministeriellen Lehranstalten damals fast verdoppelt wurde. Im Jahre 1840 betrug die Gesammtzahl aller ministeriellen Lehranstalten 3227, von denen 1235 allein aufs Königreich Polen entfielen.

Anfänglich finden wir in den Berichten bezüglich der Elementarbildung nur folgende Daten: a. über die Anzahl der Kreis-, Parochial- und Gebietsschulen, der Privatpensionen und Asyle; b. über die Anzahl der Lehrenden und Lernenden ohne Berücksichtigung der Schulkategorien und der Geschlechter. Außerdem geben zwei Tabellen auch noch Daten über die häusliche Erziehung. Allmählich wird dann der Inhalt der Tabellen ein etwas reichhaltiger. Manche Berichte fallen durch ihre außerordentliche Verworrenheit auf. Die zeitgenössischen Berichte ertheilen hinsichtlich der elementaren Bildung folgende Auskünfte. Zwei Tabellen sind den Kreisschulen und den auf Grund des Statuts von 1872 bestehenden Stadtschulen gewidmet und enthalten Angaben über die Anzahl der Lehranstalten (mit einer Unterabtheilung für die Anzahl der Klassen), der Lehrenden, der Lernenden, der erfolgreichen Absolventen, der vorzeitig Abgegangenen und über die Spezialmittel für den Unterhalt der Anstalten (5 Kolonnen). Zwei Tabellen behandeln die Volksschulen. Die eine derselben enthält Angaben: über die Anzahl der Schulen mit Unterabtheilungen für Stadt- und Dorfschulen, für zwei- und einklassige Schulen; über die Anzahl der Lehrenden (Religionslehrer, wissenschaftliche Lehrer und Lehrerinnen), und Lernenden (Knaben und Mädchen), ebenfalls mit Unterabtheilungen für die ein- und zweiklassigen, die Stadt- und Dorfschulen; über die Anzahl der erfolgreichen Absolventen und der vorzeitig Abgegangenen. Die andere Tabelle enthält Angaben über die Specialmittel der Volksschulen (12 Rubriken) mit Unterabtheilungen für ein- und zweiklassige. Außerdem werden in den Mittheilungen über die Institute, Seminare und Schulen zur Ausbildung von Lehrern noch Angaben gemacht über die bei denselben bestehenden Musterschulen. Den jüdischen Elementarschulen und den Privatlehranstalten sind zwei besondere Tabellen gewidmet. Alle Daten sind nur nach den Lehrbezirken geordnet, die hinsichtlich der Existenz-

bedingungen, der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse oft die allerheterogensten Ortschaften und Territorien umfassen.

Die Methode, nach welcher die ministeriellen Berichte zusammengestellt werden, ist eine rein bureaukratische: die Inspektoren der Volksschulen reichen ihre Jahresberichte an die Volksschuldirektoren ein, die Direktoren an die Kuratoren und diese an das Ministerium. Jede dieser Instanzen begnügt sich mit einer einfach mechanischen Zusammenstellung der erhaltenen Berichte, ohne die geringste Kritik an ihnen zu üben. Weder das Ministerium noch die Kuratoren besitzen genauere Daten über die Klassifikation derjenigen „Volksschulen", über welche sie ihre Berichte drucken lassen, während es doch im Interesse einer regelrechten Rechenschaftsablage unumgänglich nöthig wäre, daß die Klassifizirung der einer Rechenschaft unterliegenden Institutionen gerade von demjenigen Verwaltungsorgan gegeben würde, unter dessen Verantwortung die Angaben in ihrer endglitigen Fassung gebracht werden. Unser Ministerium giebt nicht nur keine derartige Klassifikation, sondern weiß nicht einmal, welche Gruppen von Schulen in seinen Bericht aufgenommen sind und welche nicht. Eine übersichtliche Aufzählung dieser Gruppen fehlt in den Berichten vollständig. Daß in denselben auch nicht einmal annäherungsweise eine Klassifikation der Schulen vorhanden ist, das macht eine vergleichende Zusammenstellung ihrer Daten mit solchen anderer Quellen fast zur absoluten Unmöglichkeit. In finanzieller Hinsicht werden in den ministeriellen Berichten nicht einmal so fundamentale Unterscheidungen berücksichtigt, wie die Unterhaltskosten für die Stadtschulen und die Dorfschulen. Zum Schluß müssen wir noch bemerken, daß selbst diese primitiven und unbefriedigenden Auskünfte vom Ministerium ziemlich spät herausgegeben werden. Der 1897 erschienene letzte Rechenschaftsbericht z. B. bezieht sich erst auf das Jahr 1892.

Das Ministerium der Volksaufklärung hat wiederholt den Versuch gemacht, über den Stand der Volksbildung in Rußland Gesammtschlüsse zu ziehen. Der erste derartige Versuch reicht noch in die Mitte der dreißiger Jahre zurück und ist vom Minister angestellt worden, um die Unrichtigkeit der in der ausländischen Presse erschienenen Mittheilungen über den äußerst ungünstigen Stand der Volksbildung in Rußland darzuthun. Der Minister vertritt die Ansicht, derartige irrige Anschauungen ließen sich einzig und

allein darauf zurückführen, daß die ausländischen Gelehrten bei ihren Aufstellungen nur das Material der Berichte des Ministeriums der Volksaufklärung verwertheten, während doch bekanntlich in diese Berichte beiweitem nicht alle in Rußland vorhandenen Schulen mit einbezogen wären. Aus dem Schriftwechsel des Ministers mit allen anderen Verwaltungsressorts ging hervor, daß nach den Erhebungen für das Jahr 1834 auf je 50 Bewohner ein Lernender kam. Hieraus zieht der Minister den Schluß, daß „ungeachtet der dünn gesäeten Bevölkerung bedeutender Landstrecken, die der Errichtung von Schulen hindernd im Wege steht, und der nomadisirenden Lebensweise vieler Volksstämme, während die Seßhaftigkeit doch die Vorbedingung für jede Bildung sei, unser Vaterland bezüglich der Volksbildung auch in quantitativer Hinsicht unter den Staaten Europas nicht die letzte Stelle einnehme". Leider sind alle unsere Bemühungen zur Auffindung dieser ersten vom Ministerium verfaßten Generalaufstellung über das gesammte damalige Schulwesen in Rußland fruchtlos geblieben; nicht einmal den genauen Titel dieses hochwichtigen Denkmals haben wir eruiren können.

Ein ähnlicher Versuch wurde erst im Jahre 1876 wieder gemacht, indem das Ministerium unter Mitwirkung der Zentralverwaltungen aller Ressorts über die Schulen der untersten Ordnung Daten sammelte und auf Grund derselben für das Jahr 1876 eine übersichtliche Karte der Volksbildung in Rußland zusammenstellte. Herausgegeben wurde die Arbeit im Jahre 1880, kann aber nach des Ministers eigenem Dafürhalten nicht als ganz vollständig anerkannt werden, da mehrere Lokalverwaltungen die erbetenen Auskünfte dennoch nicht zur Verfügung gestellt hatten. — Die für die allrussische Ausstellung des Jahres 1882 angefertigte Arbeit ist von unvergleichlich geringerem Werth.

Der letzte Versuch des Ministeriums, ein übersichtliches Bild der Volksbildung in Rußland zu geben, gehört der jüngsten Zeit an und war für die allrussische Ausstellung des Jahres 1896 in Nishni-Nowgorod bestimmt. Die Materialien zu dieser Arbeit waren seitens des Ministeriums direkt von den ihm unterstellten lokalen Organen, den Direktoren und Inspektoren der Volksschulen, eingefordert worden. Daß das Ministerium sich mit denjenigen Persönlichkeiten, die mit der Volksbildung in unmittelbarem Kontakt

stehen, in direkte Relation gesetzt hat, muß unzweifelhaft als ein gewaltiger Schritt vorwärts bezeichnet werden, und man kann ihn daher nur freudig begrüßen. Leider konnte jedoch auch diese Arbeit nach dem eigenen Zeugniß der mit ihr Betrauten „sich nicht durch absolute Zuverlässigkeit hervorthun." Ihre Hauptmängel sind folgende. Erstens enthielt das Formular für die Eintragung der Daten kein Namensverzeichniß für sämmtliche Schulen, sondern es wurden summarische Auskünfte über die einzelnen Schulgruppen verlangt, deren Gruppirung schon im Voraus, aber in sehr unzulänglicher Weise, vom Ministerium selbst vorgezeichnet war. Als zweiter sehr fühlbarer Uebelstand erscheint der Umstand, daß die Auskünfte über die dem Ministerium nicht unterstehenden Schulen (Kirchen-Parochialschulen u. a.) nicht von den diesen Schulen unmittelbar vorstehenden Institutionen eingefordert waren; infolgedessen sind oft ihrem Ursprung nach recht heterogene Ziffern summirt worden. Drittens ist bei der Zusammenstellung des Materials nur in unzureichendem Maß Kontrole geübt worden. Das Resultat ist, daß die Daten des einen Theiles der Arbeit mit den entsprechen Daten des anderen Theiles nicht übereinstimmen. Wie wenig genau und zuverlässig sie überhaupt sind, wird schon aus folgenden Beispielen erhellen. Nach Angaben von F. F. Oldenburg, die gleichfalls nach offiziellen Dokumenten verfaßt worden sind, waren am 1. Januar 1893 im Baltischen Gebiet 3153 Schulen vorhanden, nach den ministeriellen Angaben am 1. Januar 1894 nur 3070; im Wilna'schen Lehrbezirk nach Oldenburg 7868 Schulen, nach dem Ministerium nur 3070.

Die Verantwortung für die Mängel dieser ministeriellen Arbeit kann natürlich nicht den Direktoren und Inspektoren zugewälzt werden, welche die Auskünfte ertheilt haben, denn von einer wissentlichen Entstellung der Thatsachen ihrerseits kann selbstverständlich nicht die Rede sein; die Fehler haben sich eben infolge von Mißverständnissen eingeschlichen, die bei der Edition hätten kontrolirt und beseitigt werden müssen. Wir wiederholen, daß das einzige Verdienst des Ministeriums bei dieser Arbeit nur darin besteht, daß es sich dazu entschlossen hat, sich unmittelbar an seine lokalen Organe zu wenden.

Wohl existiren noch mehrere ministerielle Editionen, die sich auf die Schulstatistik beziehen (z. B. „Die Lehranstalten vom Ressort

des Ministeriums der Volksaufklärung" St. Ptb. 1895; Verzeichnisse der Lehranstalten), irgend welchen wissenschaftlichen Werth haben sie jedoch nicht.

Indem wir von den Editionen unseres zentralen Unterrichtsressorts zu denen der lokalen Institutionen übergehen, wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst den Kuratoren der Lehrbezirke zu. Hier begegnen wir verschiedenartigen Berichten und Notizbüchern (z. B. für den Warschauer, Wilnaer, Kiewer, Orenburger, den Kaukasischen und West-Sibirischen Lehrbezirk), welche sich von den ministeriellen Ausgaben dadurch vortheilhaft unterscheiden, daß sie Auskunft ertheilen über die einzelnen Gouvernements; dafür aber erscheinen sie meist sehr unregelmäßig, zuweilen in fünfjährigen Intervallen, und büßen dadurch von ihrem Werthe viel ein. Als Musteredition unter ihnen erscheinen die Berichte von K. P. Janowski, dem Kurator des Kaukasischen Lehrbezirks. Seit dem Jahre 1879 erscheinen sie alljährlich in Gestalt eines starken Bandes, etwa noch einmal so umfangreich wie die ministeriellen Gesammtberichte. Sie enthalten vollständige Verzeichnisse sämmtlicher Elementarschulen mit folgenden Angaben über jede einzelne: den Kreis oder Bezirk, in welchem die Schule sich befindet; das Jahr ihrer Gründung; die Gesammtzahl der Lernenden (mit Unterabtheilungen für die Geschlechter); die Jahresausgaben für den Unterhalt der Schule. In die Berichte sind nicht nur die dem Kurator unterstellten, sondern auch die ihm nicht unterstellten Schulen aufgenommen und werden nach ihren verschiedenen Kategorien gesondert aufgeführt, doch fehlt es auch an einer Gesammtübersicht nicht; als Territorialeinheit gilt das Gouvernement; in jeder Kategorie werden außer den detaillirten Daten über die Anzahl der Lehrenden und Lernenden, mit Unterabtheilungen für die Geschlechter, auch noch Angaben gemacht über die Unterrichtssprache, über das Verhältniß ihrer Anzahl zur Bevölkerungsziffer, die Dauer des Bestehens der Schulen, genaue Angaben über ihren Unterhalt, ihren Gesundheitszustand u. s. w. Auf Grundlage der einzelnen Jahresberichte sind erst für einen zehnjährigen, dann für einen fünfzehnjährigen Zeitraum sehr werthvolle zusammenfassende Arbeiten zusammengestellt worden. Ueberhaupt bilden die kuratorischen Berichte des Kaukasischen Lehrbezirks sowohl ihrem reichhaltigen Material als auch ihrer ganzen Einrichtung nach unstreitig eine hervorragende Erscheinung

in der russ. Schulstatistik, nur fehlen uns leider noch Angaben darüber, wie die ursprünglichen Daten kontrolirt wurden. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht von allem bureaukratischen Ballast befreite Auszüge aus denselben in den Buchhandel gelangen. Die Ausgabe ähnlicher Berichte seitens der übrigen Lehrbezirke könnte nur freudig begrüßt werden, doch würde die Organisation einer ähnlichen Berichterstattung seitens des Ministeriums die Errichtung eines speziellen statistischen Bureaus erfordern.

Manche Volksschuldirektoren (z. B. der Gouvernements Taurien, Chersson, Mohilew, Charkow, Grodno, Witebsk, Simbirsk, Wjatka u. a.) geben auch ihrerseits Notizbücher und Berichte heraus, die gewiß volle Sympathie verdienen, als Material für die Gesammtstatistik des russ. Schulwesens aber nicht ernstlich in Betracht kommen können, weil ihrer erstens nicht viele sind und sie zweitens nicht immer mit der erforderlichen Regelmäßigkeit in bestimmten Intervallen erscheinen; ihre zusammenfassende Bearbeitung wird dadurch ungemein erschwert.

Auch die Volksschulinspektoren veröffentlichen zuweilen Berichte über die Schulen ihrer Rayons und zwar gewöhnlich in Gestalt von Eingaben an die Landschaftsversammlungen, fürs ganze Reich jedoch hat dieses Material natürlich eine noch geringere Bedeutung als die Direktionsberichte.

So haben wir denn zu konstatiren, daß das Ministerium der Volksaufklärung und seine lokalen Organe für die retrospektive Schulstatistik des ganzen Reiches wenig brauchbares Material geliefert haben. Ihre laufenden Editionen sind für die Charakterisirung des Standes der elementaren Volksbildung in Rußland ungenügend, und will man sie überhaupt verwerthen, so darf das nur bei peinlichster Prüfung und Kontrole derselben geschehen. Weder das Ministerium noch seine lokalen Organe kann natürlich der Vorwurf einer tendenziösen und wissentlichen Ungenauigkeit der veröffentlichten Daten treffen; die Unvollständigkeit und und Ungenauigkeit der ministeriellen Editionen finden ihre Erklärung ausschließlich darin, daß das Ministerium für die Statistik der Elementarbildung bisher noch kein ernstliches Interesse gehabt hat.

Die schulstatistischen Berichte der übrigen Ministerien können wir hier außer Acht lassen, da die Schulen der Ministerien des

Inneren und der Landwirthschaft (in Sibirien) in die Berichte des Ministeriums der Volksaufklärung einbezogen sind und die gesammten Schulen aller anderen Ministerien kaum 1% aller Schulen in Rußland ausmachen; wir können daher direkt zur Rechenschaftsablage des heil. Synods und seiner lokalen Organe übergehen, die für den Statistiker allerdings erst vom Jahre 1881 an ein Interesse bieten kann.

Bis zum Jahre 1881 nämlich schenkten die Synodalberichte den Schulen überhaupt nur geringe Beachtung und brachten über dieselben nur die allerfundamentalsten Daten — über die Anzahl der Schulen und die Anzahl der Lernenden, nach den Geschlechtern getrennt. Was für Ziffern aber wurden in diesen Berichten über die kirchlichen Schulen gebracht? Bei Beantwortung dieser Frage müssen wir nothwendigerweise im Auge behalten, daß die Abc-Schule bei der Bildung der Volksmasse von jeher nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat, indem sie bis auf den heutigen Tag aus der Lage der Aechtung und allermöglichen Drangsalirungen noch nie befreit gewesen ist. Zur Zeit der Leibeigenschaft waren die Abc-Schulen und ihre Lehrer den Verfolgungen vieler Gutsbesitzer ausgesetzt, denn die Kunst des Lesens, als der erste erleuchtende Lichtschimmer der Erkenntniß, war in jenen Zeiten bei der Mehrzahl der herrschenden Klassen verhaßt. Doch auch in der nachreformatorischen Zeit, nach ihrer Befreiung von der Knechtung durch die Gutsbesitzer, blieb die Abc-Schule allen möglichen Vexationen ausgesetzt. Das Bestreben der landschaftlichen Institutionen, ihr hilfereich die Hand zu bieten, blieb lange Zeit hindurch völlig resultatlos, bis es endlich zur Zeit des Ministers Baron Nikolai der Welisch'schen Landschaft gelang, die offizielle Anerkennung der Abc-Schulen zu erlangen. Der Landschaft und der Bevölkerung schien nun die Möglichkeit gegeben, den Plan zu einer gedeihlicheren Organisation dieser Schulen auszuarbeiten und eine ganze Reihe von Maßnahmen zu ihrer systematischen Umwandelung in regelrecht organisirte Schulen zu ersinnen. Diese Periode ihrer freien Entwickelung nahm jedoch bald ein Ende, denn die Abc-Schulen wurden offiziell ausschließlich den Händen der rechtgläubigen Geistlichkeit ausgeliefert, und abermals begann für sie eine Zeit der einseitigen und einzwängenden Reglementirung.

Eben diese Abc-Schule jedoch hat der russ. Schulstatistik einen

bemerkenswerthen Dienst erwiesen. Wenn sich aus irgend welchen Gründen einmal die Nothwendigkeit ergab, die Anzahl dieser Schulen recht groß erscheinen zu lassen, dann wurden sie eifrigst aus ihren Verstecken herausgestöbert, und schleunig schwollen die Ziffern in den offiziellen Berichten an; danach ließ der künstliche Eifer wieder nach, und die Spalten der Mittheilungen boten wiederum den gewohnten öden Anblick. Wie weit damit gegangen wurde, läßt sich aus folgendem Beispiel ersehen.

Das Jahr 1865, wo ihrer im Bericht 21,420 verzeichnet wurden, bildet den Kulminationspunkt des Anwachsens der kirchlichen Schulen. Zur selben Zeit wurden von der auf Allerhöchsten Befehl errichteten Behörde für Angelegenheiten der rechtgläubigen Geistlichkeit an Ort und Stelle Auskünfte über die kirchlichen Schulen und durch das statistische Zentralkomité Daten über die anderen, nicht organisirten häusl. Schulen eingesammelt (die Chederschulen, die mohamm. Mektebé-Schulen u. a.), deren 14,135 vorhanden waren. Es stellt sich jetzt heraus, daß die für die kirchlichen Schulen angegebene Ziffer zu jener Zeit fast doppelt so groß war wie 28 Jahre später (1893), obgleich sie vom Staat mit einem Millionenbudget subventionirt werden. Aus den offiziellen Angaben erhellt, daß die Lernenden in den kirchlichen Schulen im Verhältniß zur Bevölkerungsziffer jetzt einen $2^1/_2$ mal geringeren Prozentsatz bilden. Der Wirklichkeit entspricht das natürlich nicht. Der Oberprokureur des heil. Synods Graf D. A. Tolstoi hat übrigens in die Berichterstattung über die kirchlichen Schulen bedeutend mehr Ordnung gebracht. Auf seine Veranlassung erschien im Jahre 1865 das Werk „Die Volksschulen und die Betheiligung der rechtgläubigen Geistlichkeit an denselben", in welchem allerdings die Maximalziffer der kirchlichen Schulen (21,420) aufrecht erhalten, zugleich aber ihre traurige Lage in 33 Eparchieen freimüthig dargelegt wurde. Von der Zeit an nimmt die Ziffer für diese Schulen stetig ab, und im Jahre 1881 werden ihrer nur noch 4,440 angegeben.

Wir übernehmen es nicht zu entscheiden, wer die Verantwortung für die Beschaffung derartiger Daten zu tragen hat, glauben aber annehmen zu können, daß die Pfarrgeistlichkeit keine Schuld trifft. Wie dem nun auch sein mag, so muß jedenfalls doch konstatirt werden, daß bis zum Jahre 1881 den offiziellen

Ziffern für die Kirchenschulen nicht viel Vertrauen geschenkt werden darf. Die Wiederherstellung der richtigen Ziffern für die thatsächlich vorhanden gewesenen Schulen aber erscheint jetzt als ein Ding der absoluten Unmöglichkeit.

Mit dem Erscheinen des neuen Reglements für die Parochialschulen und die Abc-Schulen mußte natürlich, da sie bei der Volksbildung eine so hervorragende Rolle zu spielen begannen, auch auf ihre Registrirung mehr Sorgfalt verwandt werden, und man muß gestehen, daß das Studium und die Statistik der kirchlichen Schulen vom heil. Synod auf eine viel breitere und vollständigere Basis gestellt worden, als das seitens des Ministeriums für die ihm unterstellten Schulen geschehen ist. Alle Eparchialschulräthe sind nämlich verpflichtet, dem Synod alljährlich Berichte in drei gesonderten Akten einzureichen, welche nach Kreisen geordnete Daten geben und durch ihre ganze Einrichtung sich für eine vergleichende Zusammenstellung wohl eignen. Sie werden fast alle gedruckt und sind der Benutzung ziemlich leicht zugänglich.

Diese äußere gute Anordnung der kirchlichen Schulstatistik läßt aber ihre inneren Mängel um so schärfer hervortreten. Einer derselben besteht darin, daß das laufende Schulregister für die Dauer eines ganzen Lehrjahrs in die Rechnung aufgenommen wird, die angegebene Ziffer daher augenscheinlich immer zu groß ist, denn sie umfaßt sowohl die im Laufe des Jahres neu eröffneten als auch die wieder geschlossenen Schulen. Ein weit richtigeres Resultat würde man erhalten, wenn die Subsummirung zu irgend einem fest bestimmten Termin mitten im Schuljahr, am besten wohl zum 1. Januar vorgenommen würde. Ein anderer fühlbarer Mangel zeigt sich darin, daß in die Berichte nicht selten auch alle diejenigen Schulen aufgenommen werden, welche immer noch als vorhanden zählen, obgleich im betreffenden Schuljahre in ihnen keinerlei Unterricht mehr ertheilt worden ist. Allerdings kommen solche aus irgend welchen Gründen außer Thätigkeit gesetzte Schulen unstreitig in allen Schulkategorien vor. Nicht selten auch werden die Angaben über die Lernenden dem vorhergehenden Schuljahre entnommen. Die schwächste Seite der kirchlichen Schulstatistik aber bilden wie immer die Abc-Schulen. Eine thatsächliche genaue Abgrenzung zwischen diesen und den Parochialschulen ist bis zur Stunde noch garnicht vorhanden, was von manchen Eparchial-

räthen auch ganz offen bekannt wird. — Die speziell den Abc-Schulen geltenden Zifferreihen sollten eigentlich immer den charakteristischen Vermerk erhalten: „Zu dem und dem Termin eingetragene Abc-Schulen.“ Die Ziffern entsprechen nicht der Wirklichkeit, und die jeweilige Registrirungsmethode spielt immer die Hauptrolle dabei. So ist z. B. im Twer'schen Gouvernement, wo dank der Initiative W. J. Pokrowskis, früheren Chefs der Landschaftsbureaus, die Registrirung der Abc-Schulen schon längst eingeführt und achtsam gehandhabt worden ist, die Gesammtzahl der Parochialschulen noch einmal so gering wie die Anzahl der Abc-Schulen, im Gouvernement Minsk sechsmal geringer, im Gouvernement Wologda dagegen anderthalbmal größer u. s. w.

Alle Berichte und anderen Mittheilungen über die kirchlichen Schulen werden im Schulmuseum des heil. Synods aufbewahrt, eine regelrechte vergleichende statistische Zusammenstellung wird jedoch vom Synod nicht gemacht, und die wenigen Versuche, ein Gesammtbild des kirchlichen Schulwesens zu entwerfen, haben ein mehr als unbefriedigendes Resultat ergeben. Auch die resultirenden Daten über die kirchlichen Schulen, wie sie in den alleruntertänigsten Berichten des Oberprokureurs enthalten sind, können nicht als statistische Arbeit anerkannt werden. Der Versuch des heil. Synods, für die Nishni-Nowgoroder Ausstellung ein vollständiges übersichtliches Bild aller kirchlichen Schulen nach Eparchieen und Kreisen zu geben, hat wenig Werth, da bei Anfertigung des Verzeichnisses auf keinen einheitlichen Termin Bezug genommen worden ist. Die Anzahl der kirchlichen Schulen ist nämlich erhöht und ebenso diejenige der ministeriellen Schulen verringert worden. So gehören z. B. im Petersburger Gouvernement zum Ressort des Ministeriums thatsächlich etwa 900 Schulen, in den Daten des Synods aber wurden nur 391 angegeben; die Räsan'sche Kreislandschaft hatte 71 Schulen, die Eparchialbehörde verzeichnete jedoch bloß 42 u. s. w. Was die Abc-Schulen betrifft, so kommen wir im Weiteren nochmals auf diese Frage zurück, gestatten uns aber vorläufig schon die Behauptung, daß die Anzahl der Abc-Schulen in früheren Jahren eine bedeutendere gewesen ist als jetzt, jedenfalls aber muß sie für das Jahr 1884 auf viele Tausende veranschlagt werden. Wohin eine derartige Verwendung von Ziffern führt, sehen wir am Beispiel des Herrn Golubew.

In seiner Arbeit über das Gouvernement Wjatka stellt er ohne jegliche Kontrole die Daten des Eparchialressorts ein, und als Resultat ergiebt sich, daß dort im Jahre 1890 nur 94 Abc-Schulen existirt haben, im Jahre 1895 aber 503, d. h. also, daß ihre Anzahl mit jedem Jahre um mehr als 100% der ursprünglichen Zahl gestiegen sein müßte!

Indem wir alles eben Dargelegte zusammenfassen, kommen wir zum Schluß, daß die Berichterstattung des heil. Synods äußerlich unvergleichlich besser eingerichtet und ausgestattet ist als diejenige des Ministeriums der Volksaufklärung. . .

Unter den Auskünften über die elementare Volksbildung nehmen die Veröffentlichungen der russischen Selbstverwaltungsorgane einen hervorragenden Platz ein und zwar ganz besonders die Editionen der Landschaften. Seit der Zeit ihres Bestehens haben die Gouvernements- und Kreislandschaften an 12,000 Berichte veröffentlicht, in denen dem Kapitel über die Volksbildung meist ein hervorragender Platz eingeräumt ist. Nicht weniger als 1000 dieser Berichte enthalten sehr werthvolle Daten über die Volksbildung, können inhaltlich nicht selten mit den bekannten Berichten der amerikanischen Superintendenten konkurriren, übertreffen dieselben zuweilen sogar. Von solcher Qualität sind z. B. die statistischen Jahresberichte der Moskauer Gouvernementslandschaft, der Twer'schen, Cherson'schen u. a. m. Viele dieser Berichte haben bereits die Form fortlaufender statistischer Tabellen angenommen.

Die Qualität der Berichte war übrigens in den verschiedenen Perioden der landschaftlichen Lebensdauer durchaus nicht von gleicher Güte; sie hatten bis zum Inslebentreten der landschaftl. Statistik einen mehr beschreibenden Charakter und enthielten nur wenig statistisches Material. Derartig waren unter anderen und erfreuten sich weiter Verbreitung namentlich die Eingaben von N. A. Baron Korff für den Kreis Alexandrowsk im Gouvernement Jekaterinoslaw und von W. Karpow für den Odessaer Kreis. Mit der Eröffnung von landschaftl. statistischen Bureaus in der zweiten Hälfte der 70. Jahre fangen auch die Landschaftsberichte an, progressiv immer werthvollere statistische Daten zu bringen. Die allgemeine Aufmerksamkeit erregten zu seiner Zeit das Herzenstein'sche Werk „Materialien zur Volksbildung im Cherson'schen Kreise" für

das Dezennium 1865—1874 und noch einige andere Editionen. Hier und da tauchten vereinzelte Versuche auf, historische Skizzen über den Stand der Volksbildung in dem einen oder anderen Kreise oder Gouvernement zu verfassen, wie z. B. Udinzews Arbeit für den Irbit'schen Kreis, „Uebersichtliche Entwickelung der Bildung im Ochan'schen Kreise", „Materialien für die Kreise des Gouvernements Kasan" u. a. Aber auch außer solchen Spezialwerken nimmt im Laufe der Zeit eine ganze Reihe gewöhnlicher Landschaftsberichte die Form richtiger, werthvoller statistischer Untersuchungen an. So geben z. B. die Berichte der Kreislandschaftsversammlungen von Konstantinograd und Priluki für 1887 sogar so detaillirte Auskünfte wie: die Entfernung der Schule vom Wohnort der Lernenden, die Anzahl der Unterrichtstage in jeder Schule u. dgl. mehr. Unter den hervorragenden verdienen besondere Erwähnung die Berichte der Kreisverwaltungen in den Gouvernements Cherson, Twer (bes. Kreis Wessjegonsk), Wjatka, Perm, Tula (Kr. Bogorodsk), Petersburg (Kr. Peterhof), Rjasan (Kr. Spassk) u. a. Anläßlich des 25jährigen Bestehens der Landschaftsinstitutionen erschien eine ganze Reihe histor. Skizzen über die Betheiligung der Landschaften an der Volksbildung (z. B. die Arbeiten von Frau Jazewitsch fürs Poltawa'sche, von Herrn Petrow für's Moskauer Gouvernement u. s. w.).

Im Allgemeinen bilden die Landschaftsberichte ein sehr reichhaltiges Material fürs Studium der histor. Entwickelung des Schulwesens und seines gegenwärtigen Standes; leider jedoch haben die landschaftlichen Statistiker nicht die Möglichkeit, Kongresse zu veranstalten und daher auch für ihre Editionen noch kein einheitliches System vereinbart, so daß die Programme derselben gar verschiedenartig sind; das Fehlen lebendigen Gedankenaustausches und gemeinschaftlicher Arbeit nach vereinbartem Plan hat dazu geführt, daß es neben den Gouvernements und Kreisen, die eine musterhafte Berichterstattung aufweisen, noch eine nicht unerhebliche Anzahl von Kreisen giebt, in denen die landschaftliche Berichterstattung über die Volksbildung sich noch im allerprimitivsten Zustande befindet. Das ist der Grund, weshalb die Zusammenstellung eines vollständigen Gesammtbildes vom Stande des Schulwesens im landschaftlichen Rußland auf Grundlage der landschaftl. Materialien so außerordentlich komplizirt und

erschwert erscheint. Dennoch halten wir die Ausführung immerhin für möglich, nur wären vorhergehende vergleichende Zusammenstellungen des Materials nach den einzelnen Gouvernements eine unerläßliche Bedingung dazu. Daß infolge der Verschiedenartigkeit der Programme und Systeme die statistische Bearbeitung dieser Berichte nicht für alle Kreise gleich detaillirte Daten ergeben kann, versteht sich natürlich von selbst, und in vielen Kreisen würden auf eine große Anzahl von Fragen die Daten zur Beantwortung ganz fehlen.

Die Entwickelung der fortlaufenden Schulstatistik hat erst in jüngster Zeit begonnen, doch tragen viele Jahresberichte schon jetzt den Typus einer solchen; in denjenigen Landschaften, wo die Herausgabe statistischer Jahresberichte schon organisirt ist, sind in letzteren der Volksbildung besondere Kapitel gewidmet, und namentlich im Moskauer landschaftl. Jahrbuch begegnen wir einer hervorragenden Stellung derselben; die Twer'schen Berichte eifern den Moskauern redlich nach. Des interessanten Versuchs zur Führung alljährlicher Personalregister aller Lernenden, der in den 80. Jahren auf W. J. Skalons Initiative für den Moskauschen Kreis gemacht worden ist, müssen wir auch noch Erwähnung thun.

Die Berichtsangaben unserer städtischen Selbstverwaltung in Sachen der Volksbildung sind im Vergleich zu den landschaftlichen weit weniger reichhaltig und lange nicht so vollzählig, denn außer Petersburg, Moskau und Odessa haben nur sehr wenige Städte Rechenschaftsberichte über ihr Schulwesen und historische Skizzen für dasselbe aufzuweisen.

Von den Berichtsdaten über die Volksbildung in den alleruntersthänigsten Berichten der Gouverneure haben wir noch nicht gesprochen. Die gleichartigen Auskunftsertheilungen der Gouverneure über die ihnen anvertrauten Gouvernements nahmen im Jahre 1831 ihren Anfang, veränderten 1842 ihre Form, und das Muster für ihre heutige Gestalt ist im Jahre 1870 bestätigt worden. Von den acht obligatorischen Akten dieser Berichte ist eine der Volksbildung gewidmet.

Diese Akte giebt Daten über die Anzahl aller Lehranstalten, der lernenden Knaben und Mädchen für die Gouvernementsstadt allein, für alle übrigen Städte zusammen und endlich für alle Kreise zusammen. Die Daten werden von den Ispravniks und den in Frage kommenden Institutionen beschafft und dann in

der Kanzlei des Gouverneurs ohne besondere Prüfung in die Tabellen eingetragen, weshalb es natürlich äußerst gefährlich ist, sich diesem Material anzuvertrauen. Die Hauptverwirrung wird auch hier durch die nicht einheitlichen Registrirungsmethoden der noch unorganisirten Schulen hervorgerufen. Ein Gouverneur z. B. stellt die Abc-Schulen in die Rubrik der kirchlichen Schulen mit ein, ein anderer thut es nicht; der eine schließt die Chederschulen in die Zahl der jüdischen Schulen ein, der andere nicht u. s. w. Dasselbe kommt auch in den Berichten für ein und dasselbe Gouvernement, aber für verschiedene Jahrgänge vor, wodurch z. B. folgende Resultate erzielt werden. Im Jahre 1894 ist fürs Gouvernement Minsk die Gesammtzahl der Schulen auf 2813 angegeben, für 1893 nur auf 1721. In der „Sammlung von Auskünften über Rußland" vom Jahre 1890, die nach den Berichten der Gouverneure zusammengestellt worden ist, ist zu lesen, daß 1886 im Twer'schen Gouvernement vorhanden gewesen seien: 1127 Schulen (Elementarschulen unterster Ordnung, Wohlthätigkeits- und Privatschulen 2. und 3. Kategorie) und 108 Parochial- und Abc-Schulen; nach dem Berichte an die Gouvernementslandschaftsversammlung für das Lehrjahr 1887—1888 indessen gab es an Elementarschulen in Stadt und Land 503 und kirchlichen Schulen 998, darunter 145 Parochialschulen und 853 Abc-Schulen. Ebenso werden in einer statistischen Spezialuntersuchung vom Jahre 1886 fürs Gouvernement Cherson 531 Schulen angegeben, in der „Sammlung von Auskünften" für das gleiche Jahr aber 639 d. h. 20% mehr. Frau Jazewitsch giebt für 1887 im Gouvernement Poltawa 627 Schulen an, die „Sammlung" für 1886 aber 647 Schulen u. s. w. Die „Sammlung" stellt die Gesammtzahl aller Chederschulen für das ganze europäische Rußland auf 1701 fest, während doch schon zwei beliebige Gouvernements mit seßhaften Juden eine größere Ziffer ergeben müssen.

Derartige Beispiele ließen sich noch in großer Menge anführen, weshalb die Behauptung begründet erscheint, daß die Daten in den Berichten der Gouverneure von der Wirklichkeit nicht selten abweichen und in außerordentlich hohem Grade von der Willkür und dem subjektiven Gutdünken ihres jeweiligen Zusammenstellers beeinflußt sind. Obwohl sie jährlich erscheinen und in allen Gouvernements zu haben sind, ist es doch sehr schwierig auf

Grundlage dieser Berichte ein Gesammtbild vom Stande des Schulwesens im Reiche zu entwerfen, wenn man nämlich der Wirklichkeit mehr oder weniger entsprechende Daten geben will.

Die in den Editionen der statistischen Gouvernementskomités enthaltenen Materialien über Volksbildung („Notizbücher", „Nachschlagebücher", „Arbeiten", „Sammlungen" u. s. w.) stellen gewöhnlich weiter nichts dar als einen Auszug aus den entsprechenden Abschnitten der alleruntertänigsten Berichte oder deren glatten Nachdruck. Manchen Gouvernementskomités haben wir jedoch auch sehr werthvolle Arbeiten zu verdanken, wie z. B. das „Nachschlagebuch für sämmtliche Lehranstalten des Gouvernements Kurland" für 1888; Pulcherows Arbeit für die Stadt Welikija-Luki und deren Kreis u. m. a. Für die meisten nicht landschaftlichen Gouvernements sind die Materialien der statistischen Gouvernementskomités fast die einzige Quelle für die Erforschung des Standes der Volksbildung, dazu erscheinen diese Editionen beiweitem nicht überall alljährlich und schenken auch in den verschiedenen Gouvernements der Frage der Volksbildung nicht im entferntesten die gleiche Beachtung. Aus dem Gesagten ist klar zu ersehen, in welchem Zustande die Rechenschaftsstatistik für die Volksbildung sich bei uns noch befindet, und nur die langjährige mühselige Arbeit irgend einer Spezialinstitution wäre im stande, alle vorhandenen Materialien prüfend mit einander zu vergleichen, um aus ihnen die wenigen Daten ans Tageslicht zu fördern, welche als mehr oder weniger glaubwürdig gelten könnten.

Verweilen wir einen Augenblick bei den Versuchen zur Bearbeitung und vergleichenden Zusammenstellung der vorhandenen Rechenschaftsmaterialien, die bisher vom statistischen Zentralkomité angestellt worden sind. Das staatliche statistische Zentralorgan trat bei uns schon im Jahre 1834 unter dem Namen der „statistischen Abtheilung beim Ministerium des Innern" in's Leben, und im Jahre 1863 wurde der „statistische Rath" gegründet, der dann 1875 wieder reformirt wurde. Alle diese Metamorphosen trugen einen ausschließlich bureaukratischen Charakter, und die Organisation unserer offiziellen Statistik steht bezüglich ihrer Verwaltung fast konkurrenzlos da.

Der erste Versuch, vergleichende Generaldaten über die Elementarbildung zu geben, wurde vom Zentralkomité 1856 in

seinen „statistischen Tafeln fürs russische Reich“ gemacht, in denen für jedes Gouvernement über die Anzahl der Schulen und deren Schülerzahl Auskunft ertheilt wird. Der nächste Versuch betrifft das Jahr 1863 und ist 1866 im „statistischen Jahrbuch“ erschienen. Die Daten über die Anzahl der Schulen und deren Schüler sind hier nach den Lehrbezirken geordnet. Im statistischen Jahrbuch von 1879 wird der Versuch gemacht, „Auskunft zu geben über die Anzahl der Lehranstalten und deren Schüler im europäischen Rußland, insgesammt für alle Ressorts und Institutionen, zu denen Schulen gehören, wobei die Lehranstalten in möglichst kleine Gruppen vertheilt und in jedem Gouvernement gesondert angeführt werden a. für die Gouvernementsstadt, b. für die Kreisstädte und c. für die Kreise — für das Triennium 1872—1874“. Diese Arbeit ist unvergleichlich solider und detaillirter als die ersten beiden, aber auch hinsichtlich dieser hat das Komité selbst im Vorwort offen erklärt, daß „bei dem heutzutage für die statistischen Notirungen gebräuchlichen System keine Möglichkeit vorhanden sei, genaue Daten für alle Schulen zu erhalten“. Als Hauptquelle für diese Arbeit haben die schulstatistischen Akten bei den Berichten der Gouverneure gedient, über deren statistischen Werth wir uns eben schon geäußert haben. Sehr charakteristisch ist übrigens folgende Verlautbarung des Komités im Vorwort zur Arbeit: „Den wunden Punkt in unserer Schulstatistik bilden ..... die Elementarschulen und insonderheit diejenigen derselben, für die noch keine ständige, regelrecht organisirte Inspektion der Lehrthätigkeit existiert“. Somit erweisen sich also als nicht wunder Punkt in unserer Schulstatistik nur die Ergebnisse der 8 Universitäten und einiger hundert mittlerer Lehranstalten; die Erklärung des „wunden Punktes“ aber durch die mangelnde Inspektion sieht dem sehr ähnlich, als wollte jemand die ungenauen Resultate einer Volkszählung dadurch motiviren, daß die Bevölkerung am Tage der Zählung nicht aufgehört habe zu fluktuiren.

In den Jahrgängen 1882 und 1890 der vom Zentralkomité edirten „Sammlungen von Auskünften über Rußland“ sind ebenfalls Gesammtdaten über die Abc- und anderen Elementarschulen enthalten, die gleichfalls wieder aus derselben trüben Quelle, den Rechenschaftsberichten der Gouverneure, geschöpft sind. Ueber den minimen Werth dieser Daten haben wir uns schon aus-

gesprochen, können aber nicht unerwähnt lassen, daß, ganz abgesehen von ihrer völligen Primitivität, das Komité sie nur für das europäische Rußland gebracht hat, und daß die Daten für 1886 erst 1890, also vier Jahre später, veröffentlicht worden sind. Mit dem Jahrgang 1890 der „Sammlung" nehmen die Versuche des Zentralkomités, ein so mangelhaftes Material zu verarbeiten, ein Ende. In der neuen „Sammlung" vom Jahre 1896 bringt das Komité gar keine Mittheilungen mehr über den Stand der Volksbildung im Reiche.

Ernst von Liphart.

Als treues Vorbild für mein ganzes Streben
Schien von Geburt an mir der Stern des Schönen,
Malend und meißelnd bin ich ihm ergeben,
Und ich verschmäh' es, Andrem je zu fröhnen.
Durch ihn nur wird dem Blick die höh're Welt,
Die Ziel all meines Schaffens ist, erhellt.

Weh' jedem, der vermessen und verblendet
Die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt!
Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.
Doch schwach sind wir, wo Gott nicht Kraft uns spendet,
Durch Gnade nur kann's unserm Aug' gelingen,
Von Sterblichem zu Göttlichem zu dringen.

Auf kaum einen unserer modernen Künstler dürfte dieses ästhetische Glaubensbekenntniß Michelangelos besser passen als auf unsern Heimathgenossen Ernst von Liphart. In den Mauern unseres alten Dorpat geboren, weilte er hier bis zum Jünglingsalter, bildete sich dann in Italien zum Künstler, kehrte endlich, nachdem er Jahre in Frankreich verbracht, nach Rußland zurück und schlug seine Werkstatt in St. Petersburg auf, wo er noch heute seine künstlerische Kraft ebenso in den Dienst der Schönheit stellt, wie früher in der Blumenstadt Florenz und in Paris.

Am 16. September 1847 schrieb sein Vater, Karl Eduard von Liphart, seinem Freunde Krüger nach Berlin: „Vor 23 Tagen hat meine Frau mir glücklich ein ebenso gesundes Knäbchen, wie seine Brüder es sind, Ernst Friedrich, geschenkt".

Der Himmelsgabe, die als ein göttliches Geschenk, dieses Knäbchen mit auf die Welt gebracht, konnte keine bessere Wartung und Pflege zu theil werden, als diejenige, die sie in Ernst von Liphart's elterlichem Hause fand. Hat doch der Name dieses angesehenen livländisches Adelsgeschlechts, durch Generationen hindurch mit den Künsten und Wissenschaften in enger Verbindung gestanden.

Da war zu Beginn unseres Jahrhunderts auf Schloß Rathshof bei Dorpat der Landrath Reinhold Wilhelm von Liphart, der Urgroßvater unseres Künstlers. In dem gastlichen Hause dieses Mannes verkehrte Alles, was in Dorpat durch Geist und Wissen sich auszeichnete, und als die junge Universität aufzublühen begann und von weither bedeutende Männer als Lehrer an die neue Hoch-

schule berufen wurden, da ward Schloß Rathshof in noch höherem Maße ein Mittelunkt des geistigen Lebens unserer Stadt.

Ein hervorragender Bücherfreund war der Landrath Reinhold Wilhelm, und die Bibliothek, die er anlegte, war gewiß eine der bedeutendsten in unseren Landen. Auch Bilder kaufte er, unter anderen zwei Darstellungen aus antik römischer Zeit von Joh. Dominico Fiorillo, dem damals hochgeschätzten Göttinger Professor, Maler und Kunstschriftsteller, denen nach ihrer Ankunft in Dorpat Professor Morgenstern ein begeisterte Abhandlung, die er im Druck erscheinen ließ, widmete; heute freilich hat man für diese beiden Bilder kaum noch ein mitleidiges Achselzucken.

Auf den Landrath Reinhold Wilhelm folgte im Majorat dessen ältester Sohn, der nachmalige Landmarschall Karl von Liphart, und dieser war ein besonderer Verehrer der Künste, der bildenden sowohl, wie der Musik. Er gründete die werthvolle Gemälde-Galerie im Schloß Rathshof, kaufte die wunderschöne Hebe von Canova und engagirte ein Streichquartett, zu dem Ferd. David, der später sein Schwiegersohn wurde, und Bernhard Romberg gehörten.

Der zweite Sohn des Landmarschalls, der Vater unseres Malers, war der als Kunstkenner und Sammler weltberühmte Karl Eduard von Liphart, nach dessen Tode Wilh. Bode von ihm schreibt*):

„Am 15. Februar 1891 starb in Florenz im 83. Lebensjahre Karl Eduard v. Liphart, ein Mann, der ausschließlich durch den persönlichen Umgang auf unsere neuere deutsche Kunstgeschichte einen Einfluß gehabt hat, wie kein zweiter neben ihm“ — und Bode kann das beurtheilen, spricht er doch gleich darauf von seinem unvergeßlichen Lehrer und Freunde.

Karl Eduard von Liphart hatte als junger Mann Jahre hindurch seinen Aufenthalt in Deutschland und Italien genommen und diese Zeit, sowie die Reisen, die er durch Spanien, Frankreich, die Niederlande und Belgien machte, dazu benützt, um mit der größten Liebe und dem feinsten Verständniß Werke der reproduzirenden Künste, sowie Handzeichnungen alter Meister zu sammeln. Auch eine große Auswahl von Abgüßen, nach den herrlichsten Werken der Antike, brachte er zusammen. Um die Mitte der

*) Jahrbuch der kgl. preuß. Kunstsammlungen, Bd. XII, H. 3.

vierziger Jahre kehrte er mit seiner Gattin Karoline, einer geborenen Gräfin Bylandt-Rheydt, und seinen ältesten Kindern, vom Rhein, wo sie bis dahin gelebt, in die Heimath zurück, um hier seinen dauernden Aufenthalt zu nehmen. Die schönen Räume seines Hauses wurden von ihm reich mit den Kunstwerken geschmückt, die er auf seinen Reisen zusammengebracht hatte und unermüdlich war er bestrebt seine Sammlungen zu vervollständigen.

Da standen in den prompejanisch gemalten Räumen die Büsten des Zeus von Otrikoli und der Juno Ludovisi, die Venus von Melos, der Apollo von Belvedere und die Diana von Versailles, aber auch ein Theil der Metopen vom Fries des Parthenon, die Gewandstatue aus Herkulanum, der bogenspannende Amor, der Dornauszieher und der Adorant, ja auch der mächtige Florentiner Hund, der ihn und seine Freunde, Wold. Krüger, Lenthe und Paul Stoppelberg, mit denen er im Jahre 1835 in Florenz geweilt, stets beim Eintritt in die Halle der Uffizien entzückt hatte, und noch viele andere Herrlichkeiten antiker Kunst. Die Wände waren mit Gemälden bedeckt, und neben Werken von Gerard Dou, Franz Hals, Berghem, Terburgh, Adriaen van Utrecht, Salvator Rosa u. a. hing eine Menge vortrefflicher Kopien nach Bildern alter Meister, hauptsächlich von Wold. Krüger.

Wie später Graf Schack, der gerade durch die Sammlung von Kopien in seiner Gallerie einen außerordentlich großen und segensreichen Einfluß auf die moderne Kunst ausübte, so dachte auch Liphart damals über dieselben. Aber nicht alle Künstler vermögen es sich so in jegliche Feinheit der Technik der alten Meister hineinzufinden, wie Muther von Lenbach rühmt, und dabei der vollen Größe derselben sich bewußt zu werden und stets bewußt zu bleiben, so daß man wie vor den Originalen selbst, im Genuß der ausgesuchtesten malerischen Schönheiten schwelgen und die großen Meister in ihren Charakteren studiren kann, wie vor den Kopien von Lenbach, Liphart und Wolf in der Schack'schen Gallerie und denen von Krüger in der Liphart'schen Sammlung. Auch der Rathshoffsche Garten, in den man durch ein wohlgepflegtes Warmhaus aus den Wohnräumen gelangte, war, nach holländischem Muster z. Th. angelegt, mit seinen Rasenplätzen, zierlich gemusterten Blumenbeeten, seinen Rosen und sonstigen seltenen Blumen, ein wahres Juwel.

Als Liphарts in die Heimath zurückkehrten, fanden sie in Dorpat neben dem geistigen Leben auch recht reges Interesse für die Kunst vor, und manches gute Oelgemälde, wie mancher gute Stich fanden damals Eingang in die Häuser des Adels sowohl, wie der Bürger. Davon hat auf unseren letzten Kunstausstellungen manches, was die Vorfahren mit Liebe gesammelt und was von den Enkeln mit Pietät aufbewahrt worden war, Zeugniß abgelegt.

Im Liphart'schen Hause verkehrte ein Kreis geistreicher und gelehrter Männer. Sonntags, nach der Kirche, traf sich dort eine Anzahl ausübender Freunde der Kunst in der sogenannten Sonntagsakademie, wie sie ihre Vereinigung nannten, und es wurde mit vielem Eifer gemalt. Zu dieser Sonntagsakademie gehörten, außer dem Hausherrn selbst, der spätere Landrath Aug. von Sivers, der Maler Felix von Sivers, der eben aus den Niederlanden zurückgekehrt war, von Samson-Urbs, sowie dessen Sohn, der Ingenieur und bekannte Schriftsteller Hermann von Samson und Wold. Krüger, Lipharts Jugendfreund.

Von all den Genannten weilt nur noch Hermann von Samson unter uns, und ich habe es manchmal erlebt, wie er sich mit Vergnügen dieser Sonntagsakademie erinnerte. An einzelnen Abenden wurden in diesem Kreise Kupferstiche und Handzeichnungen studirt und erläutert, an anderen Abenden wurde gelesen, und an diesen nahmen dann noch unter andern die Herrn Nikolai, Alexander und Arthur von Oettingen, die Professore Erdmann und Harnack, der Oberpastor W. Schwartz, später als junger Dozent auch Dr. Gustav Reyher Theil; manches gute Buch, das hier sonst vielleicht erst spät, vielleicht auch gar nicht bekannt geworden wäre, nahm aus dem Liphart'schen Hause seinen Flug durch unsere Welt.

Dies war die Luft, in der Ernst Liphart heranwuchs, und sie war wahrlich geeignet, das Samenkorn, das der Schöpfer in ihn gesenkt hatte, zum Keimen, Wachsen und Gedeihen zu bringen. Je mehr er heranwuchs, um so mehr zeigte sich seine ungewöhnliche Begabung für die Kunst. Zeichnen war für ihn ein Lebensbedürfniß, eine Naturnothwendigkeit; aber er begnügte sich nicht mit dem bloßen Abzeichnen, sondern er entwarf auch selbst Kompositionen, die von seinem Talent das beste Zeugniß ablegten.

Zu seinem nächsten Kameraden gehörten die beiden Söhne des nachherigen Landrichters August Baron Bruiningk, Edmund und

Hermann. Edmund Bruiningk besaß ebenfalls viel Sinn für die Kunst, er wurde nachher Konservator an der Gemälde-Gallerie der Eremitage in St. Petersburg und arbeitete an einem Katalog derselben, aber leider entriß ein früher Tod ihn seiner Thätigkeit. Hermann Bruiningk dagegen zeigte schon damals eine ausgesprochene Liebhaberei für die vaterländische Archäologie. Er sammelte Alterthümer und forschte nach den alten, in Flies gehauenen Grabsteinen, die hier selten geworden waren, denn wie die alten Römer ihre Marmorbilder, um Mörtel zu gewinnen, verbrannten, so hatten die Dorpatenser diese Reste früherer Zeit und Kunst, bar aller Pietät, zu Trottoirsteinen verwandt, oder sie, wie im botanischen Garten, als Quelleneinfassung benutzt.

Leider war die Gesundheit des jungen Liphart sehr zart, und er mußte vorzeitig die öffentliche Schule verlassen, an deren Stelle der häusliche Unterricht trat. Bei diesem wurde nichts außer Acht gelassen, was zu seiner Ausbildung dienen konnte, und neben den Schulfächern und Sprachen trieb er Anatomie, ja auch Anatomie der Hausthiere beim alten Professor Jessen, und beschäftigte sich nebenbei noch mit Mineralogie. Sein Lehrer im Zeichnen war Wold. Fr. Krüger.

Fast alle Sommer verbrachte die Liphart'sche Familie am estländischen Strande in Alt-Isenhof, dem schöngelegenen Gut des Grafen Stackelberg, der mit einer Schwester K. E. von Lipharts vermählt war. Aber weder die Bäder in unserer Ostsee, noch die frische Seeluft am Strande konnten des Sohnes Gesundheit kräftigen, und der Vater spricht in einem Brief vom Juli 1861 die Befürchtung aus, daß der behandelnde Arzt, der alte treffliche Professor Walter wohl bald, trotz all seiner Abneigung gegen das Hinausschicken, sagen werde: „Gehen Sie mit dem Jungen fort in den Süden." — Und in der That, noch im Herbst desselben Jahres verschrieb der alte Doktor den Süden als einzige, heilbringende Arznei, und Lipharts verließen, folgsam dem ärztlichen Rath, die Heimath, um unter einem mildern Himmel die gehoffte Stärkung und Kräftigung für den Sohn zu finden.

Fünf Jahre waren für den Aufenthalt in der Fremde in Aussicht genommen, und dann wollten sie wieder zurück in die Heimath, aber diese hat den Vater nur nach langen Pausen auf einige Monate wiedergesehn, die Mutter gar nicht mehr. Auf den

Wunsch Karl Eduard von Lipharts ruhen beide, er wie seine Gattin, im blüthenduftenden Florenz, das er so sehr geliebt hatte.

Bevor sie in den Süden gingen, verweilten Lipharts noch eine geraume Zeit in Deutschland, das sie fast nach allen Richtungen durchzogen.

Zunächst fesselte sie Berlin. Hier bot das Museum Ernst Liphart die höchsten Genüße, denn hier fand er, wenn auch nur in Gyps, einen großen Theil der unsterblichen Werke seines Ideals, Michelangelo.

Er selbst schreibt an seinen ersten Lehrer, der auch der einzige geblieben ist, Krüger:

„Damit Sie sehen, daß mein Liebling Michelangelo auch schöne Gesichter zu machen verstanden hat, und um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihren Geburtstag noch nicht vergessen habe, auch endlich, um Ihnen eine Vorstellung zu geben von der Statue, die H. Grimm (und ich mit ihm) für die schönste hält, die je gemacht worden, nemlich „der sterbende Jüngling", schicke ich Ihnen einliegende Zeichnung, die von Papa wenigstens für ähnlich erklärt worden ist. Ich habe den Kopf nach einem Gypsabguß gezeichnet, den mir Papa zu Weihnachten schenkte. Sie können sich denken, welche Freude er mir gemacht hat. Die schönsten Erinnerungen habe ich von Berlin. Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen einige von den Abgüssen nenne, die da waren: die Grabmäler der Medizeer vollständig, eine wundervolle Maria, eine heil. Familie, rundes Relief und noch manches andere von ihm, auch der sterbende Jüngling. In der Galerie welch herrliche Sachen, namentlich fesselte mich Sebastian del Piombo und die alten Italiener" —

In Berlin besuchten Lipharts auch Cornelius, mit dem der Vater seit dem Jahre 1835, wo er ihn in Rom kennen lernte, befreundet war.

Cornelius hatte gerade die großen Kartons für die eine Wand des Campo Santo: Das Ende des Irdischen, der Uebergang zum Ewigen, und die letzten Dinge, in Arbeit. Diese Kartons erregten in hohem Maße Lipharts Enthusiasmus, besonders der mit den „klugen und thörichten Jungfrauen". Die Ausführung der Kompositionen bereitete freilich dem alten Großmeister recht viele Mühe, denn das Auge und die Hand wollten dem Willen nicht mehr so unbedingt gehorchen, wie früher.

Cornelius empfing seinen Besuch überaus freundlich, prüfte alle Zeichnungen seines jungen Gastes mit großer Sorgfalt und meinte zuletzt: „Ich glaube wohl, daß Du das Zeug dazu hast ein Künstler zu werden, und da dein Vater mit Dir nach Rom gehen will, so empfehle ich Dir meinen Schüler Seitz zum Lehrer!"

Bald verließen Lipharts Berlin und begannen ein vollständiges Wanderleben, wobei sie, wie der Vater selbst sagt, Deutschland kreuz und quer durchzogen. Welche Menge von Eindrücken nahm Ernst Liphart nun in sich auf, Natur und Kunst vereinigten sich, um seine ganze Seele zu erfüllen. Und welch treuen Führer und Berather hatte er in seinem Vater zur Seite.

In den Museen und Gallerien konnte auch kein Anderer ihm besser das Auge für die Größe und Schönheit der alten großen Meister öffnen, und mit welcher Freude gewahrte dieser, wie das Verständniß für die Italiener, selbst für die ältesten, wie Memmi, Giotto, Duccio 2c. sich vollständig dem Sohn erschloß.

Aber nicht allein in den Museen war der Vater ein weiser Mentor und getreuer Eckart, nein, ebenso auch unter Gottes freiem Himmel und im Gewühl der Städte: so gehörten denn auch zu den Glanzpunkten ihrer Kreuz- und Querfahrten ein Nachmittag und Abend im Juni in Meißen, dann Prag bei herrlichem Wetter, leider zu spät für die Blüthenpracht des Frühlings, ein Abend auf der Walhalla bei Regensburg und besonders ein Sonnenuntergang auf Burg Stauff bei der Walhalla; dann Salzburg und die ganze Tour über Berchtesgaden, Hirschbihl nach Gastein und zurück. Hier verlebten sie fünf köstliche Tage mit dem alten Baron P. Meyendorff, der in seinem Entzücken über diesen herrlichen Erdenwinkel immer wieder an den Horazischen Vers erinnerte:

„Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet".

In Begleitung ihres alten Freundes Harnack, der damals als Professor in Erlangen wirkte, machten sie eine „sehr hübsche und durch Harnacks Gesellschaft herrliche" Fußwanderung durch die fränkische Schweiz, und dann nahm München sie etwas länger in Anspruch. Münchens alte Pinakothek ist reich an Schätzen und besitzt wahre Perlen, besonders unter ihren alten Italienern. Wie das Urtheil, selbst eines Kenners und Forschers, sich im Laufe der Zeit ändert und ausreift, sieht man aus einem Brief Lipharts an Krüger, in dem er schreibt: „Ich möchte wohl München jetzt

noch einmal mit Dir wiedersehen, wie würde da vieles sich ganz anders stellen, Hochgeschätztes herabsinken ins Nichts und Verachtetes sich zu Köstlichem erheben“.

Hier in München bereiteten Ernst Liphart in der Schack’schen Gallerie die Genellis und Feuerbachs „Gärten des Ariost“ wahre „Wonnegenüsse“. Von Schwind lernte er die 7 Raben kennen, leider nur in Photographieen, und dann entzückten ihn und den Vater des alten trefflichen Neureuthers Arbeiten und besonders dessen „Peter von Cornelius unter seinen Kunstgenossen“.

Damals rief K. E. von Liphart beim Anblick dieses Bildes aus: „Und das kauft Schack nicht?“ Aber später ist dieses Bild doch in Schacks Besitz übergegangen und steht im Katalog der Gallerie sub Nr. 96.

Der alte Neureuther ließ sich auch Lipharts Zeichnungen und Kompositionen zeigen und bewunderte sie aufrichtig, besonders eine — der Leichnam Christi in den Armen des Vaters und über beiden der heilige Geist — zu deren Ausführung er dringend zuredete. Zugleich rieth er aber auch, durchaus jetzt ernstlich mit dem Studium zu beginnen, damit das Auge sich nicht zu weit ausbilde und die Hand dagegen zurückbleibe, wodurch ein Mißverhältniß entstehen könne, das später schwer zu repariren sei.

Den Winter 1862 wollten Lipharts aber noch, bevor sie ihren Weg nach Süden weiter fortsetzten, in Stuttgart zubringen, schon um sich eine Erholungspause zu gönnen, die besonders dem Sohn sehr nothwendig war. Unendlich viel hatte er gesehen und auch mit Nutzen, wie die Zeichnungen, die er damals nach Dorpat schickte, zeigen; aber er bedurfte jetzt eine Zeit lang der Ruhe, um die vielfachen Eindrücke, die er in sich aufgenommen hatte, zu verarbeiten und sich klären zu lassen, bevor sie die Alpen überschritten, und hierzu war Stuttgart der geeignetste Ort.

Der Winter 1862 war in Süd-Deutschland von außergewöhnlicher Milde, fast wie in Ober-Italien, nur weniger beschwerlich bei den heizbaren Zimmern. Gegen Ende Dezember war die Eisdecke auf dem großen Bassin im Schloßparke völlig geschwunden, und es herrschte prächtiges Frühlingswetter mit 10 Grad Wärme und gestattete die genußreichsten Spaziergänge durch die herrliche Umgebung Stuttgarts. Dem Vater trat immer, wenn er mit dem Sohne die neue Weinstiege hinanstieg, Florenz vor

die Seele, so wenig auch Stuttgart an Kunstpracht mit Florenz sich messen kann, wie das Nesenbachthal mit dem Arnothale; aber Ansehen und Geruch der zu Kies zerbröckelten und verwitterten, thonhaltigen Schichten von dunkelbrauner und grüner Farbe, erinnerten ihn immer an die italienischen Puzzolane.

In Stuttgart wurde der wissenschaftliche Unterricht auch wieder aufgenommen, es wurde fleißig gezeichnet, besonders nach Michelangelo und Raffael, und Konzerte und Opern häufig besucht; auch mit der Gesundheit des Sohnes ging es, wie seine Mutter an Frau Krüger schreibt, bedeutend besser.

1863 zogen Lipharts weiter gen Süden und nahmen zunächst, freilich nur vorübergehend, ihren Aufenthalt in Venedig.

Hier zeichnete Ernst Liphart eifrig nach Bildern und Fresken, bis ein junger französischer Maler ihn beredete, doch einen Versuch im Aquarelliren zu machen, ja er schnitt ihm selbst aus Blech eine Palette aus, weil, so unglaublich es auch klingt, in Venedig niemand dies verstand, firnißte sie, und das Malen begann und gelang so überraschend, daß er bald nach dem Kostüm-Modelle arbeiten konnte. Den ersten Versuch, ein Aquarell nach Franciabigio, hat der Vater sorgsam aufbewahrt; eben liegt dasselbe vor mir, und man sieht es ihm nicht an, daß es der allererste Versuch mit Pinsel und Farbe ist.

In Padua und Bologna, wo sie sich nachher auch noch aufhielten, wurden ebenfalls die alten großen Meister eifrig studirt und nach ihnen gezeichnet. Dann ging es weiter, bis endlich das herrliche Florenz vor ihnen lag.

Hier, wo die Gebilde eines Ghiberti, Donatello, Verrocchio rc. in Erz und Marmor auf den Straßen stehen, wo auch im Winter, wenn statt der Orangenblüthen Schneeflocken in der Luft wirbeln, der Garten Boboli mit seinen immergrünen Bäumen und Sträuchen einen herzerfreuenden Eindruck macht — hier wo die Schönheit zu Hause ist, nahmen Lipharts nun ihren dauernden Aufenthalt.

Jetzt konnte unser junger Künstler seinen Liebling Michelangelo, den seine Zeitgenossen schon den „Göttlichen" nannten, genießen. Hier brauchte er sich nicht mehr den todten, kalten Gyps genügen zu lassen, hier hatte er den David und die Grabmäler Giulianos und Lorenzos von Medici in ihrer vollen hohen Schönheit vor sich.

Hier sah er in der Kapelle von S. Lorenzo auf Giulianos

Grab die Nacht, vor deren Statue Giovanni Strozzi das Epigramm niedergelegt hatte:

Die Nacht, die wir in tiefem Schlummer sehen,
Ein Engel schuf sie hier aus diesem Stein,
Und weil sie schläft, muß sie lebendig sein,
Geh', wecke sie, sie wird dir Rede stehen.

Worauf Michelangelo mit einem andern Epigramm, das mit seinem Inhalt auch heute noch auf manchen andern Ort zu gut nur paßt, seine „Nacht" erwidern läßt:

Wohl, daß ich schlafe, daß ich Stein bin. Preise
Sich glücklich, wer nicht sieht und nicht empfindet,
Was uns an Schmach und Jammer jetzt umwindet;
Drum ja nicht wecke mich, sprich leise, leise.

Er war im Florenz Cosimos, unter dem Erwerb und Lebensgenuß, wissenschaftliche Bildung und künstlerische Thätigkeit die Losungsworte der Florentiner bildeten, und wenn auch die Mediceer dahingegangen waren im Sturm der Zeiten, Florenz war geblieben Florenz — das herrliche Florenz.

Hier schuf Karl Eduard von Liphart sich und seiner Familie ein Heim, nach der einen Seite mit dem Blick in den unvergleichlichen Boboli-Garten, nach der andern Seite mit der Aussicht auf den Garten Torrigliani. In dieser Zeit, in die Ernst von Lipharts Entwickelung fällt, war die Zeit Overbecks und der letzten religiösen Maler beinahe vorüber, aber die der künstlerischen Ausschweifung hatte auch noch kaum begonnen. Die Aquarellmalerei steckte noch in ihrer Kindheit, und nur wenige Künstler, dafür aber hochbegabte, widmeten sich dieser, wie Karl Werner, Ed. Hildebrandt und Ludwig Passini.

In die Farblosigkeit der Oelmalerei hatte Piloty wohl frisches Leben gebracht und wurde hochverehrt, aber seine kalten Haupt- und Staatsaktionen konnten Liphart auch nicht anlocken und so kam es, daß er, ohne je eine Akademie besucht und auch ohne je sich unter der Leitung eines andern Künstlers ausgebildet zu haben, einzig bei der Natur und seinen geliebten Alten in die Schule ging, eine Schule, die ihn später zum wohlverdienten Erfolge geführt hat. Hier in Florenz begann er auch, was er schon lange vergeblich sich gewünscht — das Zeichnen nach dem lebenden Modell. Eine Privatakademie hatte sich zusammengethan, in die der Vater ihm

den Eintritt verschaffte, und hier lernte er erst die wahre Lust des Zeichnens kennen, und wie diese ihn beseelte, sagen am besten seine eigenen Worte, die er an Krüger schrieb:

„Dieser Winter ist für mich so wunderherrlich und wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen für meine Zeichnerei vorübergegangen, daß er mir wie ein schöner Traum vorkommt. Das Zeichnen nach der Natur hat für mich einen Reiz, den ich gar nicht ausdrücken kann, mir ist's die größte Freude; und wie muß ich Papa danken, daß er mir, wo nur möglich, diese Freude gewährt hat. Es ist immer eine ganz andere Sache, wenn man selbst weiß, wie die Formen sind und sich nicht immer darauf verlassen muß, was andere gesehen haben".

Hier machte er sich auch, wie der alte Neureuther ihm dringend angerathen hatte, an die Ausführung seiner in Stuttgart entworfenen Kompositionen von der heil. Dreieinigkeit. Für den todten Christus hatte er ein ganz außergewöhnlich schönes Modell gefunden, Carlo della Nizza, den der Vater auch bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Carlo war ein intelligenter Mann, der als geborener Lombarde, von den Oesterreichern zur italienischen Armee desertirt war, dann Akrobat bei Ciniselli in Florenz und später Modell wurde. Karl Eduard von Liphart gewann in ihm einen treuen Diener, der seinen Herrn bis an dessen Lebensende mit liebevoller Sorgfalt umgab. Wer Liphart in Florenz besucht hat, wird sich gewiß auch Carlos erinnern, der so gut zu seinem Herrn paßte, denn auch er hatte einen Theil jenes instinktiven Kunstgefühls geerbt, den jeder Italiener besitzt.

Lipharts Zeichnungen, auch die nach dem Modelle, trugen noch alle den Charakter der damaligen deutschen Zeichnungsweise, wohl auch eine Folge der ersten Eindrücke von den Kartons der Cornelius und Genelli 2c. Etwas anderes machte ihm aber mehr zu schaffen und es fiel ihm nicht ganz leicht sich davon frei zu machen, das war die Gewohnheit, alle Körperformen, die er sah, ins Michelangelo'sche zu übertragen; so hatte er sich in sein Ideal hineingesehen, aber das fortgesetzte, eifrige Studium des lebenden Körpers ließ ihn bald das Richtige finden und gab seinem Auge wie seiner Hand die Unbefangenheit wieder.

Außer den Akten zeichnete er fleißig nach seinen alten Meistern, und neben einem Portrait der Laura entstand noch

während der ersten Zeit seines Aufenthalts in Florenz eine Zeichnung nach einem Bildniß Lionardos beim Marchese Torrigiani.

In Florenz trat ein Moment von ganz besonderen Bedeutung in Lipharts Leben.

Dicht bei Florenz, in Quarto, diesem wunderherrlichen Fleck Erde, hatte die kunstsinnige Tochter Kaiser Nikolai I, die Großfürstin Maria ihre Residenz aufgeschlagen, und es war nur selbstverständlich, daß die für alles Schöne und Hohe begeisterte hohe Frau sich den ausgezeichneten Kunstkenner und Forscher vorstellen ließ. Bald schenkte sie ihm ihre volle Huld und zog ihn und seine Familie in ihren engsten Kreis. Mit dem regsten Interesse verfolgte die Großfürstin die Arbeiten Ernst Lipharts, und manches Blatt von ihm gelangte in ihren Besitz. Die Skizze zu einem Albumblatt, eine der ersten Zeichnungen für seine hohe Gönnerin, liegt eben vor mir. Der Vater nannte das Blatt „ein artig Ding in Neureuthers Styl". Durch einen Trauben tragenden Rebstock getrennt, erzählen die Ahne hier, der Aeltervater dort, den horchenden Mädchen und Knaben ihre Mären aus alter längstvergangener Zeit, und die Gestalten aus demselben, Nixen und Gnomen, steigen durch phantastische Ranken, auf denen Wundervögel sitzen, mit einander verbunden empor und tragen eine Rosenlaube, in welcher der Prinz und die Prinzessin aus dem Märchen stehen, einander mit den Armen umschlingend, umgeben von Amoretten, die sich in luftigem Reigen um die Laube schwingen.

Seine Arbeiten und Studien wurden nur durch Reisen in Gesellschaft seines Vaters, an denen damals auch häufig der für Kunst sich interessirende Prinz Sergei von Leuchtenberg theilnahm, durch die Städte Ober-Italiens unterbrochen, um auch hier die Werke der großen Meister und zugleich die herrliche Natur und Landschaft kennen lernen.

Eine ihrer ersten Streifereien führte sie durch Toskana bis nach Orvieto.

In Pisa imponirten Liphart vor allem die Benozzo Gozzoli des Campo Santo, Orvieto selbst und die Fahrt von Endpunkte der Eisenbahn durch die Eichenwälder nach Orvieto mit dem Blick bis auf den Soracte.

Endlich hatten sie dann auch das Glück in Florenz, dank der Fürsprache der Frau Großfürstin, im Kloster S. Maria Maddalena

bei Pazzi, Peruginos berühmtes Freskogemälde, Christus am Kreuz mit Heiligen, das für Männer unnahbar war, zu sehen, und Liphart fertigte in Eile eine Umrißzeichnung nach demselben an, die, wenn auch nichts mehr, doch die Gruppirung und die Stellung der einzelnen Figuren wiedergab. Sie fanden in diesem Bilde Peruginos eins seiner herrlichsten Werke, wo alles noch mit wahrer Liebe, frisch und originell behandelt und tief empfunden ist, und nicht in der so handwerksmäßigen Manier, die seine späteren Bilder häufig zeigen.

Zum Weinachtsfeste hatte er für seine hohe Gönnerin in den Uffizien das Portrait eines alten Venetianers nach Giorgione in Aquarell kopirt und dabei auch die Erfahrung gemacht, daß die Kunst eine spröde Geliebte ist, und man keine Mühe scheuen darf, wenn man ihre Gunst gewinnen will. Sie schenkt nichts, alles was sie gewährt, muß erst mit heißem Bemühen errungen werden; aber um schöner ist der Lohn, wenn das Werk vollendet und gelungen ist.

Ein vortreffliche Stütze, die ihm mit Rath und That zur zur Seite stand, fand Liphart bei seinen Arbeiten in dem trefflichen Maler Stöckler, der damals von der Frau Großfürstin nach Quarto berufen war. Stöckler war mit Passini innig befreundet, und mehrere Jahre hindurch hatten die beiden während des August und September in den Hochthälern Friauls Studien gemacht. Durch Passini war Stöckler wohl auch veranlaßt worden die Oelfarbe mit dem Aquarell zu vertauschen, worin er eine große Meisterschaft erlangt hatte, und von seiner Technik konnte Liphart viel lernen, was er auch mit allem Eifer und schönem Erfolge that. Denn als er bald darauf in den Uffizien ein großes, figurenreiches Bild von Filippino Lippi, wenn ich nicht irre, eine Anbetung der Könige, kopirte, so konnte er nicht nur von den englischen Touristen zu hören bekommen „Very good painter“, sondern auch der bekannte Berliner Maler und Professor Ed. Magnus erzählte dem Vater, ohne zu ahnen, daß er von dessen Sohn sprach, wie er in den Uffizien einen sehr jungen Mann gefunden habe, der den Filippino Lippi ganz vortrefflich kopire. Dieses in der That bewundernswerthe Bild hängt jetzt in Schloß Rathshof.

Auch verschiedene Kompositionen entwarf er damals, unter anderen einen Rahmen zum Altar für die Frau Großfürstin, in einem warmen Ton getuscht und weiß gehöht.

Bis jetzt hatte Liphart nur gezeichnet und in Aquarell gemalt, an die Oelfarbe aber hatte er sich noch gar nicht gewagt, da kam das Jahr 1865, das für ihn von weitgehender Bedeutung wurde — Lenbach kam nach Florenz.

Schon im Jahre 1863 waren Lipharts auf der Internationalen Kunstausstellung in München Bilder von Lenbach zu Gesicht gekommen und zwar der berühmte Hirtenknabe, der jetzt in der Schack'schen Gallerie hängt und der besonders Ernst Liphart entzückte, während den Vater mehr eine vortreffliche Kopie nach Rubens interessirte, das Bildniß von dessen Frau mit dem Kinde auf dem Schoß. Lenbach hatte vor nicht gar langer Zeit Weimar, wohin er an die Kunstschule berufen war, verlassen und hatte sich kaum in München heimisch zu machen versucht, als er vom Grafen Schack den Auftrag erhielt, nach Italien zu gehen und einige von dessen Lieblingsbildern zu kopiren.

Schack hatte selbstverständlich den jungen Künstler seinem Freunde K. E. von Liphart in Florenz warm empfohlen, und dieser bereitete ihm den herzlichsten Empfang, und da Lenbach nicht nur ein vortrefflicher Maler, sondern auch ein prächtiger Mensch war, so schlossen sie sich bald eng aneinander.

Lenbach hatte damals angefangen in Tempera zu malen und behauptete, daß die Venetianer, wie überhaupt die großen Maler bis zur Zeit der Carracci, mit wenigen Ausnahmen, wie manchmal Raffael, nur in Tempera gemalt und nur zuweilen mit Oelfarbe lasirt hätten. Die Versuche, die er angestellt hatte, waren sehr schön gelungen, und nun kopirten beide, er und Liphart, in dieser neuen Technik im Pitti nach Tizian das Bildniß eines jungen Mannes. Dieses gemeinsame Arbeiten war für den jüngern Künstler von größtem Nutzen.

Mit Lenbach zusammen widmete er auch der bisher vernachlässigten Landschaft mehr Aufmerksamkeit, und endlich machte er sich auch an die Oelfarben.

Im Sommer wurden die Reisen mit dem Vater durch die oberitalienischen Städte wieder aufgenommen, und diesmal führte ihr Weg zuerst nach Siena.

Sie blieben länger hier als sie zuerst beabsichtigt hatten, denn die Kopie nach einem sehr schönen Paris Bordone, die Liphart in Aquarell ausführte, hielt sie zurück. Nur zu gern hätte er auch

eine kleine Ansicht von Siena gemalt, aber die Zeit drängte, wenn sie noch ans Meer, nach Lerici kommen wollten, und hier in Siena machte sich der Mangel an Bädern ganz besonders fühlbar. Die Sieneser freilich wußten sich zu helfen und badeten in einem großen künstlichen Bassin, in dem die Weiber Wäsche wuschen, und weil das Wasser Seife genug enthielt, so kamen sie auch recht rein heraus — und ihr Muth verdiente volle Bewunderung.

Von Siena unternahmen Lipharts mit Lenbach, der sie dort besuchte, einen Ausflug nach S. Gimignano, einem herrlichen kleinen Nest, in dem sie drei kostbare Tage verbrachten, und von wo sie verschiedene Stadtthore mit dem, was drum und dran hing, in in ihrem Skizzenbüchern mitnahmen. Sie verabredeten auch gleich, im Herbst auf wenigstens acht Tage wiederzukehren, um das Städtchen künstlerisch auszubeuten, mindestens einige kleine Bilder nach der Natur zu malen.

Der August war bald vorüber, und der Vater wollte jetzt an den Golf von Spezia nach Lerici gehen, und Lenbach sollte auch dahin kommen. Lerici ist ein irdisches Paradies, und dort erwartete sie ein Leben voller Genuß und Freude. Nach der Natur sollten die Menschen und die herrliche Landschaft abkonterfeit werden, und dann lockte das Meer mit seinen Bädern.

Dieses Programm erfüllten sie auch gewissenhaft, und der Aufenthalt in Lerici und Porto Venere hatten Liphart sehr wohl gethan und seinen Körper wunderbar gestärkt; der Vater klagte nur, daß er immer viel zu viel arbeite und sich gar keine Ruhe gönne. So wie damals als ganz junger Mann, ist er auch noch heute einer der fleißigsten Menschen, dem Arbeit und Erholung gleichbedeutend sind.

Der Spätherbst führte sie alle wieder nach Florenz zurück, wo tagsüber fleißig in den Uffizien gemalt und Abends mit dem Prinzen Sergei von Leuchtenberg, dessen Erziehung Lipharts Vater übernommen hatte, und mit Lenbach nach Photographieen der Gemälde von Murillo und Velasquez, die die Großfürstin aus Madrid hatte besorgen lassen, beim Lampenschein gezeichnet wurde, während der Vater vorlas.

Die hohe Frau nahm oft auch an diesen Abenden theil und hörte, mit einer Stickerei beschäftigt, dem Lesen zu. Liphart fing nun an sich immer mehr dem Portrait zuzuwenden, hatte er doch

auch den trefflichsten Portraitmaler unseres Jahrhunderts zur Seite. Wie vortrefflich er einen Kopf schon damals aufzufassen verstand, zeigen mehrere Bildnisse aus der Zeit, besonders aber das Portrait seines Vaters, das er gezeichnet hatte, während derselbe vorlas. In diesem Kopf herrscht volles, frisches Leben, und kein irgend charakteristischer Zug ist übersehen, dabei ist er frei von aller Kleinlichkeit und jeglicher Strichelei, vielmehr groß und frei gezeichnet. Der Großfürstin gefiel das Blatt so, daß sie es durch die Photographie zu vervielfältigen befahl und auf diese Weise die Freude an demselben auch anderen zu theil werden ließ.

Seit Weihnachten des Jahres 1866 hatte sich der junge liebenswürdige Paul Shukowsky, der Sohn des berühmten Dichters und Lehrers Kaiser Alexander II, auch diesem Kreise zugesellt, und er, Lenbach und Liphart bildeten ein unzertrennliches Kleeblatt. Shukowsky hatte ebenfalls die Absicht, sich ganz der Malerei zu widmen und besaß viel Talent.

Lipharts Kopieen nach den Gemälden alter Meister waren nicht unbekannt und unbeachtet geblieben, und als Schack jetzt Lenbach beauftragte, in der Gallerie des Prado in Madrid für ihn zu kopiren, forderte er gleichzeitig Liphart auf mit diesem zu reisen und ebenfalls für ihn dort zu malen. Liphart nahm das Anerbieten dankend an, der Graf begleitete selbst die Künstler nach Granada, und dort malte Lenbach wohl die einzigen Landschaften, die er überhaupt in seinem Leben gemalt, einen Blick auf die Vega von Granada von der Torre de las Infantas aus, eine Ansicht der Alhambra von San Nicolas aus gesehen und den Tocador de la Reina auf der Alhambra.

Alle drei Bilder hängen in der Schack'schen Galerie. In Madrid kopirte Liphart für Schack die heilige Jungfrau auf dem Halbmonde stehend und von Engelknaben umschwebt, von Murillo und nach Velasquez das Reiterbild des Infanten Balthasar Carlos, Sohn Philipps IV., sowie das Portrait von Alonso Cano und für die Frau Großfürstin in Quarto eine Mater dolorosa.

Am 22. Juni 1868 trat er in der Nacht, ganz unerwartet aus Spanien zurückgekehrt, zum Vater, der grade in Quarto weilte, ins Zimmer. Welche Eindrücke hatte er nicht in Spanien gewonnen, was hatte er nicht während dieser Zeit in Granada und in Madrid in sich aufgenommen! Natur, Kunst und Poesie, wo giebt es eine

innigere Verschmelzung dieser drei, als in Granada? Und wer kann es dem Spanier verdenken, wenn er voll Stolz das Sprichwort nennt:

„El que no ha vista Granada, no ha vista nada!"
„Wer Granada nicht sah, hat nichts gesehen!"

Und in Madrid! Als er dort weilte in der weltberühmten Bildergallerie im Museum des Prado und dort im Salon de Isabel II die Jungfrau Maria kopirte — die Jungfrau, deren edles blasses Antlitz eine unaussprechliche Verklärung zeigt und dabei von Murillo so einfach gemalt ist, in hellem Gewande mit einem blauen Mantel, der um den rechten Arm und um die Füße wallt und aus welchem der silberne Halbmond blinkt, den reizende kleine Engel tragen — da war er wieder umgeben von so viel Schönheit, wie in Florenz in der Tribuna der Uffizien, aber einen hatte er hier, der dort fehlte — Velasquez.

Nirgend auf der Welt kann man aber auch diesen Meister des Portraits so kennen lernen wie im Museum des Prado. Da hängen die Portraits spanischer Könige und Infanten, biederer Bürger und wunderbarer Bettlergestalten, und alle mit einer fast erschreckenden Wahrheit und Charakteristik gemalt, wie die lebensgroßen Hofzwerge König Philipps IV.; Ungethüme an Häßlichkeit sind diese freilich, aber ebenso wahr und lebendig, wie der Bettler da mit vorgehaltenem Hut, von dem man zu hören wähnt: „Per l'amor de Dios". . .

Was Liphart hier gesehen und studirt, und was er hier gelernt, das sollte bald ans Licht treten. Kaum zurückgekehrt griffen seine rastlosen Hände wieder zum Pinsel, und nun zeigte er, was seine alten Meister ihn gelehrt — Wahrheit und Schönheit.

In kurzer Zeit entstanden die Portraits seiner Landsleute, zweier Barone Nolcken und die Bilder von zwei andern Heimathgenossen, des Fräuleins A. von Brasch und ihres Bruders Viktor. Das letztere, ein kleines Juwel, wurde auch bei uns in Dorpat im Jahre 1870 auf einer von Frau Professor Julie Hagen-Schwarz veranstalteten Gemälde-Ausstellung viel bewundert und gerühmt. Von einem andern Portrait, das damals entstand, schrieb der Vater: „Die Krone von allem, was Ernst gemalt, und das ist auch Lenbachs Meinung, ist das Portrait des alten Vaters von Carlo. Ich kann es nicht besser, was das Leben anlangt, ver-

gleichen, als mit Graffs altem Spalding bei Senffs in Dorpat. Es wird mir jeden Tag lieber und das ist ein gutes Zeichen."

Dann malte er, um den Vater zu überraschen, ein kleines vortreffliches Bildniß seiner Mutter, das jetzt in Schloß Rathshof hängt. Ein Portrait der Gräfin Beauharnais befriedigte besonders die Betheiligten, auch die Frau Großfürstin, die sonst mit ihrem Lobe, grade ihm gegenüber, sehr karg war.

Von Schack hatte er den Auftrag das Bildniß des Papstes Julius II. von Raffael in der Tribuna zu kopiren, und für sich selbst hatte er Andrea del Sartos herrliches Selbstportrait in den Uffizien vorgenommen. In dieser Zeit kopirte er auch noch für Schack nach Giorgione ein weibliches Portrait im Pitti.

Zu einem Lampenschirm für die hohe Padrona in Quarto ward von ihm ein Bachuszug entworfen und ausgeführt, und der Vater, sowie der Fürst Gagarin, der Vize-Präsident der Akademie der Künste in St. Petersburg, hätten beide gar zu gern diese Komposition von ihm in Fresko ausgeführt gesehen, aber dazu bot sich leider keine Gelegenheit.

Die Frau Großfürstin portraitirte er in Aquarell, wie sie, beim Lampenschein stickend, dem Vorlesen seines Vaters zuhört. Neben all diesen Arbeiten entstand noch eine Madonna mit dem Kinde auf dem Arm.

Er hatte die Absicht gehabt im Februar des Jahres 1869 nach Rom zu gehen und dort eingehende Studien zu machen, aber dieser Plan zerschlug sich, da er in Quarto wie in Florenz durch seine Aufträge zurückgehalten wurde; und noch hatte er das Bildniß der Gräfin Beauharnais nicht beendet, ebenso auch noch nicht die Kopie nach Raffaels Julius II., als schon der Fürst Alexander Lieven wünschte, daß er dessen kleine Pflegetochter malen solle, ein reizendes zehnjähriges Kind, dessen Portrait nach der Vollendung die Erwartungen aller übertraf.

Für Rom war es zu spät geworden, und er hatte sich entschlossen, sobald alle die bestellten Bilder beendet, nach München zu Lenbach zu gehen und bei dem zu arbeiten.

Lange währte aber dieser Aufenthalt in München auch nicht, denn schon im folgenden Winter hatte er sein Atelier in Venedig aufgeschlagen, um im Dogenpalast die großen Bilder Paolo Veroneses für den Fürsten Lieven zu kopiren.

Der Winter war in Venedig sehr hart, und die Kälte ließ ihn weder im Dogenpalast, noch in seinem großen unheizbaren Atelier arbeiten, und daher folgte er um so lieber einer Einladung der Großfürstin Maria nach Quarto, wo auch der Vater und Stöckler weilten.

„Wir leben hier (schrieb der Vater) in dem „Eden“ Quarto, das wirklich in mancher Beziehung dem des Herrn Sonnenkamp in Auersbachs Landhaus am Rhein gleichsieht, nämlich im — Nichtsthun! Alle kommen darin überein, daß, hat man hier nicht, wie Ernst oder Stöckler eine bestimmte Arbeit für unsere bezaubernde, huldvolle Padrona auszuführen, man absolut zu keiner Arbeit für sich kommt. Ihr lese ich freilich oft sehr interessante und lehrreiche Sachen vor, aber für mich komme ich absolut zu gar nichts, weil ich leider nicht die Charakterstärke besitze, welche dazu erforderlich ist, um, auf die Gefahr hin im nächsten Augenblick abgerufen zu werden, eine ernste Arbeit anzupacken. Dazu das frühe Schlafengehen, d. h. zwei Uhr Morgens!

Wir hatten hier vier Tage Kälte bis über 4° Celsius mit heftiger Tramontana und doch blüht eine herrlich duftende kleine Kaprifolium-Art lustig fort, blühen beinahe Anemonen, Kamellien 2c, begreifs wer mag! Ernst, der, bei der in Venedig noch ärgern Kälte, unmöglich dort im Dogenpalast kopiren kann, hat lustig und mit glücklichem Erfolg seine Figuren an der Decke im Treppenhause in Angriff genommen. Stöckler zaubert wahrhaft, so schnell geht's, die schönsten Ansichten der Gemächer hin und brachte aus Paris die wunderbarsten Kopieen nach Pieter de Hooghe, Ostade und Tizian im Louvre mit. Die beiden ersten Blätter in Originalgröße, wahre Facsimiles. Die Frau Großfürstin malt auf Goldgrund chinesische Figuren — wirklich mit großem Geschick auf Schirmtafeln — ich lese unterdes vor.“

Die Frau Großfürstin hatte schon längst den Plan gehegt, die Decke des Treppenhauses in ihrer Villa malen zu lassen und zwar wünschte sie Gestalten um eine innere Balustrade. Doch Liphart erschien eine freie Komposition dem Raume angemessener, und während die hohe Frau mit ihrer Entschließung noch zögerte, entwarf er eine Gruppe, die ihren Beifall fand und die zur Ausführung gelangte.

In Venedig warteten unterdeß die Kopieen nach Paul Veronese auf ihn, die Kälte aber war dort, zu Beginn des März, immer noch so arg, daß er an eine Rückkehr dorthin noch gar nicht denken konnte, und er machte sich, nachdem er das Deckengemälde beendet, an die Schmalseite des Treppenhauses, auf die er eine Menge Personen als Masken in den Kostümen verschiedener Zeiten, die eine breite Treppe auf und absteigen, malte; natürlich mußte er nun auch, nachdem die eine Seite beendet, die gegenüberliegende in Angriff nehmen. Gegen Ende des März hoffte er wieder in Venedig zu sein.

Im Mai hatte der Vater eine Reise nach Deutschland gemacht und berührte auf der Rückkehr München, wohin ihn diesmal außer Lenbach, ganz besonders die Kopieen des Sohnes in der Schackschen Gallerie, die er noch nicht gesehen hatte, zogen. Hier hatte er die große Freude diese ganz vortrefflich gelungen zu finden.

In Venedig besuchte er den Sohn, der, während er auf die Leinwand zu seinen großen Bildern wartete, im Palazzo Labbia eine der Wände des großen Saales, die Tiepolo ausgemalt, im Auftrage des Architekten Adolf Gnauth, der später Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg wurde, kopirt hatte. Gnauth hatte eben den Bau einer Villa bei Stuttgart für den reichen Fabrikbesitzer Siegle beendet und suchte jetzt einen Künstler, dem er den innern Schmuck derselben, — der Besitzer wünschte mythologische Deckengemälde, — übertragen konnte. Vergeblich hatte er in Deutschland nach einem solchen gesucht, und hier in Venedig fand er, daß Liphart der einzige sei, diese Aufgabe zu erfüllen, und bald kam denn auch der direkte Auftrag von Seiten des Herrn Siegle.

Lipharts erster Versuch in Quarto berechtigte ihn dieses Anerbieten anzunehmen, und neben den großen Kopieen für den Fürsten Lieven machte er sich gleich an die Komposition dieser Gemälde. Sein Atelier hatte er in einer großen ehemaligen Kirche, aus der im Winter ihn der Frost vertrieben hatte, aufgeschlagen.

Im Frühling des Jahres 1871 war sein erstes großes Gemälde „Orpheus und Euridice" vollendet und an den Besteller nach Stuttgart abgeschickt. Er schreibt selbst darüber an Krüger:

„Hochverehrter Maëstro!

Ich erlaube mir Ihnen die Photographie meines ersten Bildes zu schicken, um mich nach langer Zeit wieder mit meinem lieben Lehrer in Rapport zu setzen. Ich bitte sehr um Nachsicht für dieses Erstlingswerk, nächstens folgt das zweite, von dem ich mir einen bessern Erfolg verspreche.

Die Bilder sind für den Plafond des Herrn Siegle in Stuttgart bestimmt und stellen die Künste allegorisch dar. Das gegenwärtige ist die Musik. Der „Singer" Orpheus von Euridice gekrönt, und ein hoher Adel und geehrtes Publikum hören andächtig der Musik zu.

Der Tanz wird durch Terpsychore dargestellt, die ihren acht Schwestern eins vortanzt, dann folgt der Pygmalion als bildende Kunst und das Gastmahl das Anacreon als Poesie.

In diesem Herbst komme ich wohl auf längere Zeit nach Livland, um die, schon für das vorige Jahr versprochenen Portraits meiner Verwandten zu malen. Ich habe indeß heuer das Portrait meines Onkels Otto gemalt, der es selbst auf seiner Rückreise nach Dorpat mitnimmt.

Ganz unendlich freue ich mich darauf mein altes Dorpat und namentlich Sie und Ihre Familie wiederzusehen. Behalten Sie bis dahin in freundlichem Andenken Ihren dankbaren und treuergebenen Schüler

Ernst von Liphart.

Venedig, Palazzo Canale San Barnaba.

Stöckler rühmte dieses Bild außerordentlich, besonders hinsichtlich der Farben, und selbst die Photographie zeigt, daß es in wahrhaft großem Stil gemalt ist, besonders großartig ist die Landschaft.

Während er mit diesen großen Arbeiten beschäftigt war, entstanden in derselben Zeit noch mehrere kleinere Werke. Da war zuerst ein Portrait des Vaters, denn desjenige seines ausgezeichneten Arztes und Freundes des Dr. Carli, das so ähnlich war, daß Stöckler, als er in Liphart's Atelier trat und das Bild, das über dem Sopha angebracht war, zuerst sah, glaubte, daß Carli selbst sich hinter dasselbe gestellt hätte. Nun forderte er Liphart auf, auch ihn zu portraitiren. Dieses Bild wurde wirklich

meisterhaft und wie kompetente Richter sagten „höchst anziehend durch geistvolle Auffassung und Technik.“ Dann malte er die Signora Elisa G. Diese junge Dame hatte er im Theater gesehen und war von ihrer Schönheit so entzückt, daß er den Vater der Signora um die Gunst bat das Fräulein malen zu dürfen, eine vielleicht ungewöhnliche Bitte, die ihm aber huldvoll gewährt wurde. Er hatte die Absicht die Dame als eine der Musen auf seinem neuen Bilde „Terpsichore“ anzubringen. Dann malte er noch für die Villa Siegle zwei dessins de porte, Arabesken und Figuren.

In Venedig arbeitete damals Aug. Wolff an seinen vortrefflichen Kopieen nach den Werken der großen Venetianer für die Schack'sche Gallerie, der talentvolle junge Bildhauer Steger weilte auch da, und unter seinen Händen entstand die Marmorbüste des jüngst verstorbenen ältesten Bruders von Liphart. Stöckler, der in Paris lebte und malte, kam nicht selten von dort nach Venedig hinüber, und auch der Vater besuchte ihn, so oft es ihm möglich war, so daß es an lieber und angenehmer Gesellschaft ihm nicht mangelte.

Nun waren vorläufig die Arbeiten, die er vorgenommen hatte, beendet, und der längstgehegte Plan, die alte Heimath nach Jahren wieder zu besuchen, sollte zur Ausführung gelangen. Da wünschte der Fürst Lieven auch noch die drei großen mythologischen Bilder von Tintoretto im Dogenpalast von ihm kopirt, und die Reise nach Livland mußte unterbleiben.

Auch den Anacreon hatte er begonnen und so rastlos an dem figurenreichen Bilde gemalt, daß er am ersten September 1871 den letzten Pinselstrich an demselben machen konnte. Aber jetzt mußte er sich auch wieder eine Ruhepause gönnen und unternahm mit dem Vater kürzere Ausflüge, unter anderen nach Treviso, von dort nach Castelfranco und Masu. In Castelfranco bewunderten sie Giorgiones berühmtes Bild, und der Vater war aufs angenehmste überrascht, als er den Sohn, den er ganz von Paul Veronese, Tizian 2c. befangen wähnte, die hohe Schönheit dieses Werkes auf der letzten Vorstufe zum Gipfel, so tief empfinden sah.

Nachdem sie in Masu die Fresken Paul Veroneses genossen hatten, war ihnen von den liebenswürdigen Damen des Hauses die Ersteigung des höchsten Vorhügels des Gebirges, an dessen

Fuß die Villa Masu liegt, empfohlen worden. Um die ärgste Hitze des Tages vorübergehen zu lassen, hatten sie sich zuerst in einer Kluft im Schatten riesiger Edelkastanien gelagert. Während der Sohn diese prachtvollen Bäume zeichnete, las ihm der Vater aus dessen Lieblingsdichter Ariost vor, bis um vier Uhr Nachmittags die Sonne ihre brennende Glut verloren hatte. Nun begann das Steigen, und der Sohn, dem das Klettern sonst nicht wenig Mühe machte, litt er doch zu Zeiten an höchst quälenden asthmatischen Anfällen, war dem Vater, der ein rüstiger Fußgänger war, immer um 500 bis 1000 Schritte voraus, den steilen, mit dem kürzesten und glattesten Rasen bedeckten Berg hinan. Auf dem Gipfel angelangt wurden sie für ihre Anstrengung reichlich belohnt. Welche Aussicht über die ungeheure Ebene mit Venedig und Padua in weiter Ferne! Und dann der Blick in die Schluchten zwischen den Reihen der Vorhügel und der eigentlichen Vorberge, weiterhin auf die hohen Alpen und in die weite Spalte des Durchbruchsthals, durch welches die Piave aus dem Gebirge in die Ebene ihren Lauf nimmt.

Die Besteigung des Berges war als so beschwerlich bekannt, daß nach ihrer Rückkehr die Bauern im Wirthshause von ihrem Erstaunen, daß der alte Herr da oben gewesen, gar nicht zurückkommen konnten. Um so mehr Freude machte es dem Vater, daß der Sohn sich so rüstig gezeigt hatte.

Daß Liphart die Reise in die Heimath, nach Dorpat und St. Petersburg nicht ausführen konnte, war ihm wohl verdrießlich, aber durch die Umstände bedingt, und nun arbeitete er wieder in Venedig an der Skizze zu einer Auferstehung.

Neben den Gemälden hatte er auch für die Großfürstin einen Lampenschirm gemalt, und besonders Stöckler forderte ihn auf das dringendste auf, denselben nach Wien auf die Ausstellung zu schicken, und die hohe Frau ertheilte sowohl hierzu ihre Erlaubniß, wie auch, daß sie als Besitzerin genannt werde.

Diesen Schirm, sowie den Anacreon und noch ein Oelgemälde, ein Satyr, der von einem Felsen aus im Meer badende Nymphen überrascht, eine Komposition, zu der das herrliche Lerici das landschaftliche Motiv geliefert hatte, brachte Lenbach nach Wien auf die Ausstellung.

Was Liphart von seinen Lehrern, den alten Meistern, gelernt

hatte, das zeigte sich in diesen Bildern und muthete die Wiener fremdartig genug an, denn noch herrschte die koloristische Dürftigkeit, so daß seine Farbenfreudigkeit sie befremdete und die N. Fr. Pr. berichtete: „Im großen Style vorgetragen sind eigentlich ein den Stempel der Imitation alter Kunst tragendes Bild von E. von Liphart und die neulich angelangten Gemälde von Canon.“ Der Vater freilich bemerkt hierzu: „Mir und manchen andern ist dieser vermeintliche Tadel das höchste Lob. Der gute Kritiker irrt übrigens sehr, das Bild ist nur zu modern!“

Im Spätherbst 1872 überbrachte er selbst dem Besteller, dem Fürsten Alexander Lieven zu Fockenhof in Kurland, seine Kopieen nach Tintoretto.

So nahe seiner engern Heimath, ward es ihm doch nicht vergönnt ihre Luft einathmen zu können, denn er mußte sogleich mit dem Fürsten nach Italien zurückreisen.

In Fockenhof hing eine Kopie nach Tizians berühmtem Reiterportrait Kaiser Kals V. nach der Schlacht bei Mühlberg; und der Fürst hatte den Gedanken gefaßt den wunderbaren Dijk im Palazzo Rosso in Genua, das lebensgroße Reiterbildniß das Marchese Giulio Brignole-Sale von Liphart kopiren zu lassen, als Pendant zum Tizian.

Die Reise nach Genua war leider vergeblich, denn die nachgesuchte Erlaubniß zum Kopiren des Bildes wurde rundweg abgeschlagen. Nun schlug Liphart dem Fürsten vor anstatt dieses Bildes den van Dijk im Louvre „Karl I. auf der Jagd“ zu kopiren. Dieser Gedanke behagte dem Fürsten, und es wurde beschlossen, daß sie zu diesem Zweck zusammen nach Paris reisen sollten.

(Schluß folgt.)

Religiöse Phrase.

Stopford A. Brooke. Glaube und Wissenschaft. Reden und Aufsätze. In deutscher Uebersetzung aus dem Englischen von F. v. A. Mit einer Einleitung von Charlotte Broicher. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1898. 4 Mark 20. — 326 S.

Unser unvergeßlicher akademischer Lehrer Moritz von Engelhardt pflegte uns Studenten darauf hinzuweisen, wie eine der größten Gefahren unserer Zeit die Herrschaft der religiösen Phrase sei und wir uns nicht ernstlich genug davor hüten könnten, selbst der Phrase zu verfallen. Und es ist wohl kein Zweifel, daß der große Einfluß, den dieser Mann ausübte, vor Allem auch darauf beruhte, daß, wer ihn sah und hörte, sofort fühlte, hier war keine Phrase, hier war, ob man ihm nun zustimmen wollte oder nicht, Alles eigenstes Leben. Seine Warnung vor der religiösen Phrase scheint auch heute noch nach bald dreißig Jahren gerade ebenso nöthig zu sein wie damals, wenn es wenigstens wahr ist, was ich höre, daß obiges mir zur Anzeige zugeschickte Buch viel gelesen, besprochen und als werthvolle religiöse Wahrheit bietend empfohlen wird. Denn es enthält, milde gesagt, zur Hälfte einfache Phrase, die sich bei näherer Prüfung als inhalts- und bedeutungslos erweist. Ich werde diese Behauptung durch Beispiele erhärten und zwar Beispiele, die zunächst nicht auf ihren religiösen Gehalt geprüft werden sollen, denn da würde man mir natürlich Voreingenommenheit zuschreiben, sondern die nach ihrer rein formalen Giltigkeit beurtheilt werden sollen.

Doch vor Allem sei es ausgesprochen, daß die Uebersetzung eine ganz vorzügliche ist. Ich bin leider nicht in der Lage, sie nach dem Original zu prüfen, das mir nicht zugänglich ist, aber nirgends merkt man, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Das Buch liest sich wie eine deutsche Originalarbeit, und das will bei vielen Aufsätzen, die ohne Zweifel der Uebertragung sehr große Schwierigkeiten boten, nicht wenig sagen. Im ganzen Buche habe ich mir nur zwei Stellen notirt, wo, wie ich vermuthe, übersehene Druckfehler vorliegen. S. 110 oben steht: „Die zehn Gebote sind uns also nicht sowohl darum ein Gesetz, weil sie Befehle eines mächtigen Gottes sind, weil ihre Erfüllung dem entspricht, was

dem Menschen natürlich und zweckmäßig ist". Hier fehlt offenbar ein „als vielmehr" oder „sondern". S. 272 ist in dem Satze: „und mit dem Augenblick tritt auch die Verwandlung bei uns" ein „ein" ausgefallen. Es ist nicht Pedanterie, wenn ich solche Kleinigkeiten erwähne, es soll zeigen, daß ich das Buch mit Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen habe.

Dem Buche ist eine Einleitung von Charlotte Broicher vorangeschickt, aus der wir erfahren, daß die hier übersetzten Predigten „zum Theil gekürzt, verschiedenen Bänden der Brooke'schen Sermons entnommen (sind)" und „ganz verschiedenen Perioden seiner Entwickelung angehören", S. 2. Es ist sehr zu bedauern, daß bei den einzelnen Aufsätzen nicht das Datum ihrer Entstehung angegeben ist. Denn so ist der Leser nicht im Stande sich klar darüber zu werden, ob die einzelnen Artikel eine historische Reihenfolge darstellen, ob also Brooke heute noch vertreten würde, was er in den ersten Aufsätzen sagt. Nur bei zwei Reden, Nr. 24 und 26, ist als Jahr ihrer Entstehung 1898 genannt. Ich habe wohl den Eindruck empfangen, daß die Artikel chronologisch geordnet sind, denn der Hauptfehler des Buchs, verschwommene und unlogische Phrasenmacherei, zeigt sich besonders in der ersten Hälfte der Aufsätze, während die zweite Hälfte zum Theil sogar sehr hübsche, wenn auch selten in die Tiefe gehende moralische Betrachtungen enthält. Ferner bleibt es unklar, ob der Titel des Buchs: „Glaube und Wissenschaft" von Brooke selbst herrührt. In jedem Fall ist er unzutreffend, denn von Wissenschaft enthält das Buch nichts. Die allerdings mit einer gewissen Regelmäßigkeit vorgetragene Behauptung, es sei wissenschaftlich streng erwiesen, daß die Naturgesetze nicht durchbrochen werden können, genügt doch wohl nicht, um den Titel „Glaube und Wissenschaft" zu rechtfertigen.

In der Einleitung weiß Charlotte Broicher viel Rühmendes über Brookes religiöse Reden zu sagen. Nun geht es mir aber, wenn sich Charlotte Broicher für etwas verbürgt, ebenso wie dem wackern Meister Dumbleton, als Sir John Falstoff zweiundzwanzig Ellen Atlas von ihm borgen wollte und Bardolphs Bürgschaft anbot. „Er sagte, Herr, ihr solltet ihm bessere Bürgschaft stellen, als Bardolph seine; er wollte seine Handschrift und die eure nicht annehmen; die Sicherheit gefiele ihm nicht". (Heinrich IV. II, 1, 2). Denn Charlotte Broicher liebt genau ebenso wie Brooke schön

klingende inhaltsleere Phrasen. S. 4 behauptet sie, daß „unsere Kirche nicht die höchste Geistesbildung der Nation in sich aufgenommen und verarbeitet hat". „Hinter einem Bahnbrecher wie Schleiermacher, der die Kultur alter und neuer Zeit in sein tiefes Gottesbewußtsein einsenkte, schlugen die Thore der Reaktion „ferndonnernd" wieder zusammen." In Wirklichkeit haben die Anregungen, die Schleiermacher gab, bis heute nicht aufgehört die Theologie zu beeinflussen. So werden wir uns durch Charlotte Broichers Versicherungen nicht der Mühe enthoben sehn, selbst nachzuprüfen, wie es sich mit Brookes Reden verhält. Die Einleitung hebt S. 8 hervor, daß Brooke das Bedürfniß habe „die religiösen Anschauungen wieder begrifflich zu fassen." „Er spinnt Beweise aus dogmatischen Voraussetzungen heraus." „Dinge, die nur in den höchsten Augenblicken des Lebens ahnend erschaut werden, möchte er feststellen und sucht sie logisch zu verarbeiten". S. 11 unten heißt es: „Neigung zu systematischem Denken." Alles dieses vermisse ich gerade bei Brooke und will nun meine Behauptung, daß es oft inhaltslose oder unlogische Phrasen sind, die uns geboten werden, durch Beispiele belegen.

An der Spitze der Einleitung stehen zwei Aphorismen Brookes, die wohl von Charlotte Broicher ausgewählt sind. Nun ist doch anzunehmen, daß, wenn Jemand aus einem umfangreichen Buche zwei Sätze heraushebt und als Motto an den Anfang stellt, diese beiden Sätze in besonders prägnanter Weise Inhalt oder Richtung oder Absicht des Buches aussprechen sollen. Der erste Satz lautet: „Und wenn der Fuß der Wahrheit auch Tausende alter Systeme zu Boden treten sollte, so muß sie, so müssen wir vorwärts schreiten". Das ist ja freilich richtig, einwandslos richtig; wenn es nur nicht so selbstverständlich wäre, daß es den Eindruck beneidenswerther Anspruchslosigkeit macht, solch einen Gemeinplatz als werthvolle Beobachtung hervorzuheben. Denn wo ist jemals ein Mensch gewesen, Christ oder Nichtchrist, der überhaupt irgend einen Glauben hatte, der nicht überzeugt war, überzeugt sein mußte, daß seine Wahrheit die Aufgabe habe durchzubringen? Diese Ueberzeugung hatten Paulus und Luther, Loyola und Muhammed, Buddha und Konfuzius — es ist klar, daß ein solcher Satz ganz inhaltslos ist, solange nicht gesagt wird, vor welcher Wahrheit sich auch Tausende alter Systeme

beugen müssen — und man möchte mit Platen ausrufen:

Wäre mit so leichten Griffen zu enträthseln die Natur,
Hätte sie auf euch gewartet, ihr zu kommen auf die Spur!

Das zweite Motto lautet: „Wir glauben an einem Vater, der uns und die Welt in alle Wahrheit leitet, die Welt aber nicht an eine Wahrheit kettet“. Ich finde denselben Satz auf S. 215 wieder, wo er aber etwas anders lautet: „Er glaubt an einen Vater, der die Welt in alle Wahrheit leitet, nicht aber sie an eine einzelne Wahrheit kettet“. Es ist ein Mangel, wenn ein und derselbe Satz in demselben Buche verschieden übersetzt wird; der Leser, der das Original nicht vergleichen kann, wird dadurch unsicher, was Brooke eigentlich gesagt hat. Doch ist hier ja der Unterschied unwesentlich, wenn auch die zweite Fassung die Absurdität des Satzes etwas abzuschwächen scheint. Wir haben hier ein gutes Beispiel für Brookes Art. Wenn der Nachsatz so lauten würde: „die Welt aber nicht an eine einzelne kirchliche Lehrsatzung kettet“, so hätten wir einen klaren, zutreffenden und beachtenswerthen Ausspruch. Wahrscheinlich hat ja Brooke das auch gemeint, aber einer großartiger klingenden Phrase zu Liebe wurde der Sinn des Satzes ruhig aufgegeben. Denn was soll es heißen: Gott kettet die Welt nicht an eine (meinetwegen auch „einzelne“) Wahrheit? Es ist doch wohl das Wesen der Seele, sich an jede erkannte Wahrheit gekettet zu fühlen; wir kommen von einer Wahrheit, mag sie uns nun erfreulich oder schmerzlich sein, gar nicht los, selbst wenn wir wollten — erst wenn wir sehen, daß es nur eine vermeintliche Wahrheit war, können wir uns von ihr losmachen. Als die Jünger in Jesus die Wahrheit erfaßt hatten, sprachen sie: Herr, wohin sollen wir gehen? und wir finden nirgends eine Andeutung darüber, daß sie über die „Kette“ geseufzt hätten, an die sie sich gebunden fühlten. Nur in Brookes seltsamer Anschauung kann eine göttliche Wahrheit als fesselnde Kette erscheinen. So sind aber diese beiden Worte Brookes schließlich doch ganz passend als Motto ausgewählt. Sie charakterisiren wirklich das Buch, das triviale und unlogische Behauptungen in ermüdender Menge und Breite enthält.

Wahre Kabinetstücke verworrener Darstellung sind die Reden Nr. 3—5 mit den Ueberschriften: die Anbetung des persönlich-unpersönlichen Gottes; die Anbetung des unpersönlichen Gottes; die Anbetung des persönlichen Gottes. Die Ueberschriften selbst

sind widersinnig, denn Anbetung eines unpersönlichen Gottes giebt es in der ganzen Welt nicht. Wenn es S. 45 heißt: „Es ist ein Bedürfniß der menschlichen Seele, Gott nicht nur persönlich, sondern auch unpersönlich vorzustellen", und S. 47: „unsere Gottesvorstellung muß eine persönliche und zugleich eine unpersönliche sein", so sind das einfach logische Ungeheuerlichkeiten, und noch nie hat irgend eine Seele das ihr von Brooke angedichtete Bedürfniß gehabt, und zwar, weil sie es gar nicht haben kann, ebensowenig wie sie das Bedürfniß haben kann, sich einen Kreis zugleich rund und dreieckig vorzustellen. Noch erstaunlicher ist, was wir S. 52 finden: „Mit unserer ganzen Macht klammern wir uns an die Vorstellung von Gott als persönlichem Vater, als Menschen, die ohne dies völlig vereinsamt wären, sobald es sich um unser oder unseres Nächsten Gemüthsleben handelt. Sind wir aber allein mit der Natur und ist das Menschliche unserem Gesichts- und Gefühlskreise entschwunden, dann klammern wir uns ebensosehr an die Vorstellung von Gottes unendlicher Unpersönlichkeit". Danach scheint es, als wenn wir in unserm religiösen Denken oder Empfinden zwei Schubladen hätten, aus denen wir abwechselnd nach Bedürfniß uns den persönlichen oder unpersönlichen Gott herausholen. Und solche Dinge werden nicht nur einmal gelegentlich ausgesprochen, sondern sie werden auch niedergeschrieben, und gedruckt, und übersetzt, und nochmals gedruckt und von Charlotte Broicher als „Führer" (S. 16) empfohlen! Es soll übrigens nicht verschwiegen werden, daß in der ganzen zweiten Hälfte des Buches diese Phantasieen über den persönlich-unpersönlichen Gott fehlen und Gott immer als der Vater dargestellt wird. Schon S. 131 findet sich der Satz: „Der einzige wichtige Punkt, auf den es ankommt, ist der Glaube an Gott, unsern Vater, der uns liebt, und den wir lieben dürfen". Vielleicht gehören also wirklich jene ersten Reden einer früheren, später überwundenen Entwickelungsperiode Brookes an, — dann aber haben wir doch ein Recht zu fragen, warum uns diese unreifen Aufsätze dargeboten werden.

Ein gutes Beispiel dafür, was für „Glaube und Wissenschaft" aus dem Brooke'schen Buche gelernt werden kann, bietet der Satz S. 128: „In vielen Fällen aber standen ihre Resultate (gemeint sind nach dem vorausgehenden Absatze die Männer der Wissenschaft) durchaus im Widerspruch mit den traditionellen Anschauungen der

Theologie z. B. inbetreff der Erschaffung der Welt, der Gebetserhörung, der Existenz der vom Körper losgelösten Seele und all der Wunderberichte der Theologie". Es ist schlechterdings nicht zu begreifen, was Röntgenstrahlen und Spektralanalyse, Evolutionstheorie und Atomenhypothese mit der Frage nach der Gebetserhörung zu schaffen haben sollen. Daß Gott Gebete erhört, kann mir durch keine Theologie der Welt andemonstrirt werden, aber auch vor keiner Wissenschaft abdemonstrirt.

Ebenso bezweifle ich sehr, daß irgend eine Naturwissenschaft gemeint hat, mit ihren Forschungen etwas über die Existenz der vom Körper losgelösten Seele sagen zu können. Solche Behauptungen, wie die Brooke'sche, sind nicht zunächst religiös anfechtbare Behauptungen, sondern sie zeugen von Mangel an besonnenem Nachdenken. Es klingt fast schalkhaft, wenn Charlotte Broicher in der Einleitung S. 12 sagt, Brooke habe sich kein „grundlegendes philosophisches System angeeignet". „Aber Kants Voraussetzung z. B., daß dem Intellekt die Erkenntniß Gottes versagt sei — ist fast spurlos an ihm vorübergegangen". Es ist noch vieles andere Nützliche, was die Philosophie lehrt, spurlos an Brooke vorübergegangen. Sogar John Stuart Mills Logik scheint ihm fremd geblieben zu sein. Es genügt ihm, eine schön schillernde Seifenblase steigen zu lassen — daß sie vor dem ersten Anhauch genauerer Prüfung zerplatzt, kümmert ihn nicht und scheint seine Zuhörer auch nicht gekümmert zu haben.

Seite 69 ff. findet sich eine Predigt über das Thema „die ewige Verdammniß". Gerade hier stehe ich den theologischen Grundgedanken durchaus nicht unsympatisch gegenüber, aber immer, wenn man sich eben an einer Ausführung Brookes freuen will, wird man durch Behauptungen gestört, die nicht etwa religiös befremdlich, sondern logisch unannehmbar sind. Wenn man die Brooke'schen Schilderungen liest, muß man den Eindruck bekommen, daß bis vor kurzer Zeit in der kirchlichen Predigt die Lehre von der ewigen Verdammniß die Stelle eingenommen hat, welche in Wahrheit etwa die Lehre von der Person Christi einnimmt, daß die Prediger Englands, Schottlands und Irlands eigentlich sonntäglich über die ewige Verdammniß gesprochen haben. Nun weiß ich doch auch soviel über die englische Homiletik, um ruhig sagen zu können, daß hier eine maßlose phrasenhafte Uebertreibung vor-

liegt. S. 71 heißt es: „Die Lehre von der ewigen Verdammniß muß aber auch wegen ihrer verhängnißvollen Folgen abgelehnt werden. Ein guter Baum trägt keine schlechten Früchte; dieser Lehre aber verdanken wir alle Kämpfe, alles Morden und alle Grausamkeiten, welche die wechselnd siegreichen Glaubensparteien im Namen Gottes verübten. Sie war es, welche die Inquisition zur Welt brachte, sie trieb die Juden in unbeschreibliches Elend, sie verbrannte Tausende unschuldiger Männer und Weiber wegen Zauberei". Nach dieser Tirade kann man annehmen, daß die römischen Cäsaren, als sie die Christen verfolgten, merkwürdiger Weise schon Anhänger der Lehre von der ewigen Verdammniß waren, und daß die wüsten Horden, die im Mittelalter die jüdischen Gemeinden am Rhein ausplünderten und zerstörten, vom löblichen Verlangen getrieben waren, ihrer Begeisterung für diese Lehre einen Ausdruck zu geben. Etwas geschichtliches Nachdenken hätte Brooke belehrt, daß die Motive für alle von ihm aufgezählten Greuelthaten ganz wo anders zu suchen sind.

Doch ich muß es an den bisher ausgehobenen Stellen genug sein lassen. Wenn ich jede logisch schiefe oder falsche Behauptung besprechen wollte, würde ein ganzes Heft der „Monatsschrift" nicht ausreichen. Doch will ich wenigstens kurz auch den religiösen Inhalt des Buches erwähnen. Ich darf wohl annehmen, daß in der Predigt „Neue Pfingsten 1898", die auch in der Einleitung S. 15 als besonders charakteristisch bezeichnet wird, die religiöse Stellung Brookes klar ausgesprochen ist. Da findet sich S. 296 der Satz: „Die Menschen haben die Resultate von Wissenschaft und Kritik akzeptirt, und suchen eifrig nach einer neuen religiösen Form, besser, einer neuen Ausgestaltung des Christenthums, die von dem, was sich als unhaltbar erwiesen hat, befreit ist, aber klarer als die vorhergehende Epoche die Vaterschaft Gottes, das Einwohnen des heil. Geistes in der Seele und das zukünftige Leben der Unsterblichkeit verkündet". In der That erscheint hier die Summe der religiösen Ideen Brookes kurz und präzis zusammengefaßt. Den Durchbruch dieser Anschauungen bezeichnet er als eine „religiöse Auferstehung", auf die man hoffen dürfe. Es ist klar, daß wir hier die alte rationalistische Trias: Gott, Tugend, Unsterblichkeit, wiederfinden. Wir hatten gemeint, daß diese flache religiöse Anschauung seit den Tagen Schleiermachers tödlich ver-

wundet und jedenfalls dort nicht mehr annehmbar sei, wo man ein tieferes Durcharbeiten religiöser Probleme sich angelegen sein läßt. Wir haben uns getäuscht. Der Glaube an Gott, Tugend, Unsterblichkeit wird uns als „religiöse Auferstehung“ gerühmt, und wir sollen das Brooke'sche Buch als einen Führer ansehen „heraus aus engen kirchlichen Umzäunungen“ (S. 16). Warum in die Ferne schweifen? Warum nach England gehen? Die Zschokkeschen „Stunden der Andacht“, die noch immer neu aufgelegt werden, erfüllen diesen Zweck gerade ebenso gut, ja noch besser. Denn nicht nur sind sie von schöner religiöser Wärme durchdrungen, sondern sie sind auch ein kluges Buch. Und das sollte doch auch nicht ganz unterschätzt werden. Wie vor einiger Zeit in Englands industriellen Kreisen die Klage laut wurde, daß jeder Artikel, der nur die Etiquette „made in Germany“ trage, sofort unbesehens gekauft werde, so dürfen wir vielleicht klagen, daß jedes Buch religiösen Inhalts, das nur „made in England“ ist, ungeprüft als religiöse Weisheit aufgenommen wird.

Verworren sind auch Brookes Aeußerungen über Christus. Einmal, S. 104, nennt er Christus den Gottmenschen; das ist offenbar wieder eine bloße und sehr unangenehm berührende Phrase, wenn man unter vielen andern Stellen nur den S. 127 vorkommenden Satz vergleicht; („ich will predigen) von dem Gott, der in allen Menschen Fleisch wird, wie er es in Christo wurde.“ Mir erscheint ein solcher Ausdruck fast blasphemisch, aber ich glaube, mit Brooke darf man nicht rechten, — es war wieder eine hübsche klingende Redensart, bei der man ja nicht verpflichtet ist sich etwas zu denken. Aehnlich bei dem herrlichen Satz S. 300: „daß Gott nicht nur die Liebe ist, nein, daß die Liebe Gott ist!“ Mit besonderem Eifer kämpft Brooke gegen den Glauben an Wunder; — er thut es mit dem alten, hundertmal als Mißverständniß erwiesenen Argument, daß Wunder eine Durchbrechung der Naturgesetze sein würden und darum unmöglich sind. Und zwar sind sie es S. 145, weil die Naturgesetze in dem Wesen Gottes beruhen, und Gott sich nicht selbst widersprechen kann. Auf S. 271 aber heißt es ganz harmlos: „Gott tritt aus seiner Ordnung heraus und bedient sich des Wunders, — wenn wir diesen Vorgang ein Wunder nennen wollen“. Man sieht, Brooke kann sich selbst widersprechen und macht von

diesem Talent einen sehr ausgiebigen Gebrauch. Daß Brooke sehr viel gegen die Kirche einzuwenden hat, versteht sich von selbst. Daß es auch hier von übertriebenen Behauptungen wimmelt, wird uns allmählich nicht mehr Wunder nehmen. S. 119 heißt es: „(die Kirche) heftet ihnen (den Dissenters) ein religiöses und soziales Stigma auf". Das ist, im Präsens gesprochen, sicherlich nicht wahr. S. 120: „(die Kirche) bindet die Menschen eidlich an die unfehlbare Autorität der Bibel". „Was die Kirche fordert, ist das Aufgeben der eigenen Individualität". Das sind einfach objektive Unwahrheiten, die schon durch die eine Thatsache, daß der herrliche Charles Kingsley und der gedankenreiche Robertson, mit denen Brooke auch nicht in die entfernteste Parallele gestellt werden darf, Prediger der Staatskirche waren und bleiben konnten. Ebenso ist es objektive Unwahrheit, wenn S. 121 steht: „Mir bleibt die Autorität, auf die Christus sich beruft, um die Wahrheit seiner Lehre zu erhärten, an die er sich stets wandte; ich meine die Stimme Gottes in uns, diese innere Autorität unseres persönlichen Lebens, die zu uns redet durch unsere Vernunft, unser Gewissen, unsern Geist, den der Geist Gottes erleuchtet." Es ist schwer, hier kein härteres Urtheil zu fällen, da jeder Blick in das Neue Testament Brooke gezeigt hätte, auf welche Autoritäten sich Christus zu berufen pflegt.

In der Einleitung S. 12 heißt es: „Seine eigentliche Domaine ist jedoch die der Psyche in ihren labyrinthischen Beziehungen zum sittlichen Weltgeschehen". Abgesehen vom eigenthümlich preziösen Stil hat hier Charlotte Broicher Recht, und ich freue mich, zum Schluß doch auch Gutes vom Brooke'schen Buche sagen zu können. Durch alle seine Reden geht ein warmer religiöser Zug, der angenehm berührt. Gegen den Materialismus weiß er manches treffende Wort zu sagen, und es wäre Unrecht zu verschweigen, daß er von schönem Idealismus getragen ist. Nr. 13 und 14 seiner Reden möchte ich als die besten im ganzen Buche bezeichnen; sie enthalten wirklich manche anregenden Gedanken und hübschen Betrachtungen. Auch Nr. 15 und 21 habe ich theilweise mit wahrem Vergnügen gelesen. S. 310—326 finden sich Aphorismen, unter denen viele gute und treffende sind. Ueberhaupt, wenn das Buch auf ein Drittel seines Umfangs reduzirt worden wäre, wäre es eine, wenn auch nicht originelle, doch ganz erfreu-

liche Gabe gewesen. Unter den Aphorismen hat mir ein Wort besonders gut gefallen S. 125: „Es ist eine Erniedrigung der Kunst, sie zum Kanal niedriger Gesinnung und häßlicher Gefühle zu machen".

Der Leser findet vielleicht, daß ich mich zu lange bei dem Brooke'schen Buche aufgehalten habe. Ich hätte es nicht gethan, hätte wohl überhaupt die Besprechung in der „Monatsschrift" abgelehnt, wenn nicht dieses Buch mir typisch erschienen wäre für eine Reihe ähnlicher religiöser Bücher und Broschüren, und wenn nicht die Thatsache, daß dieses Buch mit seiner ermüdenden Monotonie, seinen gewiß gutgemeinten aber gedankenarmen Redensarten doch einige Verbreitung bei uns gefunden haben soll, auch typisch wäre. Als ich vor einiger Zeit Veranlassung hatte, eine Reihe Nummern der „Christlichen Welt" durchzulesen, da empfand ich nach vollbrachter Arbeit das Verlangen, stärkere geistige Speise zu genießen und griff zu des alten David Friedrich Strauß „Glaubenslehre." Welch ein erfrischender Unterschied! Hier war doch wieder ein logisch geschulter Geist, hier gab es scharfe Gedanken, klare Schlußfolgerungen, — und nicht immer nur verschwommene Gefühle — hier war ein Gegner, mit dem innerlich zu kämpfen ein Vergnügen war, weil man es mit einer festgeschlossenen Weltanschauung zu thun hat und nicht mit schwankenden Phrasen, die bald von einem persönlichen, und bald von einem unpersönlichen Gott reden, sodaß man nie weiß, was nun eigentlich die Meinung des Andern ist. Aber noch eine andere allgemeine Betrachtung möchte ich an die Besprechung dieses Buches knüpfen. In der Einleitung S. 2 wird uns von Brooke gesagt: „Er hatte eine ganz bestimmte, kleine aber auserlesene Gemeinde." Leider wird uns wieder verschwiegen, in welcher Beziehung diese Gemeinde auserlesen war. Ob in Beziehung auf Glaubensinnigkeit und Frömmigkeit, oder vielleicht in Beziehung auf praktisches Christenthum, Werke der inneren oder äußeren Mission, oder in Beziehung auf Bildung oder Geld. Auch hier wieder müssen wir uns mit Charlotte Broichers Versicherung begnügen, daß die Gemeinde „auserlesen" schlechthin war. Doch jedenfalls war es eine ganz bestimmte kleine Gemeinde. Das heißt doch wohl, daß es im Großen und Ganzen immer dieselben Zuhörer waren, die sich einfanden. Spurgeon pflegte sonntäglich vor zehntausend Zuhörern

zu predigen. Warum strömten denn diese Tausende nicht lieber zu Brooke? Von irgend einem äußeren Zwang kann hier ja gar nicht die Rede sein; nicht einmal von einem moralischen Zwange, den die Kirche ausgeübt haben könnte. Denn auch Spurgeon war bekanntlich nicht kirchlich, er gehörte den Baptisten an, und wenn er später aus ihrer Gemeinde ausschied, so hat das seine Anschauungen nicht verändert. Und Spurgeon war nach Brookes Ausführungen sicherlich noch im tiefsten unwissenschaftlichen Wunderglauben befangen. Denn in Lehren wie der von der Menschwerdung des Sohnes Gottes und von dem Opfertode Christi lebte und webte er. Ich habe im Hochsommer in Berlin Kirchen, wo „orthodoxe" Pastoren wie Kögel, Stöcker, Dryander, Frommel predigten, überfüllt gefunden — während die Gemeinden vielgenannter „liberaler" Prediger merkwürdig klein waren. Auch hier kann doch kein Zwang vorliegen. Immer wieder wird uns der gutgemeinte Rath gegeben, wir sollten die „Bildungsmomente" unserer Zeit in uns aufnehmen, den „Kulturfortschritt" mitmachen, sonst würden wir den Einfluß auf die Gemeinde verlieren, die Kirche würde sich den Menschen entfremden. Seltsam genug scheint aber die geschichtliche Erfahrung etwas anderes zu zeigen. Wer hätte nicht den so ehrlichen, aufrichtigen Bestrebungen eines Egidy z. B. Sympathie entgegengetragen? Aber wen hat er denn mit sich fortgerissen? Wen hat er denn um sein Christenthum zu sammeln vermocht? Sind es nicht immer „ganz bestimmte, kleine" Gemeindlein, die sich im besten Falle zu denen finden, die nach Brookes Art eine „religiöse Auferstehung" herbeizuführen suchen? Und man kommt nicht damit aus, diese Thatsache einfach aus der Trägheit, Denkfaulheit oder gewohnheitsmäßigen Indolenz der Menschen erklären zu wollen. Wir finden schon in der alten Kirchengeschichte, daß der Arianismus, der damals eine „neue Ausgestaltung des Christenthums" sein wollte, zuletzt vor der katholischen Kirche geschwunden ist und gewiß nicht der Verfolgung unterlegen, denn auch der Arianismus hat an Verfolgungen seinerseits es nicht fehlen lassen. Oder warum hat sich denn der Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts, der doch einmal sein Herrschaftsgebiet weit ausgedehnt hatte, nicht auf die Dauer halten können? Warum begann er seit den Tagen Schleiermachers zusammenzubrechen? Wenn er wirklich in den Herzen der großen

Gemeinden Wurzel gefaßt hätte, hätte er so zweifellos seine Stellung behauptet, wie das kirchliche Christenthum thatsächlich immer wieder nach Zeiten philosophischer Verblassung oder angeblicher wissenschaftlicher Ueberwindung in seinem alten Wesen sich behauptet hat. Auch heute wenden gewiß große Mengen der Kirche den Rücken, aber sie brechen überhaupt mit dem Christenthum und suchen durchaus nicht ein „modernisirtes, wissenschaftliches Christenthum" auf. Wie seltsam darum die Forderung, die Kirche soll sich den angeblichen „gesicherten Resultaten der Wissenschaft" anpassen. Abgesehen davon, daß es nicht Jedermanns Sache ist, nach Brooke'scher Art es bald mit einen persönlichen und bald mit einem unpersönlichen Gott zu versuchen, denn rechter Glaube ist nie einer, den wir haben, sondern der uns hat, an den wir uns, es ist einmal nicht anders, „gekettet" fühlen, abgesehen davon, ist es bisherige historische Thatsache, daß überall dort die Kirche den Menschen fremd geworden ist, wo sie das Herz des Christenthums, die biblische Verkündigung von Christo aufgegeben hat. Es ist auch zu verstehen. Ein Glaube, wie der Brooke'sche, ist immer nur für die „kleine, auserlesene" Schaar derer da, die satt und zufrieden, die Religion noch nebenbei als eine ganz angenehme Sache sich gefallen lassen. Alle, welche hart kämpfen und ringen müssen, verlangen nach Realitäten und können sich darum nimmermehr an Brooke'schen Redensarten genügen lassen. Selbst Brooke spricht es einmal S. 62 aus, daß er wohl wisse, mit seinen Ausführungen könne einem armen Handwerker in der Dachstube nicht gedient sein. Was soll uns denn ein Glaube, der immer nur für einige „wenige Auserlesene" da ist?

H. Eisenschmidt.

Corrigenda.

Seite 398, Zeile 6 o. u. lies: Falstaff statt Falstoff.
„ 402, „ 8 „ o. „ von statt vor.
„ 405, „ 10 „ „ „ Unwahrheiten, die schon durch die eine Thatsache widerlegt werden, . . .

Politische Korrespondenz.

In Deutschland herrscht augenblicklich einige Erregung wegen Samoa's. Man kann nicht übersehen, daß die deutschen Rechte dort von den Engländern ziemlich geringschätzig behandelt werden, für welches Verfahren sie die Amerikaner vorsichtig auf ihre Seite zu ziehen wußten, die eigentlich kein Interesse daran haben, Deutschland zu ärgern. Denn darauf läuft es für die Engländer hauptsächlich hinaus, Deutschland wieder einmal deutlich zu machen, wie hilflos es draußen über dem Wasser von der Gnade der meerbeherrschenden Vettern abhängig ist, und wie gut es thäte, seine kontinentale Politik in den Dienst Englands zu stellen um dafür eine wohlwollende Fürsorge da draußen einzutauschen. Die reellen Werthe Englands auf und an jenen Inseln sind viel zu gering um für sie das Odium auf sich zu laden, das mit diesem übermüthigen Vorgehen verbunden ist. In Faschoda war das anders, da drohte Frankreich sich ein Gebiet einzuschieben, das einmal recht bedeutsam auf die englische Herrschaft am Nil Einfluß gewinnen kann. In Samoa handelt es sich um einige Millionen, die von englischen Unterthanen dort angelegt sind und unter einer deutschen Verwaltung sicherer wären als unter dem seit dem Berliner Vertrage dort herrschenden Dreibunde. Aber man ist in Deutschland längst gewöhnt daran, von England immer wieder durch gelegentliche Rippenstöße in den Kolonialländern daran erinnert zu werden, daß man nicht ohne Gefahr Kolonialpolitik treibt und erst recht nicht ohne Gefahr in Europa mit Mächten sich gut stellt, die England als Gegner ansieht. Es wird sicherlich weder dem Einen noch dem Andern einfallen, wegen samoanischer Zänkereien einen Krieg zu beginnen. Aber diese Zänkereien sind ein Symptom für ernstere Vorgänge, die sich in den diplomatischen Werkstätten Europas abspielen.

Ohne solenne Feierlichkeiten haben die großen Verbindungen, die nach 1870 sich gebildet hatten, ihr Ende gefunden. Der Dreibund steht noch auf dem Papier und der Zweibund wahrscheinlich auch; aber beide haben kaum mehr eine reale Bedeutung, da die Voraussetzungen verschwunden sind, die sie entstehen ließen. Deutschland ist weder durch Rußland noch durch Frankreich bedroht, Italien

hat mit Frankreich einen Handelsvertrag geschlossen, Oesterreich sich mit Rußland wegen der Interessen auf der Balkanhalbinsel auseinandergesetzt. Deutschland hat freie Hand, und jede der Kontinentalmächte gleichfalls, seine Politik ganz nach den jeweiligen eigenen Interessen einzurichten. Bisher ist diese Politik hauptsächlich bestimmt worden durch die stete Drohung Frankreichs, den Ueberfall von 1870 zu wiederholen. Die inneren Zustände Frankreichs, äußere Enttäuschungen, die zur Versöhnung stets bereite Haltung Deutschlands haben allmählich die Gefahr dieses Ueberfalles abgeschwächt. Man ist sich in Berlin bewußt, daß über Nacht ein Umschlag in Paris eintreten kann, der jene Gefahr wieder vermehrt, aber man weiß auch, daß nicht über Nacht eine Regierung von der Kraft errichtet werden kann, die nöthig wäre um alsbald den Krieg beginnen zu können; wenigstens um ihn so beginnen zu können, daß Deutschland ihn fürchten müßte. Endlich weiß man, daß Paris für 1899 sich wohl noch mit Dreyfuß und dann 1900 mit der Ausstellung wird unterhalten wollen. Was in Berlin heute Sorge wecken muß, ist der Verbündete der letzten 20 Jahre, Oesterreich. Seit 1866 hat man in Wien begonnen, für den alten Kaiserstaat eine neue Grundlage zu suchen. Und man konnte schwer sie anderswo suchen als in den slawischen Massen, wenn man den Anspruch nicht aufgeben wollte, eine Großmacht zu bleiben trotz des 1867 errichteten Dualismus. So temperamentvolle Politiker die Magyaren sind, so sind ihrer zu wenige und ihre kulturliche Kraft ist zu gering um die 40 Millionen zu einem geschlossenen magyarischen Staat zusammenzuschweißen. Und die zehn Millionen Deutsche Oesterreichs haben, das darf nicht übersehen werden, seit 1866 für die Kaiserkrone erheblich an Verläßlichkeit und daher an Bedeutung verloren. Den österreichischen Deutschen hat das Zusammenleben mit den verschiedenen Fremdvölkern, unter die sie verstreut sind, nicht wohlgethan. Unter einander zersplittert, leichtlebig und weich, fehlt ihnen der politische Charakter, der den Magyaren auszeichnet. Seit es klar geworden ist, daß die Hofburg sich für eine slawische Zukunft Oesterreichs vorbereitet, sind sie, aus dem pflichtenlosen Genußleben aufgeschreckt, zu immer wilderen Aeußerungen des Mißbehagens übergegangen. Heute scheut man sich nicht mehr, offen die Trennung Cisleithaniens von der Monarchie und den Anschluß an Deutschland als das Ziel der

Bewegung erkennen zu lassen. Man schickt sich an, die deutschen Parteien zu einigen um den Fluch des negirenden, zersetzenden Doktrinarismus abzuschütteln, dem die liberale deutsche Partei zu ihrem Unheil so lange gehuldigt hat. Aber die Arme, die man nach Berlin hin streckt, finden dort nicht offene Arme, Cisleithanien ist keine lockende Beute für Deutschland. Eben jetzt erfährt man wieder in Nordschleswig, wie wenig man es in Berlin versteht, undeutsche Unterthanen zu regieren. Nun sollte man sich die Aufgabe stellen, Millionen slawischer Unterthanen mehr als bisher zu regieren, Millionen von Katholiken mehr im Reichstage vertreten zu sehen? Wer die Lage ruhig überdenkt, kann sich nicht verhehlen, daß, wenigstens unter den heutigen Verhältnissen und vielleicht auch unter dem heutigen Regiment die Möglichkeit eines Zerfalles von Oesterreich Grund zu ernster Sorge giebt. Niemand wird wünschen können, daß Deutschland an solche Gewaltmittel sich gewöhne, wie man sie von preußischen Beamten leider in Nordschleswig hat anwenden sehen. Preußen hat dort im Jahre 1888 durch die Schließung der dänischen Schulen den Kampf höchst unpolitisch herausgefordert und ist dann freilich und sehr natürlich von Schritt zu Schritt weiter gedrängt worden bis zu Maßregeln, die eines deutschen Staates unwürdig sind*). Die Stellung Preußens ist dadurch im übrigen Deutschland sicher verschlechtert worden und seine vielen Gegner werden nicht unterlassen, noch lange auf „preußische Barbarei“ mit Hohn zu weisen, obwohl es doch nur der plumpe Eifer kurzsichtiger Büreaukratie ist, der dort sein Feld gefunden hat. Aber es bleibt ein dunkler Fleck in der Geschichte Preußens, nicht Deutschlands, und solche Flecke sind doch immerhin Symptome eines Kulturstandes, die weitere Versuche mit Tschechen oder Mähren wahrlich nicht verlockend erscheinen lassen. Es wäre frevelhafter Leichtsinn, wenn man eine Erweiterung äußerer Macht anstreben wollte auf die Gefahr hin, dadurch im Innern an sittlicher und kulturlicher Kraft einzubüßen. Und das wäre die sichere Folge, wenn man die staatlichen Kräfte Deutschlands auf diesen unseligen nationalen Kampf in Oestreich verwenden müßte oder

*) Wie die Verhältnisse in Nordschleswig wirklich liegen, zeigt gegenüber der Auffassung unseres geschätzten Mitarbeiters die lehrreiche Schrift von L. Strackerjahn, „Danebrog oder Adler?“ Berlin, Walther 1899.

Die Red.

wollte. Man muß daher in Berlin hoffen, daß Kaiser Franz Josef noch für lange die Autorität bleibe, vor der sich alle die umstürzenden Kräfte seines Reiches zuletzt doch ehrfurchtsvoll beugen. Aber man muß auch auf die Möglichkeit vorbereitet sein, daß durch den Tod des 68 Jahre alten Herrn plötzlich eine Erschütterung in den Ländern der lothringischen Krone eintritt, die Deutschland in ernste Aktion verwickelt. Diese Aussicht bestimmt die äußere Politik Deutschlands wahrscheinlich weit stärker, als sich von außen her erkennen läßt. Sie wirkt lösend auf den Dreibund und ebenso hindernd auf jede andere Verbindung, die die deutsche Kraft für fernere Zwecke in Anspruch nehmen könnte. Weder Samoa, so unangenehm störend diese Angelegenheit grade jetzt in der Wilhelmstraße empfunden werden mag, noch irgend eine andere koloniale Frage kann heute für Deutschland so schwer ins Gewicht fallen, daß es um ihrer willen ein Bündniß schließt oder einen Grenadier dran wagt.

E. von der Brüggen.

Briefwechsel der Fürstin Dorothea Lieven mit dem Earl Grey.

Correspondence of Princess Lieven and Earl Grey edited and translated by Guy le Strange. London 1890. Bentley and Son.

Dieses Buch hätte für die Leser dieser Zeitschrift nur geringes Interesse, wenn dasselbe nicht erhöht würde durch den Umstand, daß die Fürstin Lieven baltischer Herkunft war. Dem vorliegenden Werk sind kurze biographische Notizen beigefügt, denen ich entnehme, daß Dorothea von Benckendorff, Tochter des Generals Christofer von Benckendorff, im J. 1784 geboren wurde. In einer

unter dem Schutz der Kaiserin Marie, Gemahlin Pauls I., stehenden Anstalt erzogen, heirathete sie mit 16 Jahren im J. 1801 den Grafen Christofer Lieven, der 1810 als bevollmächtigter Minister Rußlands an den Berliner Hof und 1812 als Botschafter nach London ging, welchen Posten er dann bis 1834 inne hatte. Im J. 1826 verlieh Kaiser Nikolaus I. seiner Erzieherin und deren 3 Söhnen, den fürstlichen Titel. Nach seiner Abberufung von London zog Fürst Lieven mit seiner Familie nach Petersburg und wurde zum Gouverneur des Thronfolgers Alexander ernannt; auf einer Reise durch Europa, die er mit seinem Zögling unternahm, starb er im Jahre 1839 in Italien. Seine Gemahlin hatte schon vorher Petersburg, das ihr durch den Tod zweier Söhne und durch den üblen klimatischen Einfluß auf ihre Gesundheit verleidet war, mit Paris vertauscht, wo sie im J. 1857 gestorben ist. Ihre direkte Deszendenz ist mit dem Fürsten Alexander Lieven-Fockenhof vor einigen Jahren erloschen; ihr Bruder war der bekannte General und Chef der dritten Abtheilung unter Nikolaus I. Graf Alexander Benkendorff.

Die drei starken Bände umfassen die Zeit von September 1824 bis August 1841. Ueber russische Dinge bieten sie sehr wenig Stoff, da die Fürstin Lieven besonders in der Zeit ihres Londoner Aufenthalts ihren diplomatischen Charakter auch den besten Freunden in der Fremde gegenüber mit Sorgfalt, ja Schroffheit wahrte und dem Earl Grey oft genug zeigte, daß sie nichts hören wolle, was Rußland oder die russische Regierung herabsetzen könne. Das war der Korrespondenz offenbar hinderlich in einer Zeit, wo die Politik Rußlands und Englands so oft verschiedene Richtungen einschlug, und einem Manne gegenüber, der als Haupt der englischen Whigs geringes Verständniß für die letzten Jahre der Regierung Alexanders I. und gar keines für den Geist haben konnte, der seit Unterdrückung des Dezemberaufstandes von Petersburg ausging. Diesem Geiste aber mußte sich die russische Botschaft natürlich auch in der Auswahl ihres Umganges anpassen, weshalb denn dort vornehmlich die Tory's mit ihrem Führer, dem Herzog von Wellington, der vorgeschriebene Umgangskreis war. So genau Fürst Lieven sich an diese amtliche Marschordre mag gebunden haben, so wahrte seine Gattin doch ihre Selbständigkeit so weit, daß sie ihre Neigung zu liberalerem Staatsleben auch gesellschaft-

lich nicht ganz verleugnete, und hielt an ihren alten whigistischen Freunden dann auch später fest, als sie London verlassen hatte, was ihr, wie es scheint, zuletzt die Ungnade Nikolaus I. zuzog, dessen warme Freundschaft sie zu Anfang nicht genug zu rühmen wußte. Wenigstens geht aus diesen Briefen nicht hervor, welcher andere Umstand den harten Umschlag in der Haltung des Kaisers zu ihr bewirkt haben könnte. Daß sie ihre whigistischen Verbindungen nicht aufgab, als Nikolaus die Whigs haßte, und daß sie an ihrer Schwärmerei für England festhielt als ihr Herrscher in Gegensatz zu diesem Lande trat, mußte sie recht hart büßen.

Für den Engländer müssen die Mittheilungen, die sich hier über das Ringen der Parteien und über einzelne Personen finden, von hohem Interesse sein in einer Zeit, wo so große Fragen wie die Wahlreform von 1832, die Emanzipation der Katholiken, die Anfänge der irischen Bewegung unter O'Connell, die Anfänge des großen Kampfes um die Kornzölle, die Julirevolution, die belgische Revolution und viele andere Dinge von Bedeutung auf die Tagesordnung kamen. Der Hof Georgs IV., Wilhelms IV., endlich die erste Zeit der Regierung der Königin Viktoria ziehen an uns vorüber, und die kluge, schöne und ehrgeizige Livländerin erfreut sich besonders vor dem Antritt der Königin des größten Vertrauens des Hofes. Nicht viel erfährt man von eigentlicher Hofpolitik, von den Intriguen und Kämpfen, die bekanntlich in hohem Maße die Gesellschaft von Windsor unter Georg und Wilhelm beschäftigten. Die Fürstin Lieven war vor Allem der großen, wirklichen Politik ergeben und behandelte wenigstans in diesen Briefen jene Hofkabalen nur soweit als sie politisch bedeutend wurden. Noch weniger beschäftigt sich damit der ehrwürdige und edle Earl Grey, dessen ruhige, sachliche, kluge Beurtheilung der Ereignisse die Bewunderung und Anhänglichkeit wohl rechtfertigt, die ihm von seiner Freundin gewidmet werden. Seine vierjährige Leitung Englands als Premier wird stets berühmt bleiben durch die Reformbill, die er durchsetzte, und seine Zeit durch die Menge hervorragender Politiker, die sie hervorbrachte oder deren Glanz sie sah. Wellington, Peel, Cobden, O'Connell, J. Russell, Gladstone, endlich Palmerston, der Brausekopf, den die Fürstin Lieven haßt, weil er als Minister so scharf gegen Rußland auftrat, daß es seinen Botschafter von London abberief, was also die Veranlassung zum Verlassen Englands für die

Fürstin war. Daß er sie aus ihrem geliebten England vertrieben, hat sie ihm nie vergeben. Unter den Fremden, die uns in London begegnen, befindet sich Talleyrand mit seiner Nichte, der Herzogin von Dino, geborene Prinzessin von Kurland. Im Entresol des Hotels Talleyrand zu Paris, in langjähriger Freundschaft mit der Herzogin, ist die Fürstin Lieven gestorben.

E. v. d. B.

Der russische Dichter A. S. Puschkin und die Estländer.

Mitgetheilt v. A. S. Myschlajewski.

(Uebersetzt aus der Russkaja Starina 1897, Dezemberheft S. 535—537).

Während einer Reise, die ich im Jahre 1897 in die Baltischen Gouvernements unternahm, fand ich eine wenig umfangreiche Akte aus dem Jahre 1837, die die Aufschrift trug: „Ueber die Vertheilung von Subskriptions-Zettel auf die Werke A. S. Puschkins“.

Die Akte beginnt mit folgendem Briefe des Ministers des Innern D. N. Bludow an den estländischen Gouverneur P. J. Benkendorf v. 22. Mai 1837.

Gnädiger Herr,

Paul Jermolajewitsch!

Ew. Exz. ist es nicht unbekannt, daß zu Beginn dieses Jahres die russische Litteratur eines ihrer nahmhaftesten Talente, eine ihrer Zierden verloren hat. Der vorzeitige Tod Puschkin's hat die Freunde der Litteratur und des vaterländischen Ruhms mit Trauer erfüllt und Se. Maj. der Kaiser, immer an der Spitze stehend, wo es sich um den Schutz reichbegabter Persönlichkeiten in seinem Reiche handelt, hat eine besonders gnädige Theilnahme am Geschick

des Verstorbenen gezeigt und seine verwaiste Familie mit Kaiserlicher Freigebigkeit beschenkt*).

Die über die unmündigen Kinder des verstorbenen Dichters eingesetzten Vormünder sind nun zur Verstärkung der Allergnädigst ihnen gewährten Unterstützung mit Genehmigung Sr. Kaiserl. Maj. zu einer Neuauflage all' seiner bis jetzt gedruckten Schriften geschritten. Das Publikum ist hiervon schon benachrichtigt worden; aber auch ich, der ich wohl weiß, wie sehr die Schöpfungen guter Schriftsteller zur Vervollkommnung der Sprache, zur Bildung des Geschmacks und zur Vertiefung des Schönheitsgefühls dienlich sind, halte es in Uebereinstimmung mit den mir gegenüber verlautbarten Wünschen der Vormünder für eine angenehme Pflicht, Ew. Exc. ganz ergebenst um Ihre Mithilfe bei Vertheilung der Subskriptions-Zettel auf die Werke Puschkins an alle Freunde der Literatur und Förderer der Aufklärung innerhalb des Allerhöchst Ihnen anvertrauten Gouvernements zu ersuchen. Es dürfte doch kaum daran zu zweifeln sein, daß die Russen aller Stände, auf dem Felde des Ruhms und der Tugend stets begeistert durch das Beispiel ihres Kaisers, auch in diesem Falle das Andenken des großen Dichters werden ehren und so zur Sicherstellung seiner verwaisten Kinder werden mithelfen wollen.

Ueberzeugt von der wohlwollenden und thätigen Mithilfe Ew. Exz. in dieser Sache, habe ich meiner Kenzellei den Auftrag ertheilt, Ihnen einige Subskriptionszettel auf die Werke Puschkins zuzustellen.

„Ich habe die Ehre mit vollkommenster Hochachtung zu sein u. s. w."

Hierauf wurden unterm 25. Mai dess. J. aus der Kanzellei des Ministeriums des Innern an den estländischen Gouverneur

---

*) Nachdem Kaiser Nicolai vom Tode A. S. Puschkin's vernommen, schrieb er am 30. Januar 1837 eigenhändig an A. S. Tanejew:

„Man schreibe an den Finanzminister, daß ich den Befehl ertheilt habe, der Wittwe Puschkin's und seiner Tochter bis zu ihrer Verheirathung: jener eine Pension von 5000 Rbl., der Tochter von 1000 Rbl. auszusetzen, seinen drei Söhnen aber jedem 1500 Rbl zur Erziehung, bis sie in den Dienst treten.

Auch soll derselbe (der Finanzministrr) 10,000 Rbl. zur Beerdigung an den wirkl Staatsrath Shukowski absenden."

Die Redaktion der „Russk. St.".

zehn Zettel abgeschickt, zur Vertheilung an diejenigen, die die Werke Puschkins sich anzuschaffen wünschten. Auf den Zetteln war gesagt, die Auflage werde in sechs Bänden in Oktavformat erscheinen und der Druck werde vor sich gehen unter der Aufsicht von: Wassili Andrejewitsch Shukowski, Fürst Peter Andrejewitsch Wjasemski und Peter Alexandrowitsch Pletnew. Für die Subskribenten bis zum 1. Oktober 1837 war ein ermäßigter Preis festgesetzt (auf gewöhnlichem Papier 25 Rbl. Banko, mit Uebersendung 50 Rbl. Banko) nach Ablauf dieses Termins war in Aussicht genommen, den Verkaufspreis um 10 Rbl. zu erhöhen.

Nachdem der Gouverneur den Brief und die Zettel erhalten hatte, ordnete er die Versendung der letztern an. Mit betreffenden Begleitschreiben wurden die Zettel an den estländischen Ritterschaftshauptmann von Patkul, an die Magistrate von Reval und Hapsal und an die Vogteigerichte des Doms, von Wesenberg und Weißenstein abgeschickt. Doch das Resultat war ein vollständig unerwartetes. Bei Rücksendung der Zettel machte der Ritterschaftshauptmann von Patkul die Mittheilung, er habe ebensolche Zettel direkt vom Minister erhalten, es sei ihm aber nicht gelungen, sie abzusetzen; die übrigen Institutionen antworteten einstimmig, es habe sich kein Mensch gefuuden, der auf die Werke Puschkin's zu subskribiren wünschte.

Hiermit endete die Akte; es erübrigte nur noch, die betreffende Mittheilung zu machen, und am 19. Oktober 1837 schrieb P. J. Benkendorf an die Kanzellei des Ministeriums des Innern folgendermaßen:

„In Erfüllung der Vorschrift Sr. hohen Exz. des Herrn Ministers des Innern v. 22. Mai a. c. habe ich dem Herrn estländischen Ritterschaftshauptmann und verschiedenen Behörden des mir anvertrauten Gouvernements den Vorschlag gemacht, bei Vertheilung der mir unterm 25. Mai a. c. sub unter Nr. 1750 von obl. Kanzellei übersandten zehn Subskriptionszettel auf die Gesammt-Auflage der Werke Puschkins ihre Mithilfe nicht zu versagen.

Nun haben der Herr Ritterschaftshauptmann und die übrigen Behörden bei Rücksendung der zehn Subskriptionszettel mir erklärt, daß ungeachtet aller Mithilfe von ihrer Seite sich keine Subskribenten auf die genannten Werke gefunden haben.

Ich habe die Ehre, Solches obl. Kanzellei mitzutheilen, lege

die zehn bezeichneten Zettel hier bei und ersuche sie, mich vom Empfang derselben zu benachrichtigen."

Daraus, daß P. Benkendorf alle zehn Zettel zurückschickte, muß man füglich die Schlußfolgerung ziehen, daß er sich selbst ebenfalls zur Zahl derjenigen rechnete, die die Werke Puschkins sich nicht anzuschaffen wünschten.

So endete der Versuch, die Erzeugnisse des großen russischen Dichters unter dem Adel und der Bürgerschaft Estlands zu verbreiten.

Ein neuer Roman von Clara Viebig.

Demnächst erscheint „Es lebe die Kunst!" — ein neuer Roman von Clara Viebig*), welchen ich durch die Güte der Verfasserin schon vorher in den Aushängebogen habe lesen dürfen und dem Leserkreise der „Balt. Monatsschrift" wärmstens anempfehlen kann.

Welch bedeutende und zugleich sympathische Erscheinung die Dichterin dieses Romans in der deutschen Schriftstellerwelt der Gegenwart darstellt, das habe ich bereits im Dezemberheft 1898 der „Balt. Monatsschrift" in warmen Worten darzulegen gesucht. Keines ihrer früheren Werke aber hat mich so lebhaft, so intensiv interessirt, ist mir gewissermaßen so beständig nachgegangen, wie der neue Roman „Es lebe die Kunst!" Was dieses Werk enthält, das ist nicht nur gesehen und beobachtet, nicht nur „aus dem Leben gegriffen", wie man zu rühmen pflegt, — nein, es ist selbst erlebt und durchlitten, — das war der Eindruck, den mir die Lektüre desselben machte, und darin liegt, wie ich glaube, auch das Geheimniß seiner besonderen Wirkung. Denn es bleibt doch immer etwas Anderes, ob man noch so fein und treu Beobachtetes dichterisch gestaltet, oder ob Einem das Herz übergeht von seines eigenen Lebens Weh und Sorge, Freude und Trost. Dem Selbsterlebten, auch wenn es mit vollster dichterischer Freiheit behandelt ist, wird und muß ein intimer Reiz anhaften, der durch nichts

*) Berlin, F. Fontane & Co., 1899.

Anderes ersetzt werden kann; und dieser intime Reiz findet sich in dem vorliegenden Roman, hat sich vielleicht der Schriftstellerin unbewußt eingeschlichen, wie er es auch ist, der den „David Copperfield" unter allen Dickens'schen Romanen zu dem fesselndsten hat werden lassen.

„Es lebe die Kunst!" ist die Geschichte einer jungen Schriftstellerin, die in der großen Hauptstadt des deutschen Reiches sich zur Anerkennung durchzuarbeiten sucht und mitten hinein geworfen wird in das literarische und gesellschaftliche Kliquenwesen, der von unschönen Elementen und Strömungen nur allzu reichlich durchsetzt ist. Aus einer weltfremden Gegend, vom Lande stammend, wo sie außer den nächsten Verwandten fast nur die bäuerliche Umgebung kennen gelernt hat, tritt sie mit einem reinen, keuschen und starken Idealismus in die Berliner Verhältnisse ein, fest überzeugt, daß der tüchtigen Leistung der Erfolg schließlich nicht fehlen könne. Zunächst läßt sich Alles ganz gut an, — eine junge, reiche und einflußreiche Bankiersfrau, an die sie empfohlen ist, nimmt sich ihrer an und poussirt sie in ihrem Salon, so daß man von ihr und ihren „Einfachen Geschichten" zu reden beginnt. Doch bald wendet sich das Blatt. Die junge Schriftstellerin, die ihre Selbständigkeit zu behaupten sucht, stößt überall an, und als sie schließlich gar die gemeine Zumuthung des gefeierten Modedichters Wilhelm Eisenlohr in ehrlicher Entrüstung zurückgewiesen und einen einfachen jungen Geschäftsmann, den sie liebt, geheirathet hat, da ist es mit ihren Erfolgen zu Ende, und Mißhandlung, Geringschätzung, Verfolgung treten an die Stelle. Sie kämpft einen ehrlichen Kampf gegen die Gemeinheit der Welt, aber vergeblich — und darüber werden ihre Schwingen allgemach lahm, und dunkle Schatten fallen selbst in das anfänglich so glückliche, junge Eheleben, denn die arme, gehetzte und mißhandelte junge Frau ist bald außer Stande, der doppelten Aufgabe als Dichterin und als Hausfrau und Mutter zu genügen. Den Gipfelpunkt des Unheils bildet der Durchfall ihres Dramas, an dem sie selbst am wenigsten schuld ist; aber unmittelbar daran schließt sich auch der Anfang der Rettung. Ihr schwer krankes Kind, das, infolge eines Unfalls während der Abwesenheit der Eltern im Theater, zwischen Leben und Tod schwebt, läßt die arme Frau sich als Mutter wieder finden, und die unentwegt treue, zarte, rücksichtsvolle Liebe, die ihr der Gatte widmet, sein fester Glaube an sie als Dichterin wird ihr je mehr und mehr zur festen Stütze, an die sie sich im Sturme des Lebens klammert. Mit Mann und Kind in die ländliche Abgeschiedenheit der Heimath geflüchtet, findet sie Genesung an Leib und Seele, findet sie den Frieden, die Hoffnung, die Schaffensfreudigkeit wieder. Nun ringt sie nicht mehr nach Erfolg und Ruhm wie zuvor, — sie hat ein besseres, höheres Ziel gefunden. „Jetzt weiß ichs" —

ruft sie am Schluß — „Befreiung und Frieden — das ist die Kunst."

Eine Fülle trefflich, ja meisterlich charakterisirter Gestalten tritt uns im Rahmen dieser Erzählung entgegen und prägt sich zum großen Theil unvergeßlich dem Gedächtniß ein. Neben der jungen, idealistischen, aber auch leidenschaftlichen und zeitweilig nervös gereizten Dichterin und ihrem edlen, zartfühlenden Gatten haben wir den gefeierten Modedichter, den eitlen, anmaßenden, brutal sinnlichen, von verlogener Phrase inkrustirten Wilhelm Eisenlohr und die aufstrebende Dichterin Starrzynska, die besser als die Heldin des Romans die Wünsche und Schwächen des literarischen Machthabers zu berücksichtigen und zu benutzen versteht. Da haben wir ferner die eitle, verwöhnte und selbstsüchtige Bankiersfrau Leonore Mannhardt, ein echter Großstadttypus, sammt dem stattlichen Gefolge, das ihre Diners und Soupers und ihr darauf basirender Einfluß um sie schaart. Da haben wir den klugen Verleger Maier, den charaktervollen Dichter und Journalisten Heider und dessen Freund, den jungen muthigen, aber früh dem Lebenskampfe erliegenden Dichter Erdmann; die biedere, aber allzu spießbürgerlich aufdringliche Zahnarztfamilie Kistemacher; der Allerweltsmann Goedeke, der vermöge seines Geldes überall Einfluß hat und ebenfalls als eine Großmacht umworben werden will und muß; die Modedichterinnen, die Schauspieler u. a. m., — alle sind trefflich und mit überzeugender Lebenswahrheit geschildert.

Was mir aber doch das Werthvollste ist, an diesem Buche der Verfasserin wie an den früheren, das ist bei aller Schärfe realistischer Lebensschilderung der große Zug des Idealismus, der sie charakterisirt. Das ist jener echt deutsche Idealismus, ohne den die deutsche Dichtung auf die Dauer doch nicht auskommen, nicht leben kann, allen Modethorheiten und Moderohheiten zum Trotze; jener echte Idealismus, der nicht in leerer, hochtönender Phrase besteht, wie seine Feinde so gerne glauben machen wollen, sondern in dem unerschütterlich festen und keuschen Glauben an die Macht und den endlichen Sieg des Guten und Wahren. Möge dieser Idealismus in der deutschen Litteratur wieder neu und kraftvoll zur Geltung kommen, das ist der Wunsch, mit dem ich diese Zeilen schließe.

Innsbruck, im April d. J. 1899.

L. v. Schroeder.

Ernst von Liphart.

(Schluß.)

Vor der Uebersiedelung nach Paris galt es aber noch eine Menge Aufgaben zu vollenden, wenn der Termin ihrer Abreise, der auf April 1873 festgesetzt war, eingehalten werden sollte. Außer kleineren Sachen mußte die Auferstehung, die für eine Kirche bestellt war, fertig werden, und dann hatte die Großfürstin die Skizze zu einem Deckengemälde für ihr Palais in St. Petersburg gewünscht. In Florenz weilten damals der neuernannte Direktor der Berliner Gemäldegallerie Dr. Julius Meyer, der Verfasser vom Leben Correggios, eines sehr tüchtigen Buches, und Dr. Wilh. Bode, einer der besten Kunstkenner überhaupt und besonders der Niederländern, heute ist er Direktor des Berliner Museums. Beide Herren erwarben dort herrliche Sachen für Berlin.

Mit K. E. von Liphart standen sie in regsten Verkehr, und es war dessen sehnlicher Wunsch mit ihnen, seinem Sohn und dem feinsinnigen Kenner und Kunsthändler J. B. Börner in Wien zusammenzutreffen und die Gemälde-Ausstellung, ebenso wie die andern in der alten Kaiserstadt aufgehäuften Kunstwerke zu studiren. Aber zum größten Bedauern aller ließ dieser Wunsch sich nicht erfüllen, die Reise nach Paris durchkreuzte alle andern Pläne.

Am 7. April 1873 brachen der Fürst Lieven und Liphart nach Paris auf und erst am 7. Mai hielten sie dort ihren Einzug, weil der bejahrte Fürst seine Kräfte sehr schonen mußte.

Lipharts erster Gang war zum Louvre. Entzückt erklärte er im ersten Enthusiasmus die Gallerie dort für die herrlichste und

schönste der ganzen Welt, aber auch viele Gemälde, die er im Salon sah, begeisterten ihn, besonders ein Damenportrait von Carolus Duran, den er schon 1873 in Venedig kennen gelernt hatte.

Er war ein echtes und rechtes Sonntagskind.

Von der gütigen Vorsehung mit reichen Gaben überschüttet, verband er mit seinem Talent das liebenswürdigste und anspruchsloseste Wesen, das noch durch die Fähigkeit, wirklich „plaudern" zu können, unterstützt wurde. Es ist das eine herrliche Gabe und nicht so oft trifft man sie an. Wenn aber ein Mann, wie Hans von Bülow, eine solche Zensur Jemandem ausstellt, der muß dieses Talent schon in hohem Maße besitzen, denn wenn einer meisterhaft zu plaudern verstand, so war es Bülow und er selbst erzählte mir, wie er sich stets, sobald ihn sein Weg nach Paris führte, darauf freute, mit Liphart zusammenzutreffen und sich an dessen Geist zu erfrischen.

Dieses Sonntagskind wurde in Paris von aller Welt mit offenen Armen empfangen, besonders von der Prinzessin Mathilde, die damals den Mittelpunkt von allem bildete, was in Paris Kunst trieb und liebte. Die Prinzessin zog ihn gleich in ihren engern Zirkel und blieb ihm stets eine warme Gönnerin.

An seinen Auftrag, die Kopie von Dijk, konnte er sich nicht machen, weil für einen Monat noch der Platz vor dem Bilde besetzt war, und seine Hoffnung, im Louvre während dieser Zeit unfreiwilliger Muße fleißig studiren und Skizzen für sich malen zu können, erfüllte sich auch nicht, denn ein böses Unwohlsein, das ihn ans Zimmer fesselte, überfiel ihn.

Während dieser Zeit begann er das Bild seines Großvaters und zwar nach einer Daguerreotypie zu malen; das Experiment gelang ebenso gut, wie das Portrait der jung gestorbenen Komtesse Olga M.—, das er in Sorrent nach einer Photographie gemalt hatte.

Endlich war der Platz vor dem van Dijk frei geworden, Liphart war genesen und begann das Bild. Kaum hatte er einige Tage daran gearbeitet, so wollte ein Engländer dasselbe ihm schon abkaufen und der Direktor des Louvre Mr. Villot äußerte, als er die Kopie entstehen sah, den Wunsch, den jungen Künstler näher kennen zu lernen. Es entspann sich bald ein sehr herzliches Ver-

hältniß zwischen ihnen, besonders da die Studien beider sie zu gleicher Ansicht über die Malweise der großen Venetianer geführt hatten, und Villot war eine tiefe Fundgrube auf dem Gebiete aller Maltechnik. So freundlich aufgenommen in den Kreisen kunstverständiger und kunstliebender Menschen, täglich umgeben von den erhabeusten Werken alter und neurer Kunst, vollauf mit der Ausführung von Aufträgen beschäftigt, faßte Liphart den Entschluß, bleibend seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen und seine Werkstatt hier aufzuschlagen.

Er kam nicht nach Paris, wie so viele andere Maler, die dorthin wandern, um sich von den Franzosen die letzte Weihe zu holen, wie weiland die Pianisten von Liszt aus Weimar, ihn riefen Aufträge dorthin, und als er da war, bot sich ihm ein weites und reiches Arbeitsfeld.

Für die Schackothek, wie Paul Heyse die Schack'sche Gallerie nennt, kopirte er im Louvre Giorgiones Konzert in einer Landschaft und ein weibliches Portrait, von Raffael das Portrait eines jungen Mannes und von Tizian den Marquis Davalos. Dieselbe Gallerie besitzt von ihm noch ein Bild, das er 1884 gemalt hat, „die Nacht".

In Paris fühlte er sich sehr wohl und er war ganz glücklich, als es ihm zu Ende des Jahres gelungen war, die Einrichtung seines Ateliers und seiner Wohnung wenigstens zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen.

Er schrieb damals an seinem Vater:

„Ich habe diese gute Zeit eiligst dazu benutzt, meine Einrichtung zu kompletiren. Die crémière, bei der ich täglich zweimal frühstücke und die für mich, wie für ihr Kind sorgt, eine kreuzbrave Frau, hat mir einen garçon tapissier rekommandirt, der mir bei Einkäufen von großem Nutzen war. Sich ein hübsches Interieuer zu schaffen, ist, glaube ich, mit der größte Genuß in diesem irdischen Jammerthal. Der zwölfjährige Sohn der crémière ist meine femme de ménage und von einer Gewissenhaftigkeit, die rührend ist. Ich wollte, Du sähest wie rein, hübsch und ordentlich es bei mir aussieht. Ich habe bis jetzt nur mein Schlaf- und Stubirzimmer möblirt und für's Atelier alles Nöthige angeschafft. Unter anderem kaufte ich gelegentlich einen enorm langen eichenen Tisch mit zwölf Schubladen ringsherum,

der mir beim gegenwärtigen Liniiren und Perspektive-Konstruiren die besten Dienste leistet."

Damals beschäftigte ihn wieder ein Auftrag des Fürsten Lieven, der von ihm ein Deckengemälde für sein Schloß Fockenhof in Kurland haben wollte.

Im Mai 1874 reiste der Fürst in die Heimath zurück und wünschte Liphart's Begleitung, die dieser seinem liebenswürdigen Gönner auch nicht abschlagen konnte.

Vielleicht hatte Fürst Lieven eine besondere Absicht, die ihn zu diesem Verlangen bewog, denn einige Wochen vorher war er in Florenz gewesen, und gesprächsweise hatte K. E. von Liphart ihm gegenüber die Aeußerung fallen lassen: „Wäre ich Besteller eines Bildes, so stellte ich dem Maler die unabweisliche Bedingung, dasselbe, nachdem es seiner Meinung nach vollendet, mindestens zwei Monate nicht anzusehen und dann mit frischem Blick zu prüfen, was etwa noch daran zu thun sei."

Aus dieser Bemerkung hatte der Fürst wahrscheinlich Nutzen gezogen, und da das für sein Schloß bestimmte Gemälde schon sehr weit vorgerückt war, so wollte er es auch auf einige Zeit den Augen des Künstlers entziehen, damit dieser es nach seiner Rückkehr prüfe und vollende und dann im Herbst selbst nach Kurland bringe.

Im Herbst besuchte er dann auch endlich seine Vaterstadt, das alte Dorpat, malte hier mehrere Portraits und brachte später das Plafondgemälde für die Großfürstin Maria Nikolajewna selbst nach St. Petersburg. Er hatte zuerst die Absicht gehabt, dort zu bleiben und Portraits zu malen, aber die Jahreszeit war schon vorgerückt, die Tage dunkel geworden und es war mehr als fraglich, ob die St. Petersburger Damen sich dazu entschlossen hätten, bei Lampenschein dem Künstler zu sitzen, wie in München die Damen bei Lenbach von 7—9 Uhr Abends es thaten. Darum redete der Vater ihm zu, nach Paris zurückzukehren und für den nächsten Salon ein Bild in Angriff zu nehmen. Er folgte dem Rathe des Vaters und auf Zureden Villots begann er eine frühere Komposition auszuführen: Bacchus auf seinem Zuge aus Indien kommend, findet auf Naxos die von Theseus treulos verlassene Ariadne.

Mit allem Eifer machte er sich ans Werk und malte im Jardin des Plantes Panther und Elephanten, die er, weil „Signor

Bacco" aus Indien kam, für sehr passend hielt einen Platz im Zuge des Gottes einzunehmen, ein Gedanke, der Alexandre Dumas' vollsten Beifall fand, vom Vater aber beanstandet wurde, denn dieser konnte sich der Furcht nicht erwähren, daß die unförmlichen Massen dieser Riesenthiere im Bilde nicht gut thun würden. Diese Furcht ging aber nicht in Erfüllung, denn die mächtigen Thiere passen bei der dezenten Behandlung so zum Bilde, daß man sie nicht entbehren möchte.

Es ist ein reiches und lebendiges Bild. Die aufgehende Sonne scheucht die letzten Schatten der schwindenden Nacht. Bacchus und sein Gefolge sind eben auf Naxos angelangt. Ein Theil des Gefolges ist dem Gott vorausgeeilt und hat bereits die schlafende Ariadne entdeckt. Bacchus selbst, weinlaubumkränzt, steigt aus dem von Elephanten gezogenen Wagen, indem er sich lässig auf zwei seiner Begleiter, einen Afrikaner und eine Bacchantin stützt.

Seitwärts vom Gott, aber mehr im Hintergrunde sitzt Silen mit weingeröthetem Gesicht auf seinem Esel, hinter ihm eine den Thyrsos schwingende Bacchantin. Silen hat ein etwas eigenes Kostüm gewählt, so daß man ihn unter anderen Umständen für einen würdigen Landsmann des edlen Don aus der Mancha halten möchte. Vor Bacchus umherschreitend schwingt der kleine Hymen die brennende Fackel.

Noch fällt der Blick des Gottes nicht auf die Gruppe vor ihm. Hier liegt Ariadne, schlummernd. Ein dunkelfarbiger Begleiter des Gottes zieht mit lüsternem Blick das Tuch, in das sie sich gehüllt, von ihr ab. Ein alter Bacchuspriester, das kahle Haupt mit Lorbeer bekränzt, beugt sich mit gespreizten Armen, in jeder Bewegung der Ausdruck staunender Bewunderung, über die, in der ganzen Schönheit ihres unverhüllten Körpers, vor ihm liegende Ariadne. Zwei Bacchantinnen an der Fußstelle ihres Lagers begrüßen den nahenden Dionysos, auf welchen Amor seinen Pfeil, auf schußbereitem Bogen, richtet, nur auf den Augenblick wartend, wo der Blick des Gottes auf die Gruppe vor ihm fallen wird, um sein Ziel zu treffen.

Neben den Lager Ariadnes haben sich zwei Satyre gelagert, von denen der eine die Pansflöte, zum Blasen bereit, in den Händen hält. Neben diesen beiden Gesellen treiben ein Paar allerliebste, kleine, bockbeinige Satyrkinder ihr Wesen.

Amoretten überall. Amoretten in den Zweigen des Baumes, der schirmend und schützend seine dichtbelaubten Aeste über das Lager der Verlassenen breitet, Amoretten auf den Rücken der Elephanten und Amoretten mit den unzertrennlichen Gefährten des Gottes, den Panthern, spielend. Hoch oben in der Luft schwebt Venus, in den emporgehobenen Händen eine Strahlenkrone haltend, als wolle sie Ariadne bei der Vermählung mit dem Gotte krönen. Ihre beiden Tauben haben schon die Richtung auf die schöne Schlummernde eingeschlagen.

Das Schiff mit dem treulosen Theseus schwimmt in der Ferne auf der stillen Meerfluth.

Im Herbst des Jahres 1875 kam Liphart wieder nach Dorpat und malte hier verschiedene Portaits, unter andern den kleinen Grafen Aspremonte in ganzer Figur, ein Bild, das an die Kinderportraits van Dijks erinnerte, und ferner den greisen K. E. von Baer, der ihm zu einem Bilde für den Vater saß. Dieses Portrait ist wohl unbedingt das beste, das den berühmten Mann in seinem hohen Alter zeigt, geistreich aufgefaßt, vortrefflich charakterisirt und von der größten Aehnlichkeit. Wenn ich nicht irre, so gelangte das Bild nach dem Tode des Besitzers, als dessen Vermächtniß, ins Ritterhaus nach Reval.

Auch die Gattin seines alten Lehrers und Freundes Krüger malte er damals, ein Bild, das trotz der skizzenhaften Behandlung das sorgfältige Studium der individuellen Erscheinung zeigt.

Einen großen, tief schmerzlichen Verlust brachte ihm und seinen Eltern der Schluß des Jahres. Seine hohe Gönnerin, die Großfürstin Maria Nicolaewna, wurde vom unerbittlichen Tode dahingerafft.

Karl Ed. von Liphart schrieb damals an Krüger: „Was ich und die Meinen an der Frau Großfürstin verlieren, kann nur der ermessen, welcher das einzigartige Verhältniß kennt, in das sie sich in ihrer unendlichen Huld zu mir hat setzen wollen.

Doch wir haben es ja genossen, in vollsten Zügen, das Köstliche; also, dafür gedankt und das theure Andenken dadurch geehrt, daß man stets, gleich ihr, für alles Gute, Große und Schöne erglühe und ihm nachstrebe.“

Die Huld der hohen Frau gegen Ernst von Liphart erstreckte sich noch über das Grab hinaus. Aus ihrem Nachlaß hatte sie

ihm ein wunderbares Bildniß von Tizian bestimmt, das er ihr einst in Venedig gekauft hatte; wenn man sich auf die Namen von Wenzel Hollars Bildnissen verlassen könnte, so wäre der Dargestellte Daniele Barbaro; aber leider kann man das eben nicht.

Und noch ein zweites Bild hatte sie ihm bestimmt, einen herrlichen Gerard Dou. Ein seltenes Gemälde, so gut wie ein Unikum durch die Größe des dargestellten Kopfes eines alten, an einem Globus studirenden Mannes; denn auch Mr. Thoret, als Kunstkenner und Schriftsteller in Paris unter dem Namen Bürger hochgeachtet, ein Mann, der sicher die meisten Niederländer gesehen hatte und in Bezug auf diese eine allererste Autorität war, erklärte, auch er habe außer diesem Bilde nur noch einen weiblichen Kopf von Gerard Dou in dieser Größe gesehen.

Für den nächsten Salon hatte Liphart das Portrait des „alten Baer“ bestimmt, und ebenso wie Lenbach sich höchst erfreut über das Bildniß geäußert hatte, gefiel es auch in Paris. Später erschien von diesem Bilde eine Photographie von Brogi in Florenz, die ihrer Zeit auch hier verbreitet wurde.

Lipharts künstlerische Thätigkeit wurde nun zunächst durch Portraitiren in Anspruch genommen. Dann betraute ihn die Wittwe des Grafen Alexei Tolstoi, des liebenswürdigen, als Schriftsteller und Dichter hochgeschätzten Mannes, mit der Illustrirung der Balladen ihres verstorbenen Gatten und bestellte drei große Gemälde zur Dekoration einer griechischen Kirche. Zu seinem eigenen Vergnügen studirte er, sobald seine Zeit es ihm erlaubte, mit vielem Fleiß die Gallerie im Louvre und malte für sich selbst kleine Kopien nach Tizians Grablegung, Correggios Antiope und einer Madonna von van Dijk.

Von dem Salon des Jahres 1877 erzählte mir Hermann von Samson, ein feinsinniger Beurtheiler und Kenner von Bildwerken, daß er schon durch eine ganze Reihe von Sälen geschlendert war, ohne ein Bild finden zu können, das sein Interesse besonders erregt hätte. Immer und immer das alte, bis zum Ueberdruß schon gesehene Repertoire. Da — beim Eintritt in einen der Säle stutzte er und blieb staunend stehen. Endlich, wirklich ein Bild — und was für eins.

Auf einem Grunde „Café au lait“ ein blonder Männerkopf von nordischem Typus. · Wahrlich, ein gewagtes Stück, diese Zu-

sammenstellung, und doch wie vortrefflich harmonisch abgestimmt, so daß der Kopf bei der charakteristischen Auffassung von eminent lebendiger Wirkung war. Es war Lipharts Portrait des Grafen Moltke, dänischen Gesandten in Paris.

Nach H. von Samsons Meinung war dieses Bild einer der gländzendsten Sterne des damaligen Salon.

Liphart reiste, nachdem er die Eröffnung des Salon abgewartet, nach Nizza und Mentone, um an der Riviera Erholung von seinem angestrengten Arbeiten zu suchen und vielleicht auch Linderung von den Leiden zu finden, die ihm sein Asthma dazwischen bereitete. Aber lange konnte er sich auch hier, am Ufer des blauen Meeres, nicht der wohlverdienten Ruhe hingeben, denn die Wünsche, von ihm portraitirt zu werden, traten so dringend an ihn heran, daß er nachgeben und statt sich auszuruhen, wieder nach Pinsel und Palette greifen mußte.

Neben seinen größeren Arbeiten hatte es ihm immer Freude bereitet kleine Kunstwerke zu schaffen, die einem praktischen Zwecke dienten, wie Fächer und Lampenschirme. Die Großfürstin, die Prinzessin Mathilde, die Gräfin Potocka und andere Damen besaßen solche von ihm.

Mit vollem Recht werden diese „Kleinigkeiten" hochgeschätzt, denn in ihnen kann sich das ganze poetische Fühlen des Künstlers, dem er hier ungezwungen Ausdruck verleiht, zeigen.

Bei diesen Sachen darf er seine Phantasie frei spielen lassen, wie Albrecht Dürer in den Randzeichnungen zum Gebetbuch Kaiser Maximilians I. und Neureuther in seinen Illustrationen zu deutschen Dichtungen. Phantasie, Gemüth, Innigkeit, Humor und Laune dürfen hier ungezwungen zur Geltung kommen. Liphart besitzt eine hohe Begabung für alles Dekorative und sein ausgesprochenes Gefühl für alles Schöne und Anmuthige befähigt ihn besonders für derlei Arbeiten.

Im Jahre 1878 verzögerte sich die Eröffnung des Salon, denn diese war vom althergebrachten 15. auf den 26. Mai verschoben worden, um alle Bilder und Skulpturen, durch die die Deutschen hätten irgendwie verletzt werden können, wegzuschaffen. Man war damals sehr zartfühlend in Paris.

Nach der Eröffnung des Salon, wo die spanische Abtheilung Liphart besonders interessirte, reiste er, wie fast in jedem Sommer,

zu seiner Erholung nach Italien, um wieder am Golf von Spezzia, in Lerici, die wunderbare Natur recht zu genießen. In diesem irdischen Paradiese malte er fleißig Naturstudien und ging dann später nach Florenz, wo er seine Eltern portraitirte. Vom Bilde des Vaters behauptete Bayersdorfer, daß es noch besser sei wie das Portrait des „alten Baer".

Erst im Oktober kehrte er nach Paris zurück, wo er sein Atelier mit Oberlicht versehen ließ und sich nun so vorkam wie Paolo Veronese auf dem Terrazzo des Palazzo Grimasi.

Schon früher hatte er sich mit den graphischen Künsten beschäftigt: so existirt aus seiner Jugendzeit ein Blatt von ihm, zwei Profilköpfe, die er auf Stein gezeichnet. Jetzt nahm er die Radirnadel zur Hand und es entstanden die Blätter: der Kopf des heil. Antonius mit dem Christuskinde aus dem Bilde von Murillo in Berlin, dann der Kopf der Jo von Correggio und die Bildnisse seines Vaters und seiner Mutter, von denen das letzte Blatt von besonders malerischer Wirkung ist.

Für mehrere Pariser Journale, wie „Vie moderne" und den „Voltaire" lieferte er eine Menge Zeichnungen, hauptsächlich Portraits berühmter Zeitgenossen, wie Couture, Meissonier, Edmond de Goncourt, Sarah Bernhardt in ihrem Bildhaueratelier in Männertracht arbeitend 2c.

Besonderes Entzücken bei den glühenden Bewunderern des „Unsterblichen" erregte sein Portrait Richards Wagners, und Edmond de Goncourt schrieb ihm darüber, indem er ihm seinen neuesten Roman mit einer Zueignung übersandte: „Votre Wagner est une merveille, c'est un pur chef-d'oeuvre".

Für den „Voltaire" hatte er eine Reihe von zwanzig berühmten Persönlichkeiten zu zeichnen, die ihm die Arbeit nicht leicht machten, denn in den seltensten Fällen verstehen diese Herrschaften dem Künstler zu sitzen.

Auch das Journal „Luxembourg" brachte Portraits nach seinen Federzeichnungen, und was ihn am meisten freute, wirklich gut gedruckt, was man von den andern Journalen nicht immer sagen konnte.

Eine Platte, die er radirt hatte, es war der Kopf eines jungen schönen Mädchens, fast noch eines Kindes, das Portrait einer Nichte, mußte er gleich einem Londoner Kunstblatt überlassen,

das sofort Abzüge von dieser Platte apart in den Handel brachte, die bei den Liebhabern der Schwarz-Weißkunst viel Anklang fand.

Sehr interessant ist auch die kleine Radirung des Portraits des Mr. Jean Richepin.

Liphart hatte sich in Paris nicht allein niedergelassen, sondern jetzt auch ganz heimisch gemacht und sich in der Rue Greuze Passy ein Haus erworben, in dem er sich nun sein Atelier einrichtete.

An Aufträgen mangelte es ihm nicht, und weder sein Stift noch sein Pinsel hatten Ruhe. Sein Ruf als Portraitmaler war täglich im Wachsen. Er malte die Portraits der Gräfin Potocka und deren Freundin der Fürstin Urussow, der Prinz Napoleon ließ sich von ihm zeichnen, und als dieses Bild fertig war, sprach die Prinzessin Mathilde ebenfalls den Wunsch aus ihm zu sitzen.

Im Salon 1880 hatte er ein allegorisches Bild ausgestellt, die Wissenschaft, die den Schleier von der Sphinx abhebt, und die Pariser Kritik nannte dieses Bild „tizianisch".

Gegen Ende des Jahres erschien bei ihm eine Dame, nicht sehr schön, mit den Worten: „Ich habe mich von allen Berühmtheiten — Bonnat ꝛc. malen lassen, nichts gelang; da sagte man mir: allez chez Liphart — da bin ich!" Nennen wollte sie sich nicht. Das Bild gelang zu ihrer vollen Zufriedenheit, aber wen er gemalt, hat er nie erfahren.

Im Sommer 1881 reiste er wieder nach Florenz, um seine Erholungszeit bei den bejahrten Eltern zu verbringen. Dort traf er auch seine beiden Neffen, die Söhne seines verstorbenen ältesten Bruders, Reinhold und Ferdinand, von denen besonders der ältere einen ausgesprochenen Sinn und lebhaftes Interesse für die Kunst zeigte.

Für Liphart gab es keine Erholung ohne Arbeit, und wenn das Wetter ihn an seinen Studien im Freien hinderte, benutzte er diese Pausen um die Mutter, den Vater und seine Neffen zu portraitiren. Dann entwarf er auch die Skizze zu einem Deckengemälde, das die Gräfin Potocka im Schlafgemach ihres Palais in Paris malen lassen wollte. Es ist eine Allegorie, die Nacht, die, eine Fackel in der erhobenen Rechten, auf ihrem von Eulen gezogenen Wagen aus dem dunkelnden Abendschimmer emportaucht.

Für den nächsten Salon hatte er das Bild des Vaters bestimmt, und dieses errang nicht allein den Beifall des Publikums,

sondern auch den der Richter und festigte seinen Ruf als Portraitmaler immer mehr.

Auch für die Illustrationen des bekannten Werkes „les actrices de Paris," eines Buches, das die berühmten Damen der Bühne und des Konzertsaales in Wort und Bild schilderte, wurde er gewonnen; keine geringe Anerkennung für ihn, daß in dem verwöhnten Paris ihm diese Aufgabe zu Theil wurde.

In jener Zeit zeichnete er auch für deutsche Verleger, so für das Prachtwerk „Italien" von Wold. Kaden, das im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart erschien. Zwei Originalblätter, sehr schöne Federzeichnungen zu diesem Werk „Zyklopen im Aetna" und eine „Tarantella" befinden sich jetzt im Besitz des Herrn M. Baron Stackelberg in Jurjeff (Dorpat). Dann hatte Liphart auch noch den künstlerischen Schmuck eines Kinderbuches übernommen, so daß er durch Zeichnungen dermaßen in Anspruch genommen wurde, daß er zeitweilig die Staffelei ganz bei Seite schieben mußte, und er jubelte recht auf, als diese Aufträge beendet waren und er sich mit frischer Lust ans Malen machen konnte.

Vier bis fünf Bilder für die Gräfin Potocka warteten schon darauf in Angriff genommen zu werden, und dann hatte er eine büßende Magdalena skizzirt, die er für den Salon 1884 beenden wollte. Als dieses Bild ausgestellt war, kaufte der französische Staat es für die Gallerie im Luxembourg. In Folge seines rastlosen Fleißes war der Körper ermüdet und angegriffen, und er suchte, wie gewöhnlich, in Florenz bei den Eltern einige Erholung. Hier begann und vollendete er ein Bild, das seinen Platz neben allen Meisterwerken der Malerei behaupten kann.

In den achtziger Jahren war es auch in Dorpat ausgestellt und durch die Photographie ist es in weiteren Kreisen bekannt geworden. Er malte den Vater in seinem Zimmer sitzend und lesend, zwischen seinen Büchern, Bildern, Kupferstichen und Abgüßen.

Das Bild ist nicht groß, aber trotz der Unzahl von Gegenständen, die man sieht, sind alle so sorgfältig ausgeführt, daß man die Assunta von Tizian im Stich, das Bildniß der Großfürstin Maria, das Selbstportrait des Malers, dessen Skizze zu seiner büßenden Magdalena, das Portrait K. E. von Baers, die Bilder der beiden Großsöhne des Vaters, eine Landschaft am Amazonenstrom von Berg und noch eine Menge anderer Bilder, so wie Statuetten

und Büsten deutlich erkennen kann. In diesem schönen Bilde ist nichts nebensächlich. Wohl bildet der Kopf des Vaters den Mittelpunkt, aber man empfindet den Zusammenhang zwischen all den Gegenständen und ihrem Besitzer, so daß man sich nichts wegdenken kann, wenn nicht die Harmonie des Ganzen eine Störung erleiden soll, von den Bildern der Großfürstin und der deutschen Kronprinzessin, bis zur kleinen Christusstatue aus weißem Marmor und einer Nr. der „Augsburger Allgemeinen" neben der Wasserkaraffe auf einem Seitentische.

Zu derselben Zeit, als dieses Bild entstand, weilten mehrere den Liphart's verwandte Familien in Florenz, und Nachmittags versammelten sich diese im Garten an der Via Romana bei Karl Eduard von Liphart. Dieser las vor, Ernst Liphart malte zu seiner Erholung eine herrliche Baumgruppe an einem ausgetrockneten Graben, an dessen Rand eine moderne Panherme aufgestellt war, und die Damen machten Handarbeiten. — Es waren vollkommene Festtage.

Auch den Kopf eines italienischen Mädchens malte er damals, doch nicht zur Erholung, sondern im Auftrage eines Pariser Kunsthändlers. Grade als er im Begriff gewesen war von Paris abzureisen, hatte ihn dieser Herr aufgesucht und von ihm durchaus einen jugendlichen Frauenkopf haben wollen.

Liphart hatte versucht sich mit seiner italienischen Reise zu entschuldigen, aber dem energischen Mann gegenüber half nichts.

„Um so besser", meinte er, „dann giebt es doch endlich etwas anderes als diese ewigen Pariser Gesichter," und so mußte Liphart ihm schon den Gefallen thun, — gegen Kunsthändler ist man meist gefällig — und ihm einen weiblichen italienischen Studienkopf malen.

Der folgende Salon brachte wieder eine Mädchengestalt von ihm, die bei den Parisern noch mehr Beifall fand, als seine „büßende Magdalena" im Jahre vorher.

Am kiesigen Ufer eines stillen Wassers steht ein junges, schlankes Mädchen

„von Schönheit wie vom Glanz der Sonn' umflossen" —
Ihr hängend Haar, ein Nimbus goldner Strahlen,
Die schön gewellt vom Haupte niederfallen
Und um den Nacken fließen. . .

giebt ihrer Erscheinung etwas Zartes, Reines und Edles. Ein Zauber keuscher Anmuth hüllt sie ein. Mit ihrer feinen linken Hand hat sie ein wenig Wasser geschöpft und blickt nun sinnend auf die rinnenden Tropfen. Der Hintergrund wird durch eine Felswand und dichtes Gebüsch gebildet und schließt die jungfräuliche Gestalt von der Außenwelt vollständig ab. Sie steht da so unbefangen, ihrer Nacktheit sich so wenig bewußt, wie die Venus auf den Bildern von Tizian, Palma und Giorgione, oder die Venus von Melos.

Wieder harrten jetzt Lipharts große Aufgaben. Damals baute sich ein Russe, Herr Obidin, in Paris ein Haus und wünschte die Plafonds von ihm gemalt.

Um sich für diese Arbeit etwas zu stärken ging er auf kurze Zeit, obwohl es noch im März war, nach Chevreuse, um sich dort trotz Wind und Regen an der Natur zu erfreuen; er lernte dort, daß der Wald, auch wenn er noch unbelaubt seine kahlen Aeste ausbreitet, doch immer schön ist und in seinen Farbentönen immer entzückend.

Im Sommer 1886 kehrte er nach langer Zeit wieder in die Heimath zurück und zu Beginn des September reiste er nach St. Petersburg, um Kaiser Alexander III, die Gemälde, die dieser bei ihm bestellt hatte, persönlich zu überbringen.

Unter diesen Werken befand sich auch das Bild „Christus und die klugen und thörichten Jungfrauen", das die Photographie in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Der Kaiser empfing den Künstler sehr huldvoll und bewies durch seine treffenden Bemerkungen über die Bilder welch feines Verständniß er für die moderne Malerei besaß.

In St. Petersburg erhielt Liphart vom Großfürsten Alexei Alexandrowitsch den Auftrag, dessen Speisesaal mit Wandgemälden zu schmücken, und der Großfürst Konstantin Konstantinowitsch wollte für sein Palais von ihm einen Plafond gemalt haben.

Diese Gemälde, die er selbst für seine besten Arbeiten erklärte, durften leider nicht vervielfältigt werden, da die hohen Besitzer ihre Genehmigung dazu versagten.

Zu einem der Bilder beim Großfürsten Alexei Alexandrowitsch hatte der beliebte und vortreffliche Schauspieler Suske zu einem Dominikaner Modell gestanden, was gewiß dazu beigetragen

hätte diesem Bilde beim Publikum einen doppelten Reiz zu verleihen.

Hier in Petersburg ward Liphart eine Lehrerstelle an einer Schule für Dekorationsmalerei angetragen. Er nahm sie an und ließ nun auch gleich seine Frau mit den Kindern aus Paris herüber kommen.

Wunderbar war es, wie er, der unter Italiens klarem Himmel und in Paris so oft unter dem quälenden Einfluß seines Asthma gelitten hatte, im Nebel und Dunst St. Petersburgs sich völlig wohl fühlte, frei von Migraine, frei von Asthma; nur die Kinder konnten sich nicht gleich an den Klimawechsel gewöhnen und kränkelten anfangs.

Es fiel ihm nachträglich ein, daß er auch, so oft er sich in London aufgehalten hatte, ebenfalls frei von diesen Quälgeistern gewesen war und es mag wohl möglich sein, daß die, durch den zum Bau der Häuser in Paris benutzten porösen Kalkstein vom Montmartre, in den Wohnungen zu sehr ausgetrocknete Luft bei ihm die Veranlassung zu seinem Leiden gewesen war, während die feuchte St. Petersburger Luft, ebenso wie der Londoner Nebel, ihm wohlthaten.

Seine Thätigkeit als Lehrer bereitete ihm viele Freude; nur die finstern, kurzen Wintertage, die er bei seinem langjährigen Aufenthalt unter einem andern Himmel schon ganz vergessen hatte, brachten ihn anfangs zur Verzweiflung und es fiel ihm schwer, sich an diese zu gewöhnen.

Seine Lehrthätigkeit brachte es mit sich, daß er dem Kunstgewerbe seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden mußte, und seine natürliche Begabung befähigte ihn hiezu ganz besonders. Jetzt freilich hat er sich schon lange von diesem Posten zurückgezogen, um sich wieder ganz und ungetheilt seiner Kunst widmen zu können, woran ihn zu seinem Bedauern das Unterrichten nicht wenig gehindert hatte, obwohl es ihm sonst Freude gemacht. Neben dem Portrait nahmen auch hier andere, größere Arbeiten seine Kräfte in Anspruch.

Als der Kirchenrath der St. Annenkirche in St. Petersburg eine Konkurrenz für ein neues Altargemälde ausschrieb, eine Himmelfahrt sollte es sein, ging Liphart aus dieser Konkurrenz siegreich gegen alle seine Mitarbeiter hervor, unter denen sich auch

der bekannte und berühmte Hofmann in Dresden befand. Das Bild, das von der Photographischen Gesellschaft in Berlin reproduzirt worden ist, rechtfertigte vollauf das Urtheil der Jury.

Die St. Petersburger Zeitung brachte nach der Enthüllung eine ausführliche Würdigung des Gemäldes, und unvergeßlich wird jedem, der es gesehen hat, die schöne, der Erde entschwebende Gestalt des Heilands bleiben.

Nicht allein eines seiner gelungensten Werke, sondern überhaupt ein vortreffliches Bildniß ist das Portrait S. M. des jetzigen Kaisers in ganzer Figur, ein ausgezeichnet lebendig aufgefaßtes, ausdrucksvolles Bild, das seinen Platz im Ritterhause in Riga gefunden hat.

Zu seinen neuesten Schöpfungen gehört eine Arbeit eigener Art, der künstlerische Schmuck eines Flügels, der sich im Besitz J. M. der Kaiserin befindet.

Hier zeigt sich so recht sein reiches künstlerisches Können, seine Phantasie, seine Gestaltungsgabe und seine ausgezeichnete Technik.

Die Oberseite des Deckels zeigt Phöbus auf dem Sonnenwagen die Tagesfahrt beginnend und die Musen auf dem Parnaß, durch den aufsteigenden Tag geweckt, den Gott begrüßend. Szenen aus dem Orpheus-Mythus schmücken die Innenseite des Deckels und die Seitenwände — das Ganze bildet ein Kunstwerk, wohl werth seiner hohen Besitzerin.

* * *

Ebenso rastlos thätig, wie in seinen jüngeren Jahren, ist Liphart noch heute. Den verschiedenen Strömungen, die während seiner Schaffenszeit in der Malerei auftauchten, und wieder verschwanden, hat er nie Konzessionen gemacht, sondern immer nur seinem Ideal — schön und wahr zu sein — nachgestrebt.

Sein künstlerischer Entwicklungsgang wich gänzlich von den gewohnten Bahnen ab, da er nie eine Akademie besucht hat und auch nie der Schüler eines bestimmten Meisters gewesen ist. Wohl hat er für seine Technik aus dem Zusammenarbeiten mit Stöckler und Lenbach manchen Nutzen gezogen und auch von den Franzosen hat er in dieser Beziehung gelernt, aber die Menschen zu betrachten, ihre individuelle Erscheinung sorgfältig zu studiren, ihr eigenstes Wesen zu charakterisiren, das haben ihn seine großen Meister ge-

lehrt, während die Fähigkeit ihre Seele zu malen ihm vom Schöpfer bei seinem Eintritt in's Leben mitgegeben ward.

Vornehm, wie seine eigene Natur, sind auch seine Werke, und wie er selbst von der liebenswürdigsten Bescheidenheit ist, so ist auch diesen alle Aufdringlichkeit fern. Er ist kein Maler für das große Publikum, von dessen Bildern heute ein großes Gerede gemacht wird und die morgen vergessen und unbeachtet an den Wänden hängen. Wer seine Arbeiten kennt, findet im Gegentheil stets einen neuen Reiz in ihnen, man sieht sich aus ihnen nicht heraus, sondern in sie hinein, ob es Portrait, ob es eins seiner mythologischen oder religiösen Bilder ist, ja selbst wenn man auch nur eine leichte Zeichnung von ihm vor sich hat.

Möge es ihm vergönnt sein, noch lange schaffen zu können im Dienste der Kunst, der er sein ganzes Leben gewidmet und die seinem Namen einen Klang verliehen hat, der nicht allein ihm, sondern auch seiner Heimath zur Ehre gereicht.

Karl Krüger.

Briefe Otto Hermann v. d. Howens 1792—93.

Mitgetheilt von Dr. A. Seraphim.

Als die Kurländische Ritterschaft sich und das Land der Kaiserin Katharina II. i. J. 1795 bedingungslos unterwarf, fand mit dieser Lösung der „Kurländischen Frage" eine Entwickelung ihren Abschluß, deren Anfänge weit über ein Menschenalter zurücklagen: dem Einflusse Rußlands folgte die Angliederung des Landes an das russische Reich, nachdem ihr der Zerfall Polens und die innere Zersetzung in Kurland vorgearbeitet hatten. Man wird demnach kaum geneigt sein, zu behaupten, daß eine einzelne Person jenes Ereigniß herbeigeführt habe und doch würde man Unrecht thun, wollte man bei der geschichtlichen Beurtheilung von der politischen Bethätigung der Einzelnen ganz absehen.

Unter allen den Männern, die in den letzten Jahren des Herzogsthums Kurland in diesem zu politischer Aktion gelangt sind, hat jedenfalls kein Einziger die Entwickelung der Dinge in dem Maße gefördert, wie Otto Hermann v. d. Howen, der aus einem Gegner des russischen Einflusses zu seinem thatkräftigsten und rücksichtslosesten Vertreter geworden war. Schon die Zeitgenossen sind im Wesentlichen darin einig gewesen, daß Howen außerordentliche Fähigkeiten besaß, aber es findet sich auch mehr als ein Urtheil, das seine sittliche Persönlichkeit ungewöhnlich niedrig einschätzt. Daß diese Beurtheilung keine unberechtigte war, wird sich heute, wo uns ein reiches Material zur Kenntniß jener Periode erschlossen ist, kaum in Abrede stellen lassen. Ist in diesen Fragen eine gewisse Einheitlichkeit der Auffassung vorauszusetzen, so bleibt die Rolle, die Howen in jenen kritischen Jahren gespielt hat, im Einzelnen noch mehrfach dunkel. Man wird es daher nicht mißbilligen, daß im Nachstehenden Briefe Howens zum Abdrucke gelangen, die ohne das Gesammtbild neu zu beleuchten, doch zur Kenntniß seiner Persönlichkeit und Denkweise, Ziele und Mittel Einiges beitragen. Zum Verständniß dieser Briefe, die sich in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde in Riga befinden, vor Jahren von mir bereits kopirt wurden und nun mit manchen Kürzungen mitgetheilt werden, seien einige orientirende Bemerkungen vorausgeschickt.

Durch die ganze Regierungszeit des Herzogs Peter ziehen sich erbitterte Streitigkeiten zwischen ihm und seinem Adel, die besonders in den letzten Jahren des Herzogthums einen äußerst gehässigen Charakter annahmen. Worüber wurde eigentlich gestritten?

Unter den Fragen staatsrechtlicher Natur, welche die Gemüther erhitzten, stand die nach dem Verfügungsrecht über die Einnahmen aus den Landesdomänen obenan. Nach der Säkularisirung des deutschen Ordensstaates waren dessen sämmtliche in Kurland liegenden Güter in das Obereigenthum der polnischen Krone übergegangen, die sie indessen den Herzogen von Kurland (als dominium utile) zu Lehen gab. Diese Güter, die man schlechtweg als „das Lehen" bezeichnete, waren grundsätzlich sowohl zur Bestreitung der ordentlichen und außerordentlichen Staatsausgaben, als auch zum Unterhalt des Landesfürsten und seiner Familie bestimmt.[1]) In wie weit die Herzöge diese fast einzige Einnahme, die ihnen zur Verfügung stand, für sich verbrauchten, lag rechtlich lediglich in ihrem Ermessen. Reichte sie zur Deckung der thatsächlich überaus geringen Staatsausgaben nicht aus, so mußten Willigungen (Kontributionen) des Landes eintreten und es ist, wie die Landtagsschlüsse des 17. Jahrhunderts zeigen, in Kriegszeiten mehrfach zu ihnen gekommen. Jedenfalls hatte aber die Ritter- und Landschaft demnach ein wohlbegründetes Interesse[2]), daß das Lehen nicht verkleinert oder deteriorirt werde. Es wäre vielleicht die Quelle mancher Zwistigkeit versiegt, wenn es gelungen wäre, genau festzusetzen, ein wie großer Theil des Lehens oder seiner Einkünfte zur persönlichen Verfügung des Landesherrn stehen, also etwa eine Art von Zivilliste bilden solle. Indessen lag eine derartige Betrachtungsweise der alten, wie man sie treffend genannt hat, privatrechtlichen Auffassung vom Staate noch ganz fern. Wenn es wahr ist, daß Herzog Peter, wie man ihm zur Last legte, mit den Einnahmen des Lehens sich im Auslande große Güter kaufte, so würde das, wenn auch die formelle Rechtsfrage strittig sein dürfte, seinem fürstlichen Pflichtgefühl allerdings kein empfehlendes

[1]) So die Kompositions-Akte von 1793.

[2]) Die Grundlinien zu einer Finanzgeschichte Kurlands hat gezogen Baron Alfons v. Heyking in „Aus Polens und Kurlands letzten Jahren". S. 307 ff.

Zeugniß ausstellten[1]). Trotz gelegentlicher Verkleinerungen des Lehens blieb dieses übrigens noch sehr bedeutend, sodaß, irre ich nicht, Kontributionen gerade zu Herzog Peters Zeiten nicht erhoben wurden. Wohl aber unterblieb manche wünschenswerthe Einrichtung wie der Bau von Gefängnissen u. A. m., weil die disponibeln Landeseinnahmen dazu nicht reichten. Trotz aller Staatsschriften, die sich mit der Frage nach den Lehnseinnahmen beschäftigten, kann man doch sagen, daß sie die Gemüther überhaupt lange nicht so aufgeregt hat, wie eine andere. Die große Erbitterung, mit der der Kampf gegen den Herzog geführt wurde, wird uns m. E. erst verständlich, wenn wir das staatsrechtliche Gebiet, das den Einzelnen doch nur mehr indirekt berührte, verlassen und uns auf das der materiellen Lebensinteressen begeben. Für dieses hat man in Kurland zu allen Zeiten mehr Interesse gehabt, als für theoretische Diskussionen. Die Frage, die im Vordergrunde des Streites stand, wie keine andere auch nur annähernd, war nämlich die, wie die sehr zahlreichen Lehnsgüter nutzbar gemacht werden sollten.

Herzog Ernst Johann Biron hatte, als er zur Regierung gelangte, dem kurländischen Adel in einer Art Wahlkapitulation zugesichert, daß er alle fürstlichen Aemter und Güter, d. h. also „das Lehen", „an keinen Andern, als Einheimische von Adel, nach dem ihnen zustehenden Vorrechte, Pfands-Arrends- oder Amtsweise gönnen werde", was eine dem früheren Rechte fremde Beschränkung des Bürgerstandes bedeutete, für den z. Th. armen Adel aber deshalb von der größten Wichtigkeit war, weil es zahlreichen Mitgliedern von ihm ermöglichte, sich in der Heimath den Lebensunterhalt zu beschaffen. Es ist daher begreiflich, daß, als der Herzog später mehrere Domänen überhaupt nicht mehr verarrendirte, sondern sie zu größeren Wirthschaftseinheiten, „Oekonomieen" zusammenzog und durch seine Disponenten bewirthschaften ließ, er mit diesem, jedenfalls nicht

[1]) Man vergleiche damit König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der unter seinen Zeitgenossen freilich ziemlich vereinzelt dastand. Er legte z. B. bald nach seiner Thronbesteigung den „Schatullgütern", deren Einkünfte bisher der Privatschatulle des Landesherrn zugeflossen waren, „die Natur und Eigenschaft rechter Domanial- und Kammergüter" bei, erklärte sie somit zum Staatseigenthum und brachte dadurch zum Ausdruck, daß nach seiner Auffassung das Interesse des Staates höher stehe, als das private seines Fürsten.

klugen Vorgehen einen Sturm der Entrüstung gegen sich entfesselte. Eine ähnliche Wirkung erzielte es, daß der Herzog die Güter statt nach einem festen Satze, auf Meistbot und auf die kurze Zeit von 3 Jahren in Arrende zu vergeben begann. Aufmerksame Beobachter (Hüttel, ähnlich Baron Nolde u. A.) haben es direkt ausgesprochen, daß wenn diese, das materielle Wohl vieler Mitglieder des Adels direkt berührenden Differenzpunkte beseitigt würden, der Friede zwischen Herzog und Ritterschaft hergestellt werden könne. Schätzt man die gewinnsüchtige und kleinliche Denkweise, Herzog Peters und seine ganze Auffassung vom fürstlichen Amte wohl mit Recht ziemlich niedrig, so soll man nur andererseits nicht meinen, daß der Adel eine geklärtere, „modernere“ Auffassung vom Staate und Staatsgut gehabt habe. Er kämpfte um sein wirthschaftliches Fortkommen und daß er konkurrirende Bestrebungen des in jener Zeit recht zahlreichen deutschen Bürgerstandes, schroff bekämpfte, ist ein für die geschichtliche Würdigung jener Zeit überaus wichtiger Faktor. Im Gegensatz zu Andern halte ich daran fest, daß erst das Hereinziehen der bürgerlichen Bestrebungen und des Verhaltens des Adels zu ihnen in die historische Betrachtung das Wesen jener Kämpfe ganz klar stellt: Man trieb Interessenpolitik gewöhnlichster Art [1]).

Um diese Dinge drehte sich in der Hauptsache der ganze Kampf; je mehr er sich aber zuspitzte, umsomehr zeitigte er beim Adel Ansprüche, deren Befriedigung die herzogliche Gewalt zu einem Schatten herabsinken lassen mußte [2]). Aber wie diese Dinge auch liegen mochten, das Bedenklichste war doch, daß jener Zwist die politische Sicherheit des Landes schwer gefährdete, indem er dem Auslande Veranlassung bot, sich in seine internen Angelegenheiten einzumischen. Damit wurde die kurländische Frage, die

---

[1]) Ich schließe mich also im Großen und Ganzen auch heute noch der Auffassung Bilbassows über diese Dinge an und finde sie nicht zu hart.

[2]) So findet sich in einer offiziellen Staatsschrift a. d. J. 1790 die Behauptung aufgestellt, man treffe in keinem Fundamentalgesetze Kurlands eine solche Verordnung an, nach welcher die Zustimmung des Herzogs als ein nothwendiges Erforderniß zur Gültigkeit der auf den Landtagen durch Mehrheit der Stimmen abgemachten Sachen, selbst solcher, die zur Gesetzgebung gehören, angesehen werden könne, da dem Herzoge nur die Vollziehung der Gesetze obliege. Schwartz, Bibliothek, S. 337.

bisher nur ein lokales Interesse gehabt hatte, zu einer allgemein politischen.

Katharina II., welche die Bironschen Herzöge als ihre Kreaturen auf jede Weise gefördert hatte, entzog später dem Herzog Peter ihre Gunst, und es trat nun naturgemäß der Fall ein, daß die Opposition des kurländischen Adels in Petersburg Rückhalt und Stütze fand. Für den russischen Hof boten gerade die Lehnsgüter eine sehr willkommene Handhabe, um die Zahl seiner Anhänger im Lande zu vermehren. Als Katharina II. nämlich im Jahre 1762 Ernst Johann Biron als Herzog von Kurland restituirte, hatte dieser versprechen müssen, daß er bei der Verpachtung der Lehnsgüter auf Personen, die der russische Hof empfahl, Rücksicht nehmen werde. Allerdings hatte sich die Kaiserin i. J. 1764 in einem Schreiben dahin ausgesprochen[1]), daß sie den Herzog bei der Vertheilung der Arrenden nicht beschränken wolle. Indem man später aber doch auf die Zusage des Jahres 1762 zurückgriff, hatte man in Petersburg durch die Möglichkeit jener Empfehlung, ein überaus wirksames Mittel in der Hand, sich eine durch ihr persönliches Interesse an Rußland gebundene Partei in Kurland groß zu ziehen. Dem gegenüber suchte der Herzog Rückhalt am preußischen Hofe, der den wachsenden Einfluß Rußlands in Polen und Kurland mit Sorge und Eifersucht betrachtete, sich aber doch zu einer durchgreifenden Politik nicht aufzuschwingen vermochte. Wollte er in Kurland sich eine ergebene Partei schaffen, so mußte er dasselbe Mittel anwenden, das die russische Diplomatie mit Erfolg anwandte. Das geschah aber nicht, und so hatte das Wohlwollen, das die preußische Regierung dem kurländischen Herzog entgegenbrachte, einen etwas platonischen Charakter[2]).

Die Gegensätze hatten sich in Kurland besonders scharf zugespitzt, als der Herzog im J. 1787, von einer mehrjährigen Reise zurückgekehrt, den in seiner Abwesenheit von den Oberräthen (die ihn verfassungsmäßig vertraten) verfügten Maßregeln seine Zustimmung versagte. Zum Theil war das recht begreiflich, hatten sie doch u. A. die Auflösung jener „Oekonomieen" versprochen,

[1]) Das behauptete Herzog Peter gegenüber dem Grafen Sievers. S. Blum, Ein russischer Staatsmann, III, S. 29 ff.

[2]) S. die überzeugenden Ausführungen von Baron Brüggen in der „Balt. Monatsschr.", Bd. 43, Seite 431.

die beiden zum Witthum der Herzogin bestimmten Güter Ziepelhof und Bershof dem russischen Gesandten Mestmacher überlassen u. s. w.; zum anderen Theile aber zeigte sich der Herzog wieder kurzsichtig und kleinlich, indem er auch nützliche Regierungsakte seiner Vertreter beanstandete.

Der nun mit besonderer Erbitterung fortgesetzte Kampf spielte sich im Wesentlichen auf drei Schauplätzen ab: auf den Landtagen in Mitau, ferner in der politischen Hauptstadt, in der Herzog und Ritterschaft den König und Reichstag für ihre Sache zu gewinnen suchten, endlich aber in Petersburg, wo Herzog Peter erfolglose Versuche machte die verscherzte Gunst des russischen Hofes, sei es durch eigene Vertrauensmänner (i. J. 1792 der Hauptmann v. d. Brincken) seis gelegentlich mit Hülfe des preußischen Gesandten wiederzuerlangen. In Mitau suchte der Herzog später an den preußischen Residenten Hüttel, der frondirende Adel dagegen an den russischen Ministerresidenten (Mestmacher, später Rückmann) Anlehnung. Aehnlich war das Verhältniß in Warschau: Man kann sagen, daß der preußische Gesandte in Polen sich bis zu einem gewissen Grade der Sache des Herzogs anzunehmen pflegte, während die Delegirten der Ritterschaft (besonders Baron Karl Heinrich von Heyking) meist das Wohlwollen der russischen Gesandten genossen[1]). Der polnische Reichstag, derselbe, der am 3. Mai 1791 die berühmte Konstitution erließ, die eine politische Erneuerung Polens anstrebte, sprach sich für den Herzog aus, schon aus Abneigung gegen die kurländische Ritterschaft, der man ihre Beziehungen zu Rußland nicht vergessen hatte. Dann aber trat in der Lage der Dinge in Polen und in der allgemeinen politischen Situation ein Wandel ein, der auf die kurländischen Dinge zurückwirkte. Die reaktionären Kreise des polnischen Adels, denen die Konstitution vom 3. Mai ein Dorn im Auge war, traten im Mai 1792 zur Konföderation von Targowicz zusammen, welche die Herstellung der früheren Verfassung verkündete und die Unterstützung Rußlands fand. Russische Truppen besiegten das polnische Heer, nahmen Praga, und König Stanislaus, ein Anhänger der Reformpartei, wurde gezwungen, sich selbst der Konföderation anzuschließen und

[1]) Heyking war übrigens im Prinzip für ein möglichst neutrales Verhalten zu beiden Großmächten. S. „Aus Polens und Kurlands letzten Tagen". Seite 329.

der Aufhebung der Konstitution vom 3. Mai zuzustimmen. So war der alte chaotische Zustand in Polen wiederhergestellt. Preußen, das sich bisher der Patriotenpartei geneigt gezeigt, ja die neue polnische Verfassung im J. 1791 direkt garantirt hatte, machte nun, in den Koalitionskrieg mit Frankreich verwickelt und daher genöthigt, auf Rußland Rücksicht zu nehmen, eine vollkommene Schwenkung. Es ließ Polen fallen und schloß am 7. August 1792 mit Rußland einen Allianzvertrag, dessen Geheimartikel Aufrechterhaltung der alten chaotischen Verhältnisse Polens zur gemeinsamen Pflicht machten. Hinsichtlich Kurlands wurde festgesetzt[1], daß hier der Zustand vor dem Jahre 1788 Platz greifen solle, d. h. also der, wie er sich vor der Rückkehr des Herzogs von seiner großen Reise unter oberräthlicher Regierung entwickelt hatte. Man ließ den Herzog, den man bisher ermuthigt hatte, also fallen und damit mußte der moralische Einfluß Preußens in Kurland naturgemäß sinken. Es war nur eine Konsequenz dieses Artikels, daß Hüttel ein halbes Jahr darauf von Mitau abberufen wurde. Was sollte er da auch noch? Man erkannte eben in Berlin stillschweigend an, daß Kurland zur russischen Einflußsphäre gehörte und hoffte so Schlimmerem vorgebeugt zu haben. Man hatte ja durch jenen Artikel das Recht eines Garanten der kurländischen Verfassung erworben und konnte demnach gegen jede Inkorporirung des Landes in Rußland Widerspruch erheben! Bekanntlich hatte der Berliner Hof dabei die Rechnung ohne den Wirth gemacht: Rußland ließ sich später die unbedingte Unterwerfung des Landes anbieten und nahm sie natürlich an.

Der Geheimartikel wurde zwar Hüttel nicht mitgetheilt, aber er blieb doch nicht ohne Einfluß auf die augenblickliche Situation. Hüttel erhielt die Weisung, den Herzog zu einer Verständigung mit Rußland zu veranlassen und das brachte ja einen friedlichen Ausgleich zwischen Fürst und Adel mit sich. Auch die russische Diplomatie nahm nach diesem Erfolge die Miene an als ob sie sich in die kurländischen Dinge nicht mehr zu mischen gedenke.

[1] Ich fasse den Artikel etwas anders auf als Baron Brüggen in der instruktiven Einleitung zu den Hüttel'schen Berichten l. c. S. 431. Uebrigens irrt Baron Brüggen in der Annahme, dieser Artikel sei bisher nicht beachtet worden. S. Sybel. Revolutionszeit II, S. 139; Seraphim, Geschichte Liv-, Est- und Kurlands II, S. 663.

Der herzogliche Agent in Petersburg, der Hauptmann von den Brincken, erfuhr, daß die Kaiserin die Rolle einer Schiedsrichterin in der kurländischen Frage nicht zu übernehmen gedenke. Sie wünsche nur die Herstellung der alten Verfassung und sei bereit die Garantie für sie zu übernehmen[1]). Könne man sich in Kurland nicht einigen, so möge der Herzog die Sache an den polnischen Reichstag bringen. Daß dieser sie dann im Sinne Rußlands entscheiden werde, ließ sich ohne großen politischen Scharfblick voraussehen.

Diese Situation mußte das schon seit geraumer Zeit in Kurland vorhandene Bedürfniß nach einem Ausgleiche naturgemäß steigern. Es kam zu einer Unterredung des Herzogs mit dem Landesbevollmächtigten von Mirbach, der sich dabei eine dreiwöchentliche Frist erbat, um den Entwurf zu einer Kompositions- (d. h. Versöhnungs-) Akte auszuarbeiten. Diesen versöhnlichen Bemühungen standen freilich manche Hindernisse im Wege: auf der einen Seite das, wie Hüttel meinte, unkluge Verhalten der temperamentvollen Herzogin, auf der anderen die Ranküne Howens, der wüthend war, daß ohne seine Mitwirkung eine Versöhnung zu Stande kam, ja wenn wir seinen Gegnern trauen dürfen, solche im Grunde überhaupt nicht wünschte.[2]) Indessen lagen die Dinge im November so, daß eine Versöhnung möglich erschien, wenn man sich noch über die Frage verständigte, ob der gegenwärtige Landtag, der sich seit bald 4 Jahren eigenmächtig immer wieder vertagt hatte und dann wieder ohne Berufung des Herzogs zusammengetreten war, als rechtmäßige Landesverwaltung anzusehen sei. Der Herzog bestritt mit gutem Rechte die Gültigkeit dieses „limitirten" Landtages, der opponirende Theil des Adels vertrat sie mit Nachdruck. Gerade in dieser Zeit faßte Howen den Entschluß nach Petersburg zu eilen, um den russischen Hof zum Eingreifen in die kurländischen Dinge in seinem Sinne zu ver-

[1]) S. Hüttels Berichte l. c. S. 594.

[2]) Howen soll sogar selbst dem Herzog gerathen haben, die sog. „bürgerliche Union", (eine Zusammenschließung der Bürger zum Zwecke der Erlangung politischer und wirthschaftlicher Rechte) zu unterstützen, weil er so hoffte, den Fürsten noch mehr mit dem Adel zu verfeinden. S. die Parteischrift „Etwas aus der Lebensgeschichte des Herrn v. Howen" und ähnlich Hüttels Bericht v. 8. Nov. 1792 l. c. S. 592.

anlassen. Als ihm der Herzog auf den Rath der andern Oberräthe (auch Howen gehörte zu diesen) die Erlaubniß zur Reise nach Petersburg verweigerte, reiste er trotzdem ohne Urlaub am 27. Nov. aus Mitau dorthin ab. Die Anwesenheit des gewandten und skrupellosen Mannes in der russischen Hauptstadt erregte mit Grund das Mißtrauen des preußischen Residenten in Mitau, besonders da der herzogliche Agent in Petersburg, Hauptmann v. d. Brincken, gerade in jenen Tagen von dort zurückgekehrt, zur Zeit also Niemand da war, der die herzoglichen Interessen hätte vertreten können. Hüttel ersuchte daher seinen Hof, den preußischen Gesandten in Petersburg anzuweisen, Howen zu überwachen, und der König versprach das auch.

So war die Situation als Howen in der russischen Hauptstadt anlangte. Was er hier erlebte und erreichte, zeigen die nachstehenden Briefe, die an den Ritterschaftskonsulenten Nerger und an den Landesbevollmächtigten von Mirbach[1]) gerichtet sind und einen fast offiziellen Charakter tragen. Es ergiebt sich nämlich aus ihnen, was bei Howens Abreise noch Manchen, z. B. Hüttel, unbekannt gewesen zu sein scheint, daß sie doch im Auftrage oder jedenfalls im Einverständnisse mit der Adelsopposition erfolgte. Während Mirbach auf der einen Seite mit dem Herzog wegen einer Aussöhnung verhandelte, sollte Howen gleichzeitig beim russischen Hofe durchsetzen, daß dieser seine Macht zur Einwirkung auf den Herzog benutze, damit er sich in den noch strittigen Punkten den Wünschen des Adels füge und besonders die Rechtmäßigkeit des limitirten Landtages anerkenne. Aus den Briefen ergiebt sich ferner, daß mehr als Einer Howen ans Herz gelegt hatte, ihm durch den Einfluß Rußlands zu einer günstigen Arrende zu verhelfen.

Als Howen noch in Petersburg weilte, kam es am 18. Febr. in Mitau zum Abschlusse der Kompositions-Akte zwischen Mirbach

---

[1]) Johann Gottfried Nerger, kurl. Ritterschaftskonsulent. — Eberhard Christoph von Mirbach, geb. 1743, stud. seit 1763 in Königsberg, seit 1764 in Goettingen, Erbherr auf Sahrzen u. Neuhof, seit 15. Juni 1789 bis Febr. 1796 kurl. Landesbevollmächtigter, 1797 Hauptmann zu Frauenburg, im selben Jahre noch Oberhauptmann zu Selburg und auch verabschiedet, starb am 20. April 1819 (A. v. Lieven im Jahrb. f. Genealogie ꝛc. 1896 S. 38). Ueber Howens Reise nach Petersburg s. die Depesche Hüttels vom 29. Nov. 1792, l. c. S. 594.

und dem Herzog, durch welche der Herzog in den Hauptpunkten nachgeben mußte, jedenfalls prinzipiell. Man kam ihm darin entgegen, daß man ihm Manches für seine Lebenszeit einräumte und einige der großen Oekonomieen bestehen ließ.[1]) Howen war mit diesem Friedensschluß nicht zufrieden und setzte seine Intriguen in Petersburg fort, und es fehlte ihm nicht an Anhang im Lande. Denn die Kompositions-Akte enthielt natürlich keine Bestimmungen darüber, an wen die einzelnen Lehnsgüter verpachtet werden sollten, und wer in dieser Beziehung sich jetzt beeinträchtigt fühlte, konnte hoffen, mit Hülfe des Petersburger Hofes doch zu einem einträglichen Pachtgut zu gelangen. Als der Herzog zwei seiner Anhänger nach Petersburg entsenden wollte, um die Garantie der Kompositionsakte durch die Kaiserin Katharina herbeizuführen, zugleich aber mit dem russischen Hofe eine Verständigung anzubahnen, (wohl zunächst wegen der Verpachtung der Lehnsgüter) protestirte Mirbach dagegen und der Rigaische Generalgouverneur Pahlen vereitelte die Reise der beiden Deputirten, indem er ihnen Pässe verweigerte. Howen selbst übernahm die Erwirkung jener Garantie, die am 22. Febr. 1794 erfolgte; daß er aber im Uebrigen eine Annäherung des Herzogs an den russischen Hof nicht herbeiführte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Er ist es dann gewesen, der in erster Reihe den Landtagsschluß vom 17. März 1795 betrieb, durch den die Ritterschaft ohne Wissen des Herzogs das Land bedingungslos der Kaiserin Katharina II. unterwarf.

I.

St. Petersburg, d. 7./18. December 1792.

(An den Ritterschaftsconsulenten Rerger.)

Das Schreiben von Unsern Mirbach vom 11. huj. sub Nr. 2 habe ich richtig erhalten. Ich werde dasselbe vieleicht in wenig Tagen zur Zufriedenheit aller unserer Freunde, wie ich hoffe zu beantworten im Stande seyn. Vor der Hand kann ich nur soviel sagen, daß ich Vorgestern die Ehre gehabt habe, der Kayserin praesentiret zu werden und dieser großen Monarchin und erhabenen Menschen Freundin die Hand zu küssen, wie auch daß da

[1]) Seraphim, Geschichte II, S. 666 ff. In der Auffassung abweichend Baron A. von Heyking in „Aus Polens und Kurlands letzten Tagen", S. 315.

in der Person dieser über alles Lob erhabenen Monarchin hier Weißheit, tiefe Einsicht und Kenntniß der Angelegenheiten, Gerechtigkeit und Heiligkeit aller gemachten Zusagen, auf dem Trohne vereiniget sitzen, alle Intrigues und Verleumbungen hier nichts vermögen, die unterdrückte Unschuld immer gewiß ist, den Sieg davonzutragen, und daß also auch der Adel bey Uns gewiß hoffen kann, den mächtigen Schutz realisiret zu sehen, der ihm gegen seinen Unterdrücker zugesichert worden. Daß dieses, da würklich periculum in Mora ist, recht balde geschehen möge, habe ich aus aufrichtiger Vaterlandsliebe nach dem Wunsche unsers Herrn Landesbevollmächtigten bereits alles gethan was mir möglich gewesen ist, und werde es auch noch ferner thun, und vieleicht bin ich im Stande den Erfolg davon mit nächster Post zu melden. Die gehäßigen Insinuationes die der Herr von Hüttel gegen den Adel und dessen Forderungen und Klagen gegen den Herzog sowie nicht weniger gegen meiner Person, dem Herrn Grafen von Golz[1]) gemacht hat, damit dieser davon zum Besten des Herzogs hier Gebrauch machen möge, sind mir ganz ausführlich und von Wort zu Wort bekannt; bey der Reinigkeit meines Gewissens, und bey der Gerechtigkeit der Sache des Adels aber, fürchte ich dieses Ergießen der Galle und malice des Herrn von Hüttel garnicht, der hier gewiß seit langer Zeit gekannt ist, und von dem man hier so guth als bey unß weiß, daß Er jetzt die Seele aller Handlungen des Herzoges ist, daß Er alle Kräfte aufbiete um den Einfluß Rußlands bey uns ganz zu vernichten, daß Er gerne die Freude haben mögte diese seine Absicht durch Rußland selbst zu bewürcken, daß Er gegen den Adel und vorzüglich gegen den limitirten Landtag und dessen Deputirte, die Ihn nicht als einen am Lande accreditirten Ministre haben anerkennen wollen, sowie gegen mich deswegen aufs lebhafteste piquiret ist, weil ich mich weder durch den versprochenen großen schwarzen Adler Orden, noch durch Versprechungen von Pensiones, noch auch durch das mir offerirte baare Geldt habe verleiten lassen, ein Spitzbube und Verräter meines Vaterlandes, und ein undankbares verächtliches Geschöpf gegen Rußland und dagegen eine preußische und herzogliche Creatur zu werden, dieses alles sage ich, weiß man hier gewiß eben so guth als bey

[1]) Der preußische Gesandte in Petersburg (bis zum Juni 1794).

uns, und da dieses ist, so können Seine schwarze Insinuationes weder der guthen Sache des Adels, noch auch meiner Person schaden, und ich glaube darüber ganz ruhig seyn zu können. Die Müller Rebellion[1]) scheinet wegen der Nachbarschaft von Riga die hiesige Aufmerksamkeit recht sehr zu verdienen und da dieses beyspiel von sehr üblen Folgen seyn könnte; so zweyfele ich garnicht daß man dagegen hiesiger Seits nachdrückliche Maasregeln nehmen werde, damit der Frechheit unserer Jacobinischen Bürger bey Zeiten Einhalt geschehe, und auch die Bauren bey Uns, die sehr leicht aus Haß der Bürger gegen den Adel, verführet werden könnten, im Zaum gehalten werden mögen.

II.

St. Petersburg, d. 10./21. December 1792.

(An denselben).

Ich hoffe, daß mein letzteres Schreiben sub Nr. 3 welches ich aus der Kanzeley des Herrn Grafen von Ostermann[2]) durch einen abgehenden Courier an Sie zu befördern gesuchet habe, damit Ihnen solches desto geschwinder zu Händen kommen möge, Sie hinlänglich über alles was unser Vaterland und die großmüthigen und gnädigen Gesinnungen der erhabensten und besten Monarchin gegen dasselbe betreffen kann, vor der Hand hinlänglich wird beruhiget haben. Es ist gewiß daß diese große Souveraine, da der Herzog und der Adel sich nicht in der Güte ausgleichen können, und allerhöchst dieselbe es nicht à propos findet, die Mediation der Streitigkeiten des Herzogs mit dem Adel jetzt zu übernehmen, nachdem der Herzog vor einem Jahre die unverzeihliche Kühnheit gehabt hat, die ihm angetragene allerhöchste Mediation

[1]) In Mitau war es zu einer Zusammenrottung der Müller gekommen, die gewisse Forderungen an den Herzog mit Gewalt durchsetzen wollten. Als sie Miene machten das Schloß zu stürmen, wurden sie durch eine Salve zum Rückzug gezwungen und bald die Sache durch eine allgemeine Annastie beigelegt. Die Müller hatten auf die Unterstützung der anderen Handwerker gerechnet, die als Feinde der „bürgerlichen Union", zu der nur Litteraten und Kaufleute gehörten, politische Anlehnung an den Adel suchten und demnach dem die Union fördernden Herzoge gram waren. S. Seraphim, Geschichte II, S. 664 ff.

[2]) Der russische Vizekanzler.

von sich abzulehnen[1]), nicht gemeinet sey der Entscheidung Pohlens als unserer Oberherrschaft vorzugreifen, und daß daher Herzog und der Adel so bald als möglich zur Entscheidung der Generalitaet der Targowizer General-Confoederation Ihre Streitigkeiten bringen müssen, damit das was diese entschieden haben wird, auf dem künftigen Reichstage, der von keiner langen Dauer seyn wird, und wie man glaubet im Monathe May zu Grodno statthaben könnte, bestätiget werden könne. Ebenso gewiß ist es aber nach meiner Ueberzeugung auch, daß diese erhabene Monarchin als Garante unserer Constitution, Gesetze, Rechte und Freyheiten dafür werden wachen lassen, daß die Entscheidung unserer Oberherrschaft in conformitaet obgedachter Constitution, Gesetze, Rechte und Freyheiten erfolge. Um indessen zu vermeiden, daß durch die intriguen und Corruptionen, die von fürstlicher Seite angewendet worden, die Unruhen nicht vermehret werden und der Adel nicht verleitet werden möge, bey dem vom Herzoge auszuschreibenden Landtage weder den noch subsistirenden und bloß limitirten Landtag[2]), der die protection und garantie der Kayserin gegen die Constitution des letzteren Warschauer Reichstages imploriret und reclamiret hat, noch auch die alten Deputirten dieses Landtages, welche gestützt auf die allerhöchste Kayserliche Declarationes mit patriotischem Eyfer so viele Jahre hindurch der gerechten Sache des Vaterlandes vorgestanden haben, wieder alle bey uns recipirte und die Stelle der Gesetze vertretenden Gewohnheiten, durch die Wahl neuer Deputirten zu annulliren, habe ich, nach meiner Ueberzeugung und den Wünschen des Herrn Landes Bevollmächtigten gemäß hier bereits die allerunterthänigste Vorstellungen und Vorschläge gemacht, allein, obgleich die Gerechtigkeitsliebe und die huldreiche Gesinnungen der Monarchin gegen unser Vaterland, mir alles hoffen lassen, so bin ich dennoch noch nicht im Stande zu sagen, waß allerhöchst dieselbe nach Ihrer Weißheit auf meine Vorstellungen zu verfügen für guth finden wird. Gestern Abend

[1]) Der Herzog lehnte die Vermittelung Katharina II. im J. 1790 ab. S. den Anfang der Kompositionsakte des Jahres 1793. — Wenn die Kaiserin jetzt die Mediation nicht übernehmen wollte, so leiteten sie andere Gründe als der von Howen hier angegebene, s. oben die einleitenden Bemerkungen. S. auch Hüttels Berichte l. c. S. 594, 596, 598.

[2]) S. die einleitenden Bemerkungen.

erhielt ich Ihr Schreiben vom 15. huj. nov. über die in Mitau vorgefallene Mord-Scene[1]; und verabsäumte auch keinen Augenblick, gehörigen Ortes diesen traurigen Vorfall so zu unterlegen, wie mir derselbe aus Ihrem und anderen Briefen bekannt geworden, wie auch die baldige Ankunft des Herrn von Engelhard mit dem Berichte des Herrn Landes Bevollmächtigten über diesen Vorfall, anzukündigen. So viel ich habe wahrnehmen können, hat der Herzog durch den Herrn Ministre[2]) diesen Vorfall hier als eine intendirte revolution, und als einen von den Müllern auf das herzogliche Schloß gewagten Angriff unterlegen lassen, und wie man sagt, auch um Kayserliche Trouppes zu seinem Schutze gebethen, doch kann ich alles dieses nicht als Wahrheit verbürgen. Auf alle Fälle glaube ich, daß man hierüber noch nichts resolviret haben dürfte, weil man den Herzog hier vielleicht besser kennet als Er bey unß gekannt ist, und weil man hier viel zu weise ist, übereilte Entschließungen zu fassen. Ich suspendire indessen mein Urtheil über diesen traurigen Vorfall, biß mir alle Umstände davon bekannt seyn werden, denn ich gestehe es Ihnen aufrichtig, daß ich mich garnicht überzeugen kann, daß der Herzog ohne alle Veranlaßung bloß aus Mordluſt, und wieder alle Menschlichkeit sich so sehr solte haben übereilen lassen können, auf unbewafnete unschuldige Menschen, mit Canonen, und musqueten feuren zu lassen, besonders da Er es Ihnen selbst schriftlich erlaubet hatte, daß sie bis zur ausgemachten Sache versammelt bleiben könnten, wenn Sie nur keine Unruhen erregten. Unter allen Umständen aber bleibet es unverantwortlich, auf unbewafnete Menschen, die man meines Erachtens, wenn sie nicht in der Güthe hätten auseinander gehen wollen, mit Wasserspritzen hätte auseinandertreiben können, schießen zu lassen. Ist die Sache würklich so, wie sie mir von Ihnen und andern gemeldet wird, so wird dieses Benehmen des Herzogs von der menschenfreundlichen großen Catharina die alle Tyraney verabscheuet, gewiß nicht gebilliget werden, und auf diesen Fall bliebe diese unmenschliche Handlung des Herzoges ein neuer Gegenstand zur gegründeten Klage gegen

[1]) Gemeint ist die oben erwähnte Niederwerfung des Mülleraufruhrs, bei der den Herzog höchstens der Vorwurf trifft, nicht rechtzeitig Strenge geübt zu haben.

[2]) D. h. der russische Ministerresident in Mitau Rückmann.

denselben, bey der Generalität der Targowiczer General-Confoederation. Bey allen diesen traurigen Umständen unseres armen Vaterlandes bedaure ich dasselbe sehr lebhaft und wünschte demselben das Glück, welches Liefland unter der weisen Regierung der großen Catharina genüßet, die es gegen alle auswärtige und einländische Feinde schützet, Ruhe und öffentliche Sicherheit mit Weißheit erhält, Gerechtigkeit ausübet, das Land bey seinen privilegien conserviret[1]), Verdienst mehr als irgend ein Monarch belohnet und für das Glück ihrer Unterthanen auf alle nur mögliche Art als die beste Mutter sorget. Mein Herz blutet, wenn ich alles das sehe und betrachte, waß diese menschenfreundliche, diese unter allen Monarchen die Einzigste und beste für das Glück Ihres unermeßlich großen Reiches gemachet hat, und alles dieses mit dem Zustande unsers armen Vaterlandes vergleiche, dem es an allen erforderlichen guthen Anstalten mangelt die es doch hätte haben können, wenn es das Glück gehabt hätte einen weisen und wohlwollenden Landesfürsten zu besitzen, der sich nicht isoliret und sich nicht ein von seinem Lande separirtes interesse geschaffen hätte. Verzeihen Sie mein bester diese Ergießung meines Herzens; sie ist bey alle dem großen und Schönen so ich hier sehe, sehr natürlich; machen Sie davon aber gegen eine preußische oder herzogliche Creatur keinen Gebrauch, die auch aus Honig Gift saugen, und für die man nach dem Evangelio die Perlen nicht hinwerfen muß.

III.

St. Petersburg, d. 25./14. December 1792.

(An denselben).

Das Schreiben des Herrn Landes Bevollmächtigten vom 15. sowie das Ihrige vom 18. habe ich ohne Numero zugleich mit der letzten Post erhalten. Den traurigen Vorfall mit den Müllern bedaure ich zwahr recht sehr, weil dabey Menschen Blut vergoßen worden, da aber diese Leute wie Mirbach an mich schreibet, sich einige Tage vorher mit andre Aemter vereiniget, hierauf in einem großen Haufen vor das fürstliche Schloß gerücket, und sich nicht eher hab?u entferuen wollen, biß ihre Sache entschieden seyn

---

[1]) Vergl. das Buch Fr. Bienemann sen., die Statthalterzeit in Livland. Leipzig 1886.

würde; so scheinet es mir daß diese Leute zu dieser traurigen Scene, selbst alle Veranlaßung gegeben haben, denn wenn es gewiß ist, daß die guthe Ordnung nicht erlaubet dergleichen attroupements zu dulden, daß die Vereinigung der Müller mit andern Aemtern doch eine Absicht zu Grunde gehabt haben müssen und daß diese keine andere hat gewesen seyn können, als eine günstige decision ihrer Sache zu erzwingen; so kann ich die Schuldlosigkeit dieses attroupirten Haufens nicht einsehen, obgleich es mir scheinet, daß der Herzog Sich durch das Feuren auf diesen Haufen unter welchem sich Weiber und Kinder bloß als Zuschauer befunden haben, übereilet, und zuerst andere Mittel zur Zerstreuung dieses zwahr großen aber doch unbewehrten Haufens hätte anwenden sollen. Sie sehen leicht ein mein theurester, daß da man hier aus Gerechtigkeitsliebe, der Pohlen über Kurland zustehenden jurisdiction, in keinem Stücke vorgreifen will, man auch dies Seits wie ich glaube auch in dieser Sache keine unnüze Untersuchung anstellen wird, vieleicht aber entschließet man Sich mit Recht dazu, nach Kurland einige Trouppes zu schicken um in diesem dem Russischen Reiche so nahe liegenden Lande, den Ausbruch größerer Unruhen zu behindern, die der obgedachte Vorfall sowie überhaupt die Gährung befürchten lassen die seit einiger Zeit unter unsere Bürger herrscht[1]) und gewiß müßte der Adel sowie alle Friede und Ruhe liebende Bürger danken, wenn man dies Seits obgedachte schüzende Maasregeln zu nehmen sich entschließen wollte. Alle übrige Gegenstände Ihres Schreibens muß ich noch mit Stillschweigen übergehen und Sie bloß bitten, mit der zeitherigen moderation fortzuhandeln, und annoch alle zu gewaltsahmen Schritten leitende demarches und bitten auszusetzen oder ganz zu abandonniren. Ich hoffe indeßen vieleicht in einigen Posttagen, diese Gegenstände Ihres Briefes bestimmter beantworten zu können, und bitte Sie so wie alle unsere Freunde immer wie zeither versichert zu bleiben, daß die uns gnädigst versicherte Protection und Aufrechthaltung unserer Rechte und Praerogativen, gewiß nicht ohne Würkung bleiben werde, daher ich denn auch hoffe daß die durch intriguen und Bestechungen intendirte Wahl neuer und die alle Gewohnheit und Gerechtigkeit entgegen laufende intendirte

---

1) Gemeint ist die bürgerliche Union. Ueber diese Seraphim l. c. S. 651 ff.

cassation der alten deputirten, wenn Sie würklich zum Stande kommen sollte, ihren Zweck verfehlen dürfte, indem ich es nicht für möglich halte, daß der Herr Ministre mit andre Deputirte und mit einem andern Landtage tractire, als die von Seinem Hofe bereits als legal anerkannt sind, weil sonst ohnfehlbahr zwey Landtäge und zwey Deputirte aus jedem Kirchspiel die einander opponiret seyn würden, entstehen und dadurch die Unruhen nur noch größer werden müßen. Leben Sie übrigens recht wohl und so ruhig, wie ich hier in baldiger Erwartung alles Guthen. . . .

IV.

St. Petersburg, d. 17./28. December 1792.

(An denselben).

Ihr freundschaftliches Schreiben sub Nr. 2 vom 22. huj. habe ich gestern sammt dem beygefügten fürstlichen Ausschreiben zum Landtage, wobey ich aber die Beylage auf die man sich beziehet vermisset habe, richtig erhalten. Es thut mir aber leid in diesem Ihrem Briefe Kleinmüthigkeit, bey Sorge den Intriguen des Herzogs zu unterliegen, bemerket zu haben. Zu Ihrer Aufmunterung übersende ich Ihnen, jedoch bloß für Sie und unsern würdigen Herrn Landes Bevollmächtigten, beygehende Schriften die ich hier unterleget habe. Sie sind auf lauter Wahrheit und Ueberzeugung von der Gerechtigkeit, Großmuth und Gnade der Kayserin, die uns huldreichst Ihren mächtigen Schutz zur Erhaltung unserer Rechte und praerogativen wiederholentlich durch Ihren Ministre versichern zu lassen geruhet, und die auch noch nie eine Sylbe Ihrer Versicherungen unerfüllt gelassen hat, gegründet, und auf dieser Ueberzeugung gründe ich auch meine Ruhe in ansehung aller herzoglichen Cabalen, die gewiß gegen Wahrheit und Recht wenn sie von der großen Catharina der Zweiten geschützet werden, nichts vermögen. Ich hoffe, ja ich bin aus allen obigen Gründen überzeugt, daß meine gemachte Vorstellungen eine gnädige und gerechte Aufnahme und Erhörung finden werden, und bey dieser Ueberzeugung werden Sie es mir verzeihen, wenn ich über Ihren Kleinmuth freundschaftlich schelte. Beruhigen Sie daher sich mein Bester und auch den Herrn Landes Bevollmächtigten und glauben Sie gewiß, daß wer auf Catharinen der Einzigen bauet, auf einem

unerschütterlichem Felß gebauet hat. Nächstens werde ich hier auch alle die Schmälerungen des Lehns, und die Streitigkeiten des Adels mit dem Herzog betreffende Gegenstände unterlegen und solcher gestalt alles womit ich mich chargiret habe, beendigen und bitten, daß unsere Schutz-Göttin, nach Ihrer Weißheit und Gerechtigkeit über jeden Punct entscheide und nach höchst Ihrer Entscheidung Ihren nach Warschau gehenden Herrn Ambassadeur den Herrn Geheimen Rath v. Sievers[1]) der ein sehr würdiger und allgemein geliebter Mann ist, wie auch den Herrn Geheimen Rath von Bühler[2]) zu instruiren geruhe. Ich hoffe übrigens, daß der Herr v. Rückmann zu folge meiner Vorstellungen mit der heutigen oder höchstens künftigen Post, für das Land beruhigende und angenehme Aufträge erhalten werde. Indessen empfehle ich jetzt wie allemahl in allen Handlungen mit alle nur möglichen Moderation zu werke zu gehen, und da alle diese Streitigkeiten dem Lande schon so viel gekostet haben, wenn der Herzog sich nur auf irgend eine Art zu einer billigen, den Rechten und Gesetzen angemessenen Composition verstehen will, dieselbe unter der Oberherrschaftlichen Confirmation und der Garantie unserer großen und erhabenen Schutz-Göttin zu acceptiren.

Mirbach wird ohne Zweifel den Kirchspielen den Inhalt der depesche[3]), die Ihm der Herr Ministre vorlesen wird, ohne Zeit

[1]) Jakob Johann Graf Sievers wurde am 25. Nov. 1792 zum russischen Gesandten in Polen ernannt. S. Blum, Ein russischer Staatsmann III, S. 24.

[2]) Bühler der russische Gesandte bei der Targowitzer Generalkonfoederation.

[1]) Am 4. Januar 1793 verlas Rückmann dem Herzog in der That eine Depesche, in der die Kaiserin ähnliche Erklärungen macht, wie sie Howen hier angiebt. S. Hüttels Berichte l. c. S. 652. Der Herzog erklärte darauf, sich in Allem, auch in der Frage der limitirten Landtage fügen zu wollen. Hinsichtlich der Verpachtung der Lehnsgüter versprach er, daß alle, die noch nicht vergeben seien, zur Verfügung der Kaiserin stehen sollten. Aber da er geglaubt habe, daß er über die Arrenden frei zu verfügen habe, so seien schon mehrere Kontrakte für den nächsten Johannistermin abgeschlossen. Hinsichtlich seines Verfahrens gegen die Müller berief sich der Herzog auf Rückmanns eigene Rathschläge; dieser erwiderte, daß er nicht wisse, wer eine so ungünstige Darstellung nach Petersburg habe gelangen lassen. Hüttel bemerkt dazu, Letzteres sei sehr bekannt, da der Landesbevollmächtigte Mirbach am Abende des Aufstandes eine Estafette an Howen abgesandt habe. Nach dem Schreiben Howens vom 25./14. scheint Mirbachs Bericht erst 2 Tage nach dem am 13. Dezbr. erfolgten Aufruhr an den Ersteren abgegangen zu sein.

Verlust mittheilen, und sodann hoffe ich, daß kein Kirchspiel es sich wird beykommen lassen, den limitirten Landtag und dessen deputirte zu cassiren.

Eben erhalte ich die angenehme Nachricht, daß der Herr von Rückmann noch mit heutiger Post den Auftrag erhält, dem Herzoge zu erkennen zu geben: Erstlich, daß die Monarchin die Scandaleuse Scene, bey der Menschen Blut vergoßen worden, mit Wiederwillen vernommen habe und dieselbe als eine Folge der vom Herzoge mit dem Lande so lange unterhaltenen Streitigkeiten ansehe. Zweitens, daß die Monarchin unabänderlich darauf bestehe, daß die Warschauer Constitution biß zur Entscheidung der Pohlnischen General-Confoederation aufgehoben bleibe und daß alle streitige Puncte zwischen dem Herzog und dem Adel aufs neue zur Entscheidung der General-Confoederation in Pohlen unterleget werden, falls beyde Theile nicht noch eine güthliche Einigung vorziehen sollten. Drittens, daß der Herzog unrecht habe, den noch subsistirenden limitirten Landtag nicht anerkennen zu wollen, welcher nicht annulliret werden könne durch die zur Wahl neuer Deputirten angeordnete Intrigues und daß der Herzog daher sehr wohl thun werde, den limitirten Landtag anzuerkennen und sich mit demselben in der Güthe zu einigen. Viertens, daß der Herzog unrecht habe, wenn derselbe das vor einigen Jahren an Ihn erlassene Kayserl. Schreiben in Ansehung der fürstlichen Arrenden als eine Aufhebung der Acte von 1762 ansehen wollte, und daß daher die Kayserin es nicht zugeben werde, wenn der Herzog bey der vorseyenden Vertheilung der Aemter diejenigen die Ihr attachiret sind und diejenigen, die in Russischen Diensten gestanden haben, davon ausschließen wollte, und fünftens endlich, daß der Herr Ministre diese Depesche dem Herzoge und dem Landes Bevollmächtigten verlesen und letztern wiederholentlich die würksahme Protection der Monarchin, welche Sie dem Adel zugestanden habe, versichern solle.

Diese Nachricht, die ich Ihnen mein Bester hierdurch mittheile, ist gewiß, obgleich es möglich ist, daß ich in einem oder dem andern Puncte etwas zu viel oder zu wenig gesaget habe, denn ich bin hiervon nur flüchtig unterrichtet worden und wird nun gewiß Ihre sonstige Standhaftigkeit und Ihr gehöriges Vertrauen zu unserer großen Beschützerin aufs neue stärken, aber wie

gesaget, fahren Sie immer fort mit moderation und Billigkeit zu handeln, denn diese sind bey allen Geschäften nothwendig, wenn man sich keine Fehler zu schulden kommen lassen will.

Man hat, wie Sie, mein theurester sehen, niemanden nahmentlich zu arrenden empfohlen, vieleicht geschiehet solches aber noch[1]) nach meiner Bitte, bei der ich hauptsächlich intendiret habe, dem Herzoge alle Ausflüchte, die Ihm in allen Sachen so eigen sind, sowie alle Gelegenheit zu nehmen, irgend eine Rache gegen die der Kayserin so wohl als dem Vaterlande standhaft attachirt gebliebene Personen, ausüben zu können. Ich habe diese Personen, welche die Kayserliche Empfehlung vorzüglich verdienen nach der Wahrheit und meiner Ueberzeugung hier angezeigt und hoffe noch dieses Merkmahl des Schutzes und der Gnade der Monarchin für diese Personen zu erflehen, mit Gewißheit aber kann ich hierüber nichts sagen; sollte aber wieder Vermuthen, meine Hoffnung fehlschlagen, so würde meines Erachtens doch der Herr Ministre durch obgedachte depesche autorisiret seyn, die Ihm als patrioten und der Kayserin attachirte Personen, dem Herzoge zu arrenden nahmentlich zu empfehlen. Indessen halte ich es nothwendig, daß alle diejenigen, die ich hier, auf beygehende Consignationes theils zur Conservation ihrer habenden Aemter, theils zur Erhaltung nicht habender Arrenden empfohlen habe, auf eine anständige Art bey dem Herzoge so bald als möglich suppliciren. Daß dieses recht balde geschehe und Mirbach und Rummel solches gleichfalls thun möge, empfehle ich Ihrer Vorsorge. Vale.

N. S. Die Depesche die der Herr Ministre heute erhielt, wird auch dem Herrn von Bühler mitgetheilet, und Ihm aufgetragen, den Adel in Allen billigen Sachen bei der General-Confoederation zu unterstützen.

[1]) S. auch Hüttels Bericht, B. M. 43, S. 654. — Es geschah thatsächlich nach Abschluß der Kompositionsakte. S. Hüttels Depesche vom 3. März 1793. l. c. S. 660. Danach ist zu korrigiren Bilbassow („Balt. Monatsschr." 1895, S. 304, Anm. 3), der 3. Mai angiebt.

(Schluß folgt.)

Corrigenda.

Seite 439, Zeile 1 v. o. lies: ausstellen statt ausstellten.
„ 442, „ 8 „ „ „ polnischen statt potitischen.
„ 444, „ 6 „ u. „ Landesvertretung statt Landesverwaltung.
„ 448, „ 4 der Anm. 1, lies Amnestie statt Annastie.

Litterärische Streiflichter.

Eine der stolzesten Erinnerungen des deutschen Volkes aus dem späteren Mittelalter ist die Hanse, von ihrer gewaltigen Seemacht, ihrem großartigen Handel, ihren siegreichen Kämpfen im Norden und Osten berichten alle Geschichtsbücher. Der Ruhm der deutschen Hanse ist gerechtfertigt, aber man darf doch nicht vergessen, daß die große Macht und Unabhängigkeit der Hansestädte, ihre selbständige Politik und Kriegsführung ein deutlicher Beweis der Ohnmacht des deutschen Königthums, der Schwäche der Zentralgewalt und der völligen Lockerung der Reichseinheit in jenen Jahrhunderten sind; wäre das deutsche Reich noch ein festgefügtes Ganzes gewesen, wie hätten da einzelne Theile eine so ganz unabhängige Stellung einnehmen, so ganz und gar Politik auf eigene Hand treiben können? Die Hanse war ein Nothbehelf, ein Ersatz, den sich die großen norddeutschen Städte für den fehlenden Schutz und die versagende Macht des deutschen Kaiser- und Königthums schufen und wie sie ihn ins Werk setzten und was sie dabei leisteten, ist großartig und bewundernswürdig. Die Geschichte der Hanse ist in unserem Jahrhundert mehrmals Gegenstand historischer Darstellungen geworden; in der Zeit der deutschen Machtlosigkeit und des Einheitstrebens, der Sehnsucht nach einer deutschen Flotte erschien sie als ein leuchtendes Vorbild, als hohes Muster der Vergangenheit. So haben F. W. Barthold ausführlich und kürzer Johannes Falke in einem trefflichen Büchlein die Geschichte des großen Städtebundes erzählt. Seitdem ist nun aber ein reiches urkundliches Material aus allen Archiven des nördlichen und östlichen Europas durch den Hansischen Geschichtsverein in einer Reihe umfassender Publikationen veröffentlicht worden und tritt noch fortwährend ans Licht. Es ist jetzt eine ganz andere Einsicht in die inneren Verhältnisse und die äußere Politik sowie die ganze Organisation des großen Städtebundes möglich; nicht nur vieles Einzelne erscheint jetzt in verändertem Lichte, auch über wichtige Abschnitte in der Entwickelung der Hanse ist eine gegen früher vielfach modifizirte Anschauung getreten. Da ist es denn ganz zeitgemäß, daß Professor Theodor Lindner es unternommen hat auf Grund der so reichlich erschlossenen Quellen eine neue

populäre Darstellung zu geben, die unter dem Titel: Die deutsche Hanse, ihre Geschichte und Bedeutung*) erschienen ist. Das sehr gut ausgestattete Buch ist mit zahlreichen Abbildungen und mit einer Karte versehen. Selbstverständlich mußte in einem an das große Publikum sich wendenden Buche der reiche Stoff sehr zusammengedrängt, manches konnte nur angedeutet, anderes mußte ganz übergangen werden. Im Ganzen bietet Lindners Buch eine gute und dankenswerthe Uebersicht über die Geschichte und die Organisation der Hanse nach dem gegenwärtigen Stande der geschichtlichen Forschung. Die ersten Kapitel hätten wohl ohne Schaden kürzer gefaßt und dafür die erste Periode der Hanse eingehender dargestellt sein können. Die altlivländischen Städte, namentlich Riga, kommen bei Lindner wohl auch vor, aber sie gelangen weder im Einzelnen noch in ihrer Bedeutung für die Hanse zu ihrem vollen Rechte und die unverzeihlich kurzsichtige, egoistische Politik der Hanse gegen Livland in der Zeit des Unterganges seiner Selbständigkeit wird garnicht berührt, wie denn überhaupt der Niedergang der Hanse im 16. Jahrhundert und seine Ursache viel zu kurz behandelt sind. Dagegen ist der große Krieg des Städtebundes gegen Dänemark und sein Verhältniß zum Norden sehr gut geschildert. Besonders lehr- und inhaltreich sind die Kapitel über die Mitgliedschaft und die Verfassung sowie über den Handel und die Schiffahrt der Hanse; sie geben einen befriedigenden Ueberblick über alle hier in Betracht kommenden Fragen. Auch die Schilderung der hansischen Kontore, besonders des in Bergen und Brügge sowie des merkwürdigen Stahlhofes in London und ihrer eigenartigen Einrichtungen ist sehr anziehend. Die Beurtheilung des letzten hervorragenden Mannes in der Geschichte der Hanse, Jürgen Wullenwevers, scheint uns zu ungünstig; hätte er gesiegt, würde das Urtheil über ihn heute ganz anders lauten und schon der Versuch, die alte Machtstellung der Hanse im Norden wieder herzustellen, ist der Anerkennung werth. Mit einem Ausblick auf die Bedeutung und Nothwendigkeit einer Flotte für das neue deutsche Reich schließt Lindners Buch. Die Darstellung ist etwas farblos, aber klar und einfach, die Abbildungen dienen wirklich zum Verständniß und zur

*) Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. Geb. 5 M.

Erläuterung des Textes. Es wird dieser Geschichte der Hanse an aufmerksamen Lesern hoffentlich nicht fehlen.

Die durch das enge Bündniß der Klerikalen mit den Czechen und Polen und die feindselige Haltung fast des gesammten Klerus gegen alle nationalen Forderungen unter den katholischen Deutschen Oesterreichs hervorgerufene kirchliche Bewegung, die unter der Parole: „Los von Rom" sich schon über viele Kronländer der Monarchie ausgebreitet hat und dem Protestantismus in Deutsch-Oesterreich namhaften Zuwachs verspricht, findet sehr verschiedene Beurtheilung. Während sie auf der einen Seite mit lebhafter Freude und großen Hoffnungen begrüßt wird, begegnet sie, namentlich in evangelisch-kirchlichen Kreisen, vielfachen Bedenken und kühler, fast ablehnender Haltung, beiläufig bemerkt, ein rechtes Zeichen dafür, wie fern dem Protestantismus unserer Tage jede Propaganda liegt. Man meint, das Hauptmotiv dieser Zuwendung zur evangelischen Kirche sei ein nationales und politisches, kein religiöses und daher habe die ganze Bewegung keine tiefere Bedeutung, sie sei daher für den aufrichtigen evangelischen Christen viel mehr abstoßend als erfreulich und habe keine Zukunft. Wir können dieser Auffassung durchaus nicht zustimmen. Ohne Frage sind unter den mehreren Tausend, welche gegenwärtig in Oesterreich zum Protestantismus übergetreten sind, viele, die nur ganz äußerlich ihren Glauben gewechselt haben, aber bei allen ist das gewiß nicht der Fall und wie weit und wie tief im Einzelnen religiöse Erkenntniß und religiöses Bedürfniß dabei bestimmend gewesen sind, entzieht sich jedem menschlichen Urtheil. Auch in der Reformationszeit haben sehr viele sich Luther angeschlossen, denen Befreiung vom Joche des Papstthums die Hauptsache war und die keineswegs alle die lutherische Rechtfertigungslehre in ihrer Tiefe ergriffen hatten, und sie sind nicht zurückgewiesen worden. Man sollte auch nicht vergessen, daß es altprotestantischer Boden ist, auf dem die gegenwärtige Bewegung sich ausbreitet und daß die zum Protestantismus Uebertretenden nur zu dem Glauben zurückkehren, von dem ihre Väter einst mit List, allen Mitteln der Gewalt und grausamen Verfolgungen abgebracht worden sind. Wenn man sich die Vergangenheit vergegenwärtigt, wird man trotz manchem Vorbehalte im Einzelnen die jetzige protestantische Bewegung in Oesterreich jedenfalls mit Befriedigung begrüßen.

Welche Ausbreitung der Protestantismus einst im 16. Jahrhundert in den deutsch-österreichischen Ländern gehabt hat und in welcher Weise er zurückgedämmt worden ist, darüber giebt für einen Theil derselben ein eben, zur rechten Zeit erschienenes Buch höchst lehrreichen und interessanten Aufschluß: Johann Loserth, die Reformation und Gegenreformation in den inner-österreichischen Ländern im 16. Jahrhundert*). Der Verfasser, bekannt durch seine Nachweisung des Zusammenhanges und der Abhängigkeit der Lehren des Johannes Huß von dem großen englischen Reformator John Wiclyffe, hat sich durch sein Werk, das ganz auf ungedruckten Akten und Urkunden beruht, ein nicht geringes Verdienst um die Geschichte des Protestantismus in Oesterreich und die Kenntniß der Gegenreformation erworben. Unter Inneröfterreich versteht man seit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Länder Steiermark, Kärnten, Krain und Görz; wie mächtig hier die Reformation vordrang und immer festeren Fuß faßte bis die Gegenreformation sie gewaltsam zurückdrängte, ist der Gegenstand von Loserth's Geschichtsdarstellung. Es ist ein gewaltiges Drama, das uns der Verfasser vorführt, wir sehen am Schlusse des Buches die Katastrophe unabwendbar herannahen; die völlige Vernichtung des Protestantismus. Loserth hat sein Werk in zwei Bücher getheilt, von denen das erste nach einer Uebersicht über den Antheil Inneröfterreichs am politischen und geistigen Leben Deutschlands im Mittelalter und einigen Bemerkungen über das Verderben des Klerus beim Beginn der Reformation, eingehend das unaufhaltsame Vordringen der evangelischen Bewegung in Inneröfterreich schildert, wobei Steiermark den Mittelpunkt der Darstellung bildet. Alle Versuche Ferdinand I. die Reformation aufzuhalten und einzudämmen, waren vergeblich, da er fortwährend der finanziellen Hilfe der, außer den Prälaten, durchweg protestantischen Stände bedurfte. Die Bedeutung des Landeshauptmannes von Steiermark Hans v. Ungnad für die Ausbreitung der Reformation in Inneröfterreich wird eingehend gewürdigt; nach seinem Sturze und seiner Entfernung aus dem Lande ist dieser überzeugungstreue Mann noch für die Verbreitung des evangelischen Glaubens unter den Slovenen in Krain sehr

*) Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandl. Nachfolger. 12 M.

thätig gewesen. Die Geschichte des Protestantismus unter Ferdinands Sohn und Nachfolger, Erzherzog Karl II. 1564—1590, bildet den Hauptinhalt von Loserths Buche. Wir sehen die reformatorische Bewegung trotz allem Widerstreben des streng-katholischen Erzherzogs immer weitere Fortschritte machen, bis auf dem Pazifikations-Landtage von 1572 die Ritter und Herren volle Gewissens- und Kultusfreiheit für sich und ihre Unterthanen errangen. Leider waren die Städte und Märkte nicht ausdrücklich miteinbegriffen, doch erschienen sie als Augsburgische Konfessionsverwandte in ihrer Gewissensfreiheit auch mitgeschützt. Sehr belehrend ist die darauf durchgeführte Organisation des protestantischen Kirchen- und Schulwesens in Inneröfterreich durch den Rostocker Theologen David Chytraeus geschildert. Aufs heftigste wehrten sich die Stände gegen den Einzug der Jesuiten, in denen sie mit Recht die gefährlichsten Feinde des Protestantismus erkannten. Die Ursache aller dieser dem Landesherrn widerwillig abgenöthigten Zugeständnisse war die fortwährende Türkennoth und die finanziellen Bedrängnisse des Landesfürsten, bei denen er fortwährend auf den guten Willen der Stände angewiesen war; Geldbewilligungen erhielt er aber von ihnen nur gegen Assekuranzen der Glaubensfreiheit. Der Türck ist der Lutherischen Glück, hieß es damals nicht mit Unrecht auf katholischer Seite. Den Höhepunkt des Protestantismus in Inneröfterreich bezeichnet der Ausschußlandtag von Bruck 1578, an dessen Schlusse Erzherzog Karl in Gegenwart seiner Räthe den Ständen nicht nur die den Rittern und Herrn schon früher ertheilten Zusicherungen erneuerte, sondern auch den Bürgern, den Städten und Märkten die Ausübung des Gottesdienstes nach Augsburgischem Bekenntnisse gewährt; leider erfolgte keine schriftliche Zusicherung darüber. Gleich darauf beginnt die Gegenreformation ihr Werk. Karl empfand heftigen Widerwillen und tiefe Abneigung gegen die von ihm in Bruck gemachten Zugeständnisse, und die andern Glieder des habsburgischen Hauses theilten vollkommen seine Gesinnung und Meinung. So wurde denn schon 1579 in München, dem eigentlichen Sitze der Gegenreformation, eine Konferenz der deutschen Habsburger mit dem Herzoge von Baiern abgehalten, wo die Maßregeln festgestellt worden sind, wie die vor kurzem den Inneröfterreichern gemachten Zugeständnisse wieder beseitigt werden könnten. Die Gewährungen sollten nicht öffentlich, durch formellen

Widerruf, sondern indirekt und stufenweise annullirt werden. Den Städten und Märkten sollte die Glaubensfreiheit, als nur den Ständen gewährt, entzogen und die evangelischen Prädikanten aus den landesfürstlichen Städten allmählich entfernt werden. Ferner sollten die Stände von einander separirt werden, endlich garantirten sich die Fürsten gegenseitige Hilfsleistung. Nach diesem wohldurchdachten, abscheulichen Plan ist dann auch Karl verfahren. Der erste offene Angriff auf den Protestantismus wurde allerdings noch abgeschlagen; den Befehl Karls, daß in allen seinen Städten und Dörfern nur die katholische Religion ausgeübt werden dürfe, konnte nicht durchgeführt werden. Zu Beschwerden und Klagen in religiöser Beziehung hatte der Landtag von 1581 Veranlassung genug. Es war ein ergreifender Moment, als die Ritter und Herren vor dem Erzherzoge erschienen und, nachdem ihr Sprecher, der Freiherr Hans Friedrich Hoffmann, am Schlusse seiner beweglichen Rede den Landesherrn gebeten und beschworen hatte, sie bei ihrem Rechte und ihrer Pazifikation bleiben zu lassen, sämmtliche Herrn auf die Kniee fielen und auch, als Karl erschreckt und unwillig sie aufforderte sich zu erheben, in dieser Stellung beharrten, so daß der Erzherzog rasch hinauseilte und die Thür hinter sich zuwarf. Blieb auch die Religions- und Kultusfreiheit der Herrn und Ritter zunächst unangetastet, so wurde das Bürgerthum desto mehr bedrängt und geängstigt. Da die Fürsprache und Verwendung der Herrn nichts half, so riefen die Stände die Interzession der deutschen Reichsstände an. Auch dieser Schritt brachte keine Abhilfe, da die Vorstellungen der Reichsfürsten, matt und schwächlich, wie sie waren, wirkungslos blieben. Karl ging entschlossen auf dem Wege der Gegenreformation vor: die protestantischen Bauern auf den geistlichen Gütern wurden zum katholischen Glauben mit Gewalt gezwungen, den Bürgern die Theilnahme am Gottesdienste der Ritter und Herrn, zuletzt auch an dem in der Stiftskirche in Graz verboten, den Studirenden ausschließlich der Besuch der streng katholischen Universität Ingolstadt gestattet, ein weitverzweigtes Spionirsystem gegen die evangelischen Prediger durch die Jesuiten organisirt, um Grund zu Anklagen und zu ihrer Entfernung zu finden. Seit 1586 begannen dann auch gewaltsame Bekehrungen durch eine Religionsreformationskommission, Regierung und Jesuiten verbanden sich zu einem allgemeinen Angriff auf den Protestantismus.

Auf Seiten der protestantischen Stände zeigt sich diesem planmäßigen rücksichtslosen Vorgehn gegenüber leider große Aengstlichkeit und Muthlosigkeit, die Kraft und Ueberzeugungsfestigkeit der frühern Jahre war von ihnen gewichen. Es kam so weit, daß die Jesuiten eine Visitation der protestantischen Schule und Kirche in Graz vornahmen. In den Städten wurden nur katholische Bürgermeister und Rathsherrn eingesetzt und zuletzt von jedem, der Bürger einer Stadt werden wollte, ein katholischer Glaubenseid verlangt. Den evangelischen Predigern wurde verboten in der Bürgerschaft geistliche Handlungen vorzunehmen; damit war dem Protestantismus in den Städten der Todesstoß gegeben. Als Karl 1590 starb, war alles zur völligen Vernichtung des Protestantismus in Innerösterreich vorbereitet, Ferdinand, seinem Sohne und Nachfolger, blieb nur noch die Ausführung übrig. Wir müssen uns mit diesen kurzen Andeutungen über den reichen Inhalt von Loserths Buch begnügen, das ganz neues Licht über die ersten Phasen der Gegenreformation in Innerösterreich verbreitet. Es ist keine populäre Schrift, sondern ein ernstes Geschichtswerk, das aber gelesen und studirt zu werden verdient, denn es enthält außerordentlich viel Lehren, Warnungen und Mahnungen für die Gegenwart. Möchte Loserth doch seine gediegene Arbeit fortsetzen und auch den letzten Akt der Tragödie, die völlige Ausrottung und Zerstörung des Protestantismus in Innerösterreich durch Ferdinand II. schildern.

In seinem Verhalten zu den Polen, insbesondere zur Provinz Posen, hat der preußische Staat die mannigfachsten Wandlungen und Schwankungen durchgemacht, er ist konsequent nur in der Inkonsequenz gewesen; nur zweimal in diesem Jahrhundert hat er eine klare, feste, zielbewußte Politik den Polen gegenüber durchgeführt, unter dem Oberpräsidenten Flottwell 1830—1840 und unter dem Regimente des Fürsten Bismarck. Nach dem Sturze des großen Staatsmannes wurden die Polen mit Liebenswürdigkeiten überschüttet, dann trat wieder größere Strenge ein und heute scheint abermals ein Wechsel in der Haltung der Regierung sich zu vollziehn. Da ist es denn recht lehrreich und nützlich eine nicht allzufernliegende Vergangenheit sich zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, was bei solchem Schwanken herauskommt; dazu leistet die besten Dienste ein kürzlich erschienenes Buch: Im Polen-

Aufruhr 1846—1848. Aus den Papieren eines Landraths*). Warum der Name des Landraths auf dem Titel nicht angegeben wird, ist nicht recht ersichtlich, er ergiebt sich aus dem Buche selbst deutlich genug, es ist der damalige Landrath des Czarnikauer Kreises, von Juncker, dessen Erfahrungen und Erlebnisse in den angegebenen Jahren uns mitgetheilt werden. Zuerst wird die Abwendung der Regierung von Flottwells Politik bald nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. und ihr Streben durch Nachgiebigkeit und Liebenswürdigkeit die Herzen der Polen zu gewinnen geschildert; dies Verhalten hatte zur Folge, daß die Abneigung und der Haß der Polen gegen Preußen blieb und nur Mißachtung statt der früheren Achtung gegen die Regierung eintrat. Die Landräthe zeigten den Intentionen der Regierung entsprechend nur Nachsicht, Entgegenkommen, Willfährigkeit den Wünschen der Polen gegenüber und wurden zum Dank dafür von diesen mit Geringschätzung behandelt. In diese Verhältnisse trat der Landrath Juncker ein; er verstand es von Anfang an durch strenge Pflichterfüllung, ernste Zurückhaltung und ein höfliches, aber gemessenes Benehmen seine Würde zu wahren, und den Polen gegenüber sich nichts zu vergeben, sie liebten ihn nicht, konnten ihm aber ihre Achtung nicht versagen. Juncker schildert nun, wie unter den Augen der Regierung von Paris aus die Verschwörung zur Losreißung Posens von Preußen in den Jahren 1844—1847 organisirt wurde. Zuletzt wurde sie entdeckt, eine große Anzahl von Theilnehmern verhaftet und ihnen der Prozeß gemacht; fast alle traf nur eine milde Strafe. Den Hauptgegenstand der Aufzeichnungen bildet dann die Revolution von 1848. Die Schwäche und Unkenntniß des Märzministeriums, die Kopflosigkeit und Unfähigkeit des Oberpräsidenten v. Beurmann sowie die Energielosigkeit und Aengstlichkeit der meisten Landräthe treten dem Leser in dieser Darstellung höchst anschaulich entgegen; fest und entschlossen zeigte sich nur der kommandirende General v. Colomb. Was aber ein entschlossener Mann und pflichtbewußter Beamte auch in der größten Verwirrung und Gefahr zu leisten vermag, das zeigte der Landrath des Czarnikauer Kreises, der mit seltener Einsicht und Thatkraft, verlassen von seinen Obern, den revolutionären

*) Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 4 M.

Ansturm in seinem Kreise bald zurückdrängte und die Autorität der Regierung fast allein nachdrücklich wahrte. Der Uebermuth der Polen, die offen eine eigene Regierung bildeten, deren Ziel Abtrennung der Provinz vom Staate war, wird eingehend geschildert. Der authentische Bericht über die Audienz der Polendeputation beim Könige in Berlin am 22. März ist höchst lesenswürdig; die dreisten und rücksichtslosen Aeußerungen des Deputirten Kraszewski dem von seinen Ministern umgebenen Könige gegenüber gehörten zu dem Stärksten, was jemals ein Monarch, der noch im Besitze der Krone ist, von einem Unterthan hat anhören müssen. Friedrich Wilhelm IV. zeigte übrigens bei dieser Audienz mehr Einsicht in die polnischen Verhältnisse und richtigeres Urtheil als seine Minister. Die Verwirrung erreichte ihren Höhepunkt, als der General v. Willisen, ein liberaler Doktrinär und Theoretiker erster Klasse, dem die Verhältnisse in der Provinz ganz unbekannt waren, in der Eigenschaft eines königlichen Kommissars nach Posen geschickt wurde, um die Abgrenzung der polnischen von den deutschen Landestheilen durchzuführen. Er war ganz in den Händen der Polen, die ihm schmeichelten, und handelte mehr in ihrem als in deutschem Interesse; da er die verkehrtesten Anordnungen traf, mußte er endlich dem Unwillen der Deutschen weichen. Daß der Haß und Ingrimm der Polen gegen Juncker außerordentlich groß war, läßt sich denken, sein Haus wie auch sein Leben waren mehrmals bedroht, er bewahrte aber seine unerschütterliche Festigkeit und hat der Regierung bis zu seiner 1849 erfolgten Versetzung in die Rheinprovinz die größten Dienste geleistet; er ist das Muster eines klugen, pflichttreuen, entschlossenen Beamten altpreußischer Schule. Das Buch ist höchst interessant durch die genauen Details, welche die Ereignisse jener Zeit mit photographischer Treue dem Leser vergegenwärtigen. Für alle, die aus der Vergangenheit etwas lernen wollen, ist die Schrift außerordentlich lehrreich. Die Darstellung ist einfach, nur bisweilen etwas schwerfällig.

Von den unter dem Titel: „Land und Leute“ erscheinenden Monographieen zur Erdkunde ist unlängst der zweite Band herausgekommen, in dem E. Deckert Kuba*) behandelt. Die Wahl dieser Insel für den zweiten Band ist wohl durch das allgemeine

*) Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen & Klasing. 3 M.

Interesse bestimmt worden, welches sie noch jüngst auf sich gelenkt hat. Aber auch abgesehen von diesem Grunde ist die „Perle der Antillen" es werth genauer, als das durchweg der Fall ist, gekannt zu werden. Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß unser Landsmann Jegor von Sivers schon 1861 eine populäre Schilderung der Insel, ihrer Bevölkerung und ihrer Produkte geliefert hat, die auf eigenen Eindrücken und Erlebnissen beruhend auch heute noch lesenswerth ist. Deckert giebt zuerst eine Uebersicht über die kolonialgeschichtliche Entwickelung Kubas und dann eine ausführliche Erörterung der kubanischen Krisis im Zusammenhange mit der kubanischen Bevölkerung und den äußern Beziehungen. Er führt dabei aus, wie die Neger und Mulatten ein städtisches und ländliches Proletariat bilden, stets zu Unordnungen und Aufruhr bereit, und weist dann auf den schroffen Gegensatz zwischen den eingeborenen Kreolen und den neueingewanderten Spaniern, den Peninsulares hin, welche bei der Trägheit und Indolenz der weißen Eingeborenen die eigentlich herrschende Bevölkerung sind, in den Städten die Hauptbevölkerung und die wohlhabende Klasse bilden und die gesammte Verwaltung in Händen haben. Kein Wunder daher, daß die Kreolen sie mit Haß und Eifersucht betrachten und daß es häufig zu Aufständen derselben gemeinsam mit den Mulatten kommt, wobei diese die Hauptzahl der Kämpfer liefern. Die Amerikaner haben allzeit die Feindschaft zwischen den beiden weißen Bevölkerungsklassen geschürt, stets die Aufständischen mit Geld und Waffen unterstützt und schon seit 50 Jahren nach dem Besitz der schönen Insel, deren Haupterzeugnisse der Zucker und Tabak sind, getrachtet. Die spanische Regierung hat, wie Deckert rügt, meist eine ganz verfehlte Politik Kuba gegenüber eingehalten aus Unkenntniß der innern Verhältnisse der Bevölkerung sowohl als des Landes selbst, das noch erst der befriedigenden Durchforschung harrt; auch für die geistige Kultur der Bevölkerung ist bisher sehr wenig geschehn. Deckert beschreibt nun Kuba nach seiner Bodenbeschaffenheit und schildert die einzelnen Landschaften nach den Gebirgszügen, wobei er die Vegetation und die Produkte stets berücksichtigt; er liefert so ein übersichtliches, anschauliches Bild der Insel; den Mittelpunkt bildet natürlich Habana und seine Umgebung. 96 Abbildungen illustriren aufs beste den Text, die meisten sind klar und scharf, nur wenige wie

Nr. 16 und 85 etwas verschwommen; außerdem ist eine Kulturkarte von Kuba dem Buche, das jedem, der sich über die Perle der Antillen genauer unterrichten will, gute Dienste leisten wird, beigefügt. Wir wünschen den zeitgemäßen Monographieen zur Erdkunde rüstigen Fortgang und besten Erfolg.

Der hochverdiente österreichische Historiker Alfred von Arneth hat seine reiche litterärische Thätigkeit mit einer Biographie beschlossen, die den Titel führt: Johann Freiherr von Wessenberg, ein österreichischer Staatsmann des neunzehnten Jahrhunderts.*) Johann von Wessenberg, einst als Diplomat und Genosse Metternichs viel genannt, ist heute vergessen. Er hat an nicht wenigen wichtigen Ereignissen in den ersten beiden Jahrzehnten unseres Jahrhunderts theilgenommen und auch später in hohem Alter, noch einmal kurze Zeit die auswärtige Politik seines Staates geleitet; Arneth giebt nun auf Grund eines umfassenden handschriftlichen Materials eine inhaltreiche Lebensdarstellung dieses Diplomaten und Staatsmannes. Die Familie Wessenberg war im Breisgau, das damals unter österreichischer Herrschaft stand, ansäßig, Johanns jüngerer Bruder Heinrich hat sich als Gegner des Ultramontanismus und Verfechter einer unabhängigen katholischen Nationalkirche in Deutschland weit hin bekannt gemacht. Johann Wessenberg trat schon 1799 in den österreichischen Staatsdienst und war zuerst bei dem Erzherzog Karl während dessen Kriege gegen Frankreich thätig, wurde dann 1802 Legationssekretär in Berlin und bald darauf in Paris, hierauf Ministerresident in Frankfurt a. M. und darnach Gesandter in Kassel, wo er die Errichtung des Königreichs Westfalen miterlebte. 1809 ging er in geheimer Mission nach Berlin und Königsberg, um Friedrich Wilhelm III. zum Bündniß mit Oesterreich gegen Napoleon zu bewegen; er erreichte seinen Zweck bekanntlich nicht, berichtet aber manches Interessante über die damalige Stimmung am preußischen Hofe. 1810 wurde er Gesandter in München und macht über den König Max Joseph, den Kronprinzen Ludwig und den Minister Montgelas bemerkenswerthe Mittheilungen. Anfang 1813 wurde er nach England geschickt, um sich über die Haltung der englischen Regierung in Bezug auf

*) Leipzig und Wien, Wilhelm Braumüller, 2 Bde. 12 M.

den bevorstehenden Kampf gegen Napoleon zu vergewissern und bestimmte Abmachungen zu erlangen. Auf seiner Rückreise wurde er in Frankreich gefangen genommen und zu Napoleon gebracht, mit dem er am 28. März 1814, also kurz vor dem Sturze des Kaisers, in St. Dizier eine merkwürdige Unterredung hatte, oder vielmehr Napoleon hielt einen langen Monolog, im dem er noch einmal auf Oesterreich zu seinen Gunsten einzuwirken sucht, natürlich vergeblich. Auf dem Wiener Kongreß hat dann Wessenberg als zweiter österreichischer Bevollmächtigter eine bedeutsame Rolle gespielt; Arneth theilt aus seinen Aufzeichnungen und Denkschriften vieles Bezeichnende und Lehrreiche mit. Nationale, deutsch-patriotische Gesinnung darf man bei Wessenberg nicht suchen, er sah und behandelte alle Dinge vom österreichischen Standpunkte aus und theilte ganz Metternichs preußenfeindliche Politik, namentlich in Bezug auf Sachsen; daher waren auch Stein und die andern entschiedenen Patrioten ihm durchaus abgeneigt. Auch beim zweiten Pariser Frieden 1815 war Wessenberg thätig und theilte hier ebenfalls ganz die Anschauungen seines Meisters Metternich, daß Frankreich möglichst geschont werden müsse. Darauf wurde er Mitglied der Frankfurter Territorialkommission, die ihre Arbeiten erst 1820 beschloß. Nun lebte Wessenberg zehn Jahre ohne amtliche Stellung bis er 1830 zum Gesandten im Haag ernannt wurde und von dort sogleich als zweiter österreichischer Bevollmächtigter nach London zur Konferenz, welche die belgische Angelegenheit ordnen sollte, geschickt wurde. Er stimmte der Trennung Belgiens von Holland und der Anerkennung desselben als selbständiges Königreich zu. Dadurch und durch manche andre Schritte zog er sich Metternichs Unzufriedenheit zu und wurde in Folge dessen 1834 in den Ruhestand versetzt. Metternich urtheilte übrigens bei dieser Gelegenheit über Wessenbergs Charakter und Begabung ganz richtig. Dieser hat in seiner Mußezeit sehr viel geschrieben, theils Erinnerungen, theils Betrachtungen über die Zeitereignisse, theils an seine Lektüre geknüpfte Bemerkungen; Arneth theilt aus diesen Aufzeichnungen vieles Interessante mit, so Charakteristiken des Erzherzogs Karl, Talleyrands und Friedrichs v. Gentz. Im Mai 1848 als der österreichische Kaiserstaat in allen Fugen krachte, berief man, um einen populären Namen in der Regierung zu haben, den 75-jährigen Wessenberg, der als Gegner

Metternichs galt, an die Spitze des auswärtigen Ministeriums. Wessenberg suchte eine vermittelnde Stellung einzunehmen und bewährte seine alte diplomatische Geschicklichkeit, doch war er den stürmischen Zeiten nicht gewachsen und wurde, nachdem er im Oktoberaufstande persönlich in Gefahr gerathen war, im Dezember 1848 durch den Fürsten Schwarzenberg verdrängt. In Freiburg i. Br. hat er dann noch zehn Jahre gelebt, geistig frisch, an den Ereignissen des österreichischen Staates regen Antheil nehmend und sie mit seinen Urtheilen begleitend, fortdauernd in eifrigem Briefwechsel mit dem Erzherzog Johann und anderen österreichischen Staatsmännern. Zuletzt durch den Tod seiner Frau und aller seiner Kinder sehr vereinsamt ist Wessenberg 85-jährig 1858 gestorben. Mit ihm ging einer der letzten altösterreichischen Staatsmänner dahin, ein Mann zweiten Ranges, der aber seinem Staate nicht geringe Dienste geleistet hat. Arneth hat Wessenbergs Biographie ganz vom österreichischen Standpunkte aus geschrieben und dem gemäß urtheilt er über die Thätigkeit seines Helden im Ganzen wie im Einzelnen günstiger als es ein auf allgemeindeutschem Standpunkte Stehender zu thun vermag. Jedenfalls ist das Buch durch seinen reichen Inhalt ein sehr beachtenswerther Beitrag zur neuen deutschen, insbesondere österreichischen Geschichte. Wie alle Schriften Arneths ist auch dieses sein letztes Werk gründlich und sorgfältig gearbeitet, die Darstellung ist einfach und nüchtern, die Sprache nicht frei von Austriazismen. Das Buch ist ein würdiger Abschluß der verdienstvollen Thätigkeit Arneths auf dem Gebiete der österreichischen Geschichte.

Von Theodor Schiemanns inhaltreicher, warm und lebendig geschriebener Biographie Heinrich v. Treitschkes während der ersten Hälfte seines Lebens, welche der Verfasser als „Lehr- und Wanderjahre 1857—1867" bezeichnet, ist die zweite Auflage*) erschienen. Daß eine solche trotz des hohen Preises so bald schon nöthig geworden ist, begrüßen wir mit Freude. Der Text der ersten Auflage ist wie der Verfasser erklärt und der aufmerksame Leser nur bestätigen kann, an nicht wenigen Stellen ergänzt und berichtigt; den wesentlichen Vorzug der zweiten vor der ersten Auflage aber bildet die Zugabe zweier neuer Kapitel am Schluß:

*) München und Leipzig, Verlag von R. Oldenburg. 6 M.

Krieg und Frieden und „Kiel". Für das erste hat Schiemann vorzugsweise den Briefwechsel Treitschkes mit seiner Braut benutzt, er giebt dabei zugleich eine anziehende Charakteristik Treitschkes; in dem zweiten schildert er Treitschkes nur ein Jahr währende Lehrthätigkeit an der Universität Schleswig-Holsteins. Leider ist aber dafür der Anhang der ersten Ausgabe, Jugendgedichte von Treitschke enthaltend, weggelassen worden. Vielleicht kann man an dem Buche aussetzen, daß der Verfasser sich etwas zu sehr mit seinem Helden identifizirt uud daher manche Schwächen, welche der junge Treitschke trotz früher geistiger Selbständigkeit mit der Gesammtheit seiner liberalen Zeitgenossen theilt, übersieht. Doch berührt andrerseits die völlige Hingabe des Biographen an den edlen, tapfern und hochgesinnten Mann sympathisch und angenehm. Möge Schiemanns Buch in dieser neuen Ausgabe, der zwei Bilder Treitschkes beigefügt sind, immer zahlreichere Leser finden, möge es namentlich unter der deutschen Jugend weite Verbreitung finden und erhebend und stählend auf die kommenden Generationen wirken.

Von der unter der Bezeichnung „Geisteshelden" durch Anton Bettelheim herausgegebenen Sammlung von Biographien hervorragender Männer aller Zeiten liegt ein neuer Theil vor, in dem Schiller von Otto Harnack*) dargestellt wird. Daß die Lösung der schweren Aufgabe in einem Bändchen mäßigen Umfanges die Bipographie und den geistigen Entwickelungsgang des zweiten großen deutschen Dichters zu schildern und zugleich eine litterärisch-kritische Würdigung seiner Werke zu geben unser Landsmann übernommen hat, kann uns nur mit Genugthuung erfüllen und wir freuen uns sagen zu können, daß er sie im Wesentlichen glücklich gelöst hat. O. Harnack hat sich bisher mehr mit Goethe beschäftigt und man merkt es auch dem vorliegenden Buche an, daß er innerlich Goethe näher steht als dessen großem Genossen, man vermißt bisweilen die Wärme, welche nur aus voller innerer Sympathie und Geistesverwandschaft entspringt. Aber abgesehen davon ist es dem Verfasser gelungen ein abgerundetes, lebenswahres Bild Schillers und seiner dichterischen Thätigkeit zu liefern, der reiche Stoff ist hier vollständig verarbeitet, alle neueren Forschungen

*) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 4 M. 80 Pf.

verwerthet und der großartige Idealismus des Dichters zur vollen Anschauung gebracht; nur der Kundige merkt es, wie überall die strittigen Fragen berührt sind. Es hat uns sehr gefreut, daß Harnack K. Hoffmeisters trefflichem Werke über Schillers Leben und Geistesentwickelung die verdiente Anerkennung zollt; dieses Buch ist gegenwärtig lange nicht so bekannt, wie es zu wünschen wäre, und manches was heute als neue Auffassung und Entdeckung auftritt, findet sich schon bei Hoffmeister. Unter allen neuern wissenschaftlichen Biographien Schillers erscheint uns die von R. Weltrich als die bedeutendste, ihre Fortsetzung ist dringend zu wünschen. Daß nicht alle Seiten von Schillers Wirksamkeit in Harnacks Buch gleichmäßig behandelt sind, wird keinen Einsichtigen wunder nehmen; die philosophischen Arbeiten und noch mehr die historischen werden bedeutend kürzer als die dichterischen besprochen. Am eingehendsten werden, wie das ja auch natürlich ist, die dramatischen Werke Schillers erörtert und gewürdigt: diese Parthien gehören zu den trefflichsten des Buches, vielleicht wird nur zuviel Kritik im Einzelnen an diesen großen Dichtungen, zu denen als zu Meisterwerken aufzuschauen wir gewohnt sind, geübt; am ausgezeichnetsten ist die Analyse und Kritik des Wallenstein. Den Glanzpunkt in Harnacks Buche bildet der Freundschaftsbund Schillers mit Goethe, der Gegensatz der poetischen Naturen der beiden Dichter wird dabei sehr gut dargelegt; Schiller ist aber doch wohl etwas zu sehr als der Empfangende in diesem Verhältniß aufgefaßt. Die Schlußwürdigung wird der dichterischen Größe Schillers im Wesentlichen gerecht, wenn man sie auch etwas wärmer gehalten wünschte. Als Ganzes betrachtet stellt sich O. Harnacks Schiller würdig neben Richard Meyers Goethe und gehört zu den vorzüglichsten der bisher in der Sammlung erschienenen Biographien. Die Darstellung des Buches ist klar, ansprechend und lebendig, der Stil rein und sorgfältig durchgebildet. Möge diese Biographie dazu beitragen die Liebe und das Verständniß für Schiller im deutschen Volke neuzubeleben und viele Seelen wieder zu dem hohen Idealismus des großen Dichters emporziehen.

Von einem andern Bande derselben Sammlung der Biographie Anzengrubers von Anton Bettelheim*) ist unlängst

*) Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 2 M. 40 Pf.

eine zweite vermehrte Auflage erschienen. Der Verfasser, ein begeisterter Verehrer des so schnell berühmt gewordenen Wiener Dramatikers und Erzählers, hat darin alles zusammengestellt, was sich über das disharmonische, wenig glückliche Leben des Dichters auffinden ließ und daran eine sehr eingehenden, höchst anerkennende Würdigung seiner Werke geschlossen. Daß Bettelheim zuletzt dann noch ein Kapitel über die Weltanschauung Anzengrubers hinzufügt, erscheint uns aber doch des Guten zu viel, da eine solche, in besonderer Eigenartigkeit ausgeprägte, Anzengruber nicht besaß und das hier Besprochene in den frühern Abschnitten sich ganz wohl hätte unterbringen lassen. Wer sich über Anzengruber genauer unterrichten will — und es ist sicherlich von Interesse den eigenartigen österreichischen Volksdichter näher kennen zu lernen — der findet in Bettelheims Buche vollkommene Auskunft. Der Verfasser scheint uns aber Anzengruber in seiner Begeisterung doch etwas zu hoch zu stellen. Schade, daß die Disposition und Gruppirung des Stoffes nicht übersichtlicher und klarer ist, auch könnte die Darstellung einfacher und die Sprache weniger überschwänglich sein. Immerhin ist das Buch lesenswerth.

Seinem inhaltreichen und sehr beachtenswerthen Buche, Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 30 Jahren, das wir seinerzeit an dieser Stelle besprochen haben, hat Pfarrer L. Weber in M.-Gladbach ein Seitenstück unter dem Titel folgen lassen: Die Wissenschaften und Künste der Gegenwart in ihrer Stellung zum biblischen Christenthum, zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern.*) Das vorliegende Werk hat einen nicht weniger reichen Inhalt und bietet ebensoviel Belehrendes als das frühere. Daß die Verfasser der Einzelbilder meist Geistliche sind, war leider nicht zu vermeiden und daß die Aufsätze nicht alle von gleichem Werthe und gleich befriedigend sind, ist bei solche Sammelwerken nicht zu umgehen; doch ist anzuerkennen, daß bei weitem die Mehrzahl der Verfasser die ihnen gestellte Aufgabe befriedigend gelöst haben. Gleich der erste Aufsatz von E. Dennert über die Stellung der Naturwissenschaft ist sehr lesenswerth und anregend, wenn wir auch an einzelnen Stellen eine festere, ent-

*) Gütersloh, C. Bertelsmann. 4 M. 50. Pf.

schiebenere Stellungnahme gewünscht hätten. Die Anthropologie seit 1860 behandelt O. Zöckler gediegen und mit Sachkenntniß, wie das von diesem gelehrten Theologen nicht anders zu erwarten ist; er geht dabei auch auf Wundts materialistische Psychologie ein. Sehr interessant ist desselben Verfassers Betrachtung der Geschichtswissenschaft während der letzten drei Jahrzehnte. Er hebt darin zuerst ihre großen Leistungen hervor und bespricht dann die Einseitigkeiten und Gefahr vor denselben, den übertriebenen Spezialismus, die Mechanisirung der Methode und den Naturalismus, wobei er das Bedenkliche von Lamprecht's „sozial-psychologischen" Behandlung der Geschichte sehr richtig hervorhebt; auch die ultramontane Tendenz Geschichtsschreibung wird von Zöckler berücksichtigt. M. v. Nathusius hat zwei Aufsätze, einen über die Volkswirtschaftslehre und einen andern über die philosophische Ethik und die Religonsphilosophie geliefert, von denen namentlich der zweite sehr lesenswürdig ist. Vortrefflich sind die beiden Aufsätze von Professor L. Lemme über Religionsphilosophie und Theologie; sie sind ebenso durchdacht und inhaltreich wie klar und allgemein verständlich gehalten und sollten von keinem Laien, der sich für religiöse Fragen interessirt, ungelesen gelassen werden. Von den Künsten wird unter Baukunst leider nur die kirchliche Architektur behandelt. Der Aufsatz von Hans Eisenträger über die moderne Malerei ist zwar nicht erschöpfend, aber doch recht interessant. W. Nelle behandelt ebenfalls vorzugsweise die kirchliche Musik, doch geht er in seinem trefflichen Aufsatze auch auf Wagner und Rubinstein ein. Kinzel bespricht die epische und lyrische Dichtung in instruktiver Weise, eingehender noch und sehr belehrend Pfarrer Röhr die dramatische Dichtkunst. Die gegenwärtige Misere des Theaters endlich erörtert in vorzüglicher Weise A. Henning. Die vorstehenden Andeutungen werden genügen eine Vorstellung von dem reichen Inhalt des Sammelwerkes zu geben; wir können dasselbe allen, welche sich für das Verhältniß von Wissenschaft und Kunst zum Christenthum interessiren und sich darüber im Einzelnen unterrichten wollen, nur aufs angelegentlichste empfehlen. Möge das treffliche Buch bald eine neue Auflage erleben, worin das gegenwärtig noch Fehlende oder Unvollständige ergänzt und erweitert ist.

H. D.

Zuschrift an die Redaktion.

Unter dem Titel „Ein offenes Wort" ist uns als Erwiederung auf den im Maiheft des laufenden Jahrganges der „Balt. Mon." abgedruckten Artikel „Religiöse Phrase" nachstehende Zuschrift eingesandt worden, der wir weiter unten eine Replik unseres geschätzten Mitarbeiters H. Eisenschmidt und einige Bemerkungen unsererseits angefügt haben.

Nichts hält den Fortschritt der Welt so auf, als die Art, die Negation für Ideen zu halten und sie als solche zu verehren.

Stopford Brooke.

Das Maiheft der „Balt. Mon." hat uns über Stopford Brooke's „Reden und Aufsätze" eine Kritik aus der Feder des Herrn Pastor Eisenschmidt gebracht, welche von Jedem, der Brooke verehrt, weil er in ihm einen edlen Vorkämpfer für die Erneuerung unseres religiösen Lebens kennen gelernt hat, einen energischen Protest erfordert.

Das Beste was uns der Kritiker von Brooke zu berichten weiß, ist „daß durch alle seine Reden ein warmer religiöser Zug geht, der angenehm berührt," und daß der Verfasser „von schönem Idealismus getragen ist." Aber um Vieles reichhaltiger gestaltet sich die verurtheilende Kritik: das Buch „enthält, milde gesagt, zur Hälfte einfache Phrase, die sich bei näherer Prüfung als inhaltlos und bedeutungslos erweist," ferner „triviale und unlogische Behauptungen in ermüdender Menge und Breite" „wahre Kabinetstücke verworrener Darstellung."

Der Leser, welcher vielleicht den besten Willen hat dem Kritiker zu glauben, muß sich hiernach wohl in dem Verfasser des Buches einen Idealisten von warmer religiöser Empfindung vorstellen, dem es nur leider an den Gaben fehlt, die zu einer ersprießlichen Darstellung jener Empfindung nothwendig sind. Das wäre ein einheitliches klares Bild — ob ein zutreffendes oder ein falsches, ist eine andere Frage!

Nun hören wir aber mit nicht geringem Staunen, daß der Kritiker Frau Charlotte Broicher Recht giebt, wenn sie in der Einleitung zum Buche sagt: „Seine (Brooke's) eigentliche Domäne

ist jedoch die der Psyche in ihren labyrinthischen Beziehungen zum sittlichen Weltgeschehen."

Also jener Mann, der nicht im Stande ist, seinem warmen religiösen Zuge den rechten Ausdruck zu leihen, findet sein eigentlichstes Gebiet in den unendlich schwierigen und tiefen Fragen, in denen unsere Seele zu der sie umgebenden Welt mit all' ihren Konflikten von Interessen und Pflichten Stellung zu nehmen hat. Wahrlich kein geringes Können und wohl die eigentlichste seelsorgerische Aufgabe für einen Geistlichen!

Schwierig genug für den Leser aus diesen eigenthümlich widerstreitenden Zügen sich ein klares Bild jenes Mannes zu machen, der als Schüler des unvergeßlichen „gedankenreichen Robertson" uns die große, seelenvolle Gestalt dieses modernen Christen in dem „Lebensbild" näher gebracht hat, der es in seinem religiösen Freiheitsdrang unter schweren ernsten Kämpfen über sich gewann, die Kirche zu verlassen, welche ihm sein weitherziges Glaubensbekenntniß einzuengen schien.

Und nun soll das Buch dieses ernsten Kämpfers und ehrlichen Mannes uns Balten in das rechte Licht gerückt werden, und da greift der Kritiker zu dem wirksamsten Mittel und giebt seiner Kritik die Ueberschrift „Religiöse Phrase."

Dies Wort ist wohl das schärfste Verdammungsurtheil, welches über ein religiöses Buch gefällt werden kann! Da hätte doch der Kritiker sich vorerst gewissenhaft prüfen sollen, ob es recht und billig sei, das Andenken eines Verstorbenen gewissermaßen als Deckung seiner eigenen, stark persönlich gefärbten Ansichten zu gebrauchen! Ich protestire dagegen, daß die Warnung vor der „religiösen Phrase", welche mein Vater gerade an unsere Kanzelredner richtete, weil er sie vorzugsweise für eine Gefahr unseres dogmatisch gefärbten Kanzelstils hielt, unter Berufung auf seinen Namen nach Belieben benutzt werde!

Ich bedauere es, durch Herrn Eisenschmidt's Vorgehen, zu dieser persönlichen Bemerkung gezwungen worden zu sein!

„Religiöse Phrase" lautet also die Ueberschrift der Kritik, weil das Buch „milde gesagt, zur Hälfte einfache Phrase" enthält, „die sich bei näherer Prüfung als inhalts- und bedeutungslos erweist." Diese Behauptung will nun der Kritiker durch Beispiele erhärten, „die zunächst nicht auf ihren religiösen Gehalt

geprüft werden sollen" sondern „die nach ihrer rein formalen Giltigkeit beurtheilt werden sollen."

Nun unterliegt es doch wohl keinem Zweifel, daß nur da von „religiöser Phrase" oder „Phrase" überhaupt gesprochen werden kann, wo Form und Inhalt in einem Mißverhältniß zu einander stehen und zwar einem solchen, daß zu Gunsten der Form der Inhalt der Sache vernachlässigt wird, also speziell auf religiösem Gebiet der religiöse Gehalt zu gering für die gewählte Form erscheint. Hiernach kann doch wohl der Beweis dafür, daß es sich im vorliegenden Fall um „religiöse Phrasen" handelt, nur so erbracht werden, daß Form und Inhalt miteinander verglichen und gerecht gegeneinander abgewogen werden! Der Kritiker aber kennt ein bequemeres Mittel, um zum Ziele zu gelangen: er will die fraglichen Stellen zunächst allein „nach ihrer rein formalen Giltigkeit" beurtheilen. Folgen wir ihm auf dem eingeschlagenen Wege.

Sein Mißtrauen gegen Frau Charlotte Broicher's Empfehlung des Buches ist groß, ja so groß, daß er sich nicht enthalten kann als Parallele dazu ein launiges Zitat aus Shakespeare anzuführen, das in einem peinlichen Mißverhältniß zur Würde des behandelten Gegenstandes steht. Aber der Grund des Mißtrauens? „Denn Charlotte Broicher liebt genau ebenso wie Brooke schönklingende inhaltsleere Phrasen." Und der Beweis: S. 4 behauptet sie, daß „unsere Kirche nicht die höchste Geistesbildung der Nation in sich aufgenommen und verarbeitet hat."

Sollte das wirklich eine inhaltsleere „Phrase" sein oder sollte nicht vielmehr dieser Satz einen recht bedeutenden Inhalt, einen Vorwurf gegen die Kirche enthalten, der schwerwiegend genug ist? Man kann gewiß die Thatsache, welche Frau Broicher anführt, bestreiten, man kann darüber anderer Ansicht sein, aber weil man anderer Ansicht ist, solch einen Satz „Phrase" nennen, scheint mir ein Spiel mit dem schwerwiegenden Worte, welches hier durchaus nicht am Platze ist.

Nun scheint mir aber der Kritiker in anderer Form und an anderer Stelle doch dieselbe Behauptung Frau Broicher's zu bestätigen, wenn er S. 407 sagt: „Immer wieder wird uns der gutgemeinte Rath gegeben, wir sollten die „Bildungsmomente" unserer Zeit in uns aufnehmen, den „Kulturfortschritt" mitmachen,

sonst würden wir den Einfluß auf die Gemeinden verlieren, die Kirche würde sich den Menschen entfremden." Und nun wird der Nachweis geführt, daß sämmtliche derartige Versuche stets fehlgeschlagen seien — natürlich wird hierbei der Kampf des Protestantismus gegen den Katholizismus nicht erwähnt — und die Folge stets die gewesen sei, daß sich „das kirchliche Christenthum thatsächlich immer wieder" „in seinem alten Wesen" behauptet habe. Das heißt doch mit anderen Worten, daß es nicht „die höchste Geistesbildung der Nation in sich aufgenommen und verarbeitet hat." Also im ersten Fall leugnet der Kritiker die von Frau Broicher behauptete Thatsache, im zweiten dagegen giebt er sie zu und vertheidigt sie als vollkommen berechtigt! Ist das nun auch „Phrase"?

Der weitere Beweis für die „inhaltsleeren Phrasen" ist ebenso wenig stichhaltig: es handelt sich immer wieder darum, daß H. Eisenschmidt anderer Ansicht ist, als Frau Broicher.

Es thäte mir leid, wenn der Leser der „Balt. Mon." durch diese Art der Kritik ein falsches Bild von der litterarischen Thätigkeit Frau Broicher's erhielte. Ihr verdanken wir die deutsche Bearbeitung von „Robertson's Lebensbild", welche Vielen unserer gebildeten Balten eine Quelle reichsten Genusses und wesentlicher innerer Förderung geworden ist, sie ist auf verschiedenen Gebieten seit Jahren in Deutschland litterarisch thätig und hat es wohl nicht nöthig auf eine Kritik in der „Balt. Mon." zu achten, die es für angemessen erachtet von dieser geistvollen, ernsten Frau in einer für uns Balten beschämenden Weise zu reden!

Sehr phrasenhaft erscheinen dem Kritiker die beiden Aphorismen Brooke's, welche Frau Broicher dem Buche vorangestellt hat. Ich will hier nur auf das zweite Motto eingehen. „Wir glauben an einen Vater, der uns und die Welt in alle Wahrheit leitet, die Welt aber nicht an eine Wahrheit kettet." Der Satz soll absurd sein! „Nur in Brooke's seltsamer Anschauung kann eine göttliche Wahrheit als fesselnde Kette erscheinen" heißt es weiter unten.

Jede einzelne Wahrheitsoffenbarung, die uns Gott zu Theil werden läßt, muß uns doch immer in einer Form geboten sein, die unserer menschlich beschränkten Natur entspricht. Sie kann also nur hier auf Erden ein Stück Wahrheit, d. h. eine Wahrheit

sein. An dieses Stück Wahrheit, ob es gleich göttlicher Natur ist, dürfen wir uns aber nicht ketten lassen, damit uns damit nicht die Möglichkeit genommen wird, „in alle Wahrheit“ geleitet zu werden, d. h. Schritt vor Schritt die weitere, umfassendere Wahrheit in uns aufzunehmen. Wir stehen augenblicklich in einer Zeitepoche, welche uns religiöse, wissenschaftliche, künstlerische Wahrheiten in reicher Fülle bietet. Diese Wahrheiten stehen in scharfem Gegensatz zu einander, jede versucht die Oberhand zu gewinnen! Und die Nothwendigkeit dieses Kampfes darf nicht einfach geleugnet werden, denn er ist die Grundbedingung unserer ganzen Kulturarbeit! Wie ist da eine Lösung des Konfliktes zu erwarten? Sollen wir um der religiösen Wahrheit willen eine wissenschaftliche fallen lassen? Das wäre unehrlich! Hier macht Brooke seine ehrlichen Versuche, diese widerstreitenden Wahrheiten durch eine umfassendere Wahrheit zu einigen, deßhalb heißt das Buch „Glaube und Wissenschaft“, deßhalb ist das besprochene Motto in seinem tiefen und verständlichen Sinn dem Buche von Frau Broicher vorgesetzt.

„Wahre Kabinetstücke verworrener Darstellung“ sollen die Reden Nr. 3—5 sein, aus welchen uns der Kritiker mehrere Sätze als „einfach logische Ungeheuerlichkeiten“ anführt, namentlich folgenden „unsere Gottesvorstellung muß eine persönliche und zugleich eine unpersönliche sein.“ H. Eisenschmidt meint, „noch nie hat irgend eine Seele das ihr von Brooke angedichtete Bedürfniß (einer solchen Gottesvorstellung) gehabt und zwar, weil sie es garnicht haben kann, ebensowenig, wie sie das Bedürfniß haben kann, sich einen Kreis zugleich rund und dreieckig vorzustellen.“ Diese Behauptung ist einfach falsch, denn als Beweis dafür, daß es wohl solche Seelen giebt führe ich Goethe an, der diese doppelte Gottesvorstellung in unzähligen Dichterworten immer und immer wieder betont, wie auch schon der so häufig angewandte Ausdruck „Gott-Natur“ Zeugniß dafür ablegt.

Folgender Ausspruch Goethe's mag meine Behauptung beweisen: „Ich für mich kann bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eines so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt.“

Wenn ferner der oben zitirte Satz Brooke's eine „logische

Ungeheuerlichkeit" sein soll, so ist es auch die Vorstellung eines persönlichen Gottes, der allgegenwärtig ist, oder die Vorstellung des persönlichen, dreieinigen Gottes, die H. Eisenschmidt wohl nicht zurückweisen wird! Es ist zum mindesten erstaunlich, daß ein Kritiker religiöser Schriften, der mit lächelndem Bedauern davon spricht, daß an Brooke soviel Nützliches, was die Philosophie lehrt, spurlos vorübergegangen sei, namentlich Kant's Grundgesetze, gerade diese Grundgesetze nicht zu kennen scheint, oder nicht weiß, wo sie Anwendung finden.

Sonst hätte der Kritiker wohl nicht den Versuch gemacht, Gesetze der Logik auf unsere Gottesvorstellung anzuwenden, die bekanntlich zu den Noumena und nicht zu den Phaenomena gehört, wo allein die Logik ihren Platz findet. Deßhalb ist auch das triviale Beispiel mit dem Kreise sehr unglücklich gewählt, da die Kreisvorstellung eben nicht in das Gebiet der Mataphysik gehört.

Den häufig von Brooke betonten Widerspruch der traditionellen Anschauungen der Theologie und der Resultate der Wissenschaft, scheint der Kritiker überhaupt nicht zugeben zu wollen, und die Art der Zurückweisung S. 402 ist so überraschend, daß ich es dem aufmerksamen Leser überlassen möchte, sich an jener Stelle die Beweisführung näher anzusehen. Die Lehre von der ewigen Verdammniß muß nach Brooke's Ansicht abgelehnt werden. „Ein guter Baum trägt keine schlechten Früchte; dieser Lehre aber verdanken wir alle Kämpfe, alles Morden und alle Grausamkeiten, welche die wechselnden siegreichen Glaubensparteien im Namen Gottes verübten. Sie war es, welche die Inquisition zur Welt brachte, sie trieb die Juden in unbeschreibliches Elend 2c." Ich meine, daß diese Anschauung Brooke's doch recht verständlich ist: die Inquisition glaubte ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, indem sie Seinem Richteramt vorgriff und die „Verdammten" möglichst schnell an ihren Bestimmungsort beförderte. Hieran aber knüpft der Kritiker folgende Bemerkung: „Nach dieser Tirade kann man annehmen, daß die römischen Cäsaren, als sie die Christen verfolgten, merkwürdiger Weise schon Anhänger der Lehre von der ewigen Verdammniß waren 2c." Man kann das nicht annehmen, denn es ist doch recht ersichtlich, daß die römischen Cäsaren ihre Grausamkeiten nicht als „Glaubenspartei" „im Namen Gottes" verübten"! Also wozu diese falsche Folgerung?

Die Summe der religiösen Ideen Brooke's erscheinen dem Kritiker kurz zusammengefaßt in folgendem Satz: „die Menschen haben die Resultate von Wissenschaft und Kritik akzeptirt und suchen eifrig nach einer neuen religiösen Form, besser einer neuen Ausgestaltung des Christenthums, die von dem, was sich als unhaltbar erwiesen hat, befreit ist, aber klarer, als die vorhergehende Epoche die Vaterschaft Gottes, das Einwohnen des heil. Geistes in der Seele und das zukünftige Leben der Unsterblichkeit verkündet." Nun dürfte man doch erwarten, daß diese Summe religiöser Ideen genau in Brooke's Fassung vom Kritiker bekämpft und zurückgewiesen werde. Das geschieht aber nicht, sondern ohne irgend welche Belege wird an Stelle der drei Punkte Brooke's die „rationalistische Trias: Gott, Tugend, Unsterblichkeit" gesetzt und „diese flache religiöse Anschauung" zurückgewiesen. Darf denn ohne Weiteres der rationalistische verstandesmäßige Begriff „Gott" an Stelle von Brooke's „Vaterschaft Gottes" gesetzt werden? Ist denn mit dem letzteren Begriff nicht etwas ganz Anderes gesagt, das tiefempfundene Bedürfniß der Seele nach einem liebenden Vater? Ich meine, der Unterschied müßte von einem Theologen leichter präzisirt werden können, als von mir!

Aber es ist verständlich, daß die „rationalistische Trias" so leicht hier ihren Platz fand, denn die läßt sich schneller abfertigen, als echt christliche Gedanken in neuem Lichte! Daher gefällt auch David Strauß in seinen klaren Schlußfolgerungen dem Kritiker besser, als die „schwankenden Phrasen" der „Christl. Welt" oder Brooke's. „Hier war ein Gegner, mit dem innerlich zu kämpfen ein Vergnügen war, weil man es mit einer festgeschlossenen Weltanschauung zu thun hat." Hiernach müßte der Kritiker es auch bedauern, daß der konsequente Materialismus mehr und mehr seine Anhänger verliert und eine starke Schwenkung nach der Seite der Religion hin gemacht hat. Denn der Monismus in dem Sinne Haeckel's ist auch schon keine „festgeschlossene Weltauffassung", weil er ein Seelenbedürfniß aufgenommen hat, welches in dem früheren System des Materialismus keinen Platz fand. Je mehr solche Weltanschauungen mit christlichen Momenten durchsetzt werden, desto schwerer ist es, sie zu bekämpfen, weil die Scheidung des Wahren vom Falschen nur durch eine wirkliche

Vertiefung in den Gegenstand, nicht mehr durch einen rein dialektischen Angriff erreicht werden kann.

Christenpflicht wäre es doch, sich auch über diese, wenn auch oft verworrenen Bestrebungen sich dem Wahrheitsgehalt des Christenthums zu nähern, in ehrlicher Weise zu freuen! Darin scheinen allerdings die Auffassungen zur Zeit noch stark auseinanderzugehen!

Daher ist es dem Kritiker auch nicht geglückt, an den Bestrebungen Brooke's warmen Antheil zu nehmen! Frau Broicher sagt in ihrer Einleitung: „Brooke setzt sich mit den geistigen Strömungen seiner Zeit auf allen Gebieten auseinander. In das Umempfinden aller Fragen und Probleme weiß er sich mit unverwüstlicher, jugendlicher Elastizität hineinzuflechten. Die Mehrzahl der Menschen kennt dies Bedürfniß nicht. Sie leben in einer oder der andern dieser Strömungen und werden von ihnen getragen, denn wer sich gegen das Eindringen neuer Gedanken abschließt, hat es verhältnißmäßig leicht, zur inneren Harmonie zu gelangen."

Wer, wie der Kritiker zu dieser Mehrzahl der Menschen gehört, sollte doch nicht über die zu Gericht sitzen, welche das oben gekennzeichnete Bedürfniß stark empfinden. Mit der kühnen Behauptung „auch heute wenden gewiß große Mengen der Kirche den Rücken, aber sie brechen überhaupt mit dem Christenthum und suchen durchaus nicht ein „modernisirtes wissenschaftliches Christenthum" auf" trifft doch der Kritiker gewiß nicht die, welche es vorziehen ihren Robertson oder Brooke im Stillen zu lesen, weil sie dort mehr Halt und Erquickung für ein richtiges Werktagschristenthum finden, als bei manchem Diener unserer Kirche! So lange unsere Prediger diese Thatsache absichtlich oder „unabsichtlich übersehen, können sie sich ja nicht einmal die Frage vorlegen, warum diese Thatsache vorliegt. Es ist allerdings bei Weitem bequemer den Satz aufzustellen: „Ein Glaube, wie der Brooke'sche ist immer nur für die „kleine auserlesene" Schaar derer da, die satt und zufrieden, die Religion noch nebenbei als eine ganz angenehme Sache sich gefallen lassen." Das ist eine objektive Unwahrheit, gegen die ich öffentlich protestire. Wenn ich als Christ meinem Nebenmenschen vorwerfe, er sei satt und zufrieden, so bin ich sittlich und christlich dazu verpflichtet die gewissenhafteste Prüfung vorzunehmen — ob es mir nicht an dem

nöthigen Organ mangelt, um das Suchen und Fragen Jenes zu vernehmen! Das ist hier unterblieben, oder man kann es auch anders auffassen: die „Religiöse Phrase" hat bewiesen, daß der Verfasser derselben jenes Organ nicht besitzt.

Ein ernstes und zum Nachdenken zwingendes Wort Brooke's mag hier seinen Platz finden: „Jede Wahrheit, jede Wahrheitsform ruft das entgegengesetzte Falsche wach, jedes zu Tage-treten von etwas Gutem ruft seinen Gegensatz hervor und der Kampf ist un-unvermeidlich!" Brooke's Ringen und Kämpfen nach einer größeren weiteren Wahrheit hat eine bittere Abwehr von Seiten des kirchlichen Christenthums hervorgerufen, der es leider nur geglückt ist das Starre, Einengende, Lähmende seines Systems — also das „entgegengesetzte Falsche" ins hellste Licht zu rücken!

Das hat meine innerste Ueberzeugung, daß in Brooke's Arbeit ein unendlich fruchtbarer Wahrheitsgehalt steckt, noch mehr bestärkt!

Ich bin weit davon entfernt, jeden Satz Brooke's unterschreiben zu wollen, aber klar ist es mir geworden, daß er eine große von den weitreichendsten Gedanken des Christenthums innerlich durchglühte Persönlichkeit ist. Er glaubt felsenfest daran, daß, wenn auch manche momentane Hülle sich als unbrauchbar erweisen sollte, das Christeuthum die innere Kraft hat, wie alles, was wir von Gott haben, zu wachsen, sich zu entwickeln und sich zu neuer Form zu gestalten. Aber das nicht durch eine formale Reformation, sondern eine Wiedergeburt von innen aus unserem Seelenbedürfniß heraus, das nach Harmonie unseres christlichen und unseres Berufs- und Alltagsleben strebt! „In der Alles umgestaltenden Hand Christi wurden die widersprechendsten Wahrheiten zusammengefaßt und bildeten so erst ein Ganzes. . . Nicht eine Wahrheit durfte sich allein geltend machen, sondern alle zusammen sollten eine große Harmonie bilden. (Aphorismen 322)."

„Die höchste Aufgabe eines Vaters ist die Erziehung. Gottes Erziehung der Menschen ist vollendet, wenn alle ihre Kräfte und Fähigkeiten zu vollkommener Harmonie entwickelt sind. . . Nur, wenn alle unsere Gaben und Kräfte ihre Verwendung finden, Gelegenheit finden sich zu entwickeln, können wir an Gott als unsern Vater glauben."

So wundervoll einfach tritt hier Brooke dem oft auch von theologischer Seite ausgehenden Mißverständniß entgegen, als wolle

Gott die religiöse Seite des Menschen abgesondert von den andern Seiten entwickeln und zur Vollkommenheit erziehen, während nebenbei die andern Fähigkeiten und Entwickelungsmöglichkeiten ihren eigenen Weg gehen könnten.

Auch auf die einseitige Entwickelung religiösen Lebens paßt Brooke's Bemerkung, die er in Bezug auf die Selbstsucht macht „der Mensch, welcher nur einen Ideengang kennt, ist nur ein Bruchstück, auch wenn er es in dieser Idee zur Vollkommenheit gebracht haben sollte, und was das Schlimmste ist, er wird der bigotte Anbeter seiner eigenen Spezialität. (Aphor. 313)."

Wieviel ungezählte Stellen könnte ich noch aus Brooke's „Glaube und Wissenschaft" anführen, um dem Leser nur andeutungsweise zu zeigen, welche Fülle fruchtbarer Gedanken er aus dem unversiegbaren Quell seines reichen Christenthums schöpft und ihnen oft eine überraschend einfache, aber der traditionellen entgegengesetzte Fassung zu geben versteht.

Dieser Geistliche, dessen Sermons in England bis zu 17 Auflagen erlebt haben, hat das Erbtheil jener großen Männer übernommen, die wie Carlyle, Ruskin, Kingsley, Robertson „die Ideenwelt deutscher Dichtung und Philosophie in sich aufgenommen haben" während in ihnen „die religiösen Impulse das ausschlaggebende sind (Ch. Broicher in der Einleitung)".

„Mit Carlyle begann jene Reihe von Engländern, die mit dem Streben nach Ausgleich zwischen Christenthum und moderner Bildung größte sittliche Leidenschaftlichkeit verbanden und dadurch ihrer und mittelbar auch der deutschen theologischen Arbeit einen starken sittlich-sozialen Einschlag verliehen" so heißt es in einer warm empfundenen Kritik des Brooke'schen Buches in einer ausländischen Zeitung. Die „Balt. Mon." weiß von dieser so überaus wichtigen That leider Nichts zu sagen, sondern glaubt es bloß beklagen zu dürfen, „daß jedes Buch religiösen Inhalts, das nur „made in England" ist, ungeprüft als religiöse Weisheit aufgenommen wird."

Ich habe im Vorliegenden, soweit es der Raum gestattete, meine Ansicht über die Kritik des H. Eisenschmidt offen und klar ausgesprochen. Ich halte eine derartige Kritik für schädlich, denn sie trennt und scheidet, sie erregt und erbittert, sie säet Unfrieden! Die Schuld dafür suche ich weniger beim berufenen Kritiker, mehr

bei der Redaktion der „Balt. Mon." die sich ihren Kritiker selbst wählt. Ich habe diese Kritik so sorgfältig, als möglich durchgearbeitet und geprüft, ich habe in ihr aber leider den Typus wiedergefunden, der in letzter Zeit in der „Balt. Mon." für derartige Kritiken üblich geworden ist.

* * *

Seit einer Reihe von Jahren hat die Redaktion der „Balt. Monatsschr." ihr Programm erweitert, indem sie neben ihrer speziell historisch-baltischen Aufgabe unter den neu geschaffenen Rubriken „Litterärische Streiflichter" und „Neue Belletristik" den Interessen eines größeren baltischen Leserkreises gerecht werden wollte. Mit dieser Erweiterung ihres Programmes hat die Zeitschrift auch die Pflicht übernommen, den litterärischen Erscheinungen des Auslandes mit vollem Interesse zu folgen und sie nach ihrem Ermessen ihren Lesern zu empfehlen oder diese zu warnen. Denn es bedarf ja wohl keines Kommentars daß die „Balt. Mon." die Aufgabe haben sollte, uns jenen Zufluß geistiger Güter zu vermitteln, der uns die Kräfte aus jenem Quellgebiete herüberführt, dem wir unser ganzes geistig-sittliches Leben verdanken.

Es mag zahlreiche Balten geben, welche es unbillig finden, dieses als Aufgabe der „Balt. Mon." anzusehen! Es wird aber heutzutage viel Unbilliges von uns verlangt und ich wüßte nicht, warum die einzige periodische Zeitschrift unseres Baltenlandes nicht auch, wenn auch mit größter Anstrengung dazu beitragen sollte einen Zusammenschluß aller Gebildeten herbeizuführen, ein geistiges Zentrum des Lebens zu werden, indem sich alle fruchtbaren Ideen, wie in einem Brennpunkt sammeln?

Aber davon ist die „Balt. Mon." noch weit entfernt! Sie vertritt mit überlegener Ruhe den Standpunkt, daß sie nur die Pflicht habe, Erworbenes zu erhalten und den offenen Fragen, die in uns selbst ans Licht drängen oder von draußen zu uns herübergetragen werden als festes Bollwerk gegenüberzutreten. Denn obgleich es in der Abonnements-Einladung heißt „sie (die „Balt. Mon.") will nicht nur erhalten, sie will auch bauen" haben uns die letzten Jahrjänge zur Genüge bewiesen, daß es der „Balt. Mon." mit dem „Bauen" nie Ernst gewesen ist.

Die von der „Balt. Mon." berufenen Berichterstatter und Kritiker haben es sich angelegen sein lassen in dem oben gekenn-

zeichneten Sinne zu wirken. Es galt, durch scharfe Kritik dem baltischen Leser das Moderne überhaupt als „Umwerthung aller Werthe" darzustellen und somit das bloße Interesse daran als unbaltisch zu stempeln. Natürlich behielt die „Balt. Mon." solange Recht, als sie sich nicht dazu hergab, auch anderen Stimmen Raum zu gewähren, obgleich es im Programm hieß: „Sie will der einheimischen schriftstellerischen Thätigkeit auf den Gebieten des allgemein Wissenswürdigen und des Schönen entgegenkommen, und ein Sammelpunkt sein, zu dem Jeder nach Beruf und Kräften bringen und wo Jeder finden möge, was zum Wohle dieser Provinzen dienlich ist." Und sollte es wirklich dem Wohle unserer Provinzen dienlicher sein, wenn ein großer Theil unserer Gebildeten aktiv wie passiv sein Interesse an der Zeitschrift nach dieser Richtung hin immer mehr und mehr verliert?

Darüber dürften wir uns nicht wundern, denn die großen geistigen Strömungen die Deutschland und England, ja ganz Europa bewegen, an denen wir auch unseren Antheil haben wollen, finden dort nicht ihren Platz! Carlyle, dessen Schriften in den letzten Jahren zahlreich in deutscher Uebersetzung erschienen, der einen entscheidenden Einfluß auf die verschiedenartigsten Berufszweige und Gesellschaftsgruppen gewonnen hat, der immer mehr und mehr als Dichter-Philosoph dem modern gebildeten Menschen ein Prophet weisester Offenbarung geworden ist — die „Balt. Mon." schweigt über ihn!

Robertson, von dem wir schon oben gesprochen, der sogar in der „Balt. Mon." beiläufig der „gedankenreiche" genannt wird, dessen Lebensbild Frau Broicher uns in deutscher Sprache mit eigenen Zusätzen bearbeitete, dessen „Religiöse Reden" eine Landsmännin von uns übersetzte, die zu einem Hausschatz in vielen baltischen Häusern wurden — die „Balt. Mon." schweigt über ihn!

Ruskin, von dem Carlyle sagte, er sei nach Goethe der analytischste Kopf in Europa — jener große Aesthetiker, dem Frederik Harrison zu seinem 80-jährigen Geburtstag ein herrliches, ruhmvolles Zeugniß ausstellte, welches vor einem Monat in deutscher Uebersetzung in der „Dünazeitung" zum Abdruck gelangte — Ruskin, der durch seine sittliche Vertiefung der ästhetischen Bildung nicht allein England, auch den ganzen Kontinent beeinflußt — die „Balt. Mon." schweigt über ihn.

Sind das nicht moderne Probleme, die in England gezeitigt uns mitbewegen sollten in der innersten Seele?

Und nun Brooke! Hätte die „Balt. Mon." nach wie vor über solche Männer geschwiegen, so hätte sie fast besser daran gethan! Denn hier durchschaut man doch zu deutlich die Mittel, die angewandt werden, um das verderbliche Neue und Moderne, sei es in welcher Form auch, von dem Bereich des Baltenlandes fernzuhalten! Dazu auch die Vorarbeiten, die darauf hinzielten durch eigenartige Auswahl der Gedichte eines Nietzsche oder Dehmel oder Holz uns mit der modernen Dichtung bloß in ihren krassesten Auswüchsen bekannt zu machen, dazu ein Pamphlet auf Sudermann, dazu eingestreute Kritiken über ein Heft des Pan, das zufällig dem Kritiker in die Hand gerathen war, dazu Schmähreden auf Guy de Maupassant, dessen eigenartiges Talent in genialer Weise und sogar erzieherisch wirksam besprochen werden kann, wie Solches Professor Lorenz in den preußischen Jahrbüchern bewiesen hat.

Das sind Thatsachen, welche beweisen, daß die „Balt. Mon." es konsequent vermieden hat, sich mit den modernen Fragen ernsthaft auseinanderzusetzen, daß es ihr nicht darum zu thun war, den gesunden und fruchtbaren berechtigten Kern in dem gährenden Stoff herauszufinden — und daß sie jetzt auf dem Standpunkt angelangt ist, daß sie nicht mehr begreift und versteht, was um sie her vorgeht, wo immer klarer und reiner der Wahrheitsgehalt all des Stürmens und Drängens zu Tage tritt und eine große starke Bewegung von den verschiedensten Seiten her zur Religion sich bemerkbar macht, die nun mit neuen Elementen bereichert ganz anders gewappnet für kommende Anstürme dasteht! Warum haben wir Nichts von diesen Dingen gehört, die Professor Eucken (Jena) in seinem vortrefflichen Essay „Die Aufgabe der Philosophie in der religiösen Bewegung der Gegenwart" in meisterhafter Weise zusammengestellt und beleuchtet hat? Weil es wiederum eine moderne Frage ist! Mag sein, daß meine Forderungen zu weit gehen, aber Raum genug hätte die „Balt. Mon." gehabt, wenn sie den größten Theil ihrer litterarischen Besprechungen nicht an harmlose, belanglose Gegenstände verschwendet hätte!

Und wenn mir entgegnet wird, das liege unserem Interessenkreise doch zu fern, so frage ich weiter, ob auch ein Buch wie

Keuchel's „Goethe's Religion und Goethe's Faust," das hier in Riga in unserer Mitte entstanden ist, uns Nichts anginge? Die preußischen Jahrbücher haben bereits vor Monaten eine anerkennende Kritik aus der Feder Professor O. Harnack's gebracht, in der „Münch. Allg." zeigt Professor Eucken das Buch an, noch haben wir in der „Balt. Mon." kein Wort darüber gefunden! In Anlaß des Buches fand in Riga ein Goetheabend statt, über welchen in der Dünazeitung referirt wurde, obgleich das Referat wohl eher seinen Platz in einer periodischen Zeitschrift hätte finden sollen! Man hat sich aber längst bei uns daran gewöhnt, daß weitherzige, offene Aussprachen nicht in die „Balt. Mon." gehören! Ob die Redaktion diese Debatte über Goethe's Religion aufgenommen hätte, wage ich nicht zu behaupten! Goetheforscher und Gelehrte, wie Bielschowsky, Professor Sell, Professor Eucken, Prof. Kreyenbühl haben sich zwar in anerkennendstem Sinne darüber geäußert — aber die „Balt. Mon." nahm keine Notiz vom „Goetheabend"!

Jede einzelne angeführte Thatsache mag ja belanglos erscheinen, aber das System, das sich hierin dokumentirt, mußte einmal offen dargelegt werden und ich danke es der Redaktion, daß sie mir hierzu Gelegenheit gegeben hat!

Vielleicht ist dieses offene Wort geeignet unsere baltischen Männer und Frauen daran zu erinnern, daß ein Prinzip gefahrdrohend und schädlich genannt werden muß, welches die freie Regung des Geistes hindert und jeden kräftigen Luftzug von draußen her abschneidet!

Unter solchen Lebensbedingungen werden wir systematisch zu verwöhnten Schwächlingen erzogen, die keinem Luftzuge, geschweige denn einem Unwetter Stand halten können!

R. von Engelhardt.

Zur Verständigung und zur Abwehr.

Ehe ich zur Abwehr der gegen mich gerichteten, in ihrem Ton mir unverständlich gebliebenen Polemik schreite, will ich einige Worte zur Verständigung über Ausstellungen, die von freundlicher Seite gegen meine Rezension gemacht worden sind, vorausschicken.

Man hat vor Allem Anstoß an dem Worte „Phrase" genommen. Man hat es so gefaßt, als wenn damit Redensarten bezeichnet werden sollten, an die der Redende selbst nicht glaubt. Ich denke nicht, daß das Wort „Phrase" ursprünglich diesen Sinn hat, jedenfalls habe ich es nicht in diesem Sinne gebraucht, was ich hier ausdrücklich konstatiren möchte. Nach meiner Meinung stellen sich dann Phrasen ein, wenn Jemand von Dingen spricht, über die er nicht oder nicht genügend unterrichtet ist. Wenn z. B. Frau Broicher über Schleiermacher spricht, sind es nach meinem Urtheil Phrasen. Niemand, der Schleiermachers außerordentlichen, bis heute nachwirkenden Einfluß auf die Theologie kennt, wird behaupten, daß hinter ihm „die Thore der Reaktion fernab donnernd wieder zusammenschlugen." Ich nenne das eine Phrase, weil es schön klingt und in dem Leser ein gewisses Gruseln vor der Reaktion erweckt, aber der einfachen Wirklichkeit nicht entspricht. Nur in diesem Sinne habe ich auch von Brooke's Phrasen gesprochen, aber nirgends habe ich auch nur andeuten wollen, daß Brooke oder Charlotte Broicher nicht glauben, was sie sagen. Man hat mir vorgeschlagen, in Bezug auf Brooke anstatt „Phrase" lieber „pantheistische Gefühlsduselei" zu setzen. Ich bin damit ganz einverstanden, denn dann ist jede Mißdeutung ausgeschlossen.

Man hat ferner an dem Ton meiner Besprechung Anstoß genommen. Ich gebe zu, daß auch ein anderer Ton möglich gewesen wäre; hier schien mir aber dieser Ton angebracht, denn ich war gereizt durch die Einleitung zum Brookeschen Buche. Hier wird in Ausdrücken von Brooke gesprochen, die sogar auf Kingsley bezogen, etwas abgeschwächt werden müßten. Als ich nun das Buch selbst las mit seiner ermüdenden Monotonie, seiner gefühligen Breite, seinen zahllosen Selbstwidersprüchen, seiner anspruchsvollen Gedankenarmuth, da erfaßte mich freilich der heitere Gedanke, wie wenig doch nöthig ist, um ein Buch anpreisenswerth erscheinen zu lassen,

wenn dieses Wenige nur in einen Schwall gegen die Kirche und ihren Glauben gerichteter Worte gekleidet erscheint.

Endlich wird bedauert, daß ich zu wenig den eigentlich theologischen Inhalt oder Nichtinhalt des Brookeschen Buches behandelt habe. Das geschah aus Rücksicht auf den Charakter der „Monatsschrift". Vielleicht aber hole ich das Vermißte an anderem Orte nach. Wenn es geschieht, werde ich jedenfalls ganz in ernstem Tone schreiben — obgleich es wirklich nicht leicht ist. In Bezug auf R. v. Engelhardts Polemik beschränke ich mich auf Folgendes:

Ich hatte zuerst die Absicht mich in einer ganzen Reihe von Punkten gegen die Angriffe des Herrn von Engelhardt zu vertheidigen. Aber ich habe es aufgegeben. Denn einmal habe ich eben wirklich keine Lust mich weiter mit dem langweiligen Brooke'schen Buche zu beschäftigen, und dann hat ein weiterer Streit auch gar keinen Nutzen. Herr von Engelhardt hat es mit genügender „Offenheit und Klarheit" nachgewiesen, daß ich „anderer Ansicht" bin als Frau Broicher und Brooke. Das gebe ich auch vollkommen zu. Und ebenso ist Herr von Engelhardt anderer Ansicht als ich. Wollen wir es dabei belassen. Der Leser der „Monatsschrift" hat das Material zur Hand, um sich selbst ein Urtheil zu bilden: er hat Rede und Gegenrede gehört. Mit Ausnahme eines Punktes, den ich später erörtern werde, hat mich Herrn von Engelhardts Polemik nirgends auch nur davon überzeugt, daß ich Brooke einen Schatten von Unrecht angethan habe. Wir sind eben verschiedener Ansicht. Wir treten an ein religiöses Buch mit verschiedenen Anforderungen heran. Folgenden Satz Brookes nennt mein Gegner ein „ernstes und zum Nachdenken zwingendes Wort": „Jede Wahrheit, jede Wahrheitsform ruft das entgegengesetzte Falsche wach, jedes zu Tage treten von etwas Gutem ruft seinen Gegensatz hervor und der Kampf ist unvermeidlich!" Ich finde diesen Satz wieder recht trivial. Ich weiß es wohl: viele Trivialitäten werden hüben und drüben ausgesprochen und müssen auch ausgesprochen werden. Aber an gedruckte Worte, besonders solche, die mit überschwänglichen Anpreisungen eingeführt werden, lege ich allerdings einen andern Maßstab an. Doch wozu weiter darüber streiten? Brooke wird seine „kleine, auserlesene Gemeinde" behalten, und meine Kritik, von der ich weiß, daß sie inhaltlich auch vielfach volle Zustimmung gefunden hat, wird vielleicht manchen

Leser veranlassen, das Brookesche Buch auf seinen wirklichen Inhalt genauer zu prüfen und sich nicht durch klingende Worte über die Inhaltslosigkeit hinwegtäuschen zu lassen. Nur einige Punkte will ich noch kurz berühren.

1) An einer Stelle wird mir der Vorwurf gemacht, daß ich an Stelle der Brooke'schen religiösen Ideen die rationalistische Trias „Gott, Tugend, Unsterblichkeit" gesetzt habe und zwar ohne irgend welche Belege, weil die rationalistische Trias sich schneller abfertigen lasse, als „echt christliche Gedanken in neuem Lichte." Jeder, der auch nur etwas mit der rationalistischen Litteratur bekannt ist, weiß, daß die Bezeichnung Gottes als des „lieben himmlischen Vaters, des allgütigen, allbarmherzigen Vaters" zum festen Bestande der rationalistischen Ausdrucksweise gehört. Es war also durchaus kein etwas unredliches Fechterkunststück, wenn ich Brookes an der angezogenen Stelle ausgesprochenen religiösen Ideen mit der rationalistischen Trias gleich stellte. Wer sich die Mühe nehmen will, Zschokkes „Stunden der Andacht" zu lesen, wird finden, daß ihr religiöser Inhalt dem des Brooke'schen Buches entspricht, nur daß noch ein Plus zu Gunsten Zschokkes herauskommt. Die Behauptung, die Bezeichnung Gottes als „liebender Vater" sei ein echt christlicher Gedanke „in neuem Lichte" ist so erstaunlich, daß ich zum zweiten Punkt übergehe.

2) Leider hat mein Gegner die Sätze Brookes, die ich S. 404 und 405 meiner Rezension anfechte, nicht zu vertheidigen unternommen. Es wäre ihm dabei vielleicht verständlich geworden, daß solche Sätze auch etwas „erregendes und erbitterndes" haben. Es ist ein unerlaubtes und das kirchliche Gefühl tief verletzendes Spiel mit Worten, wenn Brooke Christus den Gottmenschen nennt oder vom Heiligen Geiste spricht. Das sind doch Ausdrücke, die im Lauf der Jahrhunderte eine ganz feststehende Bedeutung gewonnen haben und die doch nicht nach Belieben zur Bezeichnung eines beliebigen Gegenstandes verwendet werden dürfen. Christum den Gottmenschen nennen und einige Seiten später behaupten, daß Gott in allen Menschen Fleisch wird, wie er es in Christo wurde, — das ist entweder Gedankenlosigkeit oder Unredlichkeit. Tertium non datur. Ich habe, wie es billig ist, das erstere angenommen. Aber fühlt mein Gegner nicht, daß solche Dinge für eine, nun doch einmal auch in der Welt vorhandene

Glaubensanschauung, etwas Empörendes haben? Man hat mir eingewandt, daß an solchen Stellen vielleicht die Uebersetzung nicht ganz zutreffend sei. Daß weiß ich nicht und kann ich nicht wissen. Ich habe das Buch zu beurtheilen, wie es mir vorliegt, wie es uns als „Führer" empfohlen wird und wie es schädigend und verwirrend bei uns auftritt. Aber es ist doch seltsam: das kirchliche Christenthum soll sich Alles gefallen lassen, es soll die stärksten Entstellungen und die handgreiflich unwahrsten Vorwürfe ruhig hinnehmen — wagt es aber einmal Jemand, mit etwas Malice darauf hinzuweisen, daß ein angepriesenes englisches religiöses Buch jenes wünschenswerthe Maß von Klugheit vermissen läßt, das man doch auch in religiösen Betrachtungen gerne findet, — dann, ja dann wirkt man „schädlich", man „trennt und scheidet", man „erregt und erbittert", man „säet Unfrieden". Ein „offenes Wort" ist immer nur den Gegnern gestattet — wehe dem, der es von kirchlicher Seite her zu äußern wagt!

3) Einen Satz hätte ich allerdings nicht schreiben sollen und ich danke es Herrn von Engelhardt, daß er mich mit aller Entschiedenheit auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hat. Denn wenn ich sage, daß ein Glaube wie der Brooke'sche immer nur für die „kleine auserlesene" Schaar derer da sei, die „satt und zufrieden" sind, so liegt hier wirklich die Möglichkeit einer objektiven Unwahrheit vor. Veranlaßt aber war der Satz mit seiner ungehörig apodiktischen schroffen Fassung durch die dreiste Anmaßung, mit welcher in der Einleitung renommirend von der „kleinen auserlesenen" Gemeinde Brookes gesprochen wird. Ich bitte also den Satz freundlichst damit entschuldigen zu wollen, daß ich, als ich ihn schrieb, zu sehr unter dem Eindruck jenes erwähnten Passus stand.

4) Zum Schluß noch eine Bemerkung, die ich gerne mir erspart gesehen hätte; da sie mir aber nicht erspart werden sollte, so muß sie hier folgen. Herr von Engelhardt schreibt, und ich muß die Worte noch einmal hersetzen, damit der Leser sie unmittelbar vor Augen hat: — „Da hätte doch der Kritiker sich vorerst gewissenhaft prüfen sollen, ob es recht und billig sei, das Andenken eines Verstorbenen gewissermaßen als Deckung seiner eigenen, stark persönlich gefärbten Ansichten zu gebrauben! Ich protestire dagegen, daß die Warnung vor der „religiösen Phrase",

welche mein Vater gerade an unsere Kanzelredner richtete, weil er sie vorzugsweise für eine Gefahr unseres dogmatisch gefärbten Kanzelstils hielt, unter Berufung auf seinen Namen nach Belieben benutzt werde. Ich bedaure es, durch Herrn Eisenschmidts Vorgehen, zu dieser persönlichen Bemerkung gezwungen worden zu sein!"

Ich stehe vor diesem Protest wie vor einem Räthsel! Worin besteht denn mein „Vorgehen", das diesen Protest meinem Gegner zu seinem Bedauern abgezwungen hat? Ich kann doch nicht annehmen, daß mein Gegner es überhaupt für sittlich verwerflich hält, das Andenken eines Verstorbenen anzuführen. Ich hoffe darum meinem Gegner kein Unrecht zu thun, wenn ich seinen unklaren Satz dahin präzisire: er protestirt dagegen, daß ich die Warnung vor religiöser Phrase, die der verstorbene Professor Moritz von Engelhardt ausgesprochen, „nach Belieben" d. h. in einem andern Sinne, als sie gemeint gewesen, zur Deckung meiner eigenen Ansicht gebraucht habe. Danach muß es scheinen, als wenn ich in meiner Rezension mich hinter die Autorität eines Verstorbenen gesteckt hätte, um meinen eigenen Ansichten Nachdruck zu verschaffen. Ich bitte den Leser dringend, meinen Artikel im Maiheft zu vergleichen. Da wird er finden, daß der Name des Professors Moritz von Engelhardt und die Erinnerung an ihn an einer Stelle und nur an dieser einen Stelle vorkommt und zwar ganz am Anfang meiner Rezension. Dort steht der einfache, wie mir scheint, klare Satz: „Unser unvergeßlicher akademischer Lehrer Moritz von Engelhardt pflegte uns Studenten darauf hinzuweisen, wie eine der größten Gefahren unserer Zeit die Herrschaft der religiösen Phrase sei und wir uns nicht ernstlich genug davor hüten könnten, selbst der Phrase zu verfallen." Dann folgt ein Satz, den wohl Niemand anfechten wird und dann die Beobachtung, daß jene Warnung vor der religiösen Phrase auch heute noch nöthig zu sein scheine. Und das ist Alles. Und das wird ein „Vorgehen" genannt, das einen feierlichen Protest nöthig macht! Was hat denn den Unwillen meines Gegners so sehr erregt? Ich soll das Andenken eines Verstorbenen zur „Deckung" meiner eigenen Ansichten gebraucht haben. Wer gegen Brooke polemisirt, braucht keine Deckung; da kommt man noch mit eigenen Kräften aus. Doch das nur nebenbei. Die Hauptsache ist: wo habe ich gesagt,

daß die vor bald dreißig Jahren ausgesprochene Warnung gegen Brookes Phrasen gerichtet war? Phrase ist Phrase, ob sie aus dem Munde eines orthodoxen oder liberalen Predigers kommt. Man sehe doch erst nach, was ich wirklich geschrieben habe, ehe man mich verdächtigt, das Andenken eines Verstorbenen mißbraucht zu haben! Endlich aber: Woher hat Herr von Engelhardt das Recht zu behaupten, daß ich jene Warnung „nach Belieben“ verwende? Hat er in den Jahren 1873—76 mit mir zusammen die theologischen Vorlesungen gehört? Ich weiß, was ich einst bei Moritz von Engelhardt gehört habe und daß seine Worte an uns Studenten gerichtet waren, kann aber schlechtweg nicht begreifen, warum die damals ausgesprochene Warnung nicht auch heute noch auch auf andere Gebiete angewendet werden soll!

Auch ich muß einen Protest einlegen und zwar gegen eine Art der Polemik, welche jede sachliche Diskussion unmöglich macht.

H. Eisenschmidt.

Bemerkungen der Redaktion zu dem „Offenen Wort" des Herrn R. von Engelhardt.

Schon wegen des Tones in ihrem ersten Theile hätte die Zuschrift des Herrn von Engelhardt eigentlich keine Aufnahme in der „Balt. Mon." finden dürfen. Wenn wir diesen ersten Theil dennoch abgedruckt haben, so geschah es nur, um einem Wunsche unseres geschätzten Mitarbeiters H. Eisenschmidt nachzukommen. Nach unserer Ueberzeugung ist ein Angriff in der baltischen Presse auf irgend einen freipraktisirenden englischen Pfarrer ganz und gar kein Unglück, ein Ausfall dagegen, der von baltischer Seite gegen einen berufenen Vertreter unserer Kirche unternommen wird, völlig unstatthaft. Wendet sich ein solcher Angriff gleichzeitig gegen die Richtung unserer Landeskirche, so ist das mehr als ein Unglück, es ist ein unverzeihlicher Fehler. Unsere baltische Kirche ist durchweg positiv und konservativ. Das entspricht der Geschichte des Landes und ist nothwendig um äußeren Angriffen zu widerstehen. Kirchen, die mit der unverhüllten Absicht der Vernichtung angegriffen werden, sind nicht in der Lage, dogmatische Kämpfe und Entwickelungen durchzumachen; sie müssen um der Selbsterhaltung willen diese Dinge von sich fernhalten. Wer es für seine Aufgabe hält den Gegnern der landeskirchlichen Richtung im eigenen Lande Anerkennung oder gar „Ehrerbietung" zu schaffen, der schädigt direkt die innere Kraft unserer Kirche.

Obige Andeutungen, die für jeden berufenen Leser der „Balt. Mon." Selbstverständliches enthalten, sind nicht an die Adresse des Herrn von Engelhardt gerichtet, sie gelten vielmehr bloß jener freundlichen Seite, von der unser geschätzter Mitarbeiter H. Eisenschmidt im Eingange seiner Replik spricht. Dem Herrn von Engelhardt gegenüber muß ein ganz anderer Ton an-

geschlagen werden, ein Ton, wie er in dem Lessingschen klassischen Rezept für Kritiker vorgesehen ist. Meine Tonleiter, heißt es dort, würde diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher. Fassen wir nunmehr den ersten Theil der Zuschrift des Herrn v. Engelhardt näher ins Auge.

Eine alte Ausgabe des „kleinen Meyer“ unter dem Arm und einige Feuilletons der „Christlichen Welt“ in der Tasche, steigt Herr v. Engelhardt dröhnenden Schrittes hinab in die Arena. Sein Auftreten ist von bewunderungswürdiger Sicherheit und Jeder fühlt es sofort heraus: Auf dem weiten Gebiet der religiösen Fragen ist Herr von Engelhardt völlig zu Hause. Gleich zu Beginn des Kampfspiels wird ein wenig bekannter Ausspruch Goethes zitirt. Das macht sich immer sehr gut. Man erzwingt sofort die Hochachtung des Lesers, der sich einbildet, der Autor müsse tief in die gesammten Werke Goethes eingedrungen sein. Daß es ein Schatzkästlein giebt, in dem eine Unmenge Goethescher Aussprüche für alle vorkommenden Fälle in übersichtlicher Ordnung schon fertig vorliegen, so daß das mühsame Studium der sämmtlichen Werke Goethe's überflüssig wird, wissen ja die Wenigsten. Herr v. Engelhardt hat übrigens, beiläufig bemerkt, an einem Hagensberger Goethe-Abend theilgenommen, und ihn wird man daher natürlich mit vollstem Recht zu den wirklichen Goethekennern rechnen müssen. Was nun den Ausspruch betrifft, der uns vorgelegt wird, so soll er beweisen, daß bei Goethe das Unmögliche möglich war. Goethe habe gesagt, er sei gelegentlich Polytheist, gelegentlich Pantheist und falls er eines Gottes für seine Persönlichkeit als sittlicher Mensch bedürfe, so sei auch dafür gesorgt. Daraus müsse geschlossen werden, daß Goethe gleichzeitig die Vorstellung eines persönlichen und eines unpersönlichen Gottes gehabt habe! Einen solchen Nonsens, — und die gleichzeitige Vorstellung eines persönlichen und eines unpersönlichen Gottes ist, weil das eine das andere aufhebt, ein eklatanter Nonsens — aus dem angeführten Ausspruch herauszuquälen, ist einfach unmöglich. Aber selbst wenn der Ausspruch zweifelhaft erschiene, darf die

Auslegung einem Goethe gegenüber niemals zu Gunsten des Unsinns ausfallen.

Nach dieser überaus glücklichen Entrée glaubt Herr v. E. er könne sich nunmehr unbeschadet den Scherz erlauben, das alte Kampfmittel der kleinen Skribenten anzuwenden, nämlich seinen Gegner unvollständig zu zitiren und ihn dann mit seinen (des Gegners) eigenen Folgerungen, die nur aus dem vollständigen Zitat möglich sind, kurzer Hand zu erdrosseln. Er läßt an der betr. Stelle (S. 476) die Hauptsache, die Prachtphrase von den Thoren, die fernabdonnernd zusammenschlagen, ruhig bei Seite. Das berührt peinlich, da man nicht annehmen darf, daß hier bloß Flüchtigkeit vorliegt. Versichert uns doch Herr v. E. feierlich, er habe die Kritik sorgfältig geprüft und durchgearbeitet.

Erschöpft durch den bisherigen großen Aufwand geistiger Kräfte hält unser Antikritiker etwas inne, erklärt alle übrigen Beweise seines Gegners in Bausch und Bogen für werthlos und singt ein Lied, ein Lied von ihr, der „ernsten, geistvollen" Frau mit Namen Charlotte Broicher. Das Lied erinnert auffallend an das 41. Kapitel des Hiob. „Niemand ist so kühne, der (sie) reizen darf. Wenn Du Deine Hand an (sie) legest, so gedenke, daß ein Streit sei, den Du nicht ausführen wirst, u. s. w." Und eine solche Frau, die nach der Versicherung ihres Sängers eine Kritik der „Balt. Mon." garnicht zu achten braucht, hätten wir uns vermessen anzutasten und von ihr in einer für uns Balten beschämenden Weise zu sprechen! Diese Stelle in dem Pään des Hrn. v. E. hat uns so erschüttert, daß wir entschlossen sind unser Verbrechen zu sühnen und der geistvollen Frau ein Opfer zu bringen: das nächste Buch der Phrasenfirma Brooke & Broicher soll ohne alle Ironie, Malice und Moquerie in der „Balt. Mon." zur Anzeige gelangen.

Das Preislied hat Hrn. v. E. wunderbar gestärkt, und gehobenen Hauptes schreitet er wieder zum Angriff. Er behauptet, das thörichte Motto zu dem Buche „Glaube und Wissenschaft" sei garnicht thöricht, sondern habe einen tiefen und verständlichen Sinn. Wir heben aus der konfusen Beweisführung nur folgendes gute Stück hervor: „Diese Wahrheiten stehen in scharfem Gegensatze zu einander." Das ist ein ganz neuer „fruchtbarer" Gedanke, auf

den Hr. v. E. stolz sein darf. Bisher standen Wahrheiten immer in schöner Harmonie mit einander. Wo ein wirklicher, nicht blos anscheinender Gegensatz stattfand, mußte auf einer Seite Unwahrheit sein; auf welcher Seite war natürlich in jedem Fall besonders zu untersuchen. Der tiefgründigen Philosophie des Antikritikers war es vorbehalten, Wahrheiten zu entdecken, die in scharfem Gegensatze zu einander stehen. Ueber den Werth einer Beweisführung, in der sich ein solcher Satz befindet, ist natürlich kein Wort weiter zu verlieren. — Nach dieser ganz kleinen und ganz verfehlten Originalleistung fühlt Herr v. E. begreiflicher Weise das dringende Bedürfniß wieder eine geistige Größe zu zitiren. Dies Mal ist es Kant. Der Leser kann wieder nicht anders glauben, als sei Herr v. E. mit der Kant'schen Philosophie völlig vertraut und fühle sich da ebenso zu Hause wie in den sämmtlichen Werken Göthes. Die beiden schönen Fremdwörter, noumena und phaenomena, imponiren gewaltig, und jeder, dem ihre Bedeutung nicht ganz klar ist, bewundert die profunde Bildung des Antikritikers.

Herr v. E. behauptet also, nach Kant gehöre unsere Gottesvorstellung „bekanntlich" zu den Noumena und nicht zu den Phaenomena. Bekanntlich! Das wissen also alle, sagt sich der eingeschüchterte Leser, o über meine schreckliche Unbildung, ich habe davon nie etwas gehört! Wir haben, lieber Leser, auch nie etwas davon gehört, und ein guter Freund von uns, der Philosophie studirt hat und es doch wissen müßte, hat ebenfalls nie etwas davon gehört. Und das ist auch gar kein Wunder, da Kant ebensowenig wie Goethe Unsinn zu reden und zu lehren pflegte. Des Antikritikers Behauptung, es gehöre die Gottesvorstellung bekanntlich zu den noumena ist nämlich total falsch. Die Ausdrücke noumena und phaenomena beziehen sich „bekanntlich" überhaupt nicht auf unsere Vorstellungen, sondern „bekanntlich" nur auf die Dinge, über die wir uns Vorstellungen machen. Am Ende hat aber Herr v. E. das sehr wohl gewußt und die falsche Behauptung nur deswegen hingestellt, weil die Gesetze der Logik auf noumena keine Anwendung finden, mithin auch nicht auf die Gottesvorstellung, die er ja zu den noumena rechnet, so daß alsdann alle seine Ausführungen über unsere Gottesvorstellungen, auch wenn sie jeglicher

Logik entbehren, im Hinblick auf Kants Autorität unantastbar erscheinen müssen. Liegt die Sache so, dann hat natürlich Hr. v. E. gewonnenes Spiel. Die Logik ist abgeschafft, und die Kritik muß schweigen.

* * *

In unserer Antwort auf den zweiten Theil der Zuschrift, der speziell gegen uns gerichtet ist, müssen wir uns wegen Raummangels sehr kurz fassen. Zunächst sei bemerkt, daß Herr von Engelhardt auch in diesem Theil seiner Zuschrift von Dingen spricht, über die er nicht gehörig unterrichtet ist, und zwar wieder in einer Weise spricht, die glauben machen soll, als sei er vorzüglich unterrichtet. Hier ein Beweis für unsere Behauptung. Herr v. Engelhardt sagt mit Emphase, die „Balt. Mon." habe konstant über Carlyle geschwiegen. In Wirklichkeit ist Carlyle häufiger als irgend ein anderer Autor, auch Treitschke nicht ausgenommen, in der „Balt. Mon." besprochen und gewürdigt worden. Vgl. „Balt. Mon." 1896 Beilage S. 49 Rogge's Biographie Carlyle's; 1896 Beilage S. 211 ff. eingehende Besprechung von Carlyle's sozialpolitischen Schriften; 1897 Beilage S. 303 Schulze-Gaevernitz' Buch über Carlyle und S. 305 Wilhelmi's Schrift über Carlyle und Nietzsche; 1899 S. 82 Carlyle's Lebenserinnerungen. Also fünf Mal ist über Carlyle und seine Schriften gesprochen worden, Herr v. Engelhardt aber behauptet, die „Balt. Mon." habe über ihn konstant geschwiegen!

Unser geschätzter Mitarbeiter H. Eisenschmidt hat mit Recht darauf hingewiesen, man dürfe Brooke nicht ernst nehmen. Dasselbe gilt in noch höherem Maße von seinem Verehrer und Jünger, unserem gütigen Richter und Rathgeber. Das Beleidigende, das in seiner Zumuthung liegt, alle unsere Grundsätze seinen Velleitäten zu Liebe ohne Weiteres über den Haufen zu werfen, haben wir ihm daher auch keinen Augenblick übelgenommen.

Im Einzelnen die Behauptungen des Herrn v. E. zu widerlegen lohnt wirklich nicht der Mühe. Oder sollen wir etwa den Nachweis führen, daß in den Litterärischen Streiflichtern keine „harmlosen und belanglosen" Bücher besprochen werden? Daß die Schriften von Treitschke, Lindner, Marcks, Wolfgang von Oettingen,

Otto Harnack, um nur ein paar Namen ohne besondere Auswahl zu nennen, nicht harmlos und belanglos sind? Und was thun denn die Litterärischen Streiflichter anders, als das sie uns „den Zufluß geistiger Güter aus jenem Quellgebiet vermitteln, dem wir unser ganzes geistig-sittliches Leben verdanken". Freilich halten wir Deutschland für dieses Quellgebiet und nicht etwa wie Herr v. E. vorzugsweise England oder gar Frankreich (Robertson, Ruskin, Brooke, Guy de Maupassant). Daß die „Balt. Mon." sich mit der „Moderne" nicht auseinandergesetzt hat, ist wieder nicht wahr. Sie hat es mehr als ein Mal gethan, zuletzt in eingehender Weise im Märzheft dieses Jahres S. 224 ff. Wie oft soll man es denn wiederholen, daß die Aufgabe der „Balt. Mon." darin nicht bestehen kann, Ideen zu propagiren, die dem nationalen Bewußtsein nicht förderlich sind. Die Ideen der „Moderne" sind aber diesem Bewußtsein entschieden meist nicht förderlich und die Produktionen von sehr vielen Vertretern der modernen Kunst wirken zweifellos meist sittlich und national gleich zersetzend und auflösend. Selbstverständlich soll daraus nicht gefolgert werden, daß sich die „Balt. Mon." diesen Erscheinungen ganz verschließen muß — das thut sie ja auch garnicht — aber wohl, daß sie gerade derartige Geistesprodukte nach den maßgebenden obersten Prinzipien streng zu beurtheilen hat. Denn wir müssen eben — sollen wir national nicht untergehen — die innere Kraft unseres Volksthums festigen und mehren; dem Zersetzenden und Auflösenden soll ein festes Urtheil begegnen, das sich durch moderne „Objektivitäten" und „Wahrheiten" nicht beirren läßt. Wir meinten, es sei längst bekannt, daß die „Balt. Mon." diesen ganz bestimmten Standpunkt hat, von dem aus sie alle bedeutenden Erscheinungen der Litteratur bespricht und würdigt. Herr von Engelhardt scheint das wieder nicht gewußt oder nicht gemerkt zu haben, sonst hätte er uns wohl mit seinen lächerlichen Zumuthungen „uns in das Umempfinden aller Fragen und Probleme elastisch hineinzuflechten" (Brooke & Broicher) verschont.

Wenn es nach ihm ginge, müßten also die Fazetien eines Guy de Maupassant (z. B. Der Weihnachtsabend) in der „Balt. Mon." wegen des „kräftigeren Luftzuges" „erzieherisch wirksam" besprochen werden, es müßten eingehende Untersuchungen angestellt

werden über den „fruchtbar berechtigten Kern in dem gährenden Stoff" etwa der blödsinnigen Gedichte eines Stefan George u. s. w. Geschieht das nicht, so wird „die freie Regung des Geistes gehindert", „wir werden zu Schwächlingen" u. s. w. Doch genug.

„Fernabdonnernd" schließen sich hiermit die Thore der Diskussion.

A. v. T.

Diesem Heft ist beigefügt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Friedrich Andreas Perthes in Leipzig.